Digitized by Google

SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS

# ONOMATOLOGIA FORESTALIS-PISCATORIO-VENATORIA.

oder

vollständiges

# Forst- Fisch und Jagd-
# Lexicon,

J. F. Stahl.

in welchem

alle bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erkläret,

der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen, sammt der Art sie im besten Stande zu erhalten,

angewiesen,

die Eigenschaften, Gebrauch und Fortpflanzung der verschiedenen Holzarten,

wie auch aller besonderer Gattungen der Bäume,

ferner

die Natur und Eigenschaften der wilden Thiere, der Vögel und des Federwildprets, alle Arten ihres Fanges und der Jagden, die mit ihnen angestellet werden,

endlich auch der Raub- Strom- und Teichfische, nebst ihrem Fang und Wartung beschrieben, auch die in alle drey Gegenstände einschlagende Rechtsfälle, mitgetheilet werden.

Nach alphabetischer Ordnung zu allgemeinem Gebrauch deutlich und ausführlich abgehandelt,

und aus langwieriger Erfahrung auch bewährtesten alten und neuen Schriftstellern gedachter Künste und Wissenschaften, wie auch der Naturlehre, Haushaltungskunst, Policey- und Cameralwissenschaften zusammengetragen.

Dritter und letzter Theil.

Nebst einer Vorrede

von

Abgabe der Gerechtigkeitshölzer.

Frankfurt und Leipzig, 1773.

# Vorrede
## von
# Abgabe der Gerechtigkeitshölzer.

Wir liefern hiemit den dritten und letzten Theil unsers **Forst- Fisch- und Jagdlexicons**, darinnen man, wie in den vorhergehenden Theilen, eine Menge auserlesener Anmerkungen aus den besten in diese Materien einschlagenden Schriften, antreffen wird.



Digitized by Google

Sonderlich hat man dabey das **Forstwesen**, als den Hauptgegenstand, der in unsern Zeiten vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet, so behandelt, daß man sich dabey der neuesten Schriften bedienet, in welchen alle Anweisungen aus den sorgfältigsten Erfahrungen gezogen, und mit physicalischen Gründen bestätiget sind. Von welchen Schriften wir jetzo nur zwey nennen wollen, nemlich **die trefliche Anleitung zum Forstwesen des Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Herrn Cammerraths Cramers**; und das **berühmte Forstmagazin**, welches unter der Direction eines eben so grossen Kenners des Forstwesens, des **Herzogl. Würtembergischen Herrn Hofraths Stahls**, bisher an das Licht gestellet worden. Aus diesem letztern Werke theilen wir jetzo noch eine Abhandlung mit **von der Abgabe der Gerechtigkeitshölzer**, die von einem erfahrnen und gründlich denkenden Verfasser zeuget.

Es ist nicht ein geringer, sondern in Verursachung des Holzmangels sehr weit um sich greiffender Fehler, daß man unter den vorigen und jetzigen Zeiten keinen Unterscheid machet. Und aus diesem Grunde werden auch die alte Gerechtigkeiten, welche diese und jene Commun in einem bestimmten Waldbezirk zu geniessen hat, als ein Heiligthum geheget, unerachtet sie sich mit dem Holzanbau gar übel zusammen reimen,

und

und nicht selten die Regeln der Holzsparkunst zu nichte machen. Unsere Alten und Vorfahren, heisset es haben es einmal so verordnet, und sie sind doch auch keine Thoren gewesen. Gut! aber was für seltsame Dinge würden nicht heraus kommen, wenn wir ohne Unterschied nach den Regeln und Vorschriften unsers Uhrgrosvaters, des ehrlichen Olims, verfahren wollten. Meynen wir denn, daß unsere Vorfahren eben so gedacht, und sich schlechterdings an die Verordnungen ihrer Vorfahren gekehret haben? Sie waren gewieß klüger und vernünftiger zur Werk gegangen. Sie wußten sich in die Zeiten zu schicken. Sie betrachteten die Beschaffenheit der Umstände, und nach diesen machten sie ihre Verordnungen. Sie veränderten dieselbe, so bald sich die Beschaffenheit der Gegenstände geändert hatte.

Man klaget immerhin, es wären nimmer die alten Zeiten, die Anzahl der Menschen seye viel grösser geworden, die Consumtion vieler Dinge, sonderlich des Holzes, seye ungleich stärker. Wir wenden nichts darwieder ein. Die Alten hatten das Holz in vielen Gegenden im Ueberfluß; daher konnten sie ganze Plätze von Holz verschenken, Waldungen ausrotten, grosse Holzbesoldungen geben, und dergleichen. Daß endlich ein Holzmangel in solchen Gegenden

 entste-

entstehen könnte, und daß es nöthig seye, durch menschliche Beyhülfe die Waldungen zu erzielen, das sahe man als einen Gedanken an, den nur die Geitzigen haben, welchen immer träumet, daß sie noch zuletzt darben müssen. Was sollen wir nun thun? Soll man immer alles bey dem Alten lassen? Alle Jahr die sogenannten Gerechtigkeitshölzer abgeben, Wälder ausstocken, grosse Holzbesoldungen abreichen, und dabey Menagieröfen einführen, die Hirten in das Holz fahren lassen, wohin ihnen das zweyhundertjährige Lagerbuch die Freyheit ertheilet rc. und doch dabey den Holzanbau besorgen? Wie soll das zugehen?

Doch genug hievon! Ich höre wirklich einige Bürger, welche den Förster verklagen, daß er sie um ihre alte Gerechtigkeit zu bringen suche. Allein daß dergleichen Klagen nicht allezeit gegründet seyen, das lehret uns die im Herzogthum Würtemberg emanirte Schönbuchsordnung d. a. 1583. in folgender Stelle: Nicht weniger solle bishero denen jungen Eheleuten nothwendig Holz, zu Haltung ihrer Hochzeit, aus dem Schönbuchwald dergestalt gegeben worden seyn, daß jeder Ehemann dagegen zwey oder drey junge Eichen in den Schönbuch setzen solle. Weil aber solches eine selbstgemachte Gerechtigkeit, und

und jeder Schönbuchsgenosse ohne dieß verbunden ist, zu Frühlingszeiten, vermöge der Ordnung, Eichen zu setzen, als wollest du Forstmeister fürterhin dergleichen nicht jemand verfolgen lassen; aber die Unterthanen nichts destoweniger zu Leistung der Gebühr und Schuldigkeit mit Setzung der Eichen ernstlich anhalten.

Man weißt hie und da die alte Gerechtigkeit auf allen Blättern der Lagerbücher zu erneuren, von denen damaligen Umständen aber, wie und mit welcher Bedingúng eine Sache erlaubet worden, ist nirgend nichts zu finden. Ein Dorf, das einem Walde sehr nahe gelegen, hatte seit 1509 die Freyheit gehabt, sich und sein Vieh aus dem gedachten Walde zu erhalten. In besagtem Jahr bewohnten das Dorf dreyßig Bürger. Gegenwärtig haben sich diese mit ihrem Vieh so stark gemehret, daß nur seit dreyßig Jahren her ein Drittel an Gebäuden, Feuerstädten und Vieh darzu gekommen. Die meisten Feldhölzer und Gebüsche haben sie zu Land und Wiesen ausgerottet. Es kommt ein Bürger nach dem andern, und bittet wegen dem Zuwachs seiner Kinder und Rinder um Erlaubniß, diesen und jenen Holzfleck abzuhauen, und zu seiner Dürftigkeit bauen zu dürfen. Der Beamte, der die Zehendeinkünfte seines Herrn zu vermehren sucht, und die Umstände seines

Untergebenen kennet, giebt demselben einen guten Beybericht. Und wenn er aus vielen wichtigen Ursachen sich noch die Mühe geben mag, ein altes Lagerbuch durchzublättern; so findet er wohl noch eine merkwürdige Stelle, daß der Supplicant eine gegründete Ansprache auf das quästionirte Feldhölzlein habe, weil es vor Zeiten zu seinem Hof gehöret hätte. Man findet deutliche Merkmale, daß der Platz vor Zeiten mit dem Pflug gebauet worden, und vielleicht im dreyßigjährigen Krieg wüste liegen geblieben rc. Nun mag die Resolution erfolgen, wie sie immer will; so muß es sich doch im Messen des Waldes zeigen, wie viel derselbe an der Morgenzahl nach und nach ab- oder zugenommen habe. Wie soll nun im erstern Fall der immer in die Enge getriebene Wald die verstärkte Anzahl der Bürger und des Viehes erhalten?

In unsern aufgeklärten Zeiten darf man nicht mehr befürchten, zum Ketzer gemacht zu werden, wenn man zweifelt, daß eben alle und jede Einrichtungen unserer Vorfahren so vollkommen gut und vortreflich seyen, daß sie weiter nicht die geringste Abänderung und Verbesserung nöthig haben. Nachdem wir durch hunderterley Erfahrungen überzeuget worden sind, daß wir öfters gar wohl fahren, wenn wir auf neue Anstalten und Maasregeln bedacht sind; so ist es ohne

Bedenken zu wagen, die eingeführte Gewohnheiten und Einrichtungen vor den Richterstuhl der gesunden Vernunft und der Erfahrung zu ziehen, und zu untersuchen, ob sie damit übereinstimmen.

Es ist bekannt, daß an einigen Orten das Gerechtigkeitsholz nicht nach Klaftern oder Stämmen gereichet wird, sondern diesem und jenem frey stehet, in gewießen Tagen, oder mit einem gewießen Fuhrwerk sein Holz abzuholen, er fälle es hernach, wie und wo er wolle. So exerciret z. Ex. das königl. Preußische Amt Stecklenburg des Fürstenthums Halberstadt, in der Stadt Quedlinburg Forst Ramberg, sein Holzungsrecht also, daß es täglich mit drey Mauleseln des Winters zweymal, und des Sommers dreymal, sein Feuerholz aus diesem Forst holet. Kayser Sigismund ertheilte im Jahr 1414. dem Catharinenkloster in Frankfurth die Freyheit, täglich mit einem Pferd einen Wagen Holz aus dem Reichsforst holen zu dürfen. Ein besonderes Exempel einer Holzungsgerechtigkeit ex jure precarii, und wie solche gebraucht werden solle, findet man in des Herrn von Falkensteins Codice Diplom. Antiqu. Nordgav. dipl. 121. S. Sachsenquerfurtische Forst- und Jagdordnung, Punkt IV. Oefters ist die Ge-

 rechtig-

rechtigkeit zwar eingeschränkt, aber so übel bestimmt, daß sie allemal sehr mißgedeutet werden kann.

Nach unserm wenigen Ermessen schicket sich ein solches Recht mit allen seinen Folgen sehr übel zu einer guten Forstöconomie, und man kann gar bald finden, daß es zu einer Zeit entstanden, in der das Holz seines Ueberflusses wegen noch lange nicht in dem Werth gewesen, in welchem es zu unsern Zeiten sich befindet. Indessen ist es nun einmal so, sagt Herr **Moser** in der Forstöconomie, S. 295. und man würde bey denen meisten Mühe haben, ihnen deutlich und begreiflich zu machen, daß der Herr, Kraft des Forstregals, berechtiget seye, dergleichen von seinen Vorfahren ertheilte Vergünstigungen zurücke zu nehmen, ohne jemand dabey Gewalt oder Unrecht zu thun; zumalen wenn der Genuß dieser Gerechtigkeit nicht ganz aufgehoben, sondern nur auf wirthschaftliche Weise eingerichtet und zu ihrem Besten geordnet würde. Man muß also sehen, wie man bey dem, daß die Gerechtigkeit ungekränkt gelassen wird, dennoch solche Verfügungen treffen kann, daß die Verwüstung des Forstes, welche hierbey allemal zu befürchten stehet, so viel möglich abgewendet werde.

Hierzu gehöret vor allen Dingen die Anweisung. S. **Fürstl. Gothaische Forstordnung**, Tit. von der Holzgerechtigkeit. **Seckendorf** im deutschen Fürstenstaat, P. 3. c. 3. Diese Anweisung ist dem Recht so unschädlich, als nothwendig, da sie zu einer guten Forstwirthschaft erfordert wird. S. **Forstmagazin**, 2. B. S. 185. Man findet auch alte und neue Exempel, welche beweisen, daß dieselbe dabey statt finde. Die **Magdeburgische Forstordnung** c. 31. sagt: Weil die Hölzer von denenjenigen, so das Jus lignandi darinnen haben, nicht nach einander zu verhauen, oder nach eines jeden Gefallen zu zerstümmeln, darum dann auch solche ihre Gerechtigkeit nicht unbillich dermassen einzuziehen, damit ihnen und dem Eigenthumsherrn ein stetswährender Gebrauch und Nutzung der Gehölze zugleich bleiben, oder jedem Eigenthumsherrn nicht gar entzogen werden möge; daß ein jeder Eigenthumsherr sein Gehölze, mit Vorwissen und Beyseyn dererjenigen, so das Jus lignandi oder pascendi darinnen haben, in gewiesse jährige Gehaue, nach Art und Wächsigkeit des Bodens, abtheilen, und ihnen jährlich, einen gewießen Ort zu verhauen, anweisen möge; und daß diejenigen, so das Jus lignandi und pascendi haben, nicht ohne vorhergehende Anweisung des Eigenthumsherrn, sondern der Ordnung nach abhauen; es wäre denn durch Ungewitter sonsten umgefallen; auch daß sie den angewiesenen Ort nacheinander

der verhauen, und das Holz aufs niedrigste vom Stamme schlagen; desgleichen daß sie die Hecke, nach Niederbringung des Holzes, alsobald lassen zusammen binden, und in Haufen an bloße Oerter oder alte Wege, da kein Holz wächset, zusammentragen, und innerhalb Jahresfrist aus den Gehegen führen, und die Gehege binnen der Zeit gänzlich wieder räumen sollen. Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 6. §. 6.: So sollen auch diejenigen, alle und jede, was Standes die auch wären, so Gerechtigkeit von Holz in den Wäldern haben, sich keiner selbsteignen Anweisung unterfangen, bey Verlust der Gerechtigkeit.

Bey dem Fällen solcher Hölzer müssen auch alle diejenigen wirthschaftlichen Regeln in Acht genommen werden, die in jeder Forstordnung des Landesherrn vorgeschrieben sind, wofern nicht besondere Befreyungen dagegen im Wege stehen. Wie denn auch, wenn die Gerechtigkeit blos aufs Feuer- oder Brennholz gehet, derjenige, welcher solches bekommt, angehalten werden kann, nur die abgestandenen Storren, dürre Aeste und Windbrüche, so lang deren vorhanden, aufzuhauen, dagegen aber gesunde, und besonders zum Bauen tüchtige, zu verschonen; oder auch überhaupt sich zu befleißigen, daß das Holz vor das künftige geschonet und gesparet werde, wenn es zu

gewies-

gewiessem Gebrauch bishero gegeben worden. In dieser Absicht sagt die Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 6.: Es seynd etliche Städt und Dorfschaften berechtiget, daß man ihnen zu ihren Zäunen Stickel und Zaunstecken geben muß, dieselben sollen von dem Forstbeamten mit Ernst dahin gewiesen werden, daß sie an denen Orten, wo es möglich, und gewüchsige Dorn vorhanden, sich auf selbstwachsende lebendige Zäune befleißigen, und dieselbige erzielen, damit man hernachmals, wenn solche erzogen, mit Abgebung der Stickel und Zaunstecken verschonet werden möge.

Nach Anweisung der Fürstl. Hessenhanauischen Forstordnung, c. 3. §. 6. verfähret man am besten, wenn man sich überhaupt vergleichet, statt einer unbestimmten Beholzung, jährlich etwas gewiesses zu geben. Wenn aber dieses aber nicht möglich zu machen; so erfordert dennoch die Billigkeit, es denen Berechtigten, sie bekommen etwas ungewießes oder gewießes, nicht ohne Noth schwer zu machen. Dieß verordnet ein Herzogl. Würtembergisches Generalrescript dd. 12 Jun. 1736; und das Holz denenselben an solchen Orten zu geben, allwo es ohne Leib- und Lebensgefahr der Menschen und des Viehes abgefahren werden kann. Dagegen aber kann die Gemein-

de

de der Herrschaft hinwiederum nicht zumuthen, daß selbige um ihres Holzes willen von der in ihren Forsten gemachten Eintheilung abgehe, oder ihr solches just an denen Orten anweise, wo es zur Abfuhre am gelegensten ist. S. **Forstmagazin**, 1. B. S. 89.

Wir haben oben gedacht, daß die Anzahl der Burger in einem Dorf in wenig Jahren stark anwachsen könne. Allein wenn die Familie desjenigen, welcher eine unbestimmte Beholzungsgerechtigkeit genießet, sich vermehret, bleibt es dennoch bey dem alten Herkommen, und der Berechtigte erhält deswegen kein grösfers Quantum als er vorhero bekommen. S. **Fritsch** de Jure boscandi seu lignandi. Ej. Opuscula varia, P. 3. Tr. 10.

Stehet kein Vertrag im Wege; so kann ordentlicher Weise verlangt werden, daß das Holz, welches gereichet wird, auch zu demjenigen Nutzen angewendet werde, wozu es gegeben worden, und daß keiner einigen Handel darmit treibe; und daß in gewießen Fällen, wenn der Exceß groß, derjenige, welcher solches gethan, seiner Gerechtigkeit gar verlustig erkläret werde. Siehe **Herzogl. Würtembergische Forstordnung**, p. 21. **Fürstl. Hessendarmstädtische**, §. 39. **Sachsengothaische Forstordn.** c. 3. §. 9.

Wo jährlich ein gewießes Quantum Bauholz
[...]en wird, kann die Gemeine angehalten werden,
derjenige, welcher solches selbiges Jahr bekommen
[...] verbrauchen soll, sich selber darum melde und be=
[...]nige, daß, und worzu er es vernutzen wolle. Oder
[...]eilen werden die Gebäude, worauf dergleichen Ge=
[...]tigkeit gefolgert wird, jedesmal erst selbst von gewieß=
herrschaftlichen Bedienten besichtiget, und nach er=
[...]ener Nothdurft die Anweisung gethan. S. Sach=
[...]gothaische Forstordnung, loc. cit. Zuweilen
[...]legen auch zur Erleichterung der Arbeit gewieße Tage
[...]rgeschrieben zu werden, an welchen diejenige, welche
[...]ergleichen verlangen und bekommen, sich um die nö=
[...]ige Assignation oder Aus= und Anweisung oder Abzehlung
[...]melden müssen. Das Hauen verrichten zwar mei=
[...]tens diejenigen, welche das Holz bekommen, selbst,
doch müssen sie sich hierinnen, wie oben gedacht, und
bey der Abfuhre in allem nach denen herrschaftlichen
Verordnungen richten, und den Wald zu gehöriger Zeit
rein schaffen.

Vornemlich merken wir bey dieser Gelegenheit
an, daß, im Fall sich Anzeigen herfür thun sollten,
daß ein oder anderer, oder eine ganze Gemeine, diese
Gerechtigkeit bisher mit Unrecht besessen und exerciret,
die Herrschaft deshalben Beweiß von ihnen fordern,
und

und diejenigen, welche solchen zu geben nicht vermögen, vors Zukünftige ausschliessen könne. So will es die Herzogl. Würtembergische Forstordnung, p. 16: Daß alle Dienstbarkeiten des Holzhauens, welche vor der Zeit der den 1sten Junii 1614. ausgegangenen Forstordnung, nicht liquidiret, richtig und ausfindig gemacht worden; wo dieselbe nicht in wissentlichen und kundlichen Inhaben gebraucht und Herkommens wären, aufgehebt, und männiglich abgekündet werden sollen.

Gehet dergleichen Holz ausserhalb Landes; so pfleget gemeiniglich ein Freypaß darauf ertheilt zu werden, damit der Zoll unter diesem Vorwand nicht defraudiret werde.

Eine besondere Art, die Beholzungsgerechtigkeit zu erlangen, ist das an einigen Orten annoch übliche Dingen in den Forst; da nemlich einer überhaupt jährlich etwas gewiesses an Geld entrichtet, und dagegen die freye Beholzung zu seinem Gebrauch erhält, der letztere mag seyn von was für Art er will. Diese Art der Verlassung des Holzes stammet, wie die Beholzungsgerechtigkeit überhaupt, noch aus denen ältesten Zeiten her, und bey unserm veränderten Zustand wird wohl niemand wiedersprechen, wenn man anrathet, diese Gewohnheit aufzuheben.

Wie es dabey hergegangen, und wie gewieß es seye, daß es mit einem guten Forsthaushalt nicht bestehen könne, solches zeiget die Gräfl. Ysenburgische Waldordnung in denen Worten: Demnach der Büdingerwald vor dieser Zeit durch der Herrschaft Aufsicht und gute Hegung in gutem wohlständigen Wesen gestanden, daß man sich dessen Verösung nicht hat versehen können, wie denn vor hundert Jahren die Hofhaltung viel eingezogener, des Bauens und Verkaufens der Beholzung, bevoraus aber der Eigennutzen eines jeden Eingeforsteten so groß nicht gewesen, hat man einen geringen jährigen ständigen Nutzen von den eingesessenen Waldleuten und Handwerkern, ohne gewiessen Geldes angenommen, und sich damit sättigen lassen: Hernach aber als die eigennützige Vortheil und Waldleute, auch dero Anzahl, sammt viele der Hofhaltung überhand genommen, die Herrschaften auch in Wiederwillen gerathen, und je einer dem andern zu Verdruß seiner Handwerksleute bey dem geringen Jahrgelde behaupten wollen, hat man nicht füglich wieder zurück kommen können, jedoch in A. 1524. darüber disputiret, Stillstand gemacht: aber A. 1551. die Kistner = Latten = und Ladenmacher, Taubenhäger und Pfählmacher gar abgeschaft, mit dem Bescheid, daß

 ihnen

ihnen inskünftig kein Holz vergeblich oder um Jahrgedings, sondern um Geld verkauft werden solle; denen Wagnern und Köhlern aber ist ein höchlicher Jahrgeld gesetzet, und allerhand Conditiones, sonderlich aber die Arbeit oder Kohlen nicht aus der Grafschaft zu verkaufen, aufgesetzet worden. Nun befinden Wir aber, daß bey vorangedeuteter allbereits vor sechs und fünfzig Jahren beklagten Verösung der Wälder, alle diese Handwerker, sie haben Namen wie sie wollen, wenn sie um ein Jahrgeld in den Wald eingelassen würden, demselben zum höchsten nachtheilig und schädlich sind, und nachdem Wir dieser Zeit bessere Verordnung zu machen, von niemand gehindert werden können, auch geneigt sind; als wollen Wir alle solche Jahrgedings, bey allen zum Theil genannten und zum Theil ungenannten Hands-werks- und Waldleuten, hiemit inskünftige wissentlich und gänzlich aufgehoben und cassiret haben, dergestalten, daß sich keiner bey höchster Ungnad und Straf in Unserm Büdingerwald finden lassen, er habe denn dessen von Uns ausdrücklichen Befehl und Erlaubniß, welche doch anders nicht verstanden werden soll, denn daß ein jeder entweder sein nothwendig Holz um gebührend Geld an sich kaufen, oder Uns um gewöhnlichen Lohn arbeiten soll.

So unstreitig es aber ist, daß hierbey ganz ungemein vieles passiren muß, so mit einer guten Wirthschaft niemalen zu reimen stehet; so findet man dennoch Gegenden, wo es auch noch jetzo geschiehet, und Herr Böse in seinen Haushaltungsprincipiis, c. 2. §. 3. schreibet unter andern vom Harz: Von dem Rademacherholz jedoch geben die Handwerker, die dazu eingenommen werden und Concession haben, jeder jährlich ein gewiesses an statt des Forstzinses. Sie dürfen aber dann ihre Waaren auch ausserhalb des Harzhaushalts regulariter nicht verkaufen: Womit es denn aber *freylich* auch die Bewandnis hat, daß alles dort denen Bergwerkern zu gute kommt, und dann denenselben dennoch nicht frey stehet, zu hauen wo sie wollen, sondern eine ordentliche Anweisung dazu geschiehet, und auch an andern Orten, wo es noch gewöhnlich, der Verkauf an Auswärtige, so wie hier, allemal verboten zu seyn pfleget.

Mit dem geschenkten Holz hat es eben die Bewandnis, wie bey dem herrschaftlichen Nutzholz. Es muß nemlich alles besonders assigniret werden, und zwar in diesem Fall von dem Herrn selbst, ausser welchem niemand, er sey hoch oder niedrig, Freyheit

 hat,

hat, etwas zu verschenken. S. Fürstl. Sachsengothaische Forstordnung, c. 4. §. 1.: Denn bey Uns stehet, wem und welchem Wir vor Uns von Unsern Cammergütern, dafür Wir die Wälder und Gehölze billich achten, und für des Landes Schatz halten, Gnad erzeigen wollen, oder nicht. Damit stimmet überein die Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 7. §. 1. Ueberträgt aber der Herr diese Gewalt entweder in gewiessen Fällen oder überhaupt einem Collegio; solle dieses billig sehr behutsam darinnen verfahren, damit nicht der Unbedürftige die Gabe hinwegnehme, und der Arme dasjenige dennoch entbehren müsse, was ihm von der milden Hand seiner Herrschaft zugedacht war. Einen besondern Fall ordnet die Fürstl. Nassauweilburgische Feuerordnung, S. 27. unter andern schon zum voraus, daß alle durch Brand verunglückte nur die Helfte des Holzpreises bezahlen sollen.

Jenem obigen Vorfall, in so fern es aus Unwissenheit des Collegii, oder ad falsa narrata öfters geschiehet, ist am leichtesten vorgebeuget, wenn die Bitte um das Holz nicht mündlich, sondern blos schriftlich angenommen wird, und sodann dieser Supplic

von

von dem nächsten Beamten ein Bericht von des Supplicanten Umständen, seiner Wirthschaft und der Wahrheit seines Vorgebens, entweder gleich beygefüget, oder diese anderst nicht angenommen, oder doch hernach, ehe man resolviret, gefordert wird.

Sind es publique Gebäude, zu welchen das Holz ausgebeten wird; so muß an theils Orten diesem Bericht expresse beygefüget werden, was die Herrschaft an dem Ort oder Haus vor Gerechtigkeit habe, und ob die Stadt oder Gemeinde das verlangende Holz nicht etwa aus ihren eigenthümlichen Waldungen erhalten könne. S. Herzogl. Würtembergische Forstordnung, S. 28. vom Keltern.

Auch darf keine andere Gattung gegeben werden, als die, welche die Assignation besaget. Die Königl. Preussische Forstordnung, tit. 10. §. 2. sagt: Wobey Wir noch überhaupt declariren, daß, wann Wir jemand eine gewiesse Anzahl Stämme, Kiefern, Bauholz schenken, und in Unserer deshalb erlassenen Ordre keine Sorten ausgedrückt sind, sodann von sothaner geschenkten ganzen Summe ein und ein Drit-

tel klein, ein Drittel mittel, und ein Drittel stark Bauholz verstanden und verabfolget werden solle. Am wenigsten ist erlaubt, dergleichen Holz zu verkaufen, oder auch nur zu anderm Nutzen anzuwenden, als wozu es gegeben worden. S. Herzogl. Würtembergische Forstordnung, S. 28; und Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 7. §. 6.

Bey dem Gerechtigkeitsholz ist vorhero zu sehen, ob solbiges sowohl in dem Forstlagerbuch, als auch in der unfürdenklichen Observanz, mithin in petitorio und possessorio unwiedersprechlich gegründet seye? Und ferner, wie wir anfangs gedacht, muß untersucht werden, was derjenige zu thun schuldig, der jährlich ein gewießes Quantum an Holz gratis empfängt? In der Fürstl. Braunschweiglüneburgischen Forstordnung, c. 3. §. 12. heisset es: Wer in Unsern Aemtern mit Holz aus Unserm Communforst berechtiget, der oder dieselbe sollen an diensame Oerter, wie von Alters her nützlich verordnet und gebräuchlich gewesen, eine gewieße Anzahl gerade junge Eichen mit der Wurzel, in den Hayen von den Köhlern ausrotten, und in die Vorhölzer wieder pflanzen; auch

auch im Herbst Eicheln lesen, und dieselbe in den Hayen, wo man vermeynet, daß sie angehen und wachsen, in guter Menge pflanzen, damit vor die Nachkommen Eichenholz stets erhalten, und dieses Holz endlich nicht ganz verwüstet werde. Und daß man dessen vergwissert, sollen allemal bey dem Generalforstamt die Förster eine Designation übergeben, wie viele aus jeden Dorfschaften junge Eichen das Jahr über gepflanzet und angegangen; denen aber, die sich dessen entziehen, und dazu nicht accomodiren wollen, solle kein Holz aus Unserm Communforst erlaubet noch angewiesen werden, bis sie ihre Schuldigkeit erwiesen, und das gemeine Beste hierdurch befördert.

Zuweilen wird das Holz ganz forstzinßfrey gegeben, zuweilen aber giebt auch wohl ein jeder, der solches erhält, etwas geringes dafür, oder die Gemeine entrichtet eine andere Abgabe an Früchten, oder auch andern geringen Sachen deswegen in corpore. **Hönn** in seiner Coburgischen Historie, 1. B. S. 175. erzehlet: daß das Kloster Sonnenfeld, solcher unentgeltlichen Holzlieferung halber, ehedem dem Bischof zu Bamberg nebst etwas Getreide, einen Goldgülden zu

einem

einem Pfefferkuchen, dem Forstmeister aber ein Pfund Opfergeld, und dem Forstknecht 6 Ellen roth wollen Tuch zu einem paar Hosen zu geben, gewohnt gewesen.

Zum weitern Nachlesen von dieser Materie wird nicht undienlich seyn des bekannten **Florini** rechtsverständiger **Hausvater**, S. 173., wo derselbe von der Holzungsgerechtigkeit redet: 1) in so ferne jemand in seinen eigenthümlichen Forsten sich derselben gebrauchet, 2) so fern dieselbe in einem fremden Forst jemand zukommt, 3) so ferne dieselbe einem in dem Gemeindsforst vergönnet ist.

# Des Forst- Fisch- und Jagdwörterbuchs

## Dritter Theil.

### P.

**Pabstbaum**, s. Haubeerenholz.

**Packen, Gepackt**, wird von den Hunden gesagt, wenn sie die Sauen einholen und angreiffen.

**Paddenhechte**, s. Hecht.

*Paisson*, s. heißt bey dem französischen Forstwesen die Eichelmast oder Buchmast, s. diese Artikel.

*Pala*, s. Baal.

*Palioure*, s. Judendorn.

*Paliurus*, s. Judendorn.

**Palmen**, s. Eiche, lit. B).

**Palmgeweyhe**, franz. *Paumeure*, *Paumure*, *Empaumure*, heißt ein Hirschgeweyhe, welches wie eine ausgestreckte Hand gestaltet ist. Daher denn auch die Hirsche selbst, so dergleichen tragen, Palmhirsche genennet werden, s. Hirsch.

**Palmhirsche**, s. Hirsch.

*Palumbes*, *Palumbes torquatus*, s. Taube.

**Palz**, s. Falzen.

**Palzen**, s. Falzen.

*Pans*, heissen in der französischen Weydmannssprache die Jagdgarne oder Netze, welche zum grossen oder hohen Wildpret gebrauchet werden.

**Pantera**, franz. *Pantiere*, ist ein viereckigtes, dreyfaches, auswendig beyderseits mit Spiegeln, und innwendig mit einem subtilen, weiten Inngarn, wie die Hünersteckgarne, wohlversehenes Garn, womit allerhand grossen und



Digitized by Google

und kleinen Vögeln, als Drosseln, Amseln, Mistlern, Kernbeissern, Krammetsvögeln, Finken u. d. g. gestellet, und dieselben in Menge damit gefangen werden. Der zugerichtete Platz, welcher mit der Pantera umzogen ist, und an dem einen Ende in der Mitten eine Hütte haben muß, wird Schießheerd, oder *Roccolo*, genennet. Man erwählet darzu einen Ort, wo dergleichen Vögel, die man fangen will, ihren Strich haben, in einem Vorholz, das aus jungem Holze bestehet, oder auch in einer Aue.

Auf diesem Platz bauet man ein nach Gefallen schlechtes oder properes Haus, ohngefehr 9 bis 12 Ellen ins Gevierte, also, daß in einem dritten Theil das Vorhaus bestehe, der übrige Raum aber zu einer Stube und Kammer angewendet werde, darinnen die Lockvögel, Garne, und andere Geräthschaft aufbehalten werden kann; über dieser Stube aber muß noch eine erbauet seyn, und sowohl da, als in der untern Stube ein Camin oder Ofen stehen. Hierbey ist ein finsteres Behältniß vor die Vögel nicht undienlich, darinnen sie eingedempt, und wegen des Gesanges verwahret werden können. Gegen den Platz zu, wo der Heerd ist, werden in der Stube 2 oder 3 Fenster, und auswendig vor solche grüne Läden, die sich auf- und zuziehen lassen, mit unterschiedlichen Gucklöchern gemacht. Die obern Fenster bekommen eine *Stellage*, darauf 2, bis 3 Armbrüste also angeleget, und bevestiget werden können, damit man an deren Schneller Schnuren machen, solche in die Unterstube abhangen, und dadurch die Armbrüste losschiessen kann. Der Platz des Heerdes muß mit einer lebendigen Hecke, oder gemachten Zaun, der hoch ist, und dunkel macht, eingefaßt seyn, und innwendig, etliche Ellen vor den Zaun, müssen 8 bis 10 Ellen hohe Kiefern, Fichten oder Tannen stehen, die von unten hinauf glatt ausgeschneidelt seyn. Diese sind deswegen da, daß sie die Garne verblenden, und die Vögel solche nicht leichtlich sehen. In den innwendigen Platz setzet man Krackeln, oder Antrittreiser, darauf die Vögel anfussen können.

Die Garne zu grossen Vögeln werden 3 bis 3 einen halben Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet, in denen Maschen gemacht; zu kleinen Vögeln aber ein Zoll enger. Deren Höhe kann 10 Ellen seyn, die Länge aber wird, sowohl die langen als Querseiten damit zu bestellen, eingerichtet, und in jeder Längenseite kommen 3, in denen Querseiten aber 2 Garne. Zwischen der auswendigen Hecke, und den grünen Blendbäumen bleibt ein Gang von 5 Ellen breit, welcher von allem Holz und Hügeln recht rein gemacht seyn muß; dahinein werden Stangen mit Rollen gestecket, und auf solche die Netze oder Garne ausgespannet. Diese, welche sowohl oben, als unten auf einem Bindfaden gefasset, und mit Ringen versehen sind, müssen unten und oben Hauptleinen haben, die durch die Ringe gezogen sind. An die Oberleinen kommen an den Enden auch Ringe oder Schleifen, daß die

Knebel, so an denen Rollen und Gewichtleinen sind, durchgehen können.

Bey der Zubereitung des Aufstellens hänget man die Garne mit der Oberleine an den Knebel, da ein Gewicht, oder etwas schweres hänget, das herunter, der Knebel hingegen, und auch das Garn hinaufgezogen wird. Die untersten Leinen werden an den Stangen ganz unten angebunden, doch so, daß sich das Garn nicht auf der Erde anhängen kann; solchemnach ist die Stellung ganz bequem. Im Fall keine Gewichte vorhanden, so stellet man die Netze nach Art der Lerchenklebgarne, dazu aber eine denen Baumgärtnerleitern gleichförmige Leiter vorhanden seyn muß. Die erstere Anweisung aber ist in Ansehung des Stellens und Auslösung der Vögel bequemer, als diese.

Wenn nun die Garne des Morgens frühe vor Tage in Ordnung gebracht, und aufgerichtet sind; so setzet man die im Frühjahre eingedempt gewesenen Lock- und Gangvögel mit ihren Bauern um den ganzen Heerd herum, deren bis 20 seyn sollen, auch 3 oder 4 Krammetsvögel, Drosseln oder Amseln auf Stangen ins Freye, als Rohrvögel; solche werden mit grünem Fichten- oder Tannenreise verblendet, und wo der Zug der Vögel herkömmt, werden auch etliche Lockvögel ausgehangen. Ist der Heerd so angerichtet, so spannet man obgedachte Armbrüste, leget die darauf gehörigen Pfeile darauf, und erwartet die Ankunft der fremden Gäste; an die Pfeile werden



Fuchsschwänze, oder ausgestopfte Vögel geheftet, und anbey bedienet sich auch der Vogelsteller eines Lockpfeifleins. Wenn nun die Vögel ankommen, und auf denen Bäumen sussen, ziehet man die an Schnellern der Armbrüste hangenden Schnuren, denn gehen solche los, die Pfeile mit den Fuchsschwänzen etc. fliegen über die Vögel weg, und weil die Vögel meynen, es wären ihre Räuber vorhanden, fliegen sie herunterwerts nach dem Gestrippe, mithin ins Garn, darinnen sie sich verwickeln, und abgenommen werden, welches mit Vergnügen anzusehen. So bald der Vogelsteller um die grünen Bäume herum läuft, fliegen auch die noch allhier sitzenden vollends in die Netze, und also entkömmt nicht leichtlich einer davon ins Freye.

Ein grosser Herr kann sich hierbey in der Stube des Hauses mit einem Spiel unter guten Freunden bey einer Pfeife Taback die Zeit passieren, auf gegebene *Marque* des Vogelstellers die Armbrüste selbst losschiessen, und also dieser Vogelfangsfreude beywohnen. Die hierzu nöthigen Garnespiegel müssen auf 9 Zoll weit, das Inngarn 2 Zoll weit in Maschen seyn, und solche mit Ringen dergestalt versehen werden, daß man sie scharf anziehen kann, dabey das Innnetz einen starken Busen geben muß.

Panthera minor, s. Genithkatze.

*Pantois*, heißt in der französischen Jägerey eine Art der Krankheit, womit bisweilen die Raubvögel, und insonderheit die Falken befallen werden, und bedeutet ei-

gentlich den Zufall, wenn sie kurzäthmig werden oder keichen.

**Panzer**, franz. *Chemise*, *Chemise des Mailles*, heissen bey der Jägerey die zum Theil mit Fischbein abgenehete, zum Theil aber mit Haaren oder Baumwolle ausgestopfte Jacken, welche man den grossen schwerfälligen englischen Hunden, wenn sie an die hauenden Schweine gehetzet werden, anzulegen pflegt, damit sie nicht so leicht zu Schaden kommen mögen. Diese Jacken werden auswendig von schwarzem oder braunen Barchent gemacht, und mit vester Leinwand unten ausgefüttert, auch mit Haaren oder Baumwolle wohl ausgestopfet, und ganz durchgenehet. Unter dem Bauch und an der Brust aber werden solche nicht ausgestopfet, sondern weil es da am gefährlichsten, mit Fischbeln ausgeleget, und mit eitel Nestellöchern hart aneinander mit vieler Arbeit ausgenehet, daß eine solche Jacke so veste als ein Panzer wird; und weil sie auch Panzersdienste thun, ist ihnen daher sonder Zweifel der Name Panzer beygelegt worden. Man muß bey denen Seitenflügeln, wegen der hintern Läufte das rechte Maaß nehmen, und dieselben um die Vorderschenkel mit Ermeln versehen, oben auf dem Rücken aber Schnürlöcher machen, damit man sie daselbst mit Riemen zusammenschnüren könne.

**Pappel**, **Pappelbaum**, **Pappelweide**, **Albeerbaum**, **Alberbaum**, **Bellen**, lat. *Populus*, franz. *Peuplier*, ist ein hochstämmiger Baum, welcher gern an feuchten Orten um die Ufer und Rände der Flüsse, Bäche, und Wassergräben wächset. Man zehlet davon dreyerley Arten:

1) **Die weisse Pappel** oder **Alberbaum**, lat. Populus alba, franz. *Obel*, *Ovier*, treibet einen geraden Stamm, viele und starke Aeste, eine weißlichtgrünende Rinde, und ein weisses spältiges Holz. Seine Blätter sind eckicht, breit und zerkerbet, fast denen schmalen Weinblättern ähnlich, oben glatt und Saatgrün, auf der untern Seite aber weiß und wollicht. An den Zweigen wachsen länglichte, dünne, anfänglich purpurfarbne, oder purpurbraune Kätzlein oder Zäpflein, welche seine Blüten sind, und wenn sie von der Sonnen ausgetrocknet worden, endlich vom Winde verstieben. Er setzet seine Wurzel nicht tief in die Erde, daher er leichtlich von den Winden umgerissen wird, bevorab, wo er in lockerem und sandichtem Grunde stehet. Dieser Baum giebt einen feinen Schatten, und bey der Knospenzeit im Frühling einen lieblichen Geruch.

2) **Der schwarze Pappelbaum**, lat. Populus nigra, franz. *Eard*, treibet einen stärkern Stamm, wirft auch seine Wurzeln tiefer in die Erde; sein Holz ist härter und gelblicht, auch nicht so spältig als des vorhergehenden. Seine Blätter sind dreyeckicht, am Stiele breit, und vorne spitzig; am Rande herum ein wenig zerkerbet, oben schwarzgrün, und unten grau, hängen an langen Stielen, und richten sich nach der Sonnenwende, (Solstitium); massen sie, sobald solche vorbey ist, sich ebenfalls umwen-

wenden, und auf die andere Seite kehren: daher dieser Baum bey denen Alten die Veränderung der Zeiten bedeutet, und abgebildet. Er hat eine rauhe aschenfarbene Rinde, die zuweilen gleich denen Kirschbäumen, wenn sie aufreisset, ein **Harz** auslässt, und anstatt der Blüte länglichte **Zäpflein**, oder **Kätzlein**, auf welche mit runden Beeren besetzte Träublein folgen, die, wenn sie reif und zeitig werden, wie Wolle verfliegen. Ehe die Blätter ausschlagen, brechen länglichte dunkelgelbe **Knöpflein** hervor, etwas grösser als Gerstenkörner, welche fett, ölicht, und im Angreifen klebrich, dem Geruch nach aber lieblich und anmuthig sind. Diese nennet man **Alberbrossen**, oder **Alberknöpfe**, lat. Gemmas, oder oculos populi, ingleichem Spermata, und bereitet das bekannte Oleum Populeum, oder **Pappelöl** daraus, welches als eine schmerzenstillende Salbe in hitzigen Fiebern, und sonst auf die Schläfe und Pulse gestrichen wird. Oder man machet folgende **Pappelsalbe** (in den Offi, einen Unguentum Populeum oder *Ægeirinon* genannt), daraus. Nachdem man zu ein Pfund solcher Alberknöpfe, Magsaamenblätter, Hauswurzenblätter, Knabenkraut, Nachtschatten, Bilsenblätter, Lattichblätter, von jedem ein Loth genommen, und alles fein klar zusammen geschnitten, und untereinander gemenget hat; so lässet man es im Wein halb einkochen, seiget es durch ein reines Tuch, und mischet endlich an dem Feuer ungesalzene frische Butter oder Speck darunter. Diese Salbe ist so nöthig als dienlich, vor böse und grindigte Köpfe der Kinder. Dieselben Alberknöpfe auch nur mit frischer Butter zerstossen, hernach zerlassen und durchgeseigt, das Haar, nachdem es wohl gewaschen, damit gestrichen, machen, daß es lang und schön wächset. Das **Wasser** aber, so in den holen und abgehauenen Stämmen gefunden wird, vertreibt die Warzen, und allerley Blattern, Flecken, Masern und Grinde.

Die **Pappel**, sowohl die **weisse** als die **schwarze**, wird ein gar grosser und starker Baum, von ziemlichem Alter, wächset unter allen hier bekannten Holzarten am geschwindesten, hat weit ausgebreitete, nicht aber tiefgehende Wurzeln, und bekommt am besten im ebenen Lande. Etwas grandichter und kiesigter Boden, welcher mit guter Lauberde vermenget ist, und von vorbeyfliessenden Bächen oder Strömen beständig feucht erhalten wird, ist vor diesen Baum der zuträglichste. Man pfleget ihn gleich wie die Weide abzuköpfen, und sodann schläget er gar bald und frisch wieder aus, kann in allem, wie die Weiden, behandelt werden; wird auch eben so durch Setzlinge fortgepflanzet. Zum Brennen und Kohlen ist dieses Holz nicht viel besser, als die Linde. Seine Rinde ist grau, mit durchschimmernder Grüne. Die zerriebenen Knospen geben im Frühjahr einen überaus angenehmen balsamischen Geruch von sich. Der Saamen ist sehr flüchtig und wollicht, wird nicht zu Fortpflanzung seiner Art gesammelt, und ausgesäet, sondern es geschiehet dieses, wie schon

gesagt, durch Setzlinge oder Satzpappelweiden. Jedannoch sind diese Setzlinge zur Erziehung sehr hoher, starker und gesunder Stämme nicht so gut, als welche von selbst aus dem Saamen erwachsen. Denen unter ihnen stehenden Gewächsen schadet die Trause, und machet, daß das Vieh das darunter wachsende Gras nicht gerne frißt, weil es einige Bitterkeit, vermuthlich durch die von den Blättern abfallenden Regentropfen, bekommt. Man hat deswegen die Pappel, und weil sie kein Unterholz leidet, nicht gern in Wäldern, noch auch häufig auf Viehweiden. Das ziemlich zähe und feine, ob zwar weiche Holz, hat die Eigenschaft, daß es sich nicht leicht verwirft, wird zu Verfertigung der ledernen Blasebälge vor andern gerne genommen, und stünde zu versuchen, ob es nicht zu den hölzernen Bälgen brauchbarer sey, als schlechtes und großjähriges Fichtenholz. Die Untersuchung ist der Mühe werth, weil durch schlechte Gebläße, sonderlich auf den Eisenhütten, bey der hohen Ofenarbeit gar ein grosser Schaden geschehen kann. Dieses Holz hat ziemliche Aehnlichkeit mit dem Lindenholze, und kann im Mangel des letztern, dessen Stelle einigermassen vertretten. Wenn es zu Brettern geschnitten wird, können es die Tischer brauchen; es lässet sich aber nicht leicht glatt hobeln, sondern faselt aus, welcher Fehler durch Schachtelhelm einigermassen verbessert werden kann. Dieses Ausfaseln möchte auch wohl der einzige Fehler seyn, welcher es zu ganz hölzernen Bälgen untüchtig machet. Man verfertiget daraus allerhand **Hausgeräthe, als Mollen, Backtröge, Schaufeln**, und, wo es zu haben, die allerbesten **Bergtröge**, weil es sehr leicht und zähe ist, auch nicht ausreisset. Zu schlechten Gebäuden kann man es allenfalls als Bauholz brauchen, es dauert aber nicht lange im Wetter.

3) **Die Zitterpappel oder Aspe**, lat. Cercis, Populus lybica, Populus tremula. s. **Aspe.**

**Pappelbaum**, s. **Pappel.**

**Pappelsalbe**, s. **Pappel.**

**Pappelweiden**, s. **Weide.**

*Parc*, s. **Thiergarten.**

*Parchasser*, s. **Abjagen.**

**Parforce abrichten, durch das Dressiren arbeiten**, ist eine Verrichtung der Jäger, und geschiehet theils mit **Hüner**- oder **vorstehenden**, theils auch mit denen insonderheit sogenannten **Parforcehunden**, da dieselbe zur Parforcejagd gehörig abgerichtet werden. s. **vorstehender Hund, Parforcehunde.**

**Parforcehunde, Parforcejagdhunde, Laufhunde**, lat. Vertagi, Canes secutores, franz. *Chiens courans*, sind eine besondere Art von Jagdhunden, welche ein aufgesprengtes Stücke Wild, wie sehr es auch wechseln und sich drehen mag, so lange verfolgen, und wenn es ihnen gleich aus den Augen gekommen, doch durch den Wind oder aus der Spur wieder entdecken und austreiben, bis es endlich vor Müdigkeit nicht weiter kann, und durch einen Fang mit dem Hirschfänger

fänger erleget wird. Es sind solche meistens starke Mittelhunde, rother, brauner, röthlichter oder grauer Farbe, und von langen Ohren. Die französischen und englischen Parforcehunde sind unstreitig die besten, insgemein weisser Farbe oder dockfleckigt, von langen Ohren wohl behangen, daß man auch welche von anderthalb Viertel einer Elle gefunden hat. Die französischen Parforcehunde haben insonderheit einen ungemein starken, hellen und vortreflichen Laut; die Englischen aber werden nicht so laut, lassen sich auch gar selten hören; hingegen sind sie mit weniger und leichterer Mühe ordentlich zum Jagen abzurichten, als jene. Man bedarf auch nicht viel Ordnung der Töne zu blasen, oder die Mühe zu haben, mit vielen Redensarten ihnen zuzusprechen, und sie zu unterrichten; massen sie einen natürlichen Gehorsam erzeigen, von gutem Geruche sind, und die Spur mit grösserer Ordnung halten, als die französischen; sie gehen auch gerne ins Wasser, und halten sich wohl bey Leibe mit viel schlechterer Kost, als die französischen, welche schon eckler sind. Im laufsen dauren sie lange aus, weswegen man nicht so viel *Relais* oder Vorlagen bedarf; allein den Wiedergang des Hirsches suchen sie nicht sogar eigentlich, wie die französischen, welche darinnen viel accurater erfunden werden.

**Ein wohlproportionirter Parforcehund soll einen etwas länglichten Kopf, eine breite Stirne, einen spitzigen Hübel, grosse Augen, fein lang behangene Ohren, die unten gewendet, und wo möglich drey bis vier Finger breit über die Nase gehen,** mittelmäßige Schultern, gebogene Nieren, hohe Hüften, einen hocherhabenen dicken Wedel, dicke Lenden, gerade Knie, starke Nerven, und kurze dicke Klauen haben. Die **Hündin**, wovon man dergleichen Art nachziehen will, muß von guter *Race*, auch hoch, lang und breit von Leibe seyn, und alle nur erzehlte Zeichen haben; sie muß auch, weil sie ohnedieß meist läufisch, tragend oder säugend ist, nicht zum Jagen ausgeführet, sondern nur zur fernern Zucht, nebst dem allerschönsten Hunde, allezeit zu Hause gelassen werden. Es gehören demnach zur Erlangung der bisher beschriebenen **Parforcehunde** zuförderst gute Hündinnen (Petzen), die nicht zu alt, und an sich selbst anbrüchig sind, hierzu aber auch dergleichen gesunde Hunde. Sobald man nun unter der *Mente* gewahr wird, daß eine Hündin hitzig ist, thut man sie apart, lässet den Hund dabey, daß sie mit einander scherzen können, und giebt auf ihre Vermischung Achtung. Es taugen aber nicht alle Hunde zu denen Hündinnen, und kann ein Hund mit mancher Hündinn nicht zum hängen kommen; oder aber sie sind, da dieses ja geschiehet, sogleich auseinander, daraus gar selten etwas wird. Das Zulassen muß zwey bis dreymal geschehen, weil von einemmal der Hündinn die Hitze nicht benommen wird, noch gute Hunde davon herkommen. Die beste Zeit zum belegen der Hunde ist der Januarius, Februarius und Martius, und auf dessen Erfolg

wölft die Hündinn nach 9 Wochen und 2 Tagen, wenn alles richtig zugehet. Wenn nun die Zeit zum wölfen kommt, so muß fleißig auf die Hündinn gesehen, ihr nöthigen Falls Arzney eingegossen, und solche warm gehalten werden. Nach geschehenem Abwölfen muß man keine Jungen wegschmeissen, sondern solche zum Theil durch Schaafhirten oder Baurenpetzen säugen lassen, und sie also zu erhalten suchen. Sollen sie nun diese Ammen annehmen; so muß man ihre eigene Jungen sowohl, als diese, von der Parforcehündinn, etwas mit Branntewein waschen, damit sie einerley Geruch kriegen, und nach geschehener Annehmung, derer Alten eigene Jungen nach und nach von ihr wegnehmen, damit sie die Fremdlinge desto besser nähret, jedoch sollen solche nicht beständig zum Saugen gelassen, auch warm, und besonders die Alten, gut gewartet werden.

Auf erlangtes 4 bis 5 wöchentliches Alter giebt man den jungen Hunden süsse Kuhmilch, und lernet sie bey der Petze mit fressen. In die Milch gehöret ausgebacken Kernbrod auf einem Reibeisen gerieben, welches beydes aber nicht lange stehen gelassen werden soll, damit keine Säure erfolge. Dieses Vieh bekommt leichtlich daher und sonsten die Ruhr, Würmer, den Nierenwurm, da ihnen Hülfe wiederfahren muß, wenn sie nicht bald crepiren sollen. Nach und nach gewöhnet man sie an die Brühensuppen, mit Brod vermischet, weichgekochtes Rindfleisch, das sie stärket, aber auch verstopfet, wenn dessen zu viel gefüttert wird. Sie müssen frey herum laufen können, und hiezu, je älter sie werden, desto mehrern Platz haben; viele kommen auch in ein Fallhaus, oder Feldmeisterepen, da sie vom Luder wohl erzogen werden, und zu gutem Wachsthum gelangen. Zur Fütterung der alten Hunde gehören grosse Fässer zum Schrote und Brodte mit Deckeln, darinnen guter, klein geschrotener Haber, Gerstenmehl und Brodt zu ihrer Speise vermischet, mit Rindsfleischbrühe eingemachet wird. Zu dem Ende werden Rinder vor sie geschlachtet, deren Fleisch gekochet, und auch dieses ihnen zu fressen gegeben wird; denn dieses, und besonders die Suppen, wenn sie dergleichen alle Tage bekommen, erhält sie gesund.

Welchergestalt nächstdem die Parforcejagdhunde, ehe sie zum völligen Jagen gebraucht werden können, in Arbeit und Athem zu setzen, kann man nicht sattsam an die Hand geben, nachdem die vielen hierzu erforderlichen Hunde nicht von einerley Naturell sind, solches nach und nach geschehen muß, und alles hauptsächlich auf verständige Jäger ankömmt. Jedoch wird nicht undienlich seyn, so viel insonderheit die Einjagung der jungen Hunde anbetrift, allhier nur kürzlich so viel zu gedenken. Zuförderst werden die jungen Hunde, so bald sie etwas heranwachsen, ebenermassen, gleichwie die alten, gefüttert und auch wie diese gehalten; ausser daß sie noch nicht so in der *Meute* ausgeführet werden, und nicht in solchem Zwange seyn, wie die alten; sondern die jungen Hunde müs-

müssen die Freyheit haben, bis sie etwa anderthalb Jahr alt werden, alsdenn kann man sie anfangen kuppelbändig zu machen. Anfangs kuppelt man ihrer zwey und zwey zusammen, und läßt sie den Tag über also im Zwinger zusammen gehen; des Nachts aber müssen sie voneinander seyn. Nachgehends werden sie mit den Kuppeln an die Harn genommen, welches lange von Pferdhaaren und Hanf gemachte Stricke sind, und müssen also durch die Pursche und Jungen erstlich einigemal ausgeführet werden. Nach diesem führet man sie früh Morgens vor der Fütterung und auch Nachmittags aus, daß sie es gewohnt werden, gehorsam in einer *Meute* zu gehen. Wenn sie es denn mit den Kuppeln gewohnt sind, alsdenn läßt man solche auch ungekuppelt alle Tage ausführen, und auf solche Art erst zweyjährig werden, ehe sie unter der alten ihre *Meute* kommen. Doch nach Gelegenheit werden sie auch wohl eher darunter genommen. Recht gut ist es auch, so man etwann ein paarmal einen Hirsch mit denen jungen Hunden allein jaget. Zu dem Ende nimmt man etliche Fuder Zeug, stellet einen Hirsch ein, und ziehet mit den jungen Hunden hinein, legt sie auf den Hirsch an, läßt sie solchen im Zeuge wacker herumjagen, und fängt ihn endlich vor ihnen, und macht auch gleich dabey *Curée*, damit sie benossen und desto hitziger darauf werden. Thut man dieses nur ein paarmal, so werden sie bald jagen lernen. Doch sind einige, die nicht sogleich daran wollen, sondern begehren wohl erst im dritten Jahre zu Jagen, und laufen zwar in der *Meute par Compagnie* mit, thun aber am Jagen nichts.

Hat man aber keine Jagdzeuge, so schiesset man einen Hirsch an, und nimmt etliche alte Hunde mit unter die Jungen, jaget solchen vollends todt, und läßt sie selbigen verzehren. Gleichergestalt macht man es mit andern Thieren auch, so man *par Force* jagen will, daß man nemlich an ein dergleichen Thier, so nachgehends beständig fort gejaget werden soll, erstlich ein paarmal die jungen Hunde daran bringe; sodenn aber werden sie folgends unter die alte *Meute* genommen, und vollends in ordentliche Arbeit und Athem gesetzet. Zwar wollen wir allhier nur absonderlich von der Parforcejagd eines Hirsches handeln, weil dieser das edelste Thier ist. Jedoch darf hiebey nur so viel gemerkt werden, daß die Arbeit mit den Hunden auch auf andere Thiere einerley ist. Wenn demnach die Jagdzeit bestimmet und vestgestellet ist, daß sie angehen soll; so fängt man 5 bis 6 Wochen vorher an, mit den Hunden auszureuten. Der Oberjäger oder der Piquer, so die Woche hat, reutet vor der *Meute* her, die andern aber neben und hinter den Hunden drein. Der vorher reutende rufet den Hunden zu: *Allez, allez, hay, hay!* die hinten her aber sprechen: *Tirez, tirez!* und auch: *Co, co!* oder auch: *Allez, Meute!* Anfangs reuten sie nur etwan eine halbe Stunde aus; hernach aber wird des Tages zweymal ausgeritten, aber allemal vor der Fütterung. Man reutet auch wohl hin, wo Wildpret stehet, und zeiget ihnen sol-

ches, hält sie aber zwischen den Pferden und unter der Peitsche, daß sie nicht von selbst dahinter herjagen dürfen, wodurch sie lernen müssen, gehorsam zu seyn. Wenn solches etliche Tage geschehen; alsdenn fängt man mit ihnen an, im Trabe zu reuten, erstlich nur eine halbe Stunde, und sodenn alle Tage weiter. Wenn damit auch wieder acht Tage also continuiret worden; so reutet man mit selbigen im Gallop, erstlich zwar auch nicht weit, und sodenn immer weiter und weiter, daß man endlich eine deutsche Meile Weges hinaus, und auch wohl noch weiter, mit ihnen fort galloppiret, und dieses alle Tage. Darauf müssen sie mehr und mehr in Athem kommen, und die Strapatzen gewohnt werden. Denn wenn sie nicht vorher so nach und nach in Athem gesetzet werden; so können sie keine Jagd ausdauren; und geschähe es auch mit einer Jagd, so würden ihrer viele doch lahm und steif werden, daß sie die andere Jagd nicht viel thun könnten. Wenn sie nun in Athem gebracht worden; alsdann ist bey einigen Equipagen gewöhnlich, daß sie *Train* jagen, wovon, und wie solches geschiehet, bey dem Worte **Trainjagen** nachzusehen. Das vornehmste aber bey denen Hunden ist, daß man sie vollkommen in den Gehorsam bringe, und auch zum Horne und Rufe gewöhne; und eben deswegen müssen sie auch in der Arbeit sowohl, als sie in Athem kommen sollen, auch in Gehorsam gebracht, und wie man es bey der Jagd nennet, *Chasse* gemacht werden; sonst ist es gar unmöglich, oder doch selten eine **gute Ja**[gd] zu thun.

Wenn endlich die **Hunde** v[on] der Jagd zu Hause kommen, u[nd] ist etwan naß Wetter; so m[uß] man in die Camine im Sta[lle] Feuer machen, und die Pritsch[e] dabey hinrücken, damit sich d[ie] Hunde wieder abtrocknen können. Wäre es aber gar warm Wetter, so läßt man sie im Zwinger un[d] im offenen Stalle frey aus- un[d] eingehen, und wird ihnen auch gute Suppe mit Rindfleisch gegeben, daß sie Kräfte behalten; dabey muß gleich darnach gesehen werden, ob sie sich etwan wund gelaufen, steif oder lahm sind, oder ob und was ihnen sonst etwan fehlen möchte, und setzet man ihnen alsdenn die Füße ein. Hiezu nimmt man Essig, thut hierein Kienruß, und etliche Hände voll Salz, und setzet ihnen die Füsse darein, solches ziehet die Hitze aus. Recht gut ist es auch, so man ihnen die Füsse fein mit mit warmem Weine wäschet, solches stärket die Nerven, und benimmt auch die Hitze. Siehet man aber, daß sie gar steif gehen, oder wohl gar angerennt sind; so muß man sie mit einem guten hiezu bereiteten Spiritu waschen; wie denn allemal ein guter Vorrath davon da seyn muß, weil auch andere Arzeneyen mit Spiritu appliciret werden. Der Spiritus aber muß auch von solchen Kräutern und speciebus abgezogen seyn, die erwärmen und auch etwas kühlen, daß er sich auch mit allen Oelen temperire, weil solche vielfältig zu den Hundecuren gebraucht werden. Des andern Tages, wenn die Hunde ihre

ihre Frühsuppen gefressen haben, gehet man sachte mit ihnen spazieren, und siehet sie abermals genau durch, ob etwan einem oder dem andern was fehlet. Diesem muß in Zeiten mit guten Arzeneyen, und was ihnen dienlich, zu Hülfe gekommen werden. Siehe auch **Hundekrankheiten.**

Um diese Hunde in gutem Stand zu erhalten, müssen sie auch alle Jahr, ehe die Jagd im Sommer angehet, purgiret, ihnen zur Ader gelassen, und sie sodenn eingeschmieret werden. Denn sonst schlagen sie aus, und werden räudig; und über das wird auch der ganze Körper der Hunde hierdurch renovirt, und das erhitzte Geblüte verändert. Vom Purgieren und Einschmieren, s. **Hund.** Den dritten Tag nach der Purgation läßt man den Hunden die Medianadern am Halse, welche an beyden Seiten daselbst zu finden. Hierbey wird den Hunden der Hals, kurz vor den Blättern, mit einem dünnen Leingen vest umbunden; so laufen ihnen die Adern an der Seite, am Halse hinauf nach dem Kopfe zu, auf, und sticht man sie mit einer Lanzette. Man muß sich aber auch in Acht nehmen, daß ihnen nicht durch die Nerven gestochen werde. Nachdem Aderlassen läßt man sie wiederum drey Tage frey; sodenn wird die Schmiere gemacht. Hiernächst werden die Hunde auch bey guter Gesundheit erhalten, wenn man ihnen ordentlich ihre Suppen giebt, sie fleißig putzet und renoviret, auch alle Tage ihre Ställe ausräumet, und auskehret, damit sie nicht so voller Flöhe liegen, sie auch im Sommer alle Wochen ein paarmal badet, und mit der Striegel und Kartetsche die Flöhe von ihnen abputzet. Sie müssen auch alle Tage reines Stroh haben; insonderheit aber jederzeit reines und frisches Wasser bekommen. Die Geschirre muß man alle Tage ausputzen, und das Wasser ja nicht etwann 2 bis 3 Tage darinnen stehen lassen. Endlich muß auch fleißige Aufsicht bey ihnen seyn, daß sie sich nicht zu schanden beissen, oder wenn sonst einem was anficht, daß ihnen bald geholfen werde. Das übrige hieher gehörige ist in dem Artickel **Parforcejagd,** wie auch bey den Worten **Hund** und **Jagdshunde** nachzulesen.

Nachdem nun ein oder anderer Fürst ein Liebhaber von der **Parforcejagd** und von denen dazu gehörigen **Hunden** ist; so wird auch eine stärkere oder schwächere *Meute* gehalten. Es sind aber auch dergleichen Einrichtungen gar unterschiedlich. Ueberhaupt ist eine *Meute* von 100 Hunden schon stark genug, damit zu jagen. Dieselbe machen auch Lermen genug, daß man solches mit Anmuth hören kann. Jedoch hat man auch theils Meuten stärker, weil öfters etwas an Hunden abgehet, und damit solche doch immer stark genug bleibe. Aber bey so vielen Hunden ist auch nothwendig viel Arbeit bey dem Jagen. Es wird auch dieses ein jeder **Parforcejäger** gerne zugestehen, daß es sich mit 50 Hunden noch leichter und besser jaget, weil die wenigen Hunde wegen Ergreifung der *Change*, und bey andern der

dergleichen Fällen, besser zu zwingen seyn. Nur soviel helfen die vielen Hunde, daß ihr Laut und ihre Musick stärker wird.

Endlich ist auch allhier derer **Leithunde** nicht zu vergessen, welche hauptsächlich nöthig sind. Denn wie insonderheit bey **Deutschen** oder **Zeug**- und **Bestätigungsjagen** zu ersehen; so ist dieses der Hauptgrund davon, daß man zuförderst mit dem **Leithunde** die Hirsche ausmachen, und bestättigen muß, wenn man sich dieselbigen gewiß versichern will, und muß also billig ein jeder *Piquer* und Besuchknecht einen wohlgearbeiteten Leithund haben; wiewohl dennoch auch an manchen Orten **Parforcejagden**, ohne Leithunde dazu zu gebrauchen, gehalten werden. Es gehet zwar auch gar wohl an; es ist aber doch weit mühsamer, und öfters ungewisser, die Hirsche zu finden, besonders wo ihrer nicht viele vorhanden sind; da hingegen an solchen Orten die Hirsche mit den Leithunden gewisser auszumachen, zu bestätigen und nach Gefallen anzujagen sind. Wo aber gar viele Hirsche, und in einem engen Raume, beysammen sind, daselbst kann man sie gar bald ohne Leithunde finden. Desgleichen sind auch bey **Sau**- und **Wolfsparforcejagden** die Leithunde sonderlich nöthig. s. **Leithund**, **Vorsuch**.

**Parforcejäger**, heißt ein Jäger, der sich besonders auf die Parforcejagd verstehet.

**Parforcejagd**, **Forciren**, **Laufjagen**, **Rennjagen**, französ. *Chasse à Chiens-courans*, ist, wenn das Wild, ohne Garne oder Tücher dabey zu gebrauchen, durch Jäger zu Pferde und durch Hunde, die in verschiedene *Relais*, oder **Vorlagen** vertheilet werden, und ihm vorwarten, so lange auf der Fährte verfolget wird, bis es stürzet oder ermüdet, sich von selbst nieder thut, oder aber von den Hunden zu Stande gebracht wird, daß es durch einen Fang mit dem Hirschfänger erleget werden kann, welches aber bey den Hirschen ohne Gefahr nicht zugehet, wenn sie ihr Gehörne vollkommen haben, oder in der Brunst sind, wo man es nicht mit Vortheil anzugreifen weiß. Wenn der Hirsch erlegt ist, wird es mit dem **Parforcehorne** kund gemacht, der Hirsch ins Gehörne gelegt, der Hals und Gurgel eröfnet, und denen jungen Hunden also warm ihr Genüß gegeben, folglich der rechte Vorderlauft abgelöset, und dem Herrn des Jagens präsentiret, endlich das Stücke vollends zerwirket, und weil dergleichen Wildpret nicht zu geniessen, denen Hunden Preiß gegeben, oder wem es sonst zugehöret, ausgetheilet. Auf den ersten Fall werden die Knochen und Röhren davon abgesondert; andern Falls aber gehöret das Herz, Lunge, und Leber den Leithundsknechten, als ihr Recht, welches dem Leithunde, um denselben desto begieriger zu machen, nachdem er an des Hirsches Kopf und Gehörn geführet worden, gegeben wird. Drr rechte Vorderbug gehöret demjenigen, so den Hirsch bestätiget; der andere aber dem Jagdjunker. Die innersten Nierenbrätlein, nebst dem Gehörne oder



Digitized by Google

Gewcyhe, dem Herrn der Jagd, der Zimmel kommt dem Oberjägermeister, der Rückbraten und Keulen denen andern hohen Jagdofficiren, und der Hals nebst dem Kopfe den Hundeknechten zu.

2) Die Parforcejagd ist nur eine Lust vor grosse Herren, und sehr kostbar, weil viele Hunde, Menschen und Pferde darauf gehalten werden müssen; dabey auch gefährlich, weil es eine halsbrechende Arbeit vor Menschen und Thiere ist. Es leidet auch dergleichen nicht eines jeden Landes Gelegenheit. In Frankreich und Engelland ist sie sehr gemein; in Deutschland aber erst seit einigen Jahren an verschiedenen Höfen Mode worden. Die Parforcejäger pflegen zwar von dem Frühjahre an, den Sommer durch, bis in den späten Herbst, auch öfters des Winters, oder wenigstens bis zu Anfang des Novembers, zu jagen, und mit St. Hubertustage (welchen sie, weil dieser Hubertus eigentlich der Patron der Parforcejagd ist, mit einem besondern Festin celebriren, und wovon bey dem Worte St. Hubertusfest ein mehrers gedacht werden soll), zu beschliessen; man hält aber, ausser wenn ein grosser Herr nach seinem *Plaisir* jaget, vor die beste Zeit zum Parforcejagen, wenn das Wild gesetzet, und die Kälber, so schon etwas erwachsen sind, mit dem Thiere weichen, der Hirsch aber sein Gehörne geworfen, und wieder aufgesetzet hat, bis zur Brunstzeit; weil zu solcher Zeit die feisten oder guten Hirsche alleine sich besonders austheilen, und von denen andern absondern, in der Brunst aber bey vielem Wildpret schwerlich von dem Haufen zu trennen sind, auch einen heßlichen Gestanck haben; nach der Brunst aber sind sie magerer, und und entkommen daher leichtlich die meisten, wiewohl auch öfters einige, weil sie abgemattet, gefangen werden. Zu geschweigen, daß ausser obiger bequemen Zeit, im Frühjahr und späten Herbst, Frost, Schnee und Eiß grosse Verhinderniß bey dieser Art zu jagen geben; dann die Hunde haben zu solcher Zeit keine Witterung oder Geruch vor der Fährde, laufen sich auf dem harten Froste wund und lahm, oder gleiten auf dem Eise und verrencken sich. Die Pferde verbällen und vertreten ihren Huf auf dem Frost, auf dem Schnee und Eiß aber werden sie nicht nur am Laufen verhindert, sondern auch in Gefahr gesetzt, sammt dem Jäger oder Piquer in eine vom Winde verwehete Grube zu stürzen, oder auf dem glatten Eise auszugleiten, und nebst jenem den größten Schaden zu nehmen, und was dergleichen wichtige Verhinderungsursachen mehr sind: weswegen das Parforcejagen bey dergleichen unbequemen Jahreszeiten vorzunehmen, nicht rathsam ist.

Zur guten Wirthschaft einer Jagd aber dienet die Parforcejagd gar nicht; denn das Wildpret kann nicht genutzet werden. Die Lust kostet dem Herrn viel im Beutel, und schadet auch oft ihm und andern an der Gesundheit. Dem armen Landmanne aber wird sein Acker durch Pferde und Hunde verderbet, und überdem muß deswegen das Wildpret unmäßig gehetzet werden, wes-

Google

weswegen an solchen Orten der Wildfraß gleichfalls den Feldbau ruiniret, ohne zu gedenken, was vor vieles Geld vor die dazu nöthigen Hunde und Pferde aus dem Lande gehet. Dem sey indessen wie ihm wolle; so gehört doch diese Belustigung, gleich vielen andern Dingen solcher Art, zum Staat eines grossen Herrn, und der wohlklingende Laut derer Hunde, Jäger und Jagdhörner, so allerdings hiebey erschallet, wird von Liebhabern mehr, als der Klang des besten Glockenspiels, æstimiret, in Betracht, daß auf einmal wohl hundert und mehr Hunde bey einander jagen, da einer einen hellen, der andere einen groben Ton von sich giebt, und gleichsam alle Stimmen der Musick, vermittelst des Blasens und Zurufens der Jägerey, gehöret werden. Hierbey reuten oder fahren grosse Herren nach ihrem Gefallen, und lassen, die Jagd in Ordnung zu bringen, solche zu erhalten, sammt demjenigen, was dazu gehöret, durch ihre Jäger, Piquers, und Besuchknechte dirigiren.

Die Jagden, mithin auch dieser ihren Ursprung, kann man aus dem 10 Cap. des ersten Buches Mosis durch Nimrod, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn daselbst genennet wird, ingleichem durch Ißmael, im ersten Buch Mosis im 21 Cap. welcher in Wäldern gewohnet, ein guter Schütze worden, und sich also ohne Zweifel vom Wildpretpürschen ernähret, und auch durch den Esau, der auf Befehl seines Vaters, Köcher, Bogen und Pfeil nehmen, aufs Feld ziehen, und ein Wildpret sahen müssen, nach dem 27 Cap. des ersten Buch Mosis, beweisen. Von der Parforcejagd insbesondere aber wird der heilige Hubertus, wie bereits erwehnet, als Hauptpatron verehret, und will man selbigen auch in der Christenheit insgemein vor den ersten Parforcejäger, oder einen Herren, der die Jagd sehr stark geliebet, halten. Er war ein Heyde und starker Verfolger der Christenheit; da er aber einsmals einen Hirsch *par force* gejaget, und demselben stark nachgesetzt haben soll, hat sich der Hirsch vor dem Hunde gestellet, da ihm ein Crucifix zwischen dem Gehörne des Hirsches erschienen, darauf er sich bekehret, taufen lassen, und zur christlichen Religion bekennet, auch eine Capelle an selbigen Ort erbauen lassen, die noch in Frankreich zu sehen: Dahero dann noch bey Parforcejagden oder Equipagen den 3ten November alljährlich diesem St. Huberto zu Ehren ein Fest gehalten wird. s. St. Hubertusfest.

2) Zur Einrichtung einer völligen Jagdequipage oder Parforcejagd müssen die Waldungen also versehen seyn, daß man in das Creuz und der Quere durchkommen kann; nasse Flecken oder Brüche werden mit Brücken und Dämmen verwahret, und auf denen Wasserströmen, Floßbrücken, Fähren und grosse Kähne gehalten, damit man bedürfenden Falls gleich über und fortkommen kann. Ferner sind hierzu erforderlich wohleingerichtete Häuser und Gebäude, (hievon besiehe die Artickel, Jägerhaus und Jagdhaus) zum Aufenthalt des

des Commandantens oder *Chefs* von der Jagd, der Jäger, Pferde, Aufseher, Pursche und Jungen, zu denen Meuten, jungen und andern Hunden. An Personen gehören billig zur völligen Equipage: Ein Commandant, Jagdjunker, Jagdpagen, Oberjäger, **Oberpiquers**, **Piquers**, Besuchknechte, Hundepurschen u. d. m. Wenn nun *par force* gejaget werden soll; so wird Tages vorher vom Fürsten und durch dessen Commandanten Befehl an den Oberpiquer gegeben, welcher solchen alsbald denen andern Piquers und Besuchknechten kund thut. Weil aber schon ein jeder seine Züge und Vorsuche vorher gethan, ihm also wissend ist, wo Hirsche anzutreffen sind; so wird nach gehaltener Ueberlegung einem jeden sein Zug und Vorsuch angeordnet. Alsdenn ziehen der Oberjäger, die Piquers und Besuchknechte insgesammt des Morgens frühe aus, und jeder suchet seinen ihm bestimmten Ort vor. So ihnen denn Hirsche angegangen, wird sogleich bestätiget, und hin zu dem bestimmten *Rendez-vous* (Zusammenkunft,) gezogen, woselbst sie denn entweder dem Commandanten oder Fürsten selbst rapportiren; worauf dieser den Hirsch, der gejaget werden soll, erwehlet. Sodenn begiebt sich der Besuchknecht, der ihn auf seinem Vorsuch gehabt, mit seinem Leithunde hin nach dem Orte, wo der rechte Hirsch, dem es gelten soll, ist, versichert sich nochmals, ob er noch beständig in seinem Stande, oder greift ferner enger vor, daferne der Ort noch etwas weitläuftig, und bestätiget den Hirsch, so enge es seyn kann.

Währender Zeit, nachdem der Fürst und die hohen Herrschaften auf dem *Rendez-vous* eingetroffen, wird mit einer kalten Küche, Braten, Gebackens, Wein, Bier, gefrühstücket, und dergleichen denen Jägern bey der Jagd, die solches bey ihren harten Strapatzen allerdings benöthiget sind, gleichfalls gereichet, auch denen noch draussen bey dem Hirsche seyenden, zugeschickt, oder verwahret.

Nach Erfolg dieses müssen die Piquers, und diejenigen Besuchknechte, an welchen das Jagen ist, zu Pferde sitzen, und ihre *Meute* zwischen sich nehmen; da schon vorhero der **Oberjäger oder Oberpiquer**, die *Relais*, sowohl an Pferden als Hunden, eingetheilet. Wo der Hirsch bestätiget ist, und man vermeynet, daß er seinen Wechsel oder Flucht dahin nehmen möchte, stellet man eine *Relais* von 5 bis 6 Kuppel Hunden, nachdem die *Meute* stark; hierbey hält ein Pursche mit dem Pferde, ingleichem vor den Fürsten, Commandanten, und alle Jäger, so mit reuten, ein frisches Pferd. Nebst dieser ersten *Relais* wird eine fernerweitige auf einen andern vermutheten Wechsel auf gleiche Art gestellet, und nöthigen Falls die dritte, auch vierte mit 3 oder 4 frischen Pferden und eben so viel Kuppel Hunden besorgt. Bey jeder *Relais* muß ein Pursche von den Hunden seyn, und müssen diese nebst den Pferdeknechten, wohl Achtung geben, wie nahe ihnen die Jagd komme, oder da sie vernehmen, daß diese weit von ihnen entfernet, sich vorziehen, um bedürfenden Falls bey der Hand

Digitized by Google

Hand zu seyn. Gienge aber die Jagd denen *Relais* ganz contrair, so werden sie von einem andern Jäger nachgeholet, und weiter beordert. Nachdem nun die Jäger zu Pferde gesessen, ziehen dieselben mit der *Meute* voraus, der nebst hoher Herrschaft nach, und hin an den Ort, wo der Hirsch bestätiget ist, woselbst auch der Besuchknecht mit seinem Leithunde wartet. Die *Meute* der Hunde wird zur Seiten behalten, und die Piquers und Besuchknechte gehen nach den Brüchen, besehen die Fehrten genau, was der Hirsch für *Connoissance* darinne zeiget, ob er am rechten oder linken, am Vorder- oder Hinterlauft, etwan ungerade Schalen habe, welches bey gar vielen zu finden ist, ob die Fehrte breit, lang oder kurz seye.

Ist dieses wohl judiciret, so werden 3 bis 4 von den besten Hunden aus der *Meute* gehoben; einige haben auch besondere Lancierhunde, die sie nachgehends nicht mit jagen lassen; Also ziehen dann ein paar Piquers oder Besuchknechte mit den Lancierhunden hin zu den Brüchen; die andern Piquers und Besuchknechte aber bleiben mit der *Meute* von vorne. Fallen sie nun die Fehrte an, und nehmen solche an; so wird ihnen jedesmal besonders zugerufen. Also jagt und lanciret, (sprenget) man den Hirsch aus seinem Stande, läßt die Lancierhunde jagen, bis man über einen Weg oder Allee kommt, und stopfet, oder hält die Lancierhunde auf, verbricht auch wohl daselbst den Hirsch währendem lanciren. Es jagen auch einige, so dazu kommen können, vor, daß sie den Hirsch in die Augen bekommen, um zu sehen, was er für ein Gehörn hat, ob es hoch oder niedrig, wie viel Ende oben in der Crone sind, oder wie es sonst beschaffen; auch wird öfters auf Befehl des Obern so lange lanciret, bis sie den Hirsch besehen haben. Sind aber, wie es meistentheils geschiehet, mehrere Hirsche bey einander, so müssen 3 oder 4 Jäger, so viel man ihrer bey der *Meute* missen kann, lanciren, andere hingegen carbiniren (reuten quer vor), brechen die Hirsche vor, und muß der, welcher nur am ersten dazu kommen kann, möglichst darunter jagen, damit sie sich absondern, und alsdenn, wo der rechte Hirsch hinkommt, wohl Achtung gegeben werden. Daferne man denselben nicht angemerket, wird immer fort lanciret, bis Gewißheit von der rechten Fehrte des angemerkten Hirsches, und daß man solchen am Leibe und Gehörne gesehen, vorhanden. Sobald dieses geschehen, und der Jäger die rechte Fehrte erblickt, meldet er es durch lautes Rufen seinen Cammeraden. Bekommt er aber den Hirsch in die Augen, ruft er: *Tajo*, *jucbet*, und verbricht die Fehrten; sodenn werden die Lancierhunde arretiret, und abgenommen, während solcher Zeit wird die *Meute* herbeygeholet, und auf die rechte Fehrte angeleget.

An manchen Orten ist gebräuchlich: Wenn der Hirsch des Morgens bestätiget, und gefrühstückes

stücket worden; so müssen die Besuchknechte mit alten Leithunden lanciren, davon einer mit seinen Hunden von den Brüchen auf der Fehrte nachhänget, und da mehr Hirsche vorhanden, so greift auf beyden Seiten auch ein Besuchknecht mit dem Leithunde vor. Lanciret nun der eine, so nachgehangen, die Hirsche, diese aber brechen auf der Seiten aus; so nimmt derjenige, welcher auf der Seiten vorgezogen, und dem die Hirsche übergeben gewesen, mit seinem Leithunde die Hirsche gleich auf, und hänget ihnen nach, die Piquers und andere halten vor, und suchen die Hirsche von einander abzusondern. Jedoch bleiben die mit den Leithunden so lange an denen Hirschen, bis sie abgesondert sind. Zuweilen aber wollen sich die Hirsche mit lanciren nicht separiren: da denn die völlige *Meute* darauf angeleget und gejagt wird, bis sie doch endlich dieses thun müssen. Steckt aber ein Hirsch alleine in einem engen Ort; so wird ohne sonderliches lanciren die völlige *Meute* gleich auf die Brüche angeleget. Wenn nun, wie gedacht, der oder die Hirsche lanciret sind; so bringt man die Meuten herbey nach denen Brüchen, so viel aber möglich, nicht unter Wind, sonst sind oft solche *Rebelles* dabey, welche, sobald sie die Witterung vom Hirsche in die Nase kriegen, unter den Pferden weg echappiren, und die andern auch verführen. Sonst aber müssen die Hunde von denen Jägern zwischen ihren Pferden gehalten werden, bis sie auf die Fehrte kommen. Einige ziehen zu Fusse mit der *Meute* bis auf die Fehrte; dieses halten die Hunde gut aus; sobald sich aber die Jäger zu Pferde setzen, so gehet es auch fort. Nehmen diese alsbald die Fehrte auf, und jagen also fort, ruft man ihnen zu, es wird auch geblasen, und so gehet es denn frisch fort.

Kommt man hinauf mit dem Anjagdshirsche und der Meute gegen die ausgestellten *Relais*, so werden die Hunde gestopft (arretiret), und von der *Relais* mit zur *Meute* gegeben, und gelöset; ingleichem wechselt man auch die Pferde, und nimmt frische. Dieses geschiehet nöthigen Falls bey allen *Relais*; jedoch, zuweilen braucht man nicht viel frische Pferde oder Hunde, zumal wenn die Hirsche recht feist sind, und nicht lange vor der *Meute* dauren. In währendem Jagen werden die Hunde mit Zurufen angefrischet, und so sie nun eine Ecke wieder so fort gejaget, so stopfet man selbige, damit der Schwanz auch nachkomme. (NB. Die vordersten Hunde werden der Kopf, und die hindersten der Schwanz genennet). Will man die Hunde stopfen, so müssen die Piquers den Hunden vorjagen, mit der Peitsche klatschen, und ihnen zurufen. Die Hunde stopfet man dessentwegen, damit sie fein beyeinander kommen, und in einer *Meute* bleiben. Sind allzu rasche oder noch allzu rohe Hunde dabey, die den Kopf gar zu weit voraus führen; so hänget man ihnen Riemen von ein und einem halben Zoll Breite, und 2 Ellen Länge, oder etwas breite wollene Tuchlappen an den Hals, darauf sie öfters tretten müssen, und crabattet sie also. Wenn nun der Jäger den rechten Anjagdshirsch, der öfters

ters (*Retour*) Wiedergang gemacht, und übergeschossen, ist, wieder zu sehen bekömmt; so wird allemal *Tajo* gerufen, wodurch zu verstehen, der rechte Hirsch sey da gesehen worden.

Wenn hierauf die Hunde dem Hirsch so nahe kommen, daß sie ihn öfters wieder lanciren; so ist es bald mit ihm zu Ende. Es wird aber fortgejaget, bis der Fürst zugegen, und die Hunde den Hirsch stellen. Diese werden auch wohl nach erforderten Umständen wieder abgenommen, der Fürstenruf geblasen, und der Fürst zum Fang erwartet. Dieser geschiehet mit dem *Couteau de chasse*, und daferne der Hirsch, wie öfters geschiehet, sehr böse ist, sich vor die Hunde stellet, und manchen hiervon spiesset, solchemnach der Herr nicht zum Fang angebracht werden kann; so muß einer von denen Piquers oder Besuchknechten sich hinter ihn hinan machen, und solchen mit dem *Couteau de chasse* hessen, (die Hesse ablösen) heißt *Jarret* coupiren; darauf der Fürst zum Fange hinan geführet wird. Stellet sich aber der Hirsch im Wasser; so schiesset ihn dieser mit der Pürschbüchse auf den Kopf. Ein Hirsch dauert ordentlich nicht viel über 2 Stunden, es müßte ihm denn Friede gelassen werden, daß er wieder zu Athem komme, welches geschiehet, wenn er sich öfters verlieret, und da kann die Jagd 6, 8, bis 9 Stunden dauren: daferne er aber sehr feist ist, kaum eine halbe Stunde.

Ist nun der Hirsch gefangen; so wird der rechte Vorderlauft erst, gleich über den Schalen und Oberrücken in dem Gelenke, abgelöset, der dem Fürsten, oder einer andern hohen Person von anwesenden Fremden, präsentiret und gereichet wird. Sind nun mehr fürstliche oder hohe Standespersonen bey der Jagd; so werden die andere Läufte auch abgelöset, und diesen präsentiret, welches der Jäger Ehrenzeichen bekräftiget, und davor angenommen, auch recompensiret wird. Nachdem wird Curee gemacht, d. i. der Hirsch wird aufgebrochen, und zerwirkt, das Geäsſe aus dem Gehörne abgelöset, und übrigens ordentlich zerwirkt, da denn, wenn es dem Fürsten gefällig ist, der Zimmel vor die fürstliche Tafel in die Kuche geliefert wird, und eine Keule oder Braten gehöret einem Piquer um den andern hievon. Die Flanken oder Eisbeine, Mehrbraten, Kehlbraten, die Zunge und das Herz aber dem Besuchknechte, und das Unschlitt, benebst der Haut, wird unter diese beyden getheilet. Wenn nun der Hirsch also zerwirkt, und die Haut wieder darüber geschlagen ist; so nimmt ein Jäger den Kopf, zeiget solchen denen etliche Schritte davon liegenden Meuten oder Hunden, bis sie recht feurig thun; also nun werden solche auf einmal hinangelassen, die Haut gleich abgezogen, der Hirsch in Geschwindigkeit von ihnen aufgefressen; und jeder Jäger setzet sich alsbald zu Pferde, wenn er vorher einen Bruch als ein Ehrenzeichen auf den Hut gestecket.

Sodenn gehet der Marsch zurücke, die Hunde werden wieder

der zwischen denen Jägern und ihren Pferden geführet, und dabey Marsch nebst allerhand Fanfaren oder Jagdposten geblasen. Jedoch werden selbige nicht gerade nach den Noten, oder wie sonst etwan bey einer Capell- oder Kirchenmusic üblich ist, geblasen, noch auch das Piano oder Forte, Adagio oder Allegro, und dergleichen, dabey in Acht genommen; sondern es wird alles mit starker *Force* geblasen, und werden dabey meistens doppelschlägige oder doppelzüngige Töne angegeben. Immittelst hat man doch aber auch zu allen besondern Jagdbegebenheiten seine gewisse Posten zu blasen, damit sich ein Jäger nach des andern Blasen zu richten weiß, was es bedeute. Nicht weniger müssen die Hunde das Horn inne werden, und verstehen es auch vollkommen gut, wenn sie nur erst eine Zeit mit gejagt haben, wenn entweder Horvary oder Fanfaro, die völlige Jagd; oder Levu, der Hunderuf, und dergleichen geblasen wird. Gleicherweise, wie die Hirsche *par force* gejaget werden, kann es auch mit Elend- Tannenhirschen, Reheböcken, wilden Sauen, Bären, Wölfen, Füchsen und Hasen geschehen, jedoch müssen die Hunde darauf abgerichtet seyn.

**Parforcepferd**, ist, welches bey dem Parforcejagen gebraucht wird; vor einen Jäger ist hiebey ein gutes Pferd unumgänglich nöthig. Denn sofern dieses einem der besten Jäger fehlet, ist er ausser Stande, seine Dienste gehörig zu thun. Es bestehet auch fast sein Leben darauf; denn hat er eine liederliche Mähre unter sich, soll und muß er durch Dickigte, über Stock, Stein und Graben den Hunden gleich gallopiren; so kann er bald unglücklich seyn, dadurch zum Grippel werden, und endlich vor der Zeit das Leben einbüssen. Es ist aber auch mancher Jäger nicht geschickt genug, ein gutes abgerichtetes Pferd zu dirigiren; dahero wohl nöthig, daß dergleichen Personen ein Pferd erstlich zu reuten, und solches kennen lernten, bevor sie etwas hauptsächliches damit unternehmen wollten. Ein Pferd von Mittel-Taille, das nicht sanckrückig, sondern gleich, und nicht sogar breit über der Brust, aus Hals und Kopf gewachsen, nicht zu kurz und steifhälsig ist, dürfte sich wohl zum Jagen sehr gut schicken, zumal, wenn es zugleich helle Augen hat, dabey lang gestreckt, mit guten Hüfen versehen, feurig und nicht mattherzig ist. Dergleichen Pferde müssen aber auch gute Wartung haben, nicht überflüssig Heu bekommen, welches ihnen die Bäuche dicke macht, sondern guten reinen Haber, welcher fein ausgeschwinget, und vom Staube gereiniget seyn muß. Wenn die Jagdzeit angehen soll, müssen die Pferde sowohl, als die Hunde, in Athem gesetzet werden; man reutet sie Anfangs nur auch im Schritte und Trabe aus, nachgehends aber alle Tage eine halbe Stunde, auch wohl noch länger, im Gallop. Anfangs reuten sie die Knechte paar und paarweise aus; so bald aber die Arbeit mit den Hunden angehet, werden solche auch dabey mit in Athem gebracht. Nach vollbrachter Jagd muß der Roßarzt nachsehen, ob keinem nichts mangele,

ihre Schenkel mit Spiritu oder Wein fleißig waschen, die beschädigten zu curiren, sich angelegen seyn lassen, und denn müssen sie auch ausgeritten werden, damit die Füsse wieder in ordentlichen Gang kommen. Das Frühjahrgras ist ihnen sehr dienlich, die Winterruhe, nach vollbrachten Herbstjagden, zur Erlangung ihrer völligen Kräfte, besonders zuträglich, und eine gute Wartung, nebst ordentlichem Putzen, ersprießlich. Vor diesem hat man in Deutschland denen englischen und französischen Pferden mehrere Geschicklichkeit, als den einheimischen nachgerühmet, weil sie vielleicht sehr rasch, und solchem nach gut zum jagen sind. Es können aber die Deutschen und Pohlnischen hierzu eben sowohl abgerichtet, und gebraucht werden, zumal vor die Piquers und Besuchknechte, mithin ist hierdurch vieles Geld zu ersparen möglich, worauf bey jetzigen Zeiten vornemlich gesehen wird. Inzwischen kömmt hierbey auf einen guten **Bereuter**, **Sattelknecht**, **Jagdsattler**, **Jagdriemer**, **Jagdsporer**, **Jagdwagner**, und tüchtigen **Jagdschmidt**, vieles an, welcher letztere nicht nur ein Pferd recht zu beschlagen wissen, sondern auch ein fundamentirter Roßarzt seyn muß. Siehe auch **Jagdhandwerksleute**.

Nachdem endlich zu einer völligen Jagdequipage mehr oder weniger Pferde vonnöthen seyn, darnach müssen nothwendig auch mehr oder weniger Knechte dazu vorhanden seyn. Was die Fürstlichen Pferde anbelangt; so ist allemal bey 2 Pferden, wie auch zu des Commandanten von der Parforcejagd seinen Pferden, ein Knecht. Wenn nun zum Ex. 8. Pferde vor den Fürsten vorhanden seyn; so gehören dazu 4 Knechte; dem Commandanten 6 bis 7 Pferde, und dazu 3 Knechte; dem Jagdjunker 5 Pferde, und 2 Knechte; dem Jagdpagen 5 Pferde und 2 Knechte; dem Oberjäger und jedem Piquer 5 Pferde, und 2 Knechte; jedem Besuchknechte 5 Pferde, und 2 Knechte; vor die Pursche 3 Pferde und 1 Knecht, nebst noch 3 überleyen Pferden, und 1 Knecht; wären also 28 Knechte. Und ob zwar bey mancher Equipage eine genauere und sparsamere Einrichtung getroffen wird, so daß nur ein jeder Jäger bey seinen Pferden einen Knecht hat, ingleichem zu des Fürsten Pferden nur 3, und zu des Commandanten Pferden 2 Knechte sind; so gehet es endlich auch wohl an. Allein es ist alsdenn vor die Knechte gar viele Arbeit dabey; ingleichem wollen dieselben, die Pferde in Athem und auf die *Relais* zu bringen, nicht wohl zureichen, und werden also zu selbiger Zeit noch Beyhülfen mit angenommen. Auch wird wohl noch ein, oder ein paar Züge Pferde gehalten, *Fourage* und dergleichen anzufahren, worzu sodenn noch ein besonderer **Wagenmeister** und die nöthigen Knechte seyn müssen.

Parix, s. **Meise**.

Parus, s. **Meise**.

Parus ater, carbonorius, s. **Meise**.

Parus cœruleus, s. **Meise**.

Parus cristatus, s. **Meise**.

Parus major, s. Meise.

Parus montanus, caudatus, s. Meise.

Parus silvestris, s. Meise.

**Patscherpenholz, s. Haubeerenholz.**

*Passagier*, s. Falcke.

*Passe*, s. Sperling.

*Passée*, s. Spur.

*Passer*, s. Sperling.

Passer aquaticus, arundinarius, s. Rohrsperling.

*Passereau*, s. Sperling.

**Past**, wird das rauhe Häutlein genennet, das den Hirschen um die Gehörne wächst, ehe sie vollkommen werden.

*Pate*, s. Tatze.

*Patent*, *Patente*, s. Seigblat.

**Patscherpenholz**, s. Haubeerenholz.

**Patte**, franz. *Patte*, s. Tatze.

*Pau forceau*, s. Pfahl.

*Paumeure*, s. Palmgeweyhe.

*Paumure*, s. Palmgeweyh.

**Pavianen**, s. Affe.

*Peau*, s. Balg.

**Pech**, lat. Pix, franz. *Poix*, ist ein gesottenes und geläutertes, meist Fichten- oder Kiefern-Harz, welches zu vielen Dingen in der Haushaltung nützlich zu gebrauchen ist. Es wird aber dessen Zubereitung auf mancherley Art angestellet.

1) Nachdem aus den gerissenen Fichten das Harz von den sogenannten **Pechlern**, oder **Pechhauern** in ihren hölzernen Kübeln aufgesammelt worden; so wird es von ihnen in den sogenannten **Schmier- oder Pechöfen**, welche in den **Pechhütten** von Leimen viereckigt und länglicht erbauet sind, in besondern Töpfen, die an dem Boden gewisse Löcher, halb so groß, als eine Erbse, haben, vermittelst des untergemachten Feuers geschmolzen, da denn das auf solche Weise geläuterte Pech durch gedachte Löcher aus den Töpfen in die untergelegten Rinnen tropfnet, durch welche es in grosse Gruben rinnet, und darinnen erhärtet. Was vom Harz in den Töpfen übrig bleibet, wird zum **Kienruß** gebraucht.

2) Auf eine andere Art wird das Pech aus den Kienstöcken folgendergestalt zubereitet: Erstlich muß der Pechofen an sich selbst von unten auf ganz zirkelrund, etwan dem dritten Theil unten in einer Weite, hernach allgemach immer enger bis oben zu ganz spitzig zugewölbet seyn, damit die Hitze zusammen komme. Unten im Ofen ist der Boden wie ein flacher Kiessel gestaltet, woselbst sich in der Mitten ein schmales Räumgen anfänget, und nach dem **Pechtroge** verdeckt hinaus gehet. Auswendig herum ist der Mantel, oder eine tüchtige Brandmauer, zwischen welchen das Feuer umher gemacht wird; vorne ist das Brandloch, doch nur in der Brandmauer; hinten gegen über das Kohlloch in dem Ofen und der Brand-

Brandmauer; an der Seite ist oben das Setzloch, den gehackten Kien darinnen aufwärts zu setzen; und gehören zu einem rechten Pechofen fast auf ein tausend Mauerziegel, da er denn wohl meistentheils viere bis fünf Jahr dauren kann; wiewohl die Weite, Höhe und Grösse nach den Umständen des Orts und eines jeden Gefallen veränderlich ist. Alsdenn werden theils alte Stöcke und Kienstämme, Windbrüche und Lagerholz ausgerottet, theils auch noch auf jeglichen Brand einige rundschälige Bäume zugegeben, der benöthigte Kien daraus gehauen, und der weisse Splint völlig davon abgesondert; der ausgehauene Kien aber, dessen man gemeiniglich zehen Fuder auf einen Ofen braucht, wie Fischholz ganz schmal gespalten, und solcher, so dichte, als möglich, Schichtweise und ordentlich in dem Ofen auf einander gestellet, bis solcher voll ist. Endlich werden die beyden Löcher im Ofen zugemauert, um die Brandmauer im Anfange durch Schmauchholz stark gefeuert, und hernach mit dem Brennen also zwey Tage fortgefahren, daß es Tag und Nacht seine Zeit zu wirken hat, ehe es klar läuft. Erstlich kommt das **Harz**, aus welchem das **Kienöl** so klar wie Branntewein, in kupfernen Blasen geläutert wird, und hierauf das rechte **Theer** oder die **Wagenschmiere**, von welchem das Pech in einem hierzu gemachten Ofen und grossen Kessel gesotten, und gehörig zubereitet, letzlich aber in die Erde gegossen wird, woraus das harte **schwarze Pech** entstehet.

3) An einigen Orten in **Neuengland**, wo das Harz häufig und wohlfeil ist, kann ein schickliches Maas desselben in dem kochenden Teere zerlassen werden, und solchergestalt wird es durch die Zumischung geschwinder zu Pech gesotten; allein dieses ist zuweilen von anderer Art, als dasjenige, welches blos aus Teer ohne eine andere Zumischung bereitet wird. Es giebt eine andere Art, welche einige Schifzimmerleute in dieser Landschaft gebraucht haben, um ihren Teer in Pech zu jedem geschwinden Gebrauch, zu bereiten, welche folgende ist: der Teer wird in einem eisernen Kessel über dem Feuer dergestalt erhitzet, daß er leichtlich anbrennet; sodann wird er an einem offenen Ort angesteckt, und sie lassen ihn so lange brennen, bis sie aus der herausgenommenen Probe erkennen, daß er, wann er kalt geworden, von genugsamer Consistenz seyn werde: worauf das Feuer durch Zudeckung des Kessels ausgelöschet, und solchergestalt in kurzer Zeit Pech bereitet wird. Endlich machen sie auch Pech aus dem Theer, indem sie eine Grube in die Erde ausstechen, dieselbe innwendig stark mit Leimen überziehen, und so lange brennen lassen, bis der Theer so dick ist, wie ein Pech seyn muß. Wie sie daselbst den Theer brennen, davon siehe **Theer**.

Je härter das Pech ist, je besser ist es; je weicher und zäher es hergegen ist, je schlechter hält man dasselbe. Ja wenn es im Schmelzen überkocht, ist daraus zu schliessen, daß es von unrei-

reinem Theer gemacht worden. Das allermeiste Pech wird in Thüringen und Finnland bereitet; jedoch wird auch in der Liebenwerdischen, Torgauischen, Dübenischen Heyde und andern Orten mehr viel Pech gemacht, besonders aber in den Pechwäldern, als dem Schwarz- und Harzwalde, an der Schneebergischen Mulde, der sich am Streitberge anhebet, und bis an die Mulde gehet; ingleichem an dem Wiesenthalischen Fichtelberge. Die Erotendorfischen Einwohner harzen und ziehen nicht allein umher in der Nähe, sondern auch in der Ferne, ziehen in andere Länder, dingen den Grundherren ganze Wälder ab, sieden Pech daselbst, und bleiben oft zu halben Jahren aus. In dem Amte Grünhayn giebt es gleichfalls viele Pech- und Harzwälder, die um Zins, gleichwie die übrigen Churfürstlichen Wälder, von Amtleuten ausgelassen werden. Das schwarze harte Pech, welches, wenn daran geschlagen wird, wie Glas springet, und von Stockholm weit und breit verführet wird, gebraucht man, die Schiffe damit zu vertheeren, und heißt daher auch **Schifpech**; wiewohl dieses nicht mehr pur, sondern mit gemeinem Harz, Theer und Seiffe vermischt, in diesem Falle verbraucht wird. Mit diesem kommt überein das **Schusterpech**. Beyden wird eine anziehende Kraft zugeschrieben, so, daß man dergleichen zu Pflastern gebrauchet. Es wird auch in Tonnen gegossen, wovon es den Namen **Tonnenpech** führet. Aus einem Ofenbrande bekommt man gemeiniglich fünf bis sechs Tonnen hartes Pech.

Aus dem Peche, wenn es mit Wein genugsam durch das Kochen gereiniget, und alsdenn mit gebranntem Alaun und Salbeyblättern in einer Retorte einigemal abgezogen worden, entstehet ein treflich balsamisches Oel, welches wider alle Zufälle der Nerven und Gelenke ein herrliches Mittel, auch zu Geschwären nützlich zu gebrauchen ist. Aus demjenigen aber, was bey Ausziehung dieses Oels in der Retorte zurücke bleibet, kann das feineste Colophonium annoch gekocht werden.

Da die Pechöfen viel Holz fressen: so pfleget man das Pechsieden nur an solchen Orten zu dulden, wo Holz im Ueberflusse ist, und aller Unordnung durch gute Aufsicht vorgebeuget werden kann. Und da auch insgemein die gegründete Klage bey dem Forstwesen vorkommt, daß dem Holze durch das **Pechritzen** ungemeiner Schade geschehe; so hat die schwedische Gesellschaft der öconomischen Wissenschaften die Frage aufgeworfen: wie das Pech auf eine denen Wäldern, so viel möglich, unschädliche Weise zu erhalten, da man doch diese Materie nicht entbehren kann? In Erwartung einer andern Erfindung scheinet die hier vorgeschlagene zweyte Art, Pech zu sieden, die geschickteste zu seyn, wenn man, da in Tannen- Kien- und Fichtenwäldern, weil sie mit ihren Wurzeln nicht tief in der Erde stehen, ohnedem sehr häufige Windfälle vorfallen, diese nebst denen ohnedieß zur Beförderung des Anflugs auszurottenden Stöcke und Wurzeln, vermittelst der Ofenbrände zum Pech-



Digitized by Google

sieden allein anwendete, dieses Holz aber nicht verdorren und zu schlechtem Leseholze werden liesse.

**Pechhauen**, s. Harzreissen.

**Pechhauer**, s. Harzreissen.

**Pechhütten**, sind eigentlich solche Hütten, oder Gebäude, welche zum sogenannten **Pechbrennen** oder **Sieden** eingerichtet sind. Diese Pechhütten können aber dem Eigenthümer einer Heyde sowohl Nutzen als vielen Schaden bringen. Es ist nicht wohl gethan, wenn sie in Wäldern angeleget werden, weil hierdurch ein grosser Platz von Holze abgeräumet und zu Schanden gemacht, auch die Wildbahn in den Dickichten hierdurch verderbet wird. Noch schlimmer aber ist es, dafern man die **Pechmeister** und deren **Kienroder** oder **Harzlocher** und **Reisser** nach ihrem eigenen Gefallen handthieren läßt, daß sie die Fichten, Kiefern und Tannen im Walde umher, wo es ihnen gefällt, ritzen und lochen, ingleichem die **Kienstöckeroder** in dem ganz jungen Anfluge und in dickichten roden mögen, und die Einrichtung, wo die Pechbrenner viel und mehr Schwöhlholz bekommen, oder nach ihrem Belieben nehmen dürfen, als sie benöthiget sind, kann keinesweges Nutzen schaffen. Mancher Pechbrenner giebt vor einen Ofen Kien 8 bis 10 Thlr. bekommt zum Brennen oder Schwöhlen, so viel er haben will, da er wohl vor 4 bis 5 Thlr. Schwöhlholz verthut; beydes aber könnte zum Verkauf zu Feuerholz besser und höher, als zum Pechofen gebraucht, und an den Mann gebracht werden. Bey solchem Haushalten heitzet solches Volk zugleich, nebst dem Pechofen 2 bis 3 Stuben, setzet auch wohl Branntweinblasen an, und machet noch viel andere Streiche.

Einige Pechöfen geben jährlich gar nur überhaupt vor ein gewisses Revier Heyde oder Waldung einigen Zins, und bekommen dabey alles Schwöhlholz mit, welches zwar nur auf einen Ofen in 2 oder 3 Fudern bestehen sollte; sie holen aber wohl 5 bis 6 Fuder; mithin sind solche Pechhütten mehr schädlich, als nützlich. Besser ist es, wenn diese an einer Seite des Waldes angebauet werden, wo anbey Wasser ist, das Roden der Stöcke aber entweder sogleich hinter den Holzhauern her aus den jungen Schlägen und Gehauen, oder aber in solchen Oertern geschiehet, wo der junge Anflug fein hoch wieder erwachsen, und zum Theil abzusterben, auch das Holz sich unten her von den Aesten zu reinigen anfänget, daß man den ausgerodeten Kien auf denen alten Wegen hinausschaffen kann, und deshalber keine neue zur Abfuhre machen darf, den ausgerodeten Kien aber in Klaftern, Malter oder Schragen nach ordentlichem Maaße setzen lassen, und also denen Pechmeistern verkauffen, mit dem Schwöhlholze aber gleichergestalt verfahren kann. Auf diese Weise weißt der Eigenthümer, was er vor Kien und Holz jährlich bekömme, und wird gewiß nicht Schaden leiden. Bey dem Harzreissen thut ein Besitzer des Holzes, wo dieses geschiehet, wohl, wenn er sich von jedem Kessel

Kessel oder Sod Harze ein gewiesses geben, und das Schwöhlholz absonderlich bezahlen läßt; das Harzreissen oder Schaben aber in keinem andern Orte einräumet, als wo künftiges Jahr, oder aufs höchste im andern Jahre darauf, geholzet werden soll, und nicht die ebensten Bäume zum Ritzen und Harzschaben anweiset. Diejenigen hingegen, daran dieses geschehen soll, mit des Forstbedientens Maalhammer, Stempel, oder Waldeisen, bezeichnen lässet. Das Gebäude einer Pechhütte ist gemeiniglich schlecht beschaffen, meistens von Holz aufgebauet, und mit Brettern beschlagen und beleget, nur daß kein Regen und Schnee hineinfallen kann, und die Arbeiter also im Pechsieden vor dem darinnen befindlichen Ofen nicht hierdurch gehindert werden.

**Pechrinnen**, werden die im schwarzen Holze zu Loch-Mahl- und Grenzbäumen angenommene und gehörig bezeichnete Bäume genennet, wenn die Lochen oder heraus gehauenen Plätze mit Harze wieder überzogen, und fast unkenntlich gemacht worden sind.

**Pechscharren**, s. **Harzreissen.**

**Pechsieden**, s. **Pech.**

**Peißker**, s. **Beißker.**

*Pellis*, s. **Balg.**

*Pentiere*, ein Garn, welches zum Vogelfange gebraucht, und sonst auch ein Häng- und Ziehgarn genennet wird. s. **Hänggarn.**

**Perca**, s. **Barsch, Sander.**

*Percer*, heißt in der französischen Jägerey soviel, als Durchstechen oder Durchgehen, und wird besonders von einem Stücke Wild gesagt, welches, da es gejaget wird, entfliehet und zu Holze eilet, ohne sich aufzuhalten.

*Perche*, s. **Barsch.**

*Perche d'Oiseleur*, s. **Kolben.**

Percnon, s. **Adler.**

Percnopteros, s. **Adler.**

Perdix, s. **Rebhun.**

Perdix rustica, s. **Schnepfe.**

*Perdrix*, s. **Rebhun.**

*Perdrix blanche*, s. **Schneehun.**

*Perdrix de Montagne*, heißt bey den französischen Jägern ein Haselhun, oder Birkhun.

**Perlen**, franz. *Perleure*, *Perlure*, heissen in der Jägersprache die krausen Knöpfgen an dem Gewehe des Hirsches, weil sie fast wie Perlen gestaltet sind.

**Perlenfisch**, s. **Perlfisch.**

*Perleure*, s. **Perlen.**

**Perlfisch, Perlenfisch, edler Weisfisch**, ein sonderlich in Oesterreich bekannter Fisch, welcher vornemlich in dem Attersee gefangen wird. Er wächset zu zwey, drey, auch wohl bisweilen zu vier Spannen lang, wird ziemlich dick, hat einen kurzen gedruckten Kopf, fast wie ein Karpfe, und ziemlich grosse Schuppen. Das Männlein ist im Maymonate am Kopfe, Rücken, und über dem ganzen Leib voller weissen harten Tüpflein, wie mit Perlen besetzt, daher er auch seinen Namen erhalten; dieselben aber vergehen ihm nach dem Striche

che wieder. Das Weiblein hingegen hat schwarze Tüpflein. Der Rücken ist dunkelblaulicht und aschfarbicht. Der Bauch weißröthlicht, hat oben eine Floßfeder, und unten drey gedoppelte; Die Augen sind schwarz, mit einem gelben Umkreis eingefasset. Von diesem Fische ist das ganze Jahr über nichts zu sehen, ausser im May, da man sie in Reussen, und auch in Wathen, ihrer zu Zeiten dreyßig bis vierzig, auf einen Zug fänget. Ihr Fleisch soll ein herrliches und delicates Essen, und ziemlich wohl zu verdauen seyn. s. a. **Weißfisch.**

*Perlure*, s. **Perlen.**

**Perlinen**, s. **Africanische Hüner.**

Pertica, s. **Leimstange, Meßkette.**

Pes, s. **Tatze.**

*Pescheur*, s. **Eisvogel, Fischer.**

Pescoporco, s. Centrina.

*Pesse*, *Pignet*, lat. Arbor picea, heißt bey dem französischen Forstwesen ein Harzbaum, oder vielmehr eine bey uns sogenannte Kiefer. s. **Harzholz, Kiefer.**

*Petits*, heissen in der französischen Weydmannssprache die Zucht oder Jungen der Thiere, lat. Foetus, Catuli, Pulli.

**Petzen, Bätzen**, nennet man die Hunde weiblichen Geschlechts. s. **Bätze, Hund.**

*Peuce*, s. **Fichte.**

*Peuplier*, s. **Pappel.**

**Pfähle**, s. **Schirrholz.**

**Pfänden**, s. **Pfändung.**

**Pfändung, Pfänden, Pfandung, Pfanden**, lat. Pignori accipere, Captio Pignorum, franz. *Prendre en Gage*, heißt, wenn auf eines Eigenthumsherrn Grund und Boden ein Fremder entweder selbst, oder durch sein Gesinde, Vieh u. s. f. zu dessen Schaden etwas widerrechtliches vorzunehmen sich unterfängt, auf dieser That aber angetroffen, und zum Erweiß, daß er oder die Seinigen auf diesen verbottenen Wegen sich finden und betretten lassen, ihm bey so gestalten Sachen etwas von denen an oder um sich habenden Mobilien, nicht weniger einiges von des Beleidigers Vieh, sodenn an dem Orte, wo der Schaden geschehen, und sogleich, nicht aber erst einige Zeit darnach, abgenommen, und unverzüglich in diejenigen Gerichte geliefert, nicht aber in seinem Hause behalten wird, wohin der Acker oder Platz gehöret: (denn sonst nimmt es der Richter des Orts vor eine Verschmähung und Injurie auf), woselbst alsdenn nach Sächsischem Rechte, nach welchem aber auch insonderheit die bemeldete Lieferung des Pfandes in die Gerichte eigentlich erfodert wird, alle Nacht drey Schillinge, oder drey Sechszehenpfenniger, so lange gegeben werden müssen, bis es gelöset, oder wenn es nicht gelöset wird, bis selbige den Werth des Pfandes übersteigen, und dasselbe sodenn verlohren gehet.

Insonderheit findet in Ansehung der Uebertretter der Wald- und Forstordnungen dieses Recht zu

zu Pfänden statt. Es ist eine **Wirkung des Forstrechts**, und bestehet entweder in Abnehmung einer Art, oder Ketten, Pferd, Wagen, Brodsack, u. a. d. g. Sachen, so sie bey sich haben. Es sollen aber die Forstbediente das Pfand nicht bey sich behalten, sondern, wo es möglich, noch selbigen Tages, oder zum wenigsten des anderen Tages darauf, in das Amt, oder an wen sie sonsten diesfalls gewiesen sind, einliefern, anbey ausdrücklich melden, wer, und an welchem Ort, und welchen Tag, auch woran derselbe sich strafbar gemacht, und alles in die Pfandregister einzeichnen lassen, und im geringsten sich mit keinem heimlich vertragen, bey ernstlicher und nachdrücklichster Strafe.

> **Seckendorf im deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. sect. 6. §. 10. **Krebs** de ling. & lapid. part. 1. class. 4. sect. 18. 33. num. 1. seqq.

Wenn nun die, so gepfändet worden, sich im Amt, oder wo das Pfand lieget, angegeben, und angelobet, sich auf jedesmaliges Erfordern wiederum zu stellen, oder, da es ein Fremder, die Wiederstellung verbürget; solchenfalls kann ihm das Pfand verabfolget werden. Wenn aber das Pfand aus Trutz und Halsstarrigkeit etliche Tage und Nächte unangesuchet stehen verbleibet, und nicht abgelöset wird: so fällt es sodann, als verstanden, dem Amt oder Richter anheim.

> *Kraisser* de jur. venand. cap. 15. *Carpzov.* part. 2. constit. 27. def. 6. *Stryck.* differt. de jur. pignor. cap. 5. num. 18.

Wird aber das Pfand von dem Eigenthümer abgefordert; so muß gemeiniglich, nebst der Straffe, das herkommliche Pfandgeld erleget werden, und wird an etlichen Orten für ein jedes Pfand ein Kopfstück, anderswo aber weniger gegeben. Nach der **Hochfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Forst- und Holzordnung** de Anno 1591. ist von einer Art ein Silbergroschen, von einer Barten ein Mariengroschen, von einem Wagen, da eine Kette davon genommen wird, 5 Mariengroschen, von einem Pferd 1 Mariengroschen, und von einem Schäfer oder Hirten 5 Mariengroschen zu erlegen.

> *Carpzov.* part. 2. constit. 27. def. 5. *Stryk.* cit. differt. cap. 5.

Immittelst sind gleichwohl die **Pfandungen**, die zumal unter Privat- und solchen Personen geschehen, die Fürsten und Ständen des Reichs unterworfen sind, mithin unter einer gewiessen Obrigkeit stehen, mit gewiesser Maaße vorzunehmen. Es wird

1) erfordert, daß durch die gepfändete Sache geschadet worden; hieran aber ist nichts gelegen, ob eine Sache unmittelbar geschadet, oder, ob sich jemand derselben, als eines Instruments, um damit Schaden zu thun, bedienet habe. Daher wenn sich jemand der Jagensgerechtigkeit auf des andern Grund und Boden anmasset, und die Netze und Garne aufstellet; so mag man diese Sachen gar wohl pfänden; denn ob sie gleich nicht selber Schaden thun, so

wird

wird doch dem andern damit geschadet; also auch, wenn jemand in eines andern Forst Holz fället; so pfleget ihme die Art, als das Instrument, womit er Schaden thut, abgenommen zu werden.

*Stryck.* dissert. de jur. pignorand. cap. 4. num. 6. seqq.

Es wird 2) erfordert, daß die Pfandung auf frischer That, und zumalen auch an dem Ort, wo der Schaden geschehen, vorgenommen werde. Woraus denn zu schliessen, daß, wenn einiges Vieh in einem Walde Schaden gethan, solchen aber, ehe der pfändende dahin gekommen, schon wiederum verlassen, die Pfändung sodann mit Recht nicht geschehen könne, massen die Pfandungsfreyheit, die einem auf dem Seinigen zustehet, auf fremde Güter, auf welche dem Pfänder kein Recht zustehet, nicht darf ausgedehnet werden; wiewohl ihm die Pfandung auf einem andern dort herumliegenden und anstossenden Wald, so ihm ebenfalls zugehörig, vorzunehmen unverwehrt ist, obgleich in demselben der Schade nicht geschehen; gleichwie ihm auch erlaubt ist, ein solches Thier, so ihm auf dem Seinigen Schaden gethan, wenn es durchgehet, und sich los reisset, zu verfolgen, und auf eines andern Grund und Boden zu ergreiffen.

*Stryck.* dissert. de jur. pignorandi, cap. 4. num. 15. seqq.

Es wird 3) erfordert, daß zwischen der gepfändeten Sache und dem zugefügten Schaden einige Proportion und Gleichheit seye; mithin nicht alles Vieh oder die ganze Heerde, sondern nach Beschaffenheit des zugefügten Schadens, ein oder zwey Stücke genommen werden, wiewohl ein kleiner Exceß nicht geachtet wird.

*Klock.* de Contribut. cap. 19. num. 2. 4. 6. *Stryck.* d. l. cap. 4. num. 23. seq. & num. 27.

Es wird 4) erfordert, daß das gepfändete Vieh verwahrlich und unverletzt aufbehalten werde; denn weil durch sothanes Pfänden dieses intendiret wird, wie man zu Ersetzung seines Schadens gelangen möge; so ist nicht erlaubt, dem gepfändeten Vieh selbst einigen Schaden zuzufügen, oder selbiges gar umzubringen.

*Mev.* part. 1. decis. 34. num. 18. *Stryck.* d. cap. 4. num. 31. seqq.

Hiernächst sollen auch die Forstbediente, weil ihnen in Ansehung dessen, daß sie mit Eydespflichten belegt sind, in ihren Anzeigungen Glauben beygemessen wird, sich wohl in Acht nehmen, daß sie ihre Pflicht und Gewissen bedenken, und nicht etwa aus Feindschaft, Haß und Neid, oder anderer Ursachen willen, Leute angeben und aufzeichnen lassen, die doch keinen Schaden im Walde gethan, um nur ihr Müthlein an ihnen zu kühlen, und Pfandgeld zu bekommen; gleichwie sich auch nicht geziemet, die Leute, die sie über dergleichen verbothenen Dingen betretten, zu schlagen, und zu verwunden; sondern sie sollen dieselbe, nach Befinden des Verbrechens

brechens pfänden, und obgedächter massen das abgenommene Pfand an gehörige Orte liefern.

Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 6. §. 10.

Hingegen darf man auch dem Pfänder sich nicht widersetzen, welches die Pfandkehrung genennet wird; denn sonst wird der, so sich widersetzt, und die abgepfändete Sache verabfolgen zu lassen, sich weigert, oder dem Forstbedienten das Vieh wieder abnimmt, mit einer Strafe beleget.

*Coler.* de process. excut. part. 1. cap. 3. num. 6. *Stryck.* us. modern. ad ff. tit. si quadrup. pauper. fec. §. 17. & cit. dissert. cap. 6. num. 39. seqq.

Und wenn der, so betretten und gepfändet wird, bey erfolgter und anhaltender Widersetzlichkeit um das Leben kommt; so kann ein solcher Forstbedienter dieserhalben mit der ordentlichen Todesstrafe nicht beleget werden; sondern es hat entweder nur eine ausserordentliche, oder nach Befinden der Umstände, gar keine Strafe statt.

*Rutger. Ruland.* de Commissar. & Commission. part. 3. libr. 3. cap. 4. num. 14. *B.* de *Lyncker.* Cent. 5. decis. 490.

Also sind, wie *Rudger Ruland loc. cit.* bezeuget, Mandata sine clausula de relaxando præfecto silvarum captivo, den Forstmeister betreffend, welcher jemanden, der sich in dem Wald verbothener Weise betretten lassen, und sich ihme nicht ergeben wollte, darüber um das Leben gebracht, in causa Hessen contra Braunschweig decerniret worden, aus Ursach, weil der Forstmeister hierinnen sein Amt verwaltet, und nach denen, sowohl natürlichen, als gemeinen beschriebenen Rechten, erlaubt und zugelassen ist, sein Recht und seine Possession wider den Turbanten zu vertheidigen, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben;

l. 3. ff. de Just. & Jur. l. 3. cum igitur ff. de vi & armat.

so gar, daß, wenn er gleich den Turbanten entleibet, und dessen, ohne Gefahr seines eigenen Lebens nicht hat schonen können, er deswegen als Mörder und Todtschläger nicht gestraft werden mag.

l. 4. §. lex. ff. ad Leg. Aquil. l. furem ff. ad Leg. Cornel. do Sicar. §. 3. Instit. de Leg. Aquil. ibique *Hopp.* & Dd. commun. *Ruland.* d. cap. 4. num. 14. seqq.

Die Gegenpfändungen, (Repignorationes) sind ebenfalls nicht erlaubt, d. i. man darf des pfändenden Vieh oder andere Sachen, der blossen Pfändung halber, nicht wieder pfänden und wegnehmen, weil solche Pfändungen nicht zur nothwendigen Defension, die auf frischer That geschehen solle, angesehen, und daraus vielmals zwischen denen Partheyen grosse Weiterungen und Irrungen entstehen; sondern alsdann erst, wenn

wenn durch des Pfänders Vieh, oder andere Sachen, uns Schaden und Nachtheil geschehen; doch muß man solche, nach Erstattung des Schadens, oder Interesse, dem Eigenthümer sogleich wieder verabfolgen lassen; keinesweges aber so lange zurücke behalten, bis das zuvor abgenommene Pfand wieder eingehändiget worden.

*Webner.* Observat. pract. voc. Gegenpfändung. *Gail.* de Pignorationib. Observ. 12. *Blum.* Processſ. Cameral. tit. 32. §. 110. *Killinger* de jur. venand. theſ. 14.

**Pfaffenhödlein**, ſ. Spindelbaum.

**Pfaffenholz**, ſ. Spindelbaum.

**Pfaffenhütlein**, ſ. Spindelbaum.

**Pfaffenmützen**, ſ. Spindelbaum.

**Pfaffenpfötgen, Pfefferreiselholz, kleine Rüstern**, ist ein vestes Holz, und dienet insonderheit den Schustern zum Pflöcken in die Absätze. Es wächset aber jährlich nicht stark, wie es denn auch überhaupt keine Stangengrösse bekömmt, sondern es bleibet niedrig, und schlägt in viele Nebenäste aus; daher es zu Anlegung lebendiger Heckenzäune dienlich ist, welche es von unten her fein dichte hält. Dessen Schaale siehet grün, und ist mit vier weissen, dürren Striemen versehen, welche auf der grünen Schaale erhoben, und gerade, wie in einem gleichwinklichten Quadrate, herunter stehen. Seine Frucht bestehet in kleinen rothen Beerlein, welche viereckigt, doch aber in den Ecken rund sind, und gar artig aussehen. Die äusserste Schaale der Beere wird im Herbste hart, und thut sich voneinander, daraus kommen vier *Orauge*- oder Pomeranzenfarbene Kernlein, daran das Gelbe zwar als eine zähe Haut, inwendig aber ein weisser knorpelichter Kern ist, welchen die Meise, Rothkehlgen und andere kleine Vögel gar gerne suchen, und sich davon nähren, aber auch damit gefangen werden. Es pflanzt sich durch seinen Saamen, oder von den Kernern fort, und ist zwar ein gutes Holz zur Feuerung; aber wegen seines sparsamen Wuchses wird es zu Schlagholze nicht viel geachtet, und dahero ist man auch wegen dessen sonderlicher Fortzeugung nicht viel bekümmert.

**Pfaffenrößlein**, ſ. Spindelbaum.

**Pfahl**, franz. *Forceau*, *Pau forceau*, heißt bey den Jägern und Vogelstellern ein Stock oder Forchel, woran ein Netze oder Garn bevestiget ist. ſ. Furckeln.

**Pfahleisen, Hopfenstickel, Sticheleisen**, lat. Vectis, ist eine ohngefähr zwey Ellen lange eiserne Stange, an dem einen Ende mit einem starken und wohlgespitzten Kolben oder Kopfe versehen, mit welchem man Löcher in die Erden stösset, Hopfenstangen, oder Zaun, und Baumpfähle, und bey dem Jagen die Furkeln darein zu stecken, Weiden zu setzen, und dergleichen. Es

Es schicken sich alte Flintenläuffe gut dazu, wenn man sie mit Bley ausfüllet, oben zu, und unten den gedachten starken Kolben daran schmieden lässet. Man hat derselben theils grosse, theils kleine.

**Pfalz**, s. Falzen.

**Pfalzen**, s. Falzen.

**Pfanden**, s. Pfändung.

**Pfandkehrung**, s. Pfändung.

**Pfandregister**, wie sie zum Erweis der forstlichen Obrigkeit dienen, s. Forstgerechtigkeit, lit. E) e).

**Pfandung**, s. Pfändung.

**Pfannenstiel**, s. Meise.

**Pfeffern**, den Vogel pfeffern, franz. *Poivrer l'Oiseau*, wird bey den Falkenierern gesagt, wenn sie den Vogel oder Falken, welcher die Raude oder Wurm hat, mit Wasser, darinnen sie Pfeffer zergehen lassen, abwaschen. Sonst geschiehet dergleichen auch wohl, wenn man sie berichten will.

**Pfefferreiselholz**, s. Pfaffenpfötgen.

**Pfeffervögelein**, s. Seidenschwanz.

**Pfeiffe**, lat. Fistula, Tibia, franz. *Flute*, ein musicalisches Instrument, welches mit dem Munde geblasen wird, und entweder aus Holz, Horn, Bein, oder auch aus allerhand Metallen bestehet. Die Vogelsteller und Jäger brauchen allerley Lockpfeiffen, Wachteln, Enten, Meisen, Hasen, und anderes Wildpret dadurch zu locken, wovon die verschiedene Arten unter der Benennung dieser Thiere zu finden. s. a. Ruf.

**Pfeiffen**, Pfiff, wird in der Jägersprache von den Fischottern gesagt, wenn sie sich hören lassen, und einander, zumal zur Ranzzeit, zuruffen. s. Fischotter.

**Pfeiffenten**, Speckenten, sind den Schmalenten an Grösse gleich, haben aber kürzere Hälse und Schnäbel, braune Köpfe, sind am Bauche weiß, und haben braun- und weißbunte Flügel. Sie finden sich zur Herbst- und Winterszeit auf dem Zug an den offenen Quellen und Flüssen ziemlich ein, hecken aber hierum nicht, ausser in grossen Brüchen. Es ist eine fette und wohlschmeckende Ente. Im Fliegen pfeiffen sie, wie auch, wenn sie einfallen.

**Pfellen**, Fellen, sind kleine Fische, wie die Gründlinge; haben aber viel bittere Galle und schmecken auch bitter.

**Pferdhirsche**, s. Hirsch.

**Pferren**, s. Baal.

**Pfiff**, s. Pfeiffen.

**Pfinnen**, eine Gattung kleiner Fischlein, welche sonderlich in Oesterreich ob der Ens, in dem sogenannten Kammer- oder Attersee, meistentheils um Michaelis, in die 6 Wochen nacheinander, auch wohl zuweilen im May, jedoch alsdenn nicht so häufig, gefangen werden, und keine ordentliche Laichzeit haben. Diese Art Fischlein ist so delicat und zart, daß sie absiehen, so bald sie aus ihrem Mutterwasser kommen, und müssen daher sogleich gesotten werden.

**Pflaumbaum**, s. Pflaumenbaum.

**Pflaumenbaum, Pflaumbaum,** lat. Prunus, franz. *Prunier*, ist ein von seiner Frucht bekannter Baum, davon es 2 Hauptarten giebt, den zahmen und wilden. Der wilde ist, wie mehrere wilde Obstbäume, von der Beschaffenheit, daß dessen Frucht gar selten geräth, und etwas davon hängen bleibt. Und was wirklich bleibt, das kommt noch seltener in rauhen Gebürgen, wo es schon im September kalt wird, zur Reiffe. Hingegen sind sie in niedrigen Landforsten und Feldbüschen, wo eine gelinde Witterung ist, noch wohl fortzubringen. Unter allem Obst erfordert dieser Baum die gelindeste Witterung und den längsten Sommer, weil dessen Frucht am spätesten reif, und durch einen kleinen Frost wässericht und verdorben wird, auch der Stamm am leichtesten erfrieret. Das Holz ist hart, dabey aber spröde, hat eine schöne braunrothe Farbe, und ist für Drechsler und Tischler zu allerhand Geräthe und Instrumenten brauchbar.

**Pfleglich**, ist ein uraltes Holzwort, womit unsere Vorfahren angedeutet, daß man mit schlagbarem Holze wohl nützlich, jedoch mit Maaße und sparsam, als ein Pfleger und Verwalter, dem ein Gut anvertrauet ist, umgehen, und vor allen Dingen das junge Holz und Wiederwachs bester massen befördern, und vor Beschädigung schonen solle. s. a. **Abholzen.**

**Pflegliches Abholzen**, s. **Abholzen.**

**Pfosten, Dielen**, lat. Postes, franz. *Poteaux*, nennet man diejenigen 3 bis 4 Zoll starken, eichenen oder kiefernen langen Breter, so da in einer Haushaltung zu vielerley Nutzen angewendet, und theils von Zimmerleuten, theils von Tischern verarbeitet werden. Ein sorgfältiger Landmann soll nach der Beschaffenheit und Grösse seiner wirthschaftlichen Gebäude immerzu einige derselben im Trocknen vorräthig haben, damit sie bedürfenden Falls gleich bey Handen seyn, und verbraucht werden können. Sonst aber ist auch das **Pfosten-** und **Dielenschneiden** von Eichen in Wäldern kein geringer Ruin sowohl der Bäume an sich selbsten, als der höchstnützlichen Mastung zahmer und wilder Thiere, welche hierdurch vertilget und verstöhret werden; massen nicht nur die Wildbahn an Roth- und Schwarzwildpret, welches sonst daselbst seine Nahrung, Stand oder Wechsel gehalten, sondern auch in der Wirthschaft die nützlichsten Mastschweine, und daher rührende Schinken- und Specknutzungen, so man vormals haben können, auf einmal mit künftigem, aber allzuspät zu bereuendem Schaden, der Nachwelt hinweggerissen werden. Wie denn bereits Zeithero einige absonderliche hierzu ergebene Kauf- und Handelsleute aus Holland, und zum Theil auch aus Hamburg, diesen Handel mit grossem Verlage vieler Summen Geldes getrieben, und den deutschen Herren durch verblendung ihrer Silbermünze manche schöne Eiche abgenöthiget haben.

**Pfostenschneiden**, s. Pfosten.

**Pfote**, s. Tatze.

**Pfriemenkraut**, s. Gelster.

**Pfrillen**, sind kleiner Fischlein, welche in den Bächen, wo es Gründlinge und Schmerlen giebt, gerne ihren Aufenthalt haben. Sie sind am Rücken oben dunkelbraun und fleckicht, am Bauche aber weißlicht und fast aschenfarbig. Sie haben ein gesundes Fleisch, sind aber etwas bitter am Geschmack, welcher ihnen jedoch benommen werden kann, wenn man das Eingeweyde ausnimmt, und sollen sie am besten seyn, wenn sie voll Rogen sind. Sie streichen im May, und werden den ganzen Sommer durch in kleinen engen Reussen, und mit Fischbeeren gefangen.

**Pfuhlschnepfen**, s. Schnepfen.

**Pfund**, ist auch ein weydmännisches Wort, und heißt so viel, als ein Streich oder Schlag, dergleichen derjenige, so bey einem Jagen durch unrechte Benennung derer dabey vorkommenden Dinge einen Fehler begangen, an der Zahl 3 mit dem Weydmesser, vor den Hintern zur Strafe zu bekommen pflegt. s. Weydmesser, Blat.

Phænicurus, s. Rothschwänzlein.

**Phasian**, s. Fasan.

**Phasian**, s. Fasan.

Phasianus montanus, s. Birkhahn.

Philomela, s. Nachtigall.



Phoxinus squamosus, s. Rothfeder.

Phyllirea, s. Rheinweiden.

**Physic**, s. Naturlehre.

Pica, s. Elster.

Piceaster, s. Kiefer.

**Pickbeere**, s. Heidelbeerstrauch.

**Pickmeise**, s. Meise.

Picus, s. Specht.

Picus Martis, s. Baumhecker.

Pie, s. Baumhecker, Elster.

Pied, s. Spur.

*Pieumart*, s. Baumhecker.

*Pigeon*, s. Taube.

*Pignet*, s. *Pesse*.

**Pignolen**, s. Fichte.

*Pignoles*, s. Fichte.

Pilæ caprarum s. Damarum, siehe Gemsenkugeln.

*Pillart*, s. Stöber.

**Pimpelmeise**, s. Meise.

**Pinäpfel**, s. Fichte.

*Pinasse*, s. Rothtanne.

Pinaster. Pinus montana, Pinus silvestris, franz. *Pinastre*, *Pin sauvage*, im Deutschen von einigen Bergzirbel oder Bergzürbelbaum genannt, ist eigentlich nichts anders, als die Kiefer.

Pinaster conis erectis, Pinaster Pumilio montanus, austriacus, s. Fichte.

**Pinckerte**, werden die Finken genennet, so im Bauer sind, und bey

bey dem Vogelheerde pinckern und locken. s. Finke, Vogelheerd.

*Pinçon*, s. Finke.

Pinea, s. Fichte.

Pinei, s. Fichte.

Pineolen, s. Fichte.

Pinguedo Castorei, s. Bibergeilfett.

Pinien, s. Fichte.

Pinienäpfel, s. Fichte.

Pinienbaum, s. Fichte.

Pinienzapfen, s. Fichte.

*Pinson*, s. Buchfinke, Finke.

Pinus, s. Fichte.

Pinus silvatica, montana, vulgaris, s. Kiefer.

Pinus sativa, domestica &c. s. Fichte.

Pinus silvestris Mugo &c. s. Fichte.

*Piquer*, gehöret unter die Zahl der Jäger, und muß diese Kunst wohl erlernet haben, Hirschgerecht seyn, vollkommen reuten können, und sein Pferd wohl zu zwingen wissen, damit er durch Dickungen, Stangen und Baumholz sich hurtig und behende durchwickeln kann. Hiernächst soll er das Parforce- und Jagdhorn ferm blasen, die Hunde von der ganzen Meute bey Namen nennen, und wohl observiren können, welches die besten sind, worauf man sich verlassen kann, wie sie in Ordnung, und sowohl die alten, als jungen in gute Arbeit zu bringen sind. Es hat auch wöchentlich ein Piquer um den andern die Fütterung, und was bey den Hunden nöthig, in Acht zu nehmen, und den Aufgang des Futters, Strohes u. d. g. in Rechnung zu bringen.

Pirus, s. Birnbaum.

Pisces ovipari, s. Rögner.

Pisces rapaces, s. Raubfische.

Pisciculi gregatiles, s. Gründling.

Piscina, s. Teich.

*Piscine*, s. Teich.

Piscis, s. Fisch.

Piscis aculeatus, s. Stichling.

*Piver*, s. Specht.

*Pivert*, s. Baumhecker.

*Pivoine*, s. Grasmücke.

Plätziger Hau, s. Gehau.

Plaga, s. Weltgegend.

Plagge, heißt ein unter den Bäumen im Walde gehauener Platz, da man Heide und Gras abhauet, und damit leicht denen Wurzeln Schaden thut. Es wird das Plaggemachen genennet, und ist in verschiedenen Forstordnungen verbothen.

Plaggemachen, s. Plagge.

*Plane*, s. Ahorn.

*Planer*, s. Schwingern.

Planta Osiridis, s. Ephen.

Planteur, Holzplanteur. In der Fürstl. Hessen-Casselischen Verordnung, welche 1724 wegen des Baumpflanzens ergangen, ist wegen der Holzplanteurs folgendes weißlich verfüget worden.

Wir wollen die Veranstaltungen machen, daß die bereits vorhandene, und noch weiters zu bestellende Planteurs auf gewisse Distrikte angewiesen werden,

den, um nicht allein daselbst die Unerfahrne im Setzen, Propfen und nöthiger Pflege derer Bäume zu unterweisen; sondern auch auf die Baumschulen, und ob diesem Edict nachgelebet werde, acht zu geben. Zu welchem Ende ein jeder dieser Planteurs sich alljährlich, wenigstens zweymal, nemlich im Februar und Merzen zum ersten, und im October zum zweytenmale, an alle Orte seines Bezirks erheben, wie das Pflanzen seit der vorigen Visitation geschehen, und in was Stande sich die Baumschulen und gesetzte Stämme befinden, in Augenschein nehmen, was daran zu verbessern, auch wie und wo den folgenden Herbst oder Frühling damit zu continuiren sey, anordnen; wie er alles befunden, aufschreiben, und solches zu Ausgang eines jeden Jahres zu Unserer Regierung einschicken soll, ohne dabey das geringste weder in Gelde, noch sonsten von jemand anzunehmen, weniger zu fordern, massen Wir wegen ihrer der Planteurs ohnumgänglichen Unterhaltung gewisse Verordnung zu thun, gemeynet sind.

Es hat aber dabey die Meynung gar nicht, daß die Beamte es solchergestalten auf die Planteurs mögen ankommen lassen; sondern sie sollen mit und neben Bürgermeister und Rath hauptsächlich für die Beobacht- und Vollstreckung dieser Unserer Verordnung responsable seyn, und wie derselben von ihren Amtsuntergebenen, und andern in ihrem Amtsbezirk seßhaften, obschon ihrer Bothmäßigkeit nicht unterworfenen Innwohnern, wie auch selbst von denen Planteurs, nachgelebet worden, zu Ausgang eines jeden Jahres ebenfalls an Unsere Regierung umständlich berichten. Inzwischen aber haben die Beamten und Planteurs dahin zu sehen, daß in denen Alleen derer Weiden und anderer fruchtbarer Bäume, wenn darinnen verschiedene abgegangen, aufs neue und andere wieder eingepflanzet, und die grosse ledige Plätze, wie sich deren jetzo viele befinden, gehörig wieder besetzt werden, ꝛc.

Folgender Entwurf eines Staats zeiget etwas umständlicher, worinnen das eigentliche Geschäfte eines Planteurs bestehen solle.

1) Solle Uns er, vermög geleisteten Pflicht und Eyd, getreu, und gewärtig seyn, Unsern Schaden warnen, und wenden, Frommen und Nutzen schaffen, und nachfolgenden Staat in schuldige Obacht fleißig nehmen, so lieb ihm ist Unsere Gnade; hingegen aber ohnausbleibliche Ahndung und Straffe zu vermeiden.

2) Alles dasjenige, was ihm, in seine Verrichtungen einschlagenden Sachen, von Unserer Rentkammer und von Oberforstamts wegen, anbefohlen wird, unverweigerlich, mit gebührendem Fleiß und Sorgfalt unverdrossen bewerkstelligen.

3) Unsere Forstordnung ins besondere sich bekannt machen, derselben sodann nicht nur vor seine Person nachleben,

sondern auch mit allem Fleiß, so viel an ihm ist, dahin sehen, daß in Unsern Waldungen keine Unordnung, Unmaaß und Wüstung vorwalte.

4) **Woferne er bemerken würde, daß in jungen Häuen**, Pflanzstätten, und Geheegen, **wider das Verbot**, gegraset, Vieh gehütet, Reisich, Spitzruten, oder Erndwieden geschnitten, Bast geschälet, Laub gestreiffet, von Fuhrleuten neue Wege gemacht: desgleichen die Bannraitel oder Laßreiser und Saamenbäume **beschädiget**, wilde Obstbäume ausgegraben oder auch Forstgräben eingehauen worden ꝛc. soll er solche und dergleichen **Holzverwüster** und **Forstfrevler** dem Oberforstamt jedesmalen getreulich anzeigen, und sich auf keine Weise, weder durch Bedrohung noch Geschenke und Eigennutz davon abhalten lassen.

5) Um sich in allerhand Vorfallenheiten nöthigen **Bescheids erholen zu können**, soll **Er, Holzplanteur**, sein Anverlangen demjenigen **Forstbedienten**, in dessen Huth oder Revier er jedesmalen seine Geschäfte angewiesen findet, zuerst entdecken, welcher es seinem Oberforstamt richtig vorzutragen, und dieses an unsere Rentkammer zu weiterer Verfügung zu berichten hat. Es soll aber

6) Unser Holzplanteur nicht nur auf denen ihm jedesmalen besonders angewiesenen Forsten **recht Revierkundig sich zu machen suchen**, sondern auch in solchen Jahreszeiten, wobey dem Plantagewesen nichts vorträgliches zu unternehmen stehet, in denen angränzenden Forsten sich also umsehen, und davon Kundschaft einziehen, damit er nach und nach die Climata und Landesart, die verschiedene Erd- und Holzarten und den Wuchs derselben kennen lernen möge.

7) Und gleichwie derselbe **auf alles zu merken hat, was zu Verbesserung und** Wiedererziehung und Arthaftmachung **Unserer Waldungen nöthig und möglich**; was dem Ausschlag und Anwuchs desselben nachtheilig seyn mag: wo etwa, wegen fernerweitiger möglicher Anziehung einer gewissen Gattung Holzes Unserm Interesse am meisten gelegen, oder der Nothdurft der Bewohner solcher Gegend am besten zu statten zu kommen wäre; wie denen verdorbenen und verbissenen Schlägen, oder solchen Oertern, wo nur einzeler Anflug und Aufschlag vorhanden, wieder aufzuhelfen seyn möchte, u. s. w; so soll er auch seine hierüber gemachte **Bemerkungen** und **Vorschläge dem Oberforstamt entdecken**, damit dieses mit Unserem Rentkammer-Expeditionsrath, die nöthige Berathschlagungen gemeinschaftlich darüber anstellen, und die beste Maaßregeln ergreifen könne und solle, wie Unsere Waldungen in gutem Stande erhalten, und die landesherrliche Nutzungen daraus immer mehr zu verbessern seyn möchten.

8) Insbesondere soll er Planteur die ihm angewiesene öde Plätze und Holzleere Gegenden, nach ihrer Lage und der vorliegenden Erdart wohl untersuchen, und beurtheilen, welche wilde Baumart vorzüglich für der andern, in derselben fortkommen möge.

9) Sofort dieselbe zum Holzwuchs auf alle mögliche Weise, nach seiner ihm beywohnenden Wissenschaft und durch Erfahrung bestätigte Regeln, oder nach der etwa empfangenen Vorschrift, zu bearbeiten und anzubauen suchen.

10) Damit aber die Arbeiter und Handlanger, so Ihme auf Verlangen und nach Nothdurft von dem Oberforstamt zugegeben werden, den angehoften Nutzen mit bewirken mögen; soll Er darüber fleißige Obsicht tragen, sie wohl unterrichten, alle nöthige Handgriffe getreulich und ohnermüdet ihnen zeigen, damit in denen mancherley Arbeiten, mit Abraumen, Graben, Hacken, Schürffen, Stockrooden, Ausstreuung und Unterbringung verschiedener Holzsaamen, Verpflanzen u. s. w. nicht der kleineste Umstand vergessen, sondern alles ordentlich und der Natur gemäß, und ohne unnöthig grosse Kosten, behandelt werden möge. Und woferne

11) die erstbesagte Arbeiter (worunter auch Personen sich finden werden, die ihre verwirkte Straffen mit dergleichen Waldgeschäften abverdienen sollen), ihre Schuldigkeit nicht versehen, oder wohl gar, vor der Zeit, wegzulauffen sich erfrechen würden; so solle er, Planteur, diese und dergleichen Vorfallenheiten, sogleich dem nächsten Förster oder Forstbedienten, wie oben §. 5. verordnet, anzeigen.

12) Nachdeme auch verödete und Holzarme Oerter vorfallen können, welche aus mancherley Ursachen nicht wohl besaamet, indessen aber doch bepflanzet werden mögen, oder auf welchen die Bepflanzung vor der Holzsaat ohnzweifelhaft einen Vorzug hat; so solle derselbe, um tüchtige Setzlinge, Pathen und Heisters zu erlangen, hier und da kleine Pflanzgärten anlegen, welche vorzüglich mit Eicheln und anderm guten Holzsaamen anzubauen sind.

13) Bis zu Erzielung solcher Heisters aber, aus Unsern Waldungen, wo es ohne Schaden derselben geschehen kann, aus Dickichten einzelne Setzlinge unter Beobachtung aller nöthigen Behutsamkeitsregeln ausziehen, und an waldlose Plätze, mit Vorwissen unserer Oberforstämter, auf solche Art pflanzen, damit nach vorkommenden Umständen sowohl Busch- als Schlagwerk- und insbesondere gutes Bauholz daraus erfolgen möge.

14) Solle Er alle Jahre Sorge tragen, daß die vorfallende Holzsaamen in guter Zeit und bey ihrer Reife eingesammlet werden. In dieser Absicht hat Er seinem Oberforstamt die vorläufige Anzeige hievon

hievon zu machen, und ein gewisses Quantum von Saamen zu denen vorliegenden Plätzen zu bestimmen, damit solches, weil nicht jede Arten von Saamen alle Jahre in einer Gegend gerathen, anderwärts zu derselben Einsammlung die Bestellung machen möge.

15) Indem aber auch der erste Grund eines guten Wachsthums in dem tüchtigen Saamenkorn liegt; so soll er anfänglich **gedachtem Einsammlen selbsten anwohnen**, denen arbeitern die deutliche Kennzeichen eines guten Saamens, die leichteste Art, solchen zu sammlen, und zu einigem Vorrath gehörig zu verwahren, anzeigen, und Unterricht davon ertheilen.

16) Es soll aber auch der **Planteur** in Zukunft seine Arbeiten **so einrichten**, daß die Plätze in Zeiten gehörig zubereitet, und so bald der darauf schicklich zu bringende **Holzsaamen zeitig**, und also die Natur solchen selbsten auszustreuen verlangt, **in die Erden gebracht werden könne.**

17) **Was zur Verwahrung solcher cultivirten Plätze dienet**, (z. Ex. wenn Gräben aufzuwerfen, Häger und Zäune anzulegen, Heisters mit Pfählen, Stützen, und Dornen zu beschützen, fleißig besorgen, und die von ihm bepflanzte Oerter wohl warten, und der Gebühr nach pflegen, von Zeit zu Zeit visitiren, und die nöthige Ausbesserung vornehmen.

18) Wann mit der Zeit in verschiedenen Förstern dergleichen Pflanzstätte angeleget werden würden, soll Er solche im Frühjahr und Herbst in Augenschein nehmen, und von dem Ersund Unserm Rentcammer-Expeditionsrath N. N. mündlichen Bericht umständlich erstatten, welcher nach seiner besondern Obliegenheit zu Zeiten an Ort und Stelle sich verfügen, und nachsehen wird, ob hier und da Unsern heilsamen Verordnungen wirklich nachgelebet, und das Plantagewesen mit Ernst betrieben werde.

19) Und weilen in diesen Pflichtsvorhaltungen nicht alles, was Ihme Holzplanteur zu thun und zu lassen oblieget, so genau, nach der Sachen Erfordern, begriffen werden mögen; als soll Er sich, kraft Uns geleisteten Pflichten, in allen seinen Verrichtungen, redlich und getreu erweisen, und in Dingen, die hierinnen nicht deutlich berühret, sich bey dem jedesmal Ihm vorgesetzten Oberforstamt weitern Bescheids erholen.

20) Vor diese Uns leistende getreue Dienste soll er Holzplanteur vom : : Aug. h. a. an, zu einer jährlichen Besoldung zu geniessen haben u. s. w. Gegeben N. unter Unserm hiervor gedruckten Insiegel den 7ten Novembr. 1762. s. a. **Holzplanteur.**

*Platane*, s. **Ahorn.**

*Platain*, s. **Maßeller.**

Platanus, s. **Ahorn, Maßeller.**

Platea, s. **Löffelgans.**

**Plattbaum**, s. **Feldbaum.**

**Plattnen**, s. Feldbaum.

Platyphyllas mas, s. Eiche.

**Plenterheu**, s. Gehau.

**Plentern**, s. Gehau.

Plestya, s. Bley.

**Pleuschen**, s. Fischerkünste.

*Plie*, s. Bütte.

**Plötze, Rothfeder**, lat. Rubella, Rubellio, Rutilus, eine Art von Weißfischen, welche in Flüssen, Seeen und Teichen sich aufhält. Sie wird ungefehr Spannen lang, hat einen mittelmäßigen breiten Leib, und weißglänzende Schuppen; die Augen sowohl, als der Schwanz und die Floßfedern sind lichtrother Farbe, ausgenommen die Floßfeder auf dem Rücken, welche dunkel ist. Sie laicht im April und May, und wird mit Angeln und Netzen gefangen. Ihr Fleisch ist grätlicht und weich; sonst aber nicht unangenehm zu essen. Eine Gattung von Plötzen ist die **Rothauge**, und findet man zwischen diesen beyden keinen andern Unterscheid, als daß die letztere nicht so silberweiß ist, sondern durch die Schuppen eine merkliche Röthe spielet. Sie werden in denen Fließwassern mit Angeln und Netzen gefangen.

**Plötzen**, sind gleichfalls Fische, s. Bley, ein Fisch.

*Plomber*, s. Bleyen.

*Plougeon*, s. Taucher.

Pluvialis, s. Ribitz.

**Pluvier**, lat. Pluvialis, franz. *Pluvier*, ist ein Vogel, welcher zwar von einigen für eine Gibitz- oder **Rybitzart** gehalten wird, aber eine ganz unterschiedene Farbe, keinen Straus auf dem Kopfe, wie sonst die Kybitze zu haben pflegen, und an seinen Füssen vorne nur 3 Zähen, wie die Trappen, rückwärts aber keine hat. Es giebt dessen zweyerley Arten, welche vornemlich durch die Farbe unterschieden werden. Der erste ist so groß, wie eine Taube; sein Schnabel kurz, rund, und am Ende spitzig, etwas krumm gebogen, und von Farbe schwarz. Seine Zunge ist dreyeckigt; die Federn sind gelb, weiß und röthlicht. Der andere scheinet etwas grösser, als der erste, zu seyn; sein Schnabel ist auch ein wenig dicker und länger. Er hat eine aschengraue Farbe mit untermischten Flecken, die fast Castanienfarbig aussehen. Diese Vögel halten sich mehrentheils an den Flüssen auf, und werden in unsern Ländern gar selten, aber desto häufiger in Frankreich gefunden. Sie nähren sich mit Gewürm und Fliegen, und ziehen Schaarenweise miteinander. Man fänget sie mit **Wänden**, und verspeiset sie gebraten, und, wie die Waldschnepfen, unausgeweydet, auf grosser Herren Tafeln. Ihr Fleisch soll das Blut reinigen, und sowohl vor das böse Wesen, als den Harn zu treiben, gut seyn. s. a. **Brachvogel**.

*Pluvier*, s. Ribitz.

*Poches*, s. Sackgarn.

*Pochettes*, s. Sackgarn.

**Poggenhechte**, s. Hecht.

*Poirier*, s. **Birnbaum.**

*Poisson*, s. **Fisch.**

*Poissons de Proye*, s. **Raubfische**

*Poissons oeuvés*, s. **Rögner.**

*Poivrer l'Oiseau*, s. **Pfeffern.**

**Pommerische Saurüden**, s. **Saurüden.**

**Pomuchel, Poumchel, Dorsch,** ist einer von den zärtesten Meerfischen, der in der Ostsee gefangen wird, und in allen an derselben gelegenen Städten berühmt ist. Er scheinet nichts anders, als eine kleine, oder wohl die kleinste Art Cabliau zu seyn. Der frische ist nicht so gemein, als der eingesalzene und gedörrte, welche beyde dennoch dem frischen an Gütigkeit sehr viel nachgeben. In Preussen führen sie den Namen **Pomucheln.** Ihre Zurichtung ist wie des Cabliau; doch kann man sie auch Backen, wiewohl die Butter etwas heisser, als gewöhnlich seyn muß. Man richtet sie auch in Torten, Pasteten und Potagen, wie die Hechte, an.

Populus, s. **Aspe, Pappel.**

Populus alba, nigra, s. **Pappel.**

Populus Lybica, tremula, s. **Aspe, Pappel.**

*Porchaison*, s. **Schwein.**

*Porc sauvage*, s. **Schwein.**

Porcus silvestris, s. **Schwein.**

**Porte, Boden,** eine Art von Fischwänden, so in fischreichen und sandigen Flüssen gemacht wird, und welche man an den offenbahresten Orten, da die Sonne am heissesten Sommer hinein scheinet, pflegt anzulegen.

**Potasche,** lat. Cinis clavellatus, franz. *Potasse*, *Vedasse*, ist ein aus der Brennasche gezogenes Alcali oder Salz.

A) Die Benennung ist der Sache nicht allerdings angemessen. Eigentlich verdienet die Potasche nicht den Namen der Asche, weil sie aufhöret, Asche zu seyn, und ein von ihr ganz abgesondertes Wesen ist; auf gleiche Art wird niemand aus der Benennung Waidasche abmerken, was es für ein Ding seyn soll. Viele Schriftsteller wissen Nachforschende geschwind mit der Nachricht abzufertigen, daß **Waidasche**, oder Cinis infectorius, nichts anders sey, als calcinirte Weinhefe, sie komme aus Frankreich, und werde von den Waidfärbern gebraucht. Potasche hingegen, Cineres clavellati, bestehe aus einem weissen und etwas blaulicht calcinirten Salze, welches Anfangs aus denen Taubern (Clavellis) derjenigen Fässer und **Potten**, worinnen die Waidasche zu uns gebracht worden, gemacht, und derowegen Cineres clavellati, oder **Potaschen**, genennet worden. Und weilen dieses Salz aus denen zu Asche verbrannten Fässern ausgelauget, und nachmals in grossen Kesseln abgesotten wird, nenneten es einige auch **Kesselasche.** Nachgehends hätte man solches aus blos Eichenholz gemacht. S. **Kunkels Glasmacherkunst.**

Bekannter massen kommt die Waidasche, welcher sich die Holländer bey ihrer Leinwandsblaiche bedienen, aus Rußland, und soll von nichts, als grünem Eichenholz

chenholz gebrannt werden. Diejenige irren also, welche sich einbilden, daß besagte Waidasche allein aus Frankreich komme, und die Asche von Weinrebenholz sey. Sie ist von der Potasche in nichts unterschieden, als daß sie eine grössere Schärfe hat: und wahrscheinlich muß die Potasche bey dem Leinwandblaichen eben so gute Dienste leisten.

Es ist schwer zu sagen, woher der Name **Waidasche** kommt, so wenig man sagen kann, warum das alkalische Salz, so aus verbrannten Pflanzengewächsen gezogen wird, **Potasche** genennet wird. Einige wollen zwar diesen Namen daher ableiten, weil sich die Färber dieses Salzes vorzüglich bey ihren Waidküpen bedienet hätten. Allein diese Ableitung dürfte schwerlich Grund haben. Die Waidasche ist wohl nicht bey denen Waidküpen so häufig und allgemein gebrauchet worden, daß daraus eine besondere Benennung hätte entstehen können. Man weiß vielmehr, daß man sich seit langen Zeiten der Potasche darzu bedienet, und die Waidasche wird hierzu eben nicht sehr dienlich gehalten. Wann ein Unterschied unter der Waidasche und Potasche statt findet, so kann es, wie gedacht, blos darauf ankommen, daß jene mehr Schärfe hat. Die Eichen haben saure und zusammenziehende Säfte, weshalb ihre Rinde auch zum Lohemachen am besten dienlich ist. Daß aber diese Säure in die Asche, und das, aus derselben ausgezogene Salz mit übergehet, das ist aus dem Mittelsalz zu erweisen, das sich in jeder Potasche bey ihrer Reinigung entdecken läßt. Alle Holzarten haben diese Säure in sich, sie ist aber in einer Gattung immer reichlicher vorhanden, als in der andern; und es ist nicht zu läugnen, daß die Eichen damit am häufigsten versehen sind. Das aus ihrer Asche erhaltene Salz, kann also häufiger damit versehen seyn, als eine gemeine Potasche.

B) **Wer Potasche sieden will, muß Asche haben.** Dieß ist ein Grundsatz den niemand umstossen wird. Man sammelt solche entweder von Hausasche, oder lässet sie in denen Wäldern brennen, welche Arbeit die sogenannte **Aescherer** verrichten. Beyde Sorten sind nicht von einerley Güte, es kommt darauf an, wie und aus welcher Gattung Holz, solche erzeuget worden.

α) Die **Asche** ist eigentlich ein vom Feuer ausgebranntes Holz, oder anderes Vegetabile, so von seiner groben Materie, ganz und gar befreyet ist, und entstehet sonderlich durch das **langsame verbrennen** des Holzes und der Kohlen. Der bekannte Naturforscher D. Stahl, spricht in seinem **Bedenken über D. Bechers Naturkunde der Metallen**: „Man könnte ein ganzes Fuder Holz, wenn es mit lichter Flamme verbrennet würde, dergestalten in die Luft jagen, daß auch die von Zeit zu Zeit gefallene Asche, wirklich mit in die Luft, und zwar nicht sowohl in pulverisirter als unsichtbarer zarter Gestalt verspreitet würde; dahingegen, wenn man so vieles Holz erst verkohlete,

lete, und solche Kohlen mit langer Zeit, so gelinde, als möglich, blos daß sie nicht ersticken können (auch selbst nur mit anderer Asche verdecket), verglimmen liesse, eine Menge Asche davon zurücke bliebe, welche nachgehends in ein beständiges Glas zusammen schmelzte. Verständige Aschenbrenner werden auf die Erinnerung wohl merken.

Nachdenkende werden das Verhalten der Luft gegen das Feuer bemerken können, wenn sie auf die Bewegung des Feuers an sich sehen mögen. Diese treibet die Theilgen nicht von der Stelle, wenn es noch nicht durch die Luft und das erhitzte Wasser, welche beyde elastisch sind, ausgedehnet worden, sondern dieß ist eine auf ihrer Stelle bleibende Verticalbewegung. Dagegen wirket die Luft durch ihre elastische und fortgehende Bewegung das Widerspiel. Sie stösset damit an die Theilgen, sie löset sie in der Entbrennung auf, und reisset sie weg, und zwar nicht nur die eigentlichen Feuertheilgen der feuerfangenden Erde, sondern auch andere Erd- und Salztheilgen, theils unter der sichtbaren Gestalt des rusigen Rauches, theils aber werden sie so zart aufgelöset, daß auch die schärfste Sinnen nichts davon ausspühren können. Dann wenn ein Talch oder weisses Wachslicht bey recht stiller Luft brennet; so wird seine ganze Materie, ohne die geringste Spur eines Ruses oder Staubes, ganz unmerklich in die Luft zerstäubet, insonderheit so lange, als die Flamme um und um und besonders an der Spitze recht helle ist. So bald sich aber die obere Spitze der Flamme nur ein wenig verbreitet, oder auseinander giebt, welches durch eine gelinde Bewegung der Luft geschehen kann; so haben wir sogleich den rusigen Dampf, den man sowohl in die Höhe steigen sehen, als an einem metallenen über die Flammen gehaltenen Bleche auffangen kann. Eben so ist es mit denen brennenden Holzkohlen beschaffen; wenn sie gelinde brennen, lassen sie viel Asche nach sich: brennen sie aber heftig, unter starker Bewegung der Luft, so verfliegen sie gänzlich und das meiste ganz unsichtbar.

Von dem **Unterschied der Aschen** bemerken wir folgendes: wie die Eiche gleichsam der König unter denen uns bekannten Baumholzarten ist; so giebt sie auch unter allen übrigen Bäumen die stärkste Asche, und dienet daher vortreflich auf Gras- und Getraideplätzen, und befördert das Wachsthum der Pflanzen. Es ist indessen doch ein Unterschied unter der Eichenasche zu merken. Die stärkste ist diejenige, so man von grünem Eichenholz bekommt, ehe der Saft durch die Zeit vertrocknet oder ausgespühlet worden. Die leichteste ist diejenige, welche man von sehr altem, oder solchem Holze bekommt, das zuvor im Wasser gelegen hat.

Ein Simri oder ander Maas von Asche aus grünem Holze, ist bald noch so schwer, als von jener Art Holz, zum Beweiß, daß das Wasser den Saft aus dem Holze ausspühlen kann, wie

wie ihn die Zeit austrocknet. Die Lauge von solcher Asche ist der Wäsche nicht so dienlich, weil sie gemeiniglich eine schmutzige gelbe Farbe davon erhält.

β) Welche Gattung Holz muß nun aber dazu genommen werden? Und was muß es für Eigenschaften haben, wenn es die beste und mehreste Potasche geben solle?

a) Zur Potasche dienet alles Holz mit Wurzeln, Aesten und Laube, desgleichen alle Arten Pflanzen und Kräuter, besonders aber Fahrenkraut (Steris aquilina) dessen Asche auch sonsten denen Glashütten und Blaichen sehr nützlich ist, die Nadelbäume, den Wachholder ausgenommen, geben schwächere und wenigere Asche, als die Laubbäume. Unter diesen sind wiederum die härteste Arten besser, als die weichern. Daher die Buchen neben vorgedachten Eichen, die beste und häufigste Asche geben. Unter andern giebt die Espe, ihres weichen Holzes ohngeachtet, eine weisse, eben so gute und bey nahe eben so viele Asche, als das harte Holz.

Wenn man wissen will, wie viel Erde in unterschiedenem Holze, so zum Brennen gebraucht wird, anzutreffen, so darf man nur nach der Vorschrift des Hrn. Prof. Leutmanns in Vulc. fam. S. 35. verfahren und solches zu Kohlen und Asche brennen. Derselbe hat gezeiget, daß

$\frac{1}{2}$ Pf. Eichenholz in 20 Min. 3 Loth 2 Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 50 Min. 16 Gr. Asche gebe.

Das Erlenholz in 19 Min. 2 Loth 1 Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 48 Min. 15 Gran Asche.

Forchenholz in 22 Min. 2 Loth $\frac{1}{4}$ Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 9 Min. 12 Gran Asche.

Wir haben oben gesagt, daß ein Potaschensieder aus Hausasche ein alkalisches Salz sieden könne. Allein wird ein solcher in einer gewissen Revier, auch so viel ersammlen und zu kauffen erhalten können, daß es ihm der Mühe lohnet, ein dergleichen Hüttenwerk anzurichten? Der Nutzen der Asche an sich, ist zu bekannt und allgemein, als daß man aller Orten eine genugsame Menge von denen Feuerstätten erhalten könnte. Sie wird gesuchet auf denen Glashütten, Fayance- und andern Fabricken. Es gebrauchen solche die Salpetersieder, Chymisten, Schmelzer, Silberarbeiter, Probierer, Saifensieder rc. die Hausmütter bey dem Garnkochen und Aeschern: die Leinwandblaicher; der Koch und die Köchin; die Hauswirthe bey ihrer Feld und Gartenarbeit. Es soll nemlich das Ausstreuen der Asche, das Moos auf denen Grasplätzen verzehren und dagegen das Gras wachsend machen. Die Wirkung ist begreiflich; das Alkali in der Asche verändert das Saure in dem Boden, welches die Nahrung des Mooses ist. Der Autor von dem bekannten Düngerlexicon schreibet: die Asche ist eine der besten Düngerarten, und macht sonderlich ein überaus

reines

reines und mildes Erdreich. Unter dieser Generalbenennung, begreife ich nur eigentlich die Ofenasche, so von Holz- und Steinkohlen, oder von dem, was man sonst in dem Ofen zu verbrennen pfleget, als Stroh, Torf, Tannenzapfen und andern dergleichen brennlichen Materien, zu welchen der arme Mann in vielen Gegenden seine Zuflucht nehmen muß, herrühret. Dergleichen Asche thut sonderlich sehr gute Dienste, wann man sie auf die Erbsen, Wicken, Bohnen und dergleichen streuet.

Die Hauswirthe können also ihre wenig erzeugte Hausasche selbsten gebrauchen und verwehrten. Vielleicht aber könnten dieselbe dieses Produckt in grösserer Menge erhalten? Wir wollen sie hier wohlmeynend erinnert haben, künftig mit der Asche auf ihren Feuerstätten und Oefen haushälterischer umzugehen, und sie durch ihr Gesinde nicht verschleudern zu lassen, sondern öfters und wenigstens alle Morgen von der Feuerstelle zu nehmen, massen sie sich durch öfteres Feuer vermindert, und gröstentheils zum Schornstein hinausfähret. Man muß sie sieben, und an einem trockenen Orte aufheben. Bey einer solchen Wirthschaft kann über das, was an Asche zur Haushaltung und Feldbau gebraucht wird, etwas beträchtliches zum Potaschensieden bleiben, dergleichen Asche an einigen Orten für einen bestimmten Preiß zu denen Hütten- und Siedwerken geliefert werden muß. Oder es wird auch gewissen Personen in vielen Landen der Vorkauf gegen einen gewissen Zins oder Pacht und Antheil zugestanden.

b) Ob nun aber gleich alles Holz und Pflanzen zum Aschenbrennen und Potaschensieden dienet; so hat man gleichwohl nicht nöthig, sich zum Aschenbrennen frischer wachsender Bäume zu bedienen, so lange man in denen Wäldern Lagerholz oder angefaulte Bäume in unzählbarer Menge findet, die theils vom Windebruche, noch mehr aber vom Brennen, durch Beraubung der Rinde und der Blätter ihren Untergang erhalten. Diese Bäume, welche sofort ohne allen Nutzen verfaulen und inzwischen dem Graswuchse, und dem jungen Anfluge zur grösten Hinderniß gereichen, können mit dem grösten Vortheile zum Aschebrennen angewendet werden. Massen man befunden hat, daß sie bey einem gewissen Grade der Verfaulung weit mehrere und bessere Asche, als eben dieselben Baumarten frisch geben, und beruhet der Vortheil dieser Handthierung hauptsächlich darinne, diesen Grad, den sonsten die Aescherer oder Aschenbrenner die Reife des Holzes nennen, genau von andern zu unterscheiden.

Es läßt sich dieses durch einige kleine Versuche leicht ausmachen. Inzwischen hält man gemeiniglich für die sichersten Kennzeichen dieser Reife, daß sich das Holz bey dem Hauen etwas einbiegt, und nicht gut spaltet. Solch Holz giebt mehr Asche, als anderes, besonders aus der Ursache, weil es bey dem Brennen mehr glüet als flammet. Und wann es zugleich mit Schwämmen bewachsen ist; so fällt die Asche gemeiniglich in ganzen Klumpen nieder, welche der Farbe nach bläulich, und der

der Stärke nach der rohen Potasche ganz ähnlich ist.

Ist das Holz entweder liegend, oder auf der Wurzel stehend etwas über gedachten Grad gefaulet; so lohnet es sich dennoch der Mühe, es zu Asche zu brennen, besonders wann die Rinde noch darauf sitzet, welche zu allerförderst darzu anzuwenden ist. Ist es aber völlig verfaulet; so ist es zur Potasche untauglich, massen Regen und Witterung die Theile, welche Laugensalz geben könnten, bereits ausgewaschen und zerstöret haben, das übrige aber der Materie zu Mulm oder Erde geworden ist.

In Deutschland wurde vor einiger Zeit an keinem Ort so viele Potasche verfertiget, als in dem berühmten Kloster Haina im Casselischen, von dar sie sowohl ins Reich, als nach Holland und und anders wohin verführet wurde. Die meiste aber kommt aus Pohlen, Preussen, Lithauen und Moscau über Danzig und Königsberg nach Deutschland, Holland, Engelland und Frankreich. In Hamburg und Amsterdam, wird auf denen Schiffen ein sehr grosser Handel damit getrieben. Sie wird mit allerhand Zeichen und Sorten, die in denen gewöhnlichen Preißcouranten, welche man in denen Handelsstätten zu haben pfleget, specificiret und in denen Handelsbüchern weitläuftig beschrieben sind. Z. Ex. **Bohn im Kaufm. Lexico** schreibet: die Danziger ist die beste, die Königsberger die mittelste, die Rigische die schlechteste. Dieses Urtheil mag bey manchen Fässern eintreffen.

Die **Potasche** findet man von verschiedenen Sorten. Die Verschiedenheit derselben, bestehet in mehrerm oder wenigerm Läutern und Raffiniren. Die Farbe von der extrafeinen muß Himmelblau-weißlicht seyn, als wann gleichsam ein dünner weisser Flor darüber gezogen wäre, durch welchen sie durchscheinte. Die Holländische Blaicherasche ist nicht so gut, wie die vorige, wird aber dennoch von denen Blaichern häufig gesuchet. Die Schlepterasche ist nach dem Blaichergut, die feinste: sie muß etwas grau und dunkelblau aussehen. Die Saifensiederhandasche, muß trocken und schwer seyn. Die nasse Asche ist die schlechteste, und zwar besonders diejenige, welche in das Wasser gefallen. Sie verlieret im Wasser fast alle Kraft; behält zwar noch etwas Farbe, so lange sie feuchte lieget, und die Böden dichte zugehalten werden, kommt sie aber in die Luft und Sonne, so wird solche ganz todt und blaufärbigt.

Bey dem **Potaschenhandel** wird von denen Käufern vornemlich gemerket: 1) auf ihre Trockenheit oder Nässe. 2) Auf ihre Schwere und Gewicht. 3) Ob sie naß gewesen und wieder getrocknet worden. 4) Auf die Tonnen, worinnen sie eingepackt, und 5) das Zeichen, womit solche marquiret sind, und endlich 6) auf den Ort, woher sie kommt. Einige Käufer beobachten die Länge und Weite derer Tonnen, die Schwäche oder Stärke des Holzes, oder die Vielheit derer daran befindlichen Tauben. Die Weite und Länge messen sie mit einem ledernen Riemen, worauf das

das Weit oder Bosmärk gezeichnet, weil ein Daumen der Weite viel Gewicht der Asche einbringet u. s. w.

In denenjenigen Ländern, wo das Holz in Menge sich findet, und also in keinem hohen Werth ist, wird in denen Wäldern Asche gebrennet, um Potasche daraus zu verfertigen. Eine Waldnutzung, die man bey uns denen Forsten vor sehr nachtheilig halten müßte, und die eben so wenig wirthschaftlich seyn würde, weil wir das Holz, besonders das Eichene, besser benutzen können. Das Aschebrennen in denen Wäldern wird von denen hohen Landesobrigkeiten in ihren Holz- und Forstordnungen nirgends erlaubet, als wo viel Lagerholz sich vorfindet, und dasselbe nicht anderst genutzet werden kann. S. unter andern die neueste **Königl. Preußische Holz- und Mastordnung**. Tit. 17. In denen Waldungen von der Mosel bis an den Rhein, wird indessen ebenfalls viele Potasche zubereitet.

**Potaschensieden**, ist die Kunst, des Alkali oder Salz aus der Brennasche zu ziehen, welches nebst dem Kohlenbrennen eine von den nöthigsten Nebenarbeiten in den Forsten ist. Da man Asche haben muß; so wollen wir erst von dem Aschenbrennen, sodenn vom Potaschen sieden selber reden.

A) Was für Holz zu Asche gebrannt werden müsse, davon ist im vorigen Artikel gehandelt worden.

α) Wenn man nun solcherley Holz bey der Hand hat; so kann man solches zu 2 Ellen oder 9 Viertel langen Stücken hauen, in welcher Grösse solches zum Zusammentragen und Brennen am bequemsten ist. Das Brennen geschiehet, wann das Holz noch naß ist, weil es in diesem Zustand weit mehr Asche, als wann es ausgetrocknet ist, giebet. Man muß auch vor Anstellung des Brennens, an einer trocknen Stelle, eine Hütte bauen, um die gewonnene Asche darinne zu sammlen. Diese muß an denen Wänden mit dichten Aesten und Laubsträuchen und mit Rinde bedeckt, oder überhaupt solchergestalten verwahret seyn, damit der Regen die Asche nicht auswaschen, und der Wind sie nicht zerstreuen könne. Man schaft auch trocken Holz und Reisig in Vorrath an, um sich dessen zum Anzünden zu bedienen.

β) Das **Brennen selbst** kann auf verschiedene Weise geschehen:

1) Einige verrichten es in Gruben, wodurch das Feuer zusammen gehalten wird, die Kohlen besser ausbrennen, und die Asche nicht so leicht weggeblasen werden kann. Hierzu aber muß man Leimengrund erwählen, weil sich der Leim mit der Asche nicht so leicht, als Sand und Dammerde mischet. Zu Anlegung solcher Gruben findet man in manchen Waldungen öde Plätze genug, auf welchen man keine Feuersgefahr zu besorgen hat.

2) Andere legen das Holz in Haufen, nachdem sie einige starke Querstücke zu unterst geleget. Sie erwählen zum **Brennplatze** entweder flache Felsen oder

Ka-

Rasenflecke, oder auch niedrigen feuchten Boden. Sie machen die Hausen nicht grösser, als so viel sie in einem Tage ausbrennen können; sie zünden das Feuer in der Mitte des Hausens oben an, und legen einige nasse Scheiter darüber, damit das Feuer von oben nach unten brennen, und die Asche in den Hausen fallen möge; wenn sich aber Asche herum streuen will, wirft man sie mit Bretschaufeln oder auch mittelst langer Besen wieder in die Hausen, damit sie wohl ausbrennen. Man verrichtet dieses Brennen kurz nach einem Regenwetter.

Beyder Brennungsarten bedienet man sich an denen Orten, wo man meistens Laubwälder, wenig Heide und eigene Aschebrenner hat, die behutsam mit dieser Arbeit umzugehen wissen, mit Vortheil; in Schwarz- oder Harzwäldern aber, welche dichter und feuerfangender sind, sind sie, wegen des Waldfeuers öfters gefährlich, wenn man nicht die Brennstellen vorsichtig wählet und beydes Leute und Wasser zur Hand hat.

3) Hingegen ist das Aschenbrennen in denen Wäldern in **besondern Oefen**, welche man fast aller Orten geschwind und mit geringen Kosten aufsetzen kann, in mehr als einer Absicht das vortheilhafteste und sicherste.

a) Die Vortheile bestehen darinn, 1) ist dabey keine Feuersgefahr zu befürchten. 2) Kann der Wind unter dem Brennen die Asche nicht wegführen. 3) Wird sie in einem einigermassen eingeschlossenen Orte viel stärker. 4) Kann man in demselben nicht nur das zurechte gehauene Holz, sondern auch Stöcke, Wurzeln, Aeste, Reisig und Laub, ja selbst Moos (welches, wann es in Hausen so gut getrocknet ist, daß die Erde von seinen Wurzeln fällt, viel und starke Asche giebt) mit Bequemlichkeit verbrennen; mithin gehet nichts verlohren, und, welches wohl zu merken, der Wald wird dadurch zugleich aufgeräumet. 5) Ob es gleich mit einigen Ungemächlichkeiten verknüpfet ist, alles auf einer Stelle zusammen zu brennen; so wird doch dieses dadurch reichlich ersetzet, daß man das Brennen in allerley Witterung und in allen Jahreszeiten so lange ununterbrochen fortsetzen kann, als dazu in der Nähe Holz vorhanden ist, welches auf grossen Brennplätzen sehr lange dauren kann, massen 4 oder 5 Kloben von einiger Grösse einmal einzulegen hinlänglich sind, und wohl 7 bis 8 Stunden Zeit zu ihrer Einäscherung erfordern.

b) Ist aber der Ofen so eingerichtet, daß man das Feuer durch beständiges Nachwerfen unterhalten kann; so gewinnet man an der Zeit, und siehet sich desto eher veranlasset, den Ofen an einen andern Ort zu versetzen. Es können sich auch die Aschebrenner ausser der oben gedachten Aschenhütte, eine andere Hütte verlohren aufrichten; in welcher sie sich in denen Zwischenzeiten aufhalten. Der Ofen bedarf, wie gesagt, keiner Kunst, und die dazu dienlichen Steine werden im Walde nicht weit zu suchen seyn. Trift man platte Felßstücke an, mit

mit welchen man den Ofen decken kann, so ist es desto besser: in deren Ermanglung aber, kann man auch ohne Dach seyn, und das Feuer dennoch darinnen gut unterhalten werden, wann nur nicht zu starker Regen einfället. Zum Grunde erwählet man vorzüglich eine ebene Stelle eines Felßhügels, in deren Ermanglung aber, beleget man den Boden mit flachen Steinen, damit sich die Asche nicht mit Dammerde vermischen, und die Potasche verunreinigen möge. Der Ofen erhält nur 3 Wände, und bleibt noch vorne zu offen. Seine Höhe muß zwey und einen halben, die Breite 2 und die Länge 3 Ellen austragen. Man kann ihn auch grösser anlegen, doch ziehet dieses mehrere Beschwerde, in Ansehung des Herbeyholen des des Holzes, das länger gehauen werden muß, und also zum Wegbringen unbequemer wird, nach sich. Innwendig legt man längst der Ecke, an jeder Seite einen kleinen Absatz von glatten Steinen, etwa eine halbe Elle hoch. Von aussen kann man den Ofen, des bessern Zuges wegen, mit Leim bewerfen, mit Torf belegen oder mit Erde überschütten.

c) Das Holz leget man hinein wie folget: man leget zuförderst 2 oder 3 dicke Kloben in die Quere, so, daß sie mit denen Enden auf die Absätze zu ruhen kommen: Wann man aber statt dieser Querkloben, Stangenreisen leget; so kann man das Feuer durch Nachlegung mehrern Holzes, sehr lange und leicht unterhalten. Man füllet den Ofen alsdann mit Holz, und zündet dasselbe Oben und in der Mitte an. Die Asche, welche zwischen denen Absätzen niederfället, ziehet man nach und nach aus, und bringet sie nebst denen mitniedergefallenen Kohlen in die Aschenhütte, in welcher diese völlig ausbrennen.

d) Wenn die Asche wohl ausgekühlet ist, worzu wegen Sicherheit für Feuersgefahr, eine Zeit von etlichen Wochen erforderlich ist; so packet man sie, wenn es geschehen kann, auf der Stelle in Tonnen und führet sie nach Hause: oder wo man mit Wagen nicht zukommen kann, so muß man solche auf Schubkarren laden oder tragen, es geschehe hernach durch Menschen, Esel oder Pferde. Die Asche verwahret man unter einem Dache, so, daß sie nicht feucht werden kann.

γ) Man wird hoffentlich hieraus ersehen, wie wenig Kunst und Mühe das Aschenbrennen in Wäldern erfordert, das doch sowohl für die Arbeiter, für die Aufnahm vieler Waldungen und für ein Land von mannigfaltigen Vortheilen ist. Dann

1) kann eine Menge Müssiggänger und arme Leute, wie auch solche, welche zu schwerer Arbeit nicht aufgeleget sind, Weiber und Kinder, hierdurch Unterhalt und gutes Auskommen erhalten; besonders kommt dieses neue, leichte und der Mühe verlohnende Nahrungsmittel, denen abgelegenen waldigten Orten zu statten, welche ihre weitläuftigen Waldungen, bishero nicht ohne Schwürigkeit haben benutzen können.

2) Er-

2) Erhalten dadurch beydes die, welche diese Arbeit besorgen, und das Land, in Absicht der Wälder, für Leute von verschiedenem Alter, mehrern Gewinn auf einmal. Massen sie hierzu keine frische und wachsende Bäume anwenden dürfen, wie sonsten die sogenannte Aescherer, die Erzwaldverwüster zu thun gewohnet sind: und eine Sache, die sonst verlohren gienge, hierdurch nicht nur brauchbar, sondern reichlicher lohnend, als frisch Holz wird.

3) Daß auch der Wuchs des Grases zur Hütung, und der Nachwuchs der jungen Bäume dadurch befördert wird.

4) Gewinnet das Land dadurch in sich selbst nicht nur eine bey vielen Gewerben unentbehrliche Waare; sondern kann auch mit derselben hinführo mit Vortheil an fremde Oerter handlen, wann man anders mit denen Wäldern gehörig haushält.

In dieser Betrachtung vermuthen wir, daß ein jeder, dem es nicht an Gelegenheit fehlet, sein eigen Bestes bedenken und für seines Vaterlandes Wohl, so viele gute Gesinnung haben werde, sich mit dem förderſamsten dieser Arbeit zu unterziehen und sie beständig fortzusetzen.

Zu wünschen wäre es, daß, da die Asche vielen Raum einnimmt, und ihr Preiß kein weites Verführen zu Lande nach denen General Potaschensiedereyen oder allgemeinen Aschenfactorien verträget, daß in gewissen denen Waldungen am nächsten gelegenen Oberämtern, sich ein oder der andere bemittelte Einwohner finden möchte, der die rohe Asche seiner Gegend an sich kaufte, und weiter verarbeiten liesse. Geschiehet dieses nicht, so ist das Beste, damit dem Landmann die rohe Asche nicht zur Last liegen möge, daß man solche zu Hause auslauge, diese Lauge in einem eisernen Topf zu einer trockenen und harten Masse einkoche, welche man, wie oben gedacht, aus dem Gefässe hauet, sofort in Stücken in dichte Tonnen einpacket, damit sie weder Luft noch Nässe schwächen könne. Das Auslaugen und Einkochen sind Arbeiten, mit welchen das Weibsvolk zurechte kommen kann. Die rohe Potasche nimmt nur den 15ten bis 16ten Theil des Raumes der Asche ein, und steiget doch 3 bis 4mal über den Preiß derselben. Man kann sie folglich mit Vortheil weit und bis an den besten Absatzort verführen.

B) Das Potaschensieden selbst wird an verschiedenen Orten auf verschiedene Art angestellet.

A) An dem Unterharz wird es unter folgender Verrichtung zu Stande gebracht:

α) Nemlich mit dem Auslaugen der Asche wird also verfahren:

1) Sind in einer besondern Hütte 36 Schlemmfässer in 3 Reihen gesetzet. Jedes Faß ist oben im Diameter 2 Fuß 8 Zoll, unten im Boden 2 Fuß tief, aber bis auf den löcherichten oder doppelten Boden 2 Fuß: Von diesem bis auf den untersten Boden 9 Zoll.

9 Zoll. Solches Faß hat also einen doppelten Boden. In dem untersten ist ein Zapfenloch, der oberste aber hat Löcher, ist nur lose in das Faß geleget, und muß zwischen beyden Boden Raum bleiben, woselbst Stroh hingeleget wird.

2) Jede Reihe Fässer stehet auf einem Gerenne von Eichenholz, und gehet hinten ein Lager unter denen Fässern her, damit solche nach dem Gerenne etwas abhängig stehen: und muß das Zapfenloch gleich über dem Gerenne seyn, daß die Lauge darein fallen könne. Die Zapfenlöcher sind beständig offen, und wie oben das kalte Wasser aufgegeben wird, dringet solches durch die Asche, nimmt die Lauge an sich, und fällt aus dem Zapfenloch in das Gerenne. Diese 3 Reihen Fässer sind gesetzet, daß solche gegeneinander gleich über stehen. Unter denen 3 Reihen, ist ein Trog von Eichenholz, worinnen die Lauge aus denen 3 Gerennen, so unter denen Fässern liegen, fallen kann, und die Lauge sich sammlen muß, woraus sie in die Laugenfässer gegeben wird. Jedoch, was von 12 Schlemmfässern fällt, wird allein gelassen, wovon 3 und ein halb Laugenfaß voll werden.

3) Soll nun gelauget werden, so werden die 36 Schlemmfässer mit Brennaschen gefüllet: alsdann wird kalt Wasser mit einem Gerenne darauf gelassen, welches sich nach und nach durch die Asche ziehet, das Alkali in sich nimmt, und zur Lauge wird. Die Lauge fällt dann durch das Zapfenloch in das Gerenne. So lange nun die Lauge braun bleibet, wird mehr Wasser auf die Asche in den Fässern gelassen; hat sie aber gar keine Farbe oder Schärfe mehr an sich, so wird mit dem Wässern nachgelassen.

4) Der Anfang des Auslaugens wird mit denen 36 Schlemmfässern nicht auf einmal gemacht, sondern jedesmal mit 12 Stücken. Und so bald die gute Lauge von diesen 12 Fässern herunter ist, wird die schlechte Lauge zuerst auf 12 frische Fässer mit Asche gegeben, bis alle Laugen herunter, wovon dann die schlechte, wieder wie vorher, angereichert wird.

5) Die Lauge nun, so zu Anfang und etwa in 36 Stunden erfolget, ist die stärkste und beste. Diese wird versotten, und beträgt, wie gedacht, 3 und ein halbes Laugefaß. Dagegen die, so nachher erfolget, die schlechteste ist, und dauret wohl bis 84 Stunden, ehe solche herunter kommt, daß also 12 Schlemmfässer voll Asche auszulaugen, 5. Tage Zeit erfordern. Dieses Auslaugen in denen Schlemmfässern gehet den Sommer hindurch beständig fort, und können wochentlich 4mal 12 Schlemmfässer ausgelauget werden, wovon 4 Sieden fallen. Des Winters aber kann nicht gelauget werden, weil der Frost daran hinderlich ist. Diese ausgelaugte Asche, wird zur Treibasche auf die Hüttenwerke geliefert, sie dienet aber auch auf Felder, und wird von einigen der Auswurf genennet.

6) Die Lauge, so aus der Asche erfolget, und reich oder stark ge-

genug worden, wird versotten, und jedesmal zu einem Sieden genommen, was aus 12 Schlemmfässern an starker Lauge gefallen. Zu diesem Sieden sind 2 grosse von Eisen gegossene Töpfe und ein kupferner Kessel eingemauret. Sie sind oben im Diameter 3 Fuß 8 Zoll, unten rundlicht und 3 Fuß tief.

7) Bey dem Anfang wird ein eiserner Topf und der kupferne Kessel voll Lauge gegeben, Feuer untergemacht, und gesotten. Wie nun der eine Topf einsiedet, so wird aus dem kupfernen Kessel von der siedenden Lauge, der eiserne Topf wieder gefüllet, damit solcher immer im Sieden bleiben könne. Der kupferne Kessel wird dann von der kalten Lauge wieder gefüllet und zum Kochen gebracht.

8) Woferne mit dem erstern Topfe etwa 24 Stunden gesotten worden, so wird der zweyte auch mit Lauge angefüllet und darunter gefeuret. Wie solcher einsiedet, wird er aus dem kupfernen Kessel wieder gefüllet, und diese Arbeit fortgesetzet, bis der erste Topf hart kochet. Wann die Nässe davon ziemlich verrauchet; so kochet es wie ein brauner Schaum, indessen giesset man noch immer aus dem Kessel von der kochenden Lauge etwas hinzu, bis es beginnet dicke zu werden, wo man sofort sachte feuert, daß es nach und nach immer dicker und endlich hart wird.

9) Hierauf läßt man den eisernen Topf kalt werden, wo hernach der hart gewordene Boden, der ohngefehr 5 bis 6 Zoll dick ist, mit einem eisernen Meissel ausgehauen werden muß. Und dieses ist die schwarze oder rohe Potasche, welche von einem Sud 2 bis 2 und einen halben Centner beträgt. Ein solcher Sud währet bis zu dem hart Kochen gegen 50 Stunden. Darzu werden gegen 2 Klafter Holz verbrannt.

10) In dem zweyten Topf wird das Sieden auf vorbeschriebene Art getrieben, und wann es in dem ersten Topf hart kochet, ist in dem zweyten der Sud etwa halb gaar. Kochet aber dieser hart, so wird etwa aus dem ersten Topf die schwarze Potasche ausgehauen, alsdann mit Lauge gefüllet, und wieder gesotten, daß folglich beyde Töpfe wohl beständig im Gange stehen, aber deswegen nicht einerley Arbeit dabey vorfällt, um alles besser abwarten zu können. Da Sommerszeit das Sieden mit beyden Töpfen beständig fortgehet; so mögen wochentlich wohl 4 Sieden vollbracht und 8 bis 10 Centner schwarze Potasche gewonnen werden, welche nunmehro zu calciniren ist.

β) Wir kommen also auf die andere Arbeit, nemlich das Calciniren der schwarzen Potasche.

1) Dieses bestehet darinn, daß man solche weiß, und zu guter Kaufmannswaare mache; dieses aber geschiehet durch das Glüen in einem besonders dazu vorgerichteten Ofen. Der Calcinierofen ist etwas länglich, hat in der Mitten einen erhöheten Heerd, woran auf beyden Seiten die Barn oder

oder Backsteine auf die hohe Seite gesetzet sind, damit die Potasche nicht herunter fallen könne. Sodann ist an jeder Seite des Heerds ein Schürloch, wodurch gefeuert wird; über dem Heerd und über beyde Schürlöcher ist eine platte Haube gemauret, wie über einen Backofen. Auf den Heerd gehet vornen ein Schürloch, welches eine eiserne Thüre hat, in welcher ein Loch, wodurch man die Arbeit beobachten kann.

2) Ist ein Vorrath von schwarzer Potasche vorhanden, so wird das Calciniren angefangen. Wird der Ofen Quartaliter nur einmal angefeuert; so wird Holz erspahret, wann derselbe in einer Hitze bleiben kann. So bald er glüend geworden, so werden 3 Centner schwarze Potasche vorhero in Stücken, wie eine halbe Hand klein geschlagen, alsdann auf den Heerd des Ofens gestürzet, und breit auseinander gezogen, die eiserne Thür aber zugemacht. Das Feuer muß allgemach brennen, damit die Potasche auf dem Heerd nicht schmelzen möge, welches bey allzustarkem Feuer leicht geschiehet. Man muß demnach den Grad des Feuers wohl zu unterscheiden wissen. Man will calciniren und nicht schmelzen.

3) Man merke hiebey folgendes: ist die Potasche oben glüend geworden, so muß die Thüre eröfnet, und das Alkali mit einem breiten Eisen, wie ein länglichter Spaden gestaltet, umgewendet werden. Und dieses wiederholet man, so oft dieselbe sich obenher glüend zeiget, weil solche gemeiniglich unten noch eine Zeit schwarz bleibet. Wann sie Anfangs glüend wird, so scheinet es röthlicht wie eine dicke Flamme; wie aber solche nach und nach weiß wird, so wird das glüende auch viel heller und klarer, bis sie endlich durchaus weiß geworden, und kann sie alsdann stärkeres Feuer vertragen und der Ofen ganz glüend seyn.

4) Ob aber auch die Potasche das rechte Feuer erhalten und gaar sey, wird folgende Probe lehren: man ziehet ein oder zwey Stücke aus dem Ofen, lässet solche kalt werden, und schläget sie voneinander: sind selbige innwendig nicht mehr schwarz, sondern durchaus weiß, so passiret solche für gute Kaufmannswaare. Zu dieser Arbeit werden bey 24 Stunden erfordert.

5) Ist der eine Einsatz gaar und fertig, so wird solcher mit einer eisernen Krücke auf den am vordern Ofen mit Backsteinen gepflasterten Platz ausgezogen, und nach dem Erkalten in Fässer a 5 Centner gepacket.

6) Der Ofen bleibet nach dem Ausziehen nur ein wenig stehen, bis er etwas abkühle, alsdann wird die Arbeit wieder mit 3 Centner fortgesetzet. Alle Quartale können auf diese Art 80 bis 90 Centner verfertiget werden.

7) Bey solchem Calciniren, ist an 6 Centner schwarzer Potasche gegen einem Viertels Centner Abgang. In ohngefähr 24 Stunden, werden zu 3 Centner etwa zum Calcinirfeuer 1. Klafter Holz verbrannt. Und bey vor-

vorgedachtem Aschenwerk arbeiten 4 Personen, etwa 2 Männer mit ihren Weibern.

B) Wir verhoffen daß vorstehende Beschreibung begreiflich genug sey. Indessen wollen wir noch eine andere beyfügen, nach welcher bey denen Blaufarbwerken in Obersachsen die Potasche oder der sogenannte Fluß verfertiget wird. Die Holzasche wird in halben Bierfässern oder denen besonders darzu gemachten Gefässen, reinlich ausgelauget. Man feuchtet Anfangs die Asche ein wenig an, nachdem vorhero auf dem Boden etwas Stroh oder Reisig geleget worden, daß die Asche nicht durchschiesset. Die beste Lauge davon und so lange sie noch braun siehet, wird in eiserne Kessel gethan. Die blasse oder weisse Lauge aber, so geringer ist, wird immer wieder auf frische Fässer gegossen, damit selbige besser und schärfer werde. Diese Lauge wird nun ferner in besagten eisernen Kesseln eingesotten. Man siedet über einem solchen Kessel 2 Tage. Von der Asche aus dem Wald aber wird nur ein und ein halber Tag gesotten. Doch kann die Zeit so genau nicht bestimmet werden. Nachdem der Kessel groß ist, werden 1 bis ein und ein Viertel Centner Fluß oder Potasche aus einem Kessel voll Lauge. Und dieser hat sich im Kessel als ein Stein angesotten, daher er auch mit Meisseln herausgehauen werden muß. Auf dergleichen Sud wird ein Viertel Klafter Holz verbraucht, und wann die Asche weggeschaffet, gemeiniglich 10 Groschen Lohn gegeben. Weilen aber das Ueberlaufen manchem Arbeiter viele Ungelegenheit macht, und dadurch in Schaden verursachet wird, so mag dieses durch etwas Zuwerfen von Pech, verhütet werden. Wann gedachter Fluß calciniret wird, so gehet gem Centner 14 16 bis 18 Pfunde ab.

C) Endlich macht Herr du Fay von denen Zubereitungen, welche in der Gegend Sarlouis üblich seyn sollen, folgende Beschreibung:

1) Man nimmt dicke und alte Bäume, worunter die Buchen die besten, schneidet daraus Stücken von 10 bis 12 Fuß lang, leget sie übereinander, und machet Feuer darunter, aus der Asche aber eine sehr starke Lauge.

2) Hierauf leget man Stücke von eben demselben Holze, das faul und schwammigt ist, in die Lauge, und lässet sie so lange darinnen liegen, bis sie davon recht geträncket sind. Dieses verrichtet man mit andern Stücken, bis die Lauge sich alle verzehret hat.

3) Man gräbet ferner in die Erde ein Loch von 3 Fuß ins Gevierdte und leget eiserne Stangen darüber, welche die darüber zu legenden Stücke trockenes Holzes tragen: auf das Holz aber werden die von der Lauge geträncktem Stücke Buchenholz geleget. Das trockene Holz zündet man an: wann dieses recht brennet, so siehet man einen Regen von geschmolzener Potasche in das Loch fallen. Man bringet neues geträncktes Holz darauf, und treibet dieses so lange bis die Grube voll ist.

4) Ist dieses geschehen, so ziehet man mit einer eisernen Hacke den Schaum oben ab, ehe sie ganz kalt wird. Es bleiben aber immer viele Kohlen und andere Unreinigkeiten darinnen: daher man sie nur zu der gemeinen und schlechten Saife brauchet.

5) Wenn sie kalt geworden, machet sie ein einziges Brod aus. Dieses zerschläget man, und thut es in Tonnen, damit die Luft nicht die Materie anfeuchte, die an sich selbst nach Feuchtigkeit sehr begierig ist. Man nennet sie **Potasche in Erde**, und verkaufet das Quintal für 16 Livres.

*Poudre de Plomb*, s. **Schrot.**

*Poule*, s. **Henne.**

*Poule de Bois*, s. **Birkhan**, **Haselhuhn.**

**Poumcheln**, s. **Pomucheln.**

**Prachsen**, s. **Brassen.**

Præfectus rei venatotiæ supremus, **Oberjägermeister.**

Bræfectus silvarum, s. **Förster.**

**Präscription**, s. **Forstgerechtigkeit** Lit. C) β)

**Präsumtion**, s. **Forstgerechtigkeit.** Lit. E) θ)

**Prellen**, was es bey den Füchsen bedeute, s. **Fuchsprellen.**

**Prellnetz**, ist eine Art von Jagdnetzen, so man nur bey der Sau- oder wilden Schweinsjagd zu gebrauchen pflegt, um dieselben damit abzuhalten, daß sie nicht häufiger in die Tücher dringen, als man es haben will. Sonst nennet man dieselben auch Spiegel- oder spiegelichte Netze, weil die Maschen wie Spiegel, und also auch die Fäden an denselben so gerade wie die Leinen stehen; da hingegen die Maschen an andern Arten von Netzen über Eck zu stehen kommen. Es wird aber ein solches Prell- oder Spiegelnetze gemeiniglich zwar in der Länge eines Jagdtuches, aber nur halb so hoch, auch recht spieglicht gestricket, jedoch eben so stark an denen Leinen, oder auch wohl noch etwas stärker, gemachet. Bey deren Verfertigung wird mit einer Masche angefangen, diese wieder vom Modell abgeworfen, eine andere daran gestrickt, und eine Masche zugenommen, bis sie die Höhe von 18 Maschen bekommen; sonst aber können die Maschen 6 bis 7 Zoll in das Gevierte haben. Wenn nun ein solches Netze hoch genug ist; so wird bey dem Fortstricken allemal auf einer Seite ab- und auf der andern zugenommen; daß es also oben und unten einen Saum und Maschen, wie viereckigte Spiegel, bekommt. Weil aber dergleichen Netze, die man meistens bey der Schweinsjagd zu gebrauchen pflegt, keinen Busen nöthig haben; so werden solche nur gerade so lang, als sie stellen sollen, z. Ex. wie ein Tuch von 75 Klaftern, gestrickt. Hingegen die Wind- nebst andern darzu gehörigen Leinen müssen stark und lang seyn. Auch gehören zu jedem Netze Stellstangen mit eisernen Hacken, und Strebestangen oder Furkeln, die mit eisernen Gabeln beschlagen sind, welche aber sehr stark, und etwas hoch seyn müssen, damit die Leinen von den

Sauen nicht daraus gelaufen werden können.

Alsdenn wird dieses Netz zehen Schritte weit vor dem Lauftuche auf die Erde geleget, daß die Ober- und Unterleine durch die Wechsel hinausgehen. Wenn nun die Sauen anfangen darüber zu laufen, (denn sie halten gerne eine lange und schmale Reihe); so lässet es der Jägermeister von beyden Seiten her geschwinde auf die Furkeln oder Stangen legen, ohne sich daran zu kehren, ob ihrer noch viele zurücke seyn, oder nicht; da sie sich denn darwider zu stossen beginnen, und können auch die andern nicht nachkommen, und müssen also wieder umwenden oder zurücke prellen. Denn daher heisset es auch ein **Prellnetz**. Sie salviren aber auch die Lauftücher, wenn sie stehen. Denn es kann alsdenn keine Sau wieder in das Jagen kommen, weil ihr der Paß abgeschnitten ist, bis sie alle gefangen sind. Es gehören aber auch bey jeder Furkel zwey Windleinen, die eine inwendig, und die andere auswärts anzubinden, massen sie auf beyden Seiten vest halten müssen. Wenn die Furkeln unten auch mit Gelenken gemacht sind, und auf den Flügel eine Winde oder Haspel gestellet ist, damit das Prellnetze geschwinde aufgerücket werden kann; so kann niemand von denen zu Aufhebung dieses Netzes bestellten Leuten wegen der Sauen in Gefahr kommen. Ausser denen bisher beschriebenen hat man auch noch eine Art von **Prellnetzen**, die besonders zum wilden Entenfang gebraucht, aber auf die Art wie die Fischergarne gestrickt, und sonst auch **Geleiter** genennet werden. Und zwar werden im Schilfe und Rohre meistens die zum Entenfange dienlichen Hahmen nach einem Ufer des Wassers gestellet; zwischen denen Hahmen aber, wie auch auf den Seiten hinaus stehen die Prellnetze. Alsdann werden die Enten mit etlichen Kähnen nach den Hahmen zugetrieben, welche aber, wenn sie an die Prellnetze oder Geleiter stossen, dabey wegschwimmen. Kommen sie nun an die Hahmen; so reissen sie dahinein, und können nicht eher wieder zurück, bis ihre Auslösung erfolget. s. a. **Entenfang.**

**Preusselbeere**, s. **Heidelbeere.**

*Prise*, s. **Fang.**

**Probejagen, Probjagen**, ist gleichsam das Meisterstück, so ein junger Jäger nach ausgestandener Lehrzeit bey einer fürtreflichen Jägerey zu machen hat, damit er vor einen rechtschaffenen Jägen passiren kann. Wenn ein solcher junger Jäger nach fleißigem Unterricht und oftmaliger Uebung mit dem Leithunde in der Behängenszeit an der Wissenschaft und Erkenntniß der Fährde eines rechten jagdbaren Hirsches, ingleichem mit Umgang und Arbeit, auch gewöhnlichem Zuspruch dergestalt firm geworden, daß er sich getrauet, dieses Werk auszuführen; so muß er zuförderst bey der Herrschaft um gnädige Erlaubniß, ein Probjagen anzustellen, anhalten. Wo er nun solches erlanget; so werden wenigstens vier Fuder Zeug an den Wald bestellet, allwo er einige jagdbare Hirsche vermuthet, und sein Probjagen machen will; da er denn früh noch einmal die vermutheten

Hirsche vorsuchen und verneuren, auch in denen Holzwegen vorgreifen muß. Wo diese nun bleiben, dahin wird der Zeug in der Stille gerücket, der Wind in Obacht genommen, und wenn es möglich, gegen denselben gestellet. Wenn demnach die Hirsche umstellet sind, und der junge Jäger dieselben nicht anders, als in der Fährde, z.Ex. einen derselben vor einen starken jagdbaren Hirsch von 18 Enden angesprochen, welcher aber noch 2 Hirsche von 10 Enden und einen Sechser bey sich hätte; so muß er solches der Herrschaft mit allen Umständen anzeigen, welche darauf des andern Tages in aller Frühe hinaus fährt oder reutet, und nach dero Belieben entweder in dem Jagen ohne Lauf die Hirsche todt schiesset, oder mit dem Laufe aus dem Schirme mit Hetzen und Schiessen solche erleget und fället. Wenn nun solche gefällte und zusammengetragene Hirsche vor der Herrschaft gestreckt liegen, und nach voriger erstern Ansage des jungen Jägers richtig eintreffen; so kann sein Probejagen, und er, als ein rechtschaffener Jäger passiren, ausserdem aber nicht.

**Prone**, heißt man die äusserste Grenze eines Waldes, Forstes, oder Holzes, so an das Feld stösset, oder mit andern Hölzern grenzet. Es wird in den Forstordnungen verbothen, solche weg zu hauen, und abzutreiben, weil man dadurch theils Urkunden der Grenzen hat, theils auch das Wild sich stecken kann. Es wird sonst auch Brahne genannt. s. **Brahne**

**Prude**, **Prudel**, heissen die Jäger einen kleinen Sumpf, darinnen sich der Hirsch abkühlet, oder auch die Sauen wälzen.

Pruneolus, s. **Schlehendorn.**

**Prunst**, s. **Brunst.**

*Prunier*, s. **Pflaumenbaum.**

*Prunier sauvage*, s. **Schlehendorn.**

Prunus, s. **Pflaumenbaum.**

Prunus silvestris, s. **Schlehendorn.**

**Prusselbeer**, s. **Heidelbeerstrauch.**

Pteris, s. **Fahrenkraut.**

**Pudel**, s. **Wasserhund.**

**Püffel**, s. **Büffel.**

**Pürschbüchse**, s. **Pürschrohr.**

**Pürschen**, heisset das Wild, sowohl grosses als kleines, durch gezogene Röhre oder Schrotbüchsen fällen. Das Pürschen erfordert unter allen Weydmannschaften die geringsten Kosten, weil es eine einige Person mit einem Rohre und einem Hunde, der doch nicht allezeit nöthig ist, verrichten kann. Wo es gute Wildbahnen giebt, da kann man nicht nur einen angenehmen Zeitvertreib, sondern auch einen guten Nutzen davon haben. Es werden aber, wie bey aller Jägerey, also auch bey dem Pürschen insbesondere eine gute Erfahrenheit und Kenntniß aller Vortheile, ein scharfes Gesicht, eine stete Hand und leiser Tritt, ein gutes, aber nicht blankes und glänzendes Rohr, oder eine Schrotbüchse, Rohrgerechte Kugeln und runde Schröte erfordert.

dert. Der Weydmann soll des Sommers grün, und im Winter grau gekleidet seyn. Auf das hohe Wildpret werden Sulzen geschlagen, oder an gelegenen Orten in Wäldern, an Gehägen und Zäunen, Stände und Schirme gemacht, dabey aufzupassen. Denen Füchsen wird bey den Vorhölzern, und den Hasen in den Saatfeldern aufgepasset; der Wind muß niemals vom Jäger gegen das Wild, sondern von diesem gegen jenen gehen, denn solchergestalt ist die Luft- und Spurwitterung dem Wilde benommen. Damit auch alles Wildpret nicht sobald den Menschen spüre; so soll der Jäger ein Wischtuch, damit der Stallknecht den Rossen, wenn er sie striegelt, den Staub abwischt, um den Leib binden; so übertrift der Gestank vom Wischtuche des Menschen Geruch daß er das Wild desto unvermerkter beschleichen kann.

Die **Wasserpürsche** geschiehet auf allerhand Geflügel, welches sich in den Seen, Teichen und Flüssen aufzuhalten pfleget, als Gänse, Enten, Reiger, Trappen, welche auch zuweilen in Geröhrig nisten, Wasserhüner, Schnepfen, u. d. g., die entweder mit Pürschröhren oder Schrotbüchsen gefället werden. Man darf keine sonderliche Bemühungen dabey dabey haben; nur daß man die Stellen und Gelegenheiten ausspähet, wo sich eins und das andere gern und gewöhnlich aufhält, und daß man sich einen guten Stand bereitet, darinnen man sich verdeckt aufhalten, und das Federwild erschleichen, oder abwarten, und also fällen könne. Wer aber auf seinen Seen, Teichen und Wassern dergleichen Geflügel gerne ziehen will, der muß sich vor dem Pürschen hüten, weil sie dadurch verscheichet werden. Die Enten soll man nicht im Frühlinge, weil sie alsdenn brüten, auch nicht im Sommer, weil sie von den Fischen, die sie zu solcher Zeit essen, einen widerwärtigen Geschmack bekommen, sondern im Herbste schiessen weil sie alsdenn fett, gesund, und am leichtesten zu hinterschleichen sind. Des Morgens und Abends ist die beste Zeit ihnen aufzupassen. Auf die Enten und andere Vögel, die sich unter das Wasser tauchen, muß das Absehen mit Kugelbüchsen gleich auf die Mitten zu, wo die Ente in das Wasser sich eintauchet; mit der Schrotbüchsche aber, weil das Wasser anzuziehen pfleget, ein wenig über die Ente, als wollte man gleich auf 3 Querfinger hoch darüber wegschiessen; hingegen wenn sie schwimmen, etwan eine Spanne mehr oder weniger, nachdem sie stark oder gemach fortschwimmen, von ihnen genommen werden. Der Schuß muß niemals gegen dem Thiere, sondern von hinten zu oder seitwärts geschehen; sonst wo sie das Feuer sehen, ducken sie sich unter das Wasser, und verfehlt der Schuß. Am sichersten ist es zu schiessen, wenn sie den Kopf unter dem Wasser haben. Enten, Gänse, und andere dergleichen grosse Vögel werden am füglichsten mit gezogenen Röhren, die kein grosses Loth führen, gepürschet, weil man sich gewöhnet, desto gewisser zu zielen, und später zu halten; da man hingegen von den Schrotbüchsen verderbet wird,

daß man hernach mit den Kugelbüchsen keinen sichern und gewissen Schuß thun kann; zudem werden mit den Schroten viel Vögel zu schanden geschossen, die man nicht kriegt, und welche gleichwol, nachdem sie dem Schützen entflohen, anderwärts sterben und verderben müssen. Siehe auch **Pürschrohr.**

**Pürschen, Bürschen,** heißt sonst auch bey den Jägern so viel, als zu Holze schiessen, d. i. wenn sie mit der sogenannten Pürschbüchse einen Hirsch entweder gleich todt, oder nur so schiessen, daß er nicht gleich fällt, sondern Holz eingehet.

**Pürschgeld, Bürschgeld, Schießgeld, Fanggeld,** wird dasjenige Geld genennet, welches ein Jäger bey Erlegung eines Stück Wildes, gegen dessen Lieferung von seiner Herrschaft erhält, und zwar nach eines jeden Orts Gebrauch oder Einrichtung etwas gewiesses, wie es denn auch mit denen Raubthieren und Raubvögeln, besonders in den Chur- und Fürstenthümern, oder andern grossen Provinzen Deutschlandes eben so gehalten wird. Z. Ex. von einem Hirsch oder Hauptschwein 1 Thlr.; von einem Bären 8 Gr.; von einem Wolf 1 Thlr.; von einem Luchs eben so viel; von einem Biber 16 Gr.; von einem Rehe 8. Gr.; von einem Fischotter 12 Gr.; von einem alten Fuchs 6 Gr.; von einem jungen Fuchs 3 Gr.; von einem Marder, und wilden Katze 5 bis 6 Gr., von einem Iltis 4. Gr.; von einem Wiesel 3 Gr. u. s. w. Es gehöret dieses mit unter die Accidentien der niedern Jagdbedienten, welches ehemals, da dieselbe keine, oder wenig Geldbesoldung bekamen, da das Wild noch häufig weggeschossen werden müßte, da das Pulver theuer war, und endlich alles auf Accidentien bedacht war, eingeführet worden. Allein heut zu Tage ziehet man dieses oft ein, und giebt das Pulver und Bley selbst aus, oder grössere Besoldnngen.

**Pürschgerechtigkeit,** s. **Freybürsche.**

**Pürschhunde, Bürschhunde,** sind eine Art von schnellen und flüchtigen Jagdhunden, welche vornemlich dazu gebraucht werden, das angeschossene und verwundete Wild zu verfolgen, und einzuholen. Man kann auch wohl Bachen, Rehe und Wölfe, in lichtem Holze, ohne daß solche angeschossen seyn müssen, damit hetzen und fangen, weil sie gleichsam starke Windhunde sind, denen nichts entlaufen kann; wie man sie denn auch von grossen Windhündinnen, die mit englischen Hunden beleget werden, erzielet. Solche Hunde werden auch *Cours*- oder **Laufhunde** geheissen, und von Jugend auf mit Fleiß dazu gewöhnet, daß sie dem Weydmanne nachkriechen lernen, und so der Schuß geschehen, dennoch dem Wilde ohne Geheiß nicht nachlaufen dürfen, bis man das angeschossene gemerket, nach welchem man ihn denn anhetzet; da er denn mit der Zeit das getroffene Wild geschwinde einzuholen, oder unter einem ganzen Trupp auszusuchen, und gewaltsam nieder zu ziehen, und zu merken lernen wird, daß es

krank sey, und mit den andern nicht mehr so flüchtig fortkommen könne; massen es sich sodenn abgiebet, und wenn ein solches angeschossenes Wild nicht sofort, und ohne Anstand verfolget werden sollte, dasselbe, sonderlich des Sommers in grosser Hitze, bald anlauffen, und in wenig Stunden meistens verdorben seyn würde. Vor hauenden Schweinen aber sind sie zu schonen, weil sie von denselben ohnfehlbar würden zu Schanden geschlagen werden, sondern man mag hierzu lieber die Saurüden, als welche nicht so kostbar sind, gebrauchen.

Diese **Pürschhunde** werden an den Ohren und an dem Schwanze nicht gestutzet, sondern ihnen, gleich mit den Windhunden, dasjenige, was ihnen die Natur gegeben, gelassen. Man pflegt sie auch, damit sie leicht lauffen können, mit trockenem Brodte von Haberschrote zu füttern, und ihnen keine dicke Mehlsuppen, als wovon sie zu schwerfällig werden, zu geben. Vor allen Dingen aber müssen sie alle Tage ausgeführet werden, damit sie gänge und flüchtig bleiben. Zum wenigsten müssen sie in einem grossen Zwinger frey herum laufen, und nicht beständig an Ketten geleget seyn, sonsten werden sie in kurzer Zeit mit vielem Verdruß der Herrschaft, und mit Verantwortung des Wärters, steif und unbrauchbar, und verliegen sich dermassen, daß endlich sogar kein zahmes Vieh, so sachte es auch läufet, mit ihnen einzuholen. Zuweilen aber werden sie auch wohl, wie die englischen Hunde, an Ketten geleget; sie haben auch eben solche Lager, wie diese, und gehören zur Aufsicht des Rüdenknechts in den englischen Stall, weil damit das flüchtige Wild gehetzet wird.

Insbesondere schicken sich hierzu am besten die **curländischen Hunde**. Es ist aber zu wissen, daß man vornemlich in Curland eine Art Windhunde findet, die von ungemeiner Grösse, und höher, als die englischen Hunde sind; sie haben auch lange und dürre Köpfe, gleich einem Stücke Wild; übrigens aber sind sie alle an allen ihren Gliedern unsern Windhunden gleich; nur daß sie, um ein ziemliches grösser, höher und länger sind, womit denn auch die Einwohner in Curland, weil es schnelle und flüchtige Hunde sind, die Bären und Elendthiere in den Wildnissen hetzen können. Wenn man diese Art haben kann, ist es gut. Sonst kan man in Ermanglung jetzt besagter Hunde sich auch wohl andere leichte und flüchtige Hetzhunde zuwege bringen, wenn man, wie bereits gedacht, eine grosse Windhündinn mit einem englischen Hunde beleget. Denn alsdenn fallen die Jungen etwas nach dem Vater stärker und grösser, als die Hündinn, und nach der Mutter schmächtiger und flüchtig, und sind geschickt, das angeschossene und verwundete Wild, weil sie schnell sind, und wohl lauffen können, bald einzuholen. So sie hinter einem Thiere herlauffen und demselben immer je länger, je näher an den Leib kommen, mithin dasselbige zu fangen gar nicht zweifeln, sondern in der Stille sich auf ihr Gesicht

sicht verlassen, und was sie vor sich sehen, durch ihre Geschwindigkeit einzuholen getrauen; so achten sie keine Spur, nehmen auch solche im geringsten nicht an, und sind hierinnen den Windhunden gleich, weil sie nur das flüchtige angeschossene Wild hetzen. Deshalben werden sie zu Jagdzeiten ausserhalb des Laufs angestellet, und an nöthige Oerter ein paar von denselben zum Hetzen dergestalt fertig gehalten, daß, wenn einiges angeschossenes Wild unvermuthet über den Zeug fallen sollte, solches alsdenn mit denselben gehetzet und gefangen werden möge. s. a. **Jagdhunde, Parforcehunde.**

**Pürschkarren, Pürschwagen,** ist bey der Jägerey ein besonderer Wagen, darauf das bey einem ordentlichen Jagen gefällte, oder auch ausser dem von der Herrschaft oder auf andern Befehl von dem Bürschmeister gepürschte Wild, geleget und nach Hofe geführet wird. Bey grossen Jägereyen hat man deren mehr, als einen. Ja in denen fürstlichen Höfen und Zeughäusern werden solche **Pürschwagen** und **Pürschkarren** in Menge angetroffen, und zur Abfuhre des gepürschten Wildprets beständig in Bereitschaft gehalten. Die Wagen haben 4, und die Karren nur 2 Räder, sonst aber sind sie einander in allem gleich. Ihre **Kästen** sind von Brettern gemacht, hinten und vorne mit Aufzügen, um das Wildpret auf- und abzuladen, versehen und nebst denen Stangen und Rädern gemeiniglich mit guter Oelfarbe grün angestrichen, vorne und hinten mit den herrschaftlichen Wappen, und auf denen Seiten einige Bären, Hirsche, hauende Schweine und dergleichen, an dieselbe abgeschildert. Vornen sind vier Ringe auswendig eingeschlagen, damit ein Bär, Hirsch oder hauendes Schwein, denen diese Ehre allein wiederfähret, mit kleinen grünen Leingen fein angebunden werden könne; das andere Wildpret aber wird nur darein gelegt. Die dazu bestellten Knechte müssen grün gekleidet seyn, und ein Weydmesser an der Seite, auch wenn sie einen jagdbaren Hirsch darauf führen, einen grünen Bruch auf dem Hute stecken haben. Diese Wagen werden nebst den andern Sachen bey dem Jägerhofe im Zeughause verwahret.

**Pürschmeister, Bürschmeister,** ist bey einer königlichen oder fürstlichen Jägerey derjenige, dem das ganze Jägerhaus mit dem sämmtlichen Jagdzeug, allen Hunden, Jägerpurschen, Knechten und Pürschjungen zu seiner Inspection und Aufsicht anvertrauet und befohlen sind; weshalben er auch als Commandant oder Oberaufseher im Jägerhofe beständig wohnen muß, und alles daselbst von ihm abhänget. Er wird aber daher der **Pürschmeister** genennet, weil er die Herrschaft, das Wild zu pürschen, zur Hirschbrunstzeit, oder zur Auerhahnenpfalz, oder sonsten zu anderer Zeit, anführet. Unter ihm stehet auch der **Wagenmeister** mit seinen Zeugknechten, und denen Jagdhandwerksleuten, als dem Jagdschneider, Jagdschmidt, Jagdseiler, Jagdwagner, Jagdriemer, und dergleichen. Er muß alles Jagd-

gezeug

gezeug und die völlige Geräthschaft besorgen; deshalben hat er auch die Tücher und Netze nach geendigtem Jagen, wenn alles wieder getrocknet und ausgebessert ist, solgleich gehörigen Orts aufheben lassen, damit denn Zeuge kein Schade widerfahre. Er muß sich von einem jeden Knechte, wegen dessen unterhabenden Hunden täglich rapportiren lassen, was sie nemlich für Hunde auf denen Mühlen, Schäfereyen, Vorwerken und Meistereyen liegen haben, wie sie mit Namen heissen, was davon abgegangen, und was wieder jung geworden, solches alles sich auch specificiren lassen. Ueber die im Jägerhofe vorhandenen Hunde, und was täglich bey der Fütterung an Brodt, Haberschrot, Stroh und dergleichen ausgehet, muß er richtige Rechnung führen, alles benöthigte dazu bey Zeiten anordnen, und solches anschaffen lassen, damit nirgends ein Mangel erfunden werde. Dafern zur Tafel oder Hofstaat ingleichem zum Deputatwildpret vor die vornehmen Ministers, etwas angeschossen und geliefert werden soll, muß er seine Pürsche zu pürschen beordern, und ausschicken, auch öfters wohl bepürsenden Falls sie auf etliche Meilen durch das ganze Land und alle Wildmeistereyen vertheilen. An etlichen Höfen pflegt der Pürschmeister auch zugleich des Oberjägers Function und Dienst mit zu verrichten.

Pürschrohr, Bürschrohr, Pürschbüchse, Bürschbüchse, Birschbüchse, heißt dasjenige Geschoß, so die Jäger zum Pürschen gebrauchen. Es ist solches eigentlich ein gezogenes Rohr, oder eine Kugelbüchse, mit einem deutschen Schlosse, und mit einem tüchtigen, gemeiniglich mit Elfenbein oder Perlenmutter ausgelegten Schafte, welcher einen kurzen und hohlen, nach den Backen ausgeschnittenen Anschlag, und darinnen ein Bleykästgen hat, worinnen Lademaas, Krätzer, und etliche Kugeln mit Pflaster liegen können. Alles Eisenwerk an selbigen muß nicht blank und glänzend, sondern blaulicht oder matt im Feuer angelauffen seyn. Dergleichen Pürschröhre mit deutschen Schlössern brauchen unsere deutschen Jäger noch bis dato aus folgenden Ursachen: Nemlich ein deutscher Anschlag, weil er, wie vorgedacht, kurz und nach den Backen geschnitten ist, wird sich geschwinder und besser einschliessen, auch vester im Lager liegen, als ein anderer, so nicht von dergleichen Art ist. Ein deutsches Feuerschloß, obwohl das Spannen und Lospannen des Rades in etwas beschwerlich ist, kann nicht eher losgehen, bis der Stein aufgesetzet worden, und wenn zwischen dem Steine und der Pfanne ein Tuchlappe geleget wird, bleibt Pulver, Rad und Stein trocken, und kann man nach abgezogenem Lappen gleich losdrücken. So kann auch ein Schütze in freyer Faust, so meistens vorfället, nach einem Wilde unangeleget pürschen, weil an dem deutschen Schlosse das Rad mit Schärfung des Steins unverrückt des Ziels weit leichter und unvermerkt losgehet.

Wer demnach etwas gutes durch das Pürschen ausrichten will,

will, der muß zuförderst nothwendig auf gutes Gewehr, Pulver und Bley bedacht seyn, hiernächst aber auch sich fleißig im Schiessen üben, damit er durch das Feuer sehen lernet, und firm wird, auch nicht bey dem Losdrücken des Gewehrs beyde Augen zumachen, wie öfters geschiehet, sondern stät und vest im Sitzen oder stehen halten. Ein anders ist es im Laufe und Fluge, da mit dem Gewehr nach dem Lauf oder Flug dessen, was man vor sich hat, fortgefahren werden muß. Einige gewöhnen sich auch an das Vorhalten, welches nicht unrecht, alles aber kömmt, wie gedacht, auf eine fleißige Uebung an. Gutes Gewehr wird jetzo an vielen Orten gemacht, jedoch das Mastrichter vor das beste gehalten, und einer guten Büchse Rohr muß recht Kugelgleich seyn, unten nicht weiter, als oben, mit gleich eingetheilten Zügen, die nicht zu tief, auch nicht zu flach sind; allzu krumme oder zu gerade Züge nutzen nichts, desgleichen die Krümmen, Gruben oder Beulen, so sich öfters nach dem Ziehen darinnen finden, und das gerade Richten nach der Seiten ist höchstnöthig. Die deutschen Schlösser sind im Wetter und Winde die besten. Flintenschlösser hingegen lassen sich bald fertig machen. Durch das Korn und Visier kann einer Büchse, die zu hoch, mehr tief, oder auf eine Seite schiesset, bald geholfen werden. Wenn aber ein Rohr bald dahin, bald dorthin schiesset, dem wird auch der beste Büchsenmacher, daferne es nicht Eisen genug hat, und ausgebohret werden kann, zu helfen ausser Stande seyn.

Eine Pürschbüchse pfleget man 100 bis 120 Schritte einzuschiessen, daß so man nach einem Fleck eines Speciesthalers groß, unten anhält, und trift in den Fleck, solches recht gut; besser aber ist es doch, etwas zu hoch, als zu niedrig: denn so auf die Weite das Korn völler genommen wird, muß es auch gut gehen. Wie erwähnet, bringet ein geschickter Büchsenmacher eine Büchse, die nicht gut schiesset, noch wohl zu rechte; aber mit den Flinten ist es etwas anders: denn hier kömmt es blos auf das Eisen des Rohres an, und allemal schiesset ein weiches Eisen besser, als das harte; jedoch muß solches nicht Kupferschößig oder mit Stahl vermenget seyn. Daß hiernächst eine Flinte, die Hagel zusammen werfen, und weit schiessen soll, davor kan der Verfertiger nicht allemal stehen, noch solches von ihm prätendiret werden. Zu einem guten Pürschrohr gehöret auch dergleichen Pulver, und hierzu ist dasjenige, welches vom Mittelkorne ist, nebst dem sehr kleinkörnigten, das beste, wenn solches auf einem Papier zur Probe angezündet, rasch, besonders aber der Dampf also in die Höhe gehet, daß das Papier nicht anbrennt, und nicht viel schleimigtes zurücke läßt. In einem neuen Tiegel, den man über dem Kohlfeuer warm werden lässet, das Pulver gethan, und herum gerührt, hilft zum rasch werden. Wo gut Pulver ist, muß auch gut Bley seyn, wenn im Schiessen recht getroffen werden soll; dahero zu Kugeln und Schrot weiches Bley ohne Zinn gehöret, auch dürfen erstere vornemlich nicht hohl gegossen, noch höcke-

höckericht, sondern vollkommen rund und schwer seyn, wenn der abgezielte Zweck damit erreichet werden soll. Zum Pflaster oder Futter der Kugeln schicket sich eine feine gleiche Leinwand oder Parchent am besten, nachdem man sie hievon mehr in gleicher Dicke, als von Leder haben kann, welche Ungleichheit der Pflaster an der Accuratesse des Schiessens sehr hinderlich; gleich diesem ist auch ein richtiges Lademaaß nöthig, weil das Laden nach Gedünken keinen gleichen Schuß befördern kann; dahero ein Jäger, der Ordnung liebet, die Schöße Pulver in Patronen bey sich führet, welche er zur müßigen Zeit abgetheilet, hiemit sodenn aber im Freyen, bey guter und schlimmer Witterung, sein Gewehr bald laden kann.

Wenn nun alles dieses in gehöriger Ordnung beysammen, und hinter dem Gewehr auch ein guter Schütze ist; so muß dieser doch noch bey dem Wildpretpürschen wohl auf den Wind Achtung geben, damit das Wild solchen nicht vom Jäger bekomme, und vor der Zeit davon ziehe. Denn alle wilden Thiere, auch sogar die wilden Gänse, Enten und Kolkraben, haben einen besondern starken Geruch von dem Menschen, und auch viele ein sehr leises Gehör, worunter das Schwarzwildpret zu zählen, welches, wenn der Wind auf solches stösset, die geringste Bewegung beobachtet. Dieserhalb muß ein Waydmann, wo er des Wildprets Wechsel und Uebertretten vermerket, sich am Abend, wenn die Sonne untergegangen ist, oder des Morgens früh mit anbrechendem Tage, hinter einen Baum stellen, und aufpassen, bis das verlangte sich einstellet, doch so, daß von ihm der Wind ja nicht dahin wehe, woher solches vermuthlich kommen werde; und an Gränzörtern, wo sich öfters dergleichen nicht thun lassen will, wird die Verbeugung von ihm auf einem Baum also gesucht, daß er aller Orten sich umsehen kann. Muß dieses des Nachts geschehen; so machet man ein weisses Papier über das Korn am Pürschrohr, beuget solches um den Lauft und Schaft herum, daß es hinter dem Ladestock veste eingestecket, und hernach schärfer gesehen werden kann. Was hierzu weiter gehöret, ist bey dem Worte Pürschen nachzusehen. Nur dieses ist hierbey noch zu gedenken, daß an Grenzen, wo das Wildpret beschossen ist, Tag- und Nacht alle Wechsel und Pässe observiret werden müssen, daferne etwas gutes ausgerichtet, und des Herrn Nutzen, nebst Erlangung des Jägerbrodtes, befördert werden solle. s. a. Büchse.

**Pürschwagen**, s. Pürschkarren.

**Pürzel, Bürzel**, heißt der Schwanz der Hirsche und wilden Schweine.

**Pulli**, s. *Petits.*

**Pulmones vulpis**, franz. *Pulmons de Renard*, s. Fuchslungen.

**Pulver, Schießpulver**, lat. Pulvis nitratus, bellicus, pyrius, ist eine Composition von Schwefel, Kohlen und Salpeter, so zu bekanntem Gebrauch in der Pulvermühle bereitet wird.

Der

Der Schwefel, so von Natur gern brennet, muß sich entzünden, und die Anfeurung des Salpeters befördern, welcher sodann einen weiten Raum suchet, und den Knall verursachet. Die Kohlen aber, welche von Erlen, Linden, Weiden, Schießbeeren, und dergleichen leichtem Holze seyn müssen, verbinden den Schwefel und Salpeter zusammen, fangen die Feuerfunken, den Schwefel anzuzünden, und erhalten mit ihrem fixen Cörper die Flamme desto länger beyeinander. Es werden insgemein dreyerley Sorten Pulver gemacht; **grobes Geschütz**, oder **Carthaunenpulver**, **Musquetenpulver**, und **Pürschoder Jägerpulver**, welches die feinste Sorte ist. Die Reinigkeit eines Pulvers zu probiren, darf nur ein wenig davon auf weiß Papier geschüttet, und angezündet werden. Je weniger das Papier verunreiniget wird, desto besser ist das Pulver. Je schwärzer aber das Papier wird, desto schlechter ist auch das Pulver, und desto schwächer an der Wirkung. Wenn man das Pulver mit starkem abgezogenen Branntewein oder Spiritu vini etlichemal besprenget, und wiederum trocknet; so wird es noch so stark, als es vorher gewesen ist.

**Pungitius**, s. **Stichling.**

**Purgiren der Hunde**, s. **Hund.**

**Putare**, s. **Schneideln.**

**Pygargus**, s. **Adler.**

**Pyrenbaum**, s. **Birnbaum.**

**Pyrole**, s. **Kirschvogel.**

**Pyrolt**, s. **Kirschvogel.**

**Pyrrhula**, s. **Gimpel.**

**Pyrus**, s. **Birnbaum.**

## Q.

**Quadernetze**, s. **Tauchgarn.**

**Qualsterbaum**, s. **Ebreschenbaum.**

**Quandel** wird das Mittel einer Kohlstätte genennet, s. **Kohlstätte**, lit. B) α).

**Quandelknüppel**, s. **Meuler.**

**Quandelpfahl**, s. **Kohlstätte**, lit. B) α).

**Quappe**, s. **Aalraupe.**

**Quecker**, s. **Buchfinke.**

**Quader**, s. **Köder.**

**Quercus**, Quercus latifolia vulgaris, s. **Eiche.**

**Querner**, s. **Köder.**

*Querelleur*, s. **Stöber.**

**Querflügel**, heißt derjenige durchgehauene Weg im Holze, welcher recht in und vor dem Jagen sich befindet, das daselbst angestellet wird, s. **Flügel.**

**Querquedula**, s. **Krückente.**

**Quertuch**, s. **Lauftuch.**

**Querwände**, bey dem Lerchenfangen, s. **Lerchengarn.**

*Quester*, s. **Spüren.**

*Queter*, s. **Spüren.**

*Queue-blanche*, s. **Adler.**

Quin-

*Quinque-Porte*, s. Fünfporte.

**Quitschenbaum**, s. Ebreschenbaum.

**Quitzenbaum**, s. Ebreschenbaum.

# R.

**Raape, Rape, Rappe**, lat. Corvus fluviatilis, Capito fluviatilis rapax, ein arger Raubfisch, welcher eben daher seine Benennung bekommen hat. Man findet ihn mehrentheils in der Oder und andern Flüssen, zuweilen aber auch in Seeen und Teichen. Seine Grösse oder Länge erstrecket sich oft über eine Elle, nach welcher er auch eine ziemliche Breite hat. Er ist stark und fleischicht am Leibe, hat breite, dicke und durchsichtige Schuppen, im Rachen auf jeder Seite 7 lange Zähne, braunlichte Floßfedern, und einen gespaltenen Schwanz. Ueber dem ganzen Leib ist er weiß, oder silberfarbig, am Rücken aber dunkelblau. Seine Laichzeit ist im April und May. Er hat ein grätiges, sonsten aber weisses, fettes und wohlschmeckendes Fleisch. Man muß ihn im kalten Wasser über das Feuer setzen; so bleibet er fein ganz beysammen. Wenn er aber in heisses Wasser geworfen, und darinnen gesotten wird; so verfällt er. Er dienet auch gut, zu braten; geräuchert aber ist er eine harte und unverdauliche Speise.

*Rabatre*, wird bey den französischen Jägern von einem Spür- oder andern Jagdhunde gesagt, wenn er auf die Fährte eines Wildes fällt, und seinem Führer eine Anzeige davon giebt.

**Rabe**, lat. Corvus, Corax, franz. *Corbeau*, ein bekannter Raubvogel, welcher mittelmäßiger Grösse, durchaus glänzend, schwarz an Federn, und mit einem starken Schnabel und scharfsehenden Augen versehen ist; der Kopf aber, desgleichen die Flügel und der Schwanz, sind an selbigem nach dem Leibe wohl proportionirt. Er lebet vornemlich von Aesern und **Ludern**, frißt aber darneben auch Würmer, die er gleich den Krähen hinter dem Pfluge auf dem Acker auflieset; so ist er auch jungen Hünern und Gänsen, insonderheit aber dem Hasen- und Federwildpret in der Satz- und Brutzeit ein sehr gefährlicher und schädlicher Feind. Er **horstet** in denen Wäldern auf die höchsten Tannen und andere hohe Bäume, und weiß sein Nest dergestalt zu verwahren, daß ihm seine Jungen ohne grosse Gefahr nicht leicht geraubet werden können. Nachdem er, wie ein Adler, 30 Tage gebrütet hat, so bringet er im Frühjahr, zwey bis drey und manchmal auch wohl vier bis fünf Junge aus, welche meistentheils auf Ostern aus denen Eyern sind. Wo ein paar Raben in einem Walde hecken verrathen sie durch ihr Geschrey alles, was sie gewahr werden, und leiden auch sogar keine andere Raben in ihrem Reviere; sie stehlen und raffen auch alles, was sie finden, zusammen, und schleppen es in ihre Nester. In ihren vor Wetter und Schlossen mit allerley Genifte bedeckten Nestern lassen sie ein rundes und so

enges Loch, daß sie dadurch kaum hinein und herauskriechen können; und aus eben diesem Eingange pfleget der Landmann zu merken, von welcher Seite dasselbige Jahr die meisten Ungewitter herkommen werden. Der Rabe ist ein vorsichtiges Thier, und weiß seine Nothdurft an Speise wohl zu besorgen; daher er auch seine Jungen, so bald sie so weit erwachsen sind, daß sie ihre Nahrung selbst suchen können, aus dem Neste stößt.

**Er ziehet nicht**, wie andere Vögel, sondern bleibt über Winter hier, und sucht seinen Aufenthalt an feuchten Orten und fruchtbaren Aeckern, da es ihm an Gewürme und Ungezieser in seiner Nahrung nicht mangeln kann. Er ist nicht nur den Ochsen und Eseln, sondern auch allen Raubvögeln feind, und so kühn, daß er sich so gar mit dem Habicht und Falken in der Luft in einen Kampf einlassen darf, und stehet in dergleichen Streite, da sie mit ihrem Geschrey ihre Kameraden zu Hülfe rufen, einer dem andern so tapfer bey, daß auch der herzhafteste Raubvogel, wenn er von etlichen Raben zugleich angefallen wird, die Flucht nehmen muß. Er läßt sich auch auf die Jagd abrichten, und fängt nicht nur allerhand Federwild, sondern auch seines eigenen Geschlechts, welches doch sonst keine Art der Raubvögel thut. Hingegen mit dem Fuchse hält er gute Freundschaft.

Dieser Vogel hat eine vornen breite, und hinten dicke Zunge, und kann man ihn, sonderlich wo er jung eingefangen, und ihm die Zunge gelöset worden, allerley Stimmen der Menschen und Thiere nachzumachen lernen. Ingleichem läßt er sich auch sonst zu vielerley lächerlichen Possen angewöhnen. Bey allem diesem aber hat er die Eigenschaft, daß er gerne stihlt, daher auch das Sprichtwort entstanden: **Er stihlt wie ein Rabe.** Der Rabe ist gegen das Wetter, wie viele andere Thiere und Vögel, sehr empfindlich, und verkündiget dessen Veränderung. Denn wenn er gegen den Abend mit einer hellen und muntern Stimme sich hören lässet, wird daraus ein gutes Wetter; wenn sie aber gleichsam gluchzend oder schnorrend schreyen, Regen und Ungestümm geschlossen.

**Es giebt aber auch gar mancherley Sorten von Raben.** Denn ausser denen bisher beschriebenen gemeinen und schwarzen Raben findet man

1) **graue** oder sogenannte **Kolkraben**, welche aber viel grösser, als jene, und fast wie eine Henne sind, und ungemein starke Krallen haben. Sie sind eine Art der schädlichsten Raubvögel. Es ist auch unter allen Raub- und andern Vögeln keiner, welcher, ausser den wilden Enten, mehr und starken Wind von einer Sache hat, als wie diese Kolkraben. Wie man denn von ihnen gewiß glaubet, daß sie auf eine Stunde weit von einem Aase oder Luder Wind haben. Sie horsten ebenfalls auf hohen Bäumen, und bringen zwey bis drey Jungen aus. Ihr Raub ist allerhand Federwild-

wildpret und Hasen, auch Kaninichen, besonders in der Setz- und Brutzeit. Sie sind vermögend, einen jungen Hasen aufzuheben, und nach ihrem Horste zu führen. Sie ziehen nicht weg, sondern bleiben Sommer- und Winterszeit hier zu Lande. Von den sogenannten kleinen Raben oder schwarzen Krähen ist bey dem Worte **Krähe** nachzusehen.

2) Hiernächst giebt es auch **weisse Raben**, wiewohl man dergleichen in unsern Gegenden nicht, aber wohl in Norwegen und andern kalten Ländern siehet.

3) In Liefland giebt es eine Rabenart, die man **Seeraben** nennet, deren Schnabel gleich einer Säge mit Zähnen versehen ist. Sie halten sich in Thürmen und alten Gebäuden auf, und nähren sich vom Getreyde und Früchten, auch von Fröschen und anderm Ungezieser. s. a. **Seerabe**.

Sonst erlangen die Raben überhaupt ein hohes Alter bis zu hundert und mehr Jahren. Wie dieselben auf eine leichte und kurzweilige Art berücket und aus den sogenannten **Raben- oder Krähenhütten** geschossen werden können, ist bey dem Worte **Krähenhütte** angezeiget worden. Man tödtet sie aber auch auf diese Weise: Wenn Schnee ligt; so beschüttet man einige Plätze mit Blut von geschlachtetem Vieh, und streuet darüber klein gestossene Krähenaugen. Wenn sie nun davon fressen, werden sie bald hinfallen; die aber noch davon fliegen, wird man bald anderwo erstarret finden. Im übrigen sind die Raben nicht nur in der Arzney, sondern auch ausser derselben brauchbar. Denn ihre Federn, welche harte Kiele haben, und sonderlich die von denen grauen Kolkraben, dienen nicht nur zum Zeichnen und zu feinen Schreibfedern, sondern auch den Musicis, die Tangenten an ihren Clavicimbeln und Spinetten zu fiedern. Die **jungen Raben** werden insonderheit vor die böse Seuche gut befunden, wenn man selbige, da sie noch nackend sind, zu Asche verbrennet, und hiervon allezeit über den andern oder dritten Tag dem Patienten auf einmal ein Quintlein in einem dazu gehörigen Wasser eingiebt, da denn dieses Uebel nicht nur vertrieben wird, sondern auch nimmermehr wiederkommen solle. Eben dieses soll auch das Stückgen Fleisch thun, welches den Raben, so bald sie ausschliefen, im Munde lieget, und insgemein das **Leberlein** genennet wird, wenn man es zu Pulver stösset; welche Wirkung auch dem Gehirne zugeschrieben wird. Das **Rabenschmalz oder Fett**, wie auch das **Blut** und **Eyer**, färben alle Menschenhaare schwarz; insonderheit sollen die Eyer, wenn sie hart gesotten, und deren eines oder zwey auf einmal genossen werden, der rothen Ruhr steuren. Das **Herz** nur bey sich getragen, solle den Menschen immer munter erhalten, und wider die unnatürliche Schlafsucht dienen. Wenn endlich ein Rabe lebendig in ein irrdenes Gefässe gethan, und auf solche Art 40 Tage lang in den Mist vergraben, sodenn aber zu einer Salbe bereitet wird; so

soll dieselbige ein recht wunderthätiges Mittel wider die Gicht oder das Podagra seyn.

**Rabenblut**, s. **Rabe.**

**Rabeneyer**, s. **Rabe.**

**Rabenfett**, s. **Rabe.**

**Rabenherz**, s. **Rabe.**

**Rabenhütte**, ist nichts anders, als eine sonst sogenannte Krähenhütte, oder doch eben so, wie diese gebauet. s. **Krähenhütte.**

**Rabenschmalz**, s. **Rabe.**

*Radeau*, s. **Flösse.**

Radix Filicis, s. **Fahrenkraut.**

**Rähmen, Rahmen, Rehmen,** gerahmet, heißt in der Jägersprache, wenn der Windhund einen Hasen einholet, oder wenn er demselben zwar ganz nahe kömmt, aber doch fehl nach ihm greiffet, und ihn also nöthiget, daß er sich wenden muß.

**Räume**, was bey der Kohlenbrennerey so genennet werde s. **Meuler.**

*Rafle*, ist eine besondere französische Invention von gewiessen Netzen oder Garnen, welche sowohl zum Fisch- als Vogelfange gebraucht werden, und von welchen in Ansehung der ersten bey dem Wort: **Sackgarn**, in Ansehung der letztern aber bey dem Wort: **Vogelfang** das mehrere nachzusehen.

**Rahmen**, s. **Rähmen.**

**Raiger**, s. **Reiger.**

**Rainweide**, s. **Rheinweide.**

*Rait pennade*, s. **Fledermaus.**

*Rale*, s. **Taucher.**

*Ralle*, s. **Taucher.**

*Rameure*, *Ramure*, heißt in der französischen Jägersprache der Hirsch.

**Rammeln**, sagen die Jäger von den Hasen und Kaninichen, und bedeutet eben so viel, als das Brunsten bey denen Hirschen. Das Rammeln der Hasen geschiehet mehrentheils im Merz, auch wohl, nachdem das Wetter gelinde, schon im Februario, welche daher auch die Rammelzeit heissen. s. **Hase.**

**Rammelzeit**, s. **Rammeln.**

Rami silvestres, s. **Affterzegel.**

**Rammler**, ist ein Hase, oder auch Kaninichen männlichen Geschlechts. s. **Hase.**

*Ramure*, s. *Rameure.*

Rana, s. **Frosch.**

Rancha, s. **Rennthier.**

**Rancher**, s. **Rennthier.**

*Randonnée*, wird in der französischen Weydmannssprache von einem Wild gesagt, welches sich, nachdem die Hunde auf selbiges losgelassen worden, von ihnen 2 bis 3mal an einem und eben demselbigen Orte in einem Kreise herumjagen läßt.

*Rangier*, s. **Rennthier.**

*Rangifer*, s. **Rennthier.**

**Ranzen, Ranzen,** heißt bey den Raubthieren so viel, als lauffen oder sich begatten. Also ranzet der **Fuchs** zu Anfang des Februarii um Lichtmeß; die Fischotter,

otter um die Fastenzeit; der Dachs ungefehr im December; der Wolf und Luchs ebenfalls im Februario, welches denn auch in der Jägersprache die Rantzzeit heisset, wovon bey der genauern Beschreibung dieser Thiere nachzusehen.

**Rantzzeit**, s. **Rantzen.**

**Rape**, s. **Raape.**

**Rappe**, s. **Raape.**

**Rasch**, heißt bey den Jägern so viel, als hurtig und geschwind im Lauffe seyn.

**Raseneiche**, s. **Eiche.**

*Rateau*, s. **Flösse.**

*Ratis*, s. **Flösse.**

*Rat pennade*, s. **Fledermaus.**

**Ratze**, s. **Iltis.**

**Rauben, den Raub oder vom Raube fressen**, wird in der Weydmannssprache hauptsächlich vom Bären, desgleichen vom Wolf, Fuchs und Luchse gesagt.

**Raubfische**, lat. Pisces rapaces, franz. *Poissons de Proye*, werden alle diejenige Fische genennet, die sich von andern Fischen nähren. Dergleichen sind die Aalraupe, der **Barme**, **Hecht**, **Pärsch**, **Rappe**, **Zander**, u. d. g. Unter diesen in unsern Wassern bekannten Raubfischen wird vornemlich dem **Hechte**, gleichwie dem **Wolfe** unter den vierfüßigen Thieren, nicht ohne Grund beygemessen, daß er sowohl Tags als Nachts nach Raube trachtet, ja seine eigene Brut, im Fall des Mangels am Raube, angreiffet, und also seine Speise nur die Erschnappung anderer Fische sey, dahero in Teichen besonders höchst schädlich ist. Die **Forelle** nähret sich auch von kleinen Fischen sowohl, als vom Gewürme, welcher aber der **Krebs**, wenn er sie bey dem Schwanze bekommen kann, das Leben zu verkürzen vermögend ist. Denn so bald dieser eine Forelle mit seinen Scheeren erhält, frißt er in ihren Schwanz hinein, davon sofort die Forelle ihr Leben verlieret. Die Probe hievon erweiset ein Zusammensatz von Forellen und etlichen Krebsen in einem Wassertrog oder Fischbehälter.

**Raubschützen**, s. **Wildschützen.**

**Raubthiere**, Feræ rapaces, franz. *Bêtes de Proye*, heissen diejenigen wilden Thiere, die, was sie von andern lebendigen Thieren bekommen können, rauben, zerreissen und fressen, nicht weniger auch die Luder angehen. Dergleichen sind absonderlich bey uns in Deutschland der **Bär**, **Luchs**, **Wolf**, **Fuchs**, **Dachs**, **Biber**, **Fischotter**, **Marder**, **wilde Katze**, **Iltis** oder das **Elbthier**, die **Wiesel**, der **Hamster**, und **Igel**. Davon werden der Bär und Luchs zur Ober- oder hohen Jagd, der Wolf zur Mitteljagd, die übrigen alle aber zur Niederjagd gerechnet. Wo man keine Mitteljagd hat, gehöret der Wolf zur Niederjagd; hingegen wird an manchen Orten der Biber mit zur hohen Jagd gezählet. s. **Jagd.** Alle Raubthiere werden gestreifet, und ihre Fälle nach Weydmanns Art Bälge genennet; ausgenommen der Bär

und der Dachs, als welche man aufschärfet und zerwürket, auch ihre Häute nicht Bälge, sondern Häute nennet. Sonst aber gehören auch von ausländischen Thieren hieher der Löwe, der Affe, der Tieger, der Auerochse, das Panterthier, der Leopard, das Elendthier, das Cameel, ehe es zahm wird, das Crocodill, u. s. w.

Da diese schädliche Thiere den Menschen am allermeisten Schaden thun, ja zuweilen gar ums Leben bringen; so entstehet die Frage: Ob nicht den Privatis erlaubt seye, dieselbe niederzuschiessen? Antw. Wenn ein solch schädliches Thier von jemand, zur Defension und Rettung seines Lebens getödtet worden; so kann die Frage wohl nicht verneinet werden, immassen die Beschützung Leibes und Lebens gegen die Menschen, und also noch vielmehr gegen wilde Thiere jedermann erlaubet ist.

Vid. l. 1. *Cod. Theodos.* de Venat. allwo der Kayser zwar Erlaubniß giebt, dergleichen schädliche Thiere zu tödten, nicht aber zu jagen. Add. *Perez* ibid. num. 14. *Ziegler* de Jur. ven. §. 28. & de Jurib. Majest. Lib. 2. Cap. 14. §. 28. *Leyser* Jus Georg. L. 3. c. 12. num. 78.

Wenn aber die Frage also eingerichtet wird: Ob nach dergleichen schädlichen Thieren zu jagen, erlaubet seye? da setzet es mehr Schwierigkeiten ab. Denn obwohl Kayser Friederich I. nicht allein die Tödtung dergleichen Thiere, sondern auch das Jagen nach denselben um des gemeinen Besten willen erlaubet hat:

Vid. 2. F. 27. §. 5. vers. *nemo retia &c. Stryck* in usu modern. π. tit. de A. R. D. §. 4. *Lauterb.* in Coll. Theor. pract. tit. de A. R. D. §. 21. in fin.

Ob auch gleich einige sogar der Meynung sind, daß das Jagen nach solchen Thieren niemand, und also auch nicht dem gemeinen Mann verbothen werden könne, und wenn solches de facto geschehe, diejenigen, denen daran gelegen, sogar ad Superiorem, oder an einen obern Richter provociren, und sich deswegen beschweren können;

Vid. *Linoker* de Gravam. extrajud. C. 3. p. 2. §. 49. num. 10. pag. 192, ibique cit. *Speidel.* voc. Jagen.

So giebt doch die tägliche Erfahrung, daß heut zu Tage solches einiger Orten verbothen, einiger Orten aber, jedoch nur in gewiesser Maaße erlaubet seye.

Vid. *Ziegler* loc. cit. *Sixtin.* de Regal. L. 2. c. 18. num. 77. *Knipschild.* de Nobil. c. 5. num. 37. *Leyser* d. Tract. L. 3. c. 12. num. 72. & *Stryck* loc. cit.

Wie denn fast allenthalben, zumalen aber die wilden Schweine und Bären, welche ohnedem in Deutschland etwas rar, zum hohen oder niedern Weydwerk gesetzt werden. Ley-

Leyser cit. loc. Stryck cit. loc. Seckendorf, im deutschen Fürstenstaat P. 3. c. 1. §, 2.

Daß also auf dießfalls auf die Gewohnheit und das Herkommen zu sehen. In Bayern und zerschiedenen andern Orten wird es damit also gehalten, daß, wer ein solch schädlich Thier fängt, selbiges denenjenigen, so die Jagdbarkeit zustehet, gegen ein Recompens aushändigen muß.

Vid. *Sebast. Krayßer* ad Jus Venand. Bavar. cap. 16. & *Leyser* c. 2. num. 74. *Stryck* l. c. *Pritsch.* Corp. Jur. forest. P. 1. c. 2. num. 69. 70. & cap. 8. num. 22.

Dahingegen selbiger an vielen andern Orten, nebst dem Thier noch ein gewisses Schußgeld zu gewarten hat.

*Leyser* d. l. num. 75. in fin.

**Wobey auch gefragt wird: Wenn jemand eine trächtige Wölffin schiesset, ob er das Schußgeld nur einfach, oder gedoppelt fordern könne, und darauf wird geantwortet: daß er es nur einfach zu fordern befugt seye.**

Vid. *Bald.* in l. f. ff. de liberal. cauf. & l. qui in ultero ff. de Stat. hom.

Ein anders aber ist es, wenn er die säugende Wölffin, mit ihren Jungen gefangen hätte, als in welchem Fall ihm das doppelte Schußgeld, oder ein noch weiters, nicht könne versaget werden.

Vid. *Sebast. Medic.* de Venat. P. 2. qu. 14. & *Leyser* d. l. num. 76. Add. *Mohr* de Jur. Venant. P. 1. c. 8. num. 21. *Stryck* in us. modern. tit de A. R. D. § 4.

Dergleichen schädliche Thiere, zumalen Wölfe und Bären zu fangen, pfleget man auch gewiesse Löcher und Gruben zu machen, daß sie darein fallen müssen, welche, wenn sie an solchen Wegen und Strassen, da man vorbey gehet, gemacht werden, und derjenige, so sie gemacht, die vorbeygehende nicht warnet, bey einem erfolgenden Unglück, eine Verantwortung nach sich ziehen. Dahingegen, wenn eine Warnung vorhergegangen, oder die Grube an einem solchen Ort gemacht worden, wo niemand leicht zu wandern pfleget, der, so sie gemacht, wenn ein Unglück geschiehet, nicht davor zu stehen hat.

Vid. *Martin.* de Jur. ven. §. 28.

Ob aber ein solches Thier, welches in eine gemachte Grube gefallen, demjenigen, der im Vorbeygehen dasselbe heraus gezogen, und sich dessen bemächtiget, oder vielmehr dem, der die Grube gemacht, zugehöre, davon s. *Pruckmann* de Regalib. §. Venatio num. 30. allwo er vor denjenigen, der es im Vorbeygehen angetroffen, und heraus gezogen, den Ausspruch thut, deswegen, weil es noch nicht in jemands Eigenthum gewesen seye.

**Raubvögel**, lat. Volucres rapaces, franz. *Oiseaux de Proye*, heissen

heissen alle fleischfressende Vögel, als der Adler, Schuhu, Eulen, Geyer, Habichte, Falken, Sperber, Häher, Raben, Krähen, Elstern 2c. von welchen am gehörigen Orte ein mehreres nachzulesen. Die krummschnäblichten Raubvögel haben dieses besonders an sich, daß 1) bey denenselben jedesmal das Männlein kleiner ist, als das Weiblein; 2) daß sie alle Morgen ihr Gewölle werfen, d. i. sie speyen die Haare oder Federn, welche sich von ihrem den vorigen Tag genossenen Raube oder Aetzung in dem Kropfe gesammelt haben, wieder aus, ausser dem sie sonsten nicht das geringste zu schlagen oder zu fangen geschickt sind, und daß sie endlich 3) nicht sauffen, sondern ihre benöthigte Feuchtigkeit in der Aetzung finden.

**Raubwolf**, s. **Wolf.**

**Rauch, die Fasanen zu locken, und desto besser beysammen zu behalten**, s. **Fasanenrauch, Fasanerey.**

**Rebhuhn, Rephuhn, Berghuhn, Wildhuhn, Feldhuhn**, lat. Perdix, franz. *Perdrix*, ist ein wilder Vogel, welcher an der Grösse des Leibes einer Taube gleich kommt, obgleich die Gestalt ganz anderst ist. Denn der Kopf ist fast rund, der Schnabel wie ein anderer Hühnerschnabel, der Hals ziemlich lang, doch wohl proportioniret; die Füsse können weder hoch noch niedrig genennet werden, und sind gestaltet, wie andere Hühnerfüsse. Der Schwanz ist kurz, und die Federn so subtil und klein, als sie sonst nur ein kleiner Vogel, wie z. Ex. ein Sperling oder Meise, haben mag. Das Rebhuhn hat am Kopfe dunkelbraune und schwärzlichte Federn mit einander vermischet; an den Schläfen aber und oben über dem Schnabel, auch unter demselben, die Kehle hinunter, hat es eine schöne, fast ziegelgelbe Farbe, mit welcher jedoch das Männlein mehr, als das Weiblein pranget; über denen Augen hat es ein kleines hochrothes Plätzlein, welches ihm nicht von Federn, sondern sonsten in der Haut von der Natur gegeben ist. Wo das Ziegelrothe unter der Kehle aufhöret, da fängt eine grünlichtgraue Farbe an, welche den ganzen Unterleib bis fast zu den Füssen, jedoch so einnimmt, daß sie nur auf denen Seiten fortwähret; hingegen mitten inne einen Platz leer lässet, welcher ganz weiß ist, und sich bis zum Schwanze hinab erstrecket. Auf den Seiten dieser blaulichten Brust und des Bauches siehet man sehr schöne dunkelrothe lange Federn, mit welchen das Graue meistens bedecket wird, so, daß man es nur in der Mitte herunter, auf der Seiten hingegen nichts, als nur rothe Streifen, sehen kann; oben auf, von dem Genicke an, den Hals und Rücken hinunter siehet man lichtbraune und schwärzlichte Federn mit einander vermenget, doch so, daß der Hahn gar merklich mehr helle, und die Henne mehr dunkele Federn hat, welches über dem Bürzel, ehe der Schwanz anfängt, am meisten wahrzunehmen ist. Am Bauche, wo das Weisse anfängt, nemlich sogleich unter der Brust, wird solches

Weisse

Weisse bey dem Hahne mit einem rothen Flecke bedecket, welcher wie ein Hufeisen gestaltet ist, und von denen Jägern der **Schild** genennet wird. Der Schwanz hat ebenfalls ganz dunkelrothe Federn, welche obenher guten Theils mit bräunlichten bedecket sind, und eher nicht gesehen werden, als wenn sie den Schwanz ausbreiten. Der Schnabel ist bey denen Jungen, welche von denen Franzosen insonderheit *Perdreaux* genennet werden, dunkelbraun, bey denen Alten aber ziemlich hellblau. Die **Henne** ist am ganzen Leibe an der Dunkelheit ihrer Farbe, sonderlich aber daran leicht zu erkennen, daß der weisse Fleck unten am Leibe meistens leer bleibet, und mit keinem Schilde angefüllet ist; oder ist ja etwas darauf zu sehen, so sind es nur kurze Federlein; und haben auch die Hennen irgend einen Schild (wie es denn wirklich **geschildete Hennen** giebt); so ist solcher Schild doch, wenn man ihn gegen eines Hahnen Schild ansiehet, nicht dunkelroth, sondern schwarzbraun zu nennen. In Frankreich und Italien werden auch **rothe Rebhüner** gefunden, welche grösser sind, und etliche röthlichte Federn um den Hals, daneben rothe Füsse und Schnäbel haben, dergleichen auch in den Griechischen Inseln, sonderlich auf Chio, häufig anzutreffen, und von den Einwohnern leicht gezähmet werden. In den Alpen giebt es **weisse Rebhüner**, mit rauhen Füssen, davon aber bey dem Worte **Schneehuhn** ein mehrers nachzusehen.

Diese Vögel, weil sie wenig Federn, aber desto mehr Fleisch an sich haben, leben von der Erde, und fliegen nicht hoch, sondern verstecken sich lieber unter den Sträuchern; sie suchen ihren Aufenthalt gerne in fruchtbaren Feldern, und ernähren sich von guten Waitzen- Gersten- und Erbsenkörnern, des Winters aber von grüner Saat mit Sande vermischet. Bey anbrechendem Morgen ruffen sie zu dreyen unterschiedenen malen laut auf, also daß sie jedesmal zehen und mehr Rufe thun, und fliegen sodenn ein wenig fort, wiederholen solches auch zum drittenmale, und wo sie alsdenn hinfallen, bleiben sie den Tag über liegen, wo sie nicht gesprenget werden. Sie machen ihr Nest oft an der flachen Erde, in dicken Hecken oder im Grase, brüten drey Wochen, und bringen 16 bis 18 Junge aus. Oftmals züchtet sich ein Hahn an zwey Hühner, die hernachmals ihre Eyer zusammen legen, und mit einander ausbrüten; daher es kömmt, daß oft etliche 20 bis 30 auf einem Volke angetroffen werden. Wiewohl auch Exempel bekannt sind, daß eine Henne 22 Eyer geleget, so daß man ein einziges Volk von 24 Hühnern gefangen.

**Eine ganze Brut**, oder wie man es nach weydmännischem Gebrauch nennet, ein **Volk**, bleibet beysammen, und lauffet nicht auseinander, bis zu Lichtmesse, da sie sich zu paaren pflege. Dieser Vogel kann fast ein Symbolum einer verständigen und sorgfältig angestellten Haus-

regierung abgeben. Denn es wachet der Hahn überaus fleissig vor seine Familie. So lange dieselbe noch klein sind, und von der Henne zu ihrer Nahrung herumgeführet werden, läuft er immerdar ziemlich weit voran, um zu sehen, ob von den Füchsen, Hunden oder Katzen keine Gefahr vorhanden sey, welche Gefahr er, so bald er etwas merket, mit einer gewissen warnenden Stimme sogleich anzeiget, und dardurch verursachet, daß die Henne sich mit denen Jungen in eine Staude verkriechet. Die Henne aber pflegt, wenn der Feind gar zu nahe kommt, wie zwar andere Vögel mehr, mit ausgebreiteten Flügeln, auf eine Art, als ob sie nicht fliegen könnte, vor dem Feinde vorbey zu fahren, und sich auf der Erde herum zu wälzen, damit derselbe, in Hofnung, sie zu erhaschen (welches zu Zeiten auch geschiehet) ihr nachlauffe, und darüber von dem Orte, wo er die Jungen antreffen würde, abgewendet werden möchte.

Wenn aber die Jungen fliegen, und sich selbst in etwas schützen können; so wenden sowohl die Henne als der Hahn, da sie zerstreuet werden, recht verwundernswürdige Geschicklichkeit an, dieselben wieder zusammen zu bringen. Sonderlich ist merkwürdig, wie dieselben, wenn der Abend herbey kommt, und die Zeit, den Wald zu verlassen, vorhanden ist (denn es bleibet kein Rebhuhn über Nacht in einem Walde), sich so listig bezeugen. Die Henne begiebt sich alsdenn mit so viel Jungen, als sie etwan wieder versammelt hat, oder auch wohl allein, meistens auf den Platz im freyen Felde, wo sie über Nacht bleiben wollen, und fängt daselbst an, sehr laut zu ruffen, da denn die Jungen, die sie hören können, ihr zueilen. Der Hahn ruft indessen auf allen herumliegenden Grenzen, und in dem Walde hin und her, bis es ganz dunkel wird, und er kein Junges mehr höret. Alsdenn ruft er der Henne, die indessen geschwiegen; auf seinen Ruf aber sich sobald wieder mit etlichen Schreyen hören läßt, damit er wisse, wo sie mit denen übrigen sey, da denn der Hahn mit denen, die er bey sich hat, und die er im Fliegen, ihm nachzufolgen, anfrischet, sich erhebet, und zu ihr flieget, worauf es alsobald stille wird. Wenn sie aber auch schon nicht zerstreuet sind; so pflegen sie meistens, doch nicht allezeit, und mit wenig oder gar keinem Ruffe, wenn sich Tag und Nacht scheidet, sowohl in der Frühe, als zu Abend, einen Flug oder Fall zu thun, welches ihnen vermuthlich von der Natur darum eingepräget worden, damit der Fuchs sie desto weniger finden könne. Solchen Fall thun sie nicht gewisser, als wenn sie den ganzen Tag über an einer Stelle haben können liegen bleiben, da ihnen der Fuchs auf der Spur nachschleichen könnte.

Im Herbst streichen nicht alle Rebhühner, sondern nur diejenigen sammt ihren Jungen, die an dem Orte, wo sie geheckt worden, nicht Platz finden, alle hinweg, sie seyn, wo sie wollen,

wollen, und theilen sich auf viele Meilen Weges auseinander. Daher diejenigen ihre Unerfahrenheit zeigen, welche die Rebhüner dadurch zu hegen, und zu vermehren vermeynen, wenn sie deren wenige fangen, und darneben fein sorgfältig sind, daß die Alten ausgelassen werden, da sie doch wissen sollten, daß ein alter Hahn alle Jahr einen grössern Platz einnimmt, und um so viel weniger die Paare sich vermehren können; die Jungen aber, wo sie nicht in der Nähe gar besondere gute Gelegenheit, und dieselbe leer finden, wie gesagt, viele Meilen Weges hinweg streichen. Werden aber die alte Hähne hinweggeräumet; so bleibet doch allezeit, wofern Platz ist, etwas von jungen Hühnern vorhanden, die sich meistens nicht mit ihren Brüdern, so zu sagen, (denn diese streichen nach der Vögel Art voraus, und sind um die Zeit, da sie sich wirklich paaren, schon verstrichen,) sondern mit fremden herbey kommenden Hähnen gatten. Es ist auch von dem Rebhune merkwürdig, daß, ob es wohl keines von einer fremden Familie um sich leidet, ausser, was gar selten aus natürlichen Ursachen geschiehet, es dennoch an der Begierde, die Seinigen um sich zu haben, alle andere Hünerarten übertrift.

Wenn zur Winterszeit Schnee lieget, nähret sich eines allein gar kümmerlich, weil ihm die Arbeit, den Schnee zu zerscharren, zumal wenn er gefroren ist, gar zu sauer wird; welches auch eine von den Ursachen ist, warum sich, wiewohl gar selten, in harten Wintern zwey Völker oder Schaaren zusammen schlagen. Wo aber die Schaar groß ist, können sie mit leichter Mühe, auch durch den tiefsten Schnee hindurch arbeiten, und des grünen Weitzensaamens geniessen. Auch dieses ist etwas merkwürdiges, da sonst bey allen Hünerarten das Männlein oder der Hahn sich wenig an die Jungen kehret, ja öfters sie nicht einmal zu sehen bekömmt; so hat hingegen der allweise Gott in der Rebhüner Natur diese sonderbare Eigenschaft geleget, daß, obschon die Henne die Eyer allein ausbrüten muß, der Hahn sich doch der Jungen, so bald sie ausfallen, auf das sorgfältigste an- und sie sowohl unter seine Flügel nimmt, als die Henne, weil sonst wegen ihres Aufenthalts im Felde unmöglich wäre, daß die Henne bey Sturmwetter 16, 18 bis 20 und mehr Junge beschützen und bedecken könnte. Zu welchem Ende der Hahn und die Henne, wenn es regnet, zusammen in ein Grüblein sitzen, und die Jungen zugleich unterkriechen lassen. Mit Zahmmachung dieses sonst überaus schüchternen Vogels ist sehr viel Lust zu haben, und kann man, wenn man ein Paar hat, es dahin bringen, daß sie an einem Orte, wo keine Katze hinkömmt, beständig bleiben, und sich von dar in eine Stube, wo sie gewohnt sind, hinein treiben lassen. Es ist aber eben nicht nöthig, sie zu solcher äussersten Zahmheit zu bringen; sondern man kann, wann sie nur halb zahm sind, fast noch eine grössere Lust mit ihnen haben, wo man einen gewissen Garten darzu anleget. s. Rebhünergarten.

Will

Will man sie lebendig in Vorrath einstellen; so muß solches an einem lustigen Orte geschehen, da die Fenster allein mit Spiegeln verwahret, Tannen- oder Eichengesträuch mit etlichen Weitzen- oder Hirsengarben hineingesetzet, zur Fütterung aber Weitzen, Heydekorn oder Buchweitzen und Hirsen untereinander gemengt, auf einem breiten, mit hohen Leisten umgebenen Brette, damit sie durch Schaaren nichts verwüsten, vorgeworfen, in einem Winkel ein Häuflein groben Sandes hingeschüttet, und täglich frisches Wasser verschaffet wird. Sie sind aber alsdenn nicht so zart vom Fleische, als wenn sie frisch aus dem Felde getödtet worden: es sey denn, daß, ehe man sie abthut, ihnen frische Weitzensaat, die man in einem grossen Kasten in der Wärme erzwingen muß, zur Erfrischung vorgesetzet, und bis vierzehen Tage damit angehalten werde, davon sie fett und wohlgeschmack werden. Diejenigen, welche die gefangenen Rebhüner zum Verspeisen aufbehalten wollen, thun nicht wohl, wenn sie, wie insgemein zu geschehen pfleget, dieselben mit abgeschnittenen Federn in eine Kammer laufen lassen, als wobey sehr viele, theils weil sie aus Wildigkeit sich nicht satt fressen, wenn sie schon noch so viel vor sich haben, sondern vermatten, theils darüber drauf gehen und verderben, weil diejenigen, so eher in die Kammer gekommen, die andern todt beissen; zugeschweigen, daß sich auch viele zu schanden stossen, wenn man hineingehet. Besser können sie in einem gewissen Kasten eingestellet werden. s. **Rebhünerkasten.**

Wenn man Rebhüner tödtet, soll man sie nicht schweißen, (bluten) lassen, sondern ihnen nur den Kopf eindrücken, oder weydmänaischer, der vordersten oder mittlern Federn eine aus dem Flügel ihnen hinter dem Genicke in den Kopf stechen; so werden sie bald hin seyn. Zu erkennen, ob ein Rebhun frisch getödtet, oder alt sey, hat man ihnen nur nach den Augen zu sehen. Denn je länger es gelegen hat, je welker auch die Augen werden. Das **Hirn** in Wein genommen, soll die gelbe Sucht vertreiben, die **Galle** mit ein wenig **Honig** vermischt, für dunkele Augen, und monatlich einmal die Schläfe gestrichen, zu Stärkung des Gedächtnisses dienen. Der **Rauch von angezündeten Rebhünerfedern** stillet die Mutterbeschwerungen; den **Eyern** leget man die Tugend bey, daß sie, wenn selbige jezuweilen von den Weibern gegessen werden, sonderlich die Unfruchtbaren fruchtbar machen, den Säugenden aber viele Milch verschaffen. Das **Fleisch** der Rebhüner wird fast einhellig, vor zart, wohlschmeckend, und höchst gesund gepriesen, sonderlich wenn sie noch jung sind; wiewohl auch den Alten geholfen wird, wenn sie hängen bleiben, bis das Fleisch erstorben. Absonderlich haben die **Brüste** einen guten Geschmack; da hingegen das **Untertheil** an der Güte jenem gar nicht gleich kömmt. Sie können in guten Suppen, Kohl oder Mandelmilch gekocht, zugerichtet werden. Zum Braten werden die Alten wie die Capaunen tractiret; nur daß man ihnen die Flügel abkürzet, und den **Hals** nicht einschlägt, auch den

den Kopf ungepflückt lässet. Die Jungen von 6 bis 8 Wochen, so nicht grösser, als eine Wachtel, sind am delicatesten, und vor ein Fürstliches Essen zu halten. Man erkennet aber ein junges Rebhun an seinem schwartzen Schnabel und an den braunen Füßen; wiewohl ihnen die Köche beyde Stücke so zu verbrennen wissen, daß man alt und jung daran nicht unterscheiden kann.

**Rebhünerfang**, wird auf verschiedene Art angestellet worunter aber keine Art schädlicher ist, als das Schiessen; angesehen man leicht die alten treffen, und also die ganze Hecke zernichten kann. Besser ist es also gethan, wenn man sie mit **Netzen** fänget, aus denen die Alten nach Belieben wieder los gelassen werden können.

1) Zur Sommerszeit, sonderlich wenn sie nicht so reich von Federn sind, und nicht so leicht die Höhe erreichen können, als im Herbst und Winter, lassen sie sich mit **Steckgarnen** fangen, und zwar folgendergestalt, daß man sie erst mit abgerichteten **Stöbern**, oder sogenannten **vorstehenden Hunden** aufsuche, nachgehends um den Ort, wo sie sich niederlassen, ganz geraum und weit ein Steckgarn stelle, und vorbesagte Vögel dahin forcire. Im Herbst aber thut das **Treibezeug** bessere Dienste, welches ein Netz ist, so hinten mit einem Beutel oder Hahmen, und an den Seiten mit Flügeln, oder Geleitern, von vorne her aber mit einem Stücke Garn, als wie mit einer Decke, welches man den **Himmel** zu nennen pfleget, versehen ist. Solches wird an einem Ort, da man Rebhüner vermuthet, gestecket, und alsdenn werden die Hühner selbst, durch Hülfe eines Schieß- oder **Treibepferds**, oder einer Kuh, oder auch wohl eines **Schildes**, darauf nur eines von beyden gemahlet ist, zwischen den Flügeln in den Beutel oder Hahmen hineingetrieben. Denn vor Menschen und Hunden, die auf sie zukommen, pflegen sie furchtsam aufzufliegen; vor Pferden und Kühen aber, welche gehen, als wenn sie weideten, pflegen sie nur ein Stück Weges zu laufen. Man nimmt auch bey dem **Rebhünerfange** zur Sommerszeit den **Tiras**, im Winter aber das **Schneegarn** zu Hülfe, zwischen welchen beyden Netzen kein weiterer Unterschied ist, ausser daß der Tiras wegen der jungen Hüner, Wachteln und Lerchen enge, das Schneegarn aber weitere Maschen hat, und solcher Weite halber grösser gemacht werden kann. Bey dem tiraßiren, welches gleich nach Jakobi anfängt, und mit der Habererndte sich endiget, braucht man einen vorstehenden Hund; mit dem Schneegarne aber können die Rebhüner auch ohne Hund gar leichtlich gefangen werden. Denn wenn es auf dem Feld reiffet, oder einen guten Schnee geworfen hat, kann man sie aus ihrem Lager weit sehen, desgleichen wo sie aufgestanden, und wiederum niedergefallen sind, und gesusset haben, können sie an ihren Spuren gesehen und erkannt werden. So aber der Wind den Schnee so sehr hin und wieder in die Gräben und Hecken wirft, oder wenn der Schnee so sehr gefroren ist, daß

er

er knittert und girret, alsdenn ist ihnen übel beyzukommen, zumal da sie letztern Falls das Geräusche derer, so das Schneegarn tragen, hören, und dahero aufstehen und austeissen.

2) Die Rebhüner mit dem sogenannten **Glockengarne** zu fangen, geschiehet solgendergestalt: Weil die Rebhüner im Sommer sich des Tages über gern in einem Weinberge, oder in einem jungen Schlage, oder in spätem Herbst auf freyem Saamenfelde, wo sie vor dem Vieh sicher sind, und fast stets an einem Orte aufzuhalten pflegen; so wird an einem solchen Ort gesottener Weitzen und Hanf hingestreuet, welcher aber darum gesotten seyn muß, damit, wenn es regnet, derselbe nicht aufgehe; auch muß, wenn es auf dem Felde und zur Schneezeit geschiehet, um den ausgestreueten Weitzen rings herum anderthalb Hand hoch ein schwarzer Faden gezogen werden, welchen die Rebhüner nicht scheuen, die Krähen und andere Vögel aber sich dadurch abhalten lassen, den Saamen aufzufressen.

Wenn man nun siehet, daß die Rebhüner sich diese Kost gefallen lassen; so lässet man sie solche ein parmal auffressen, hernach stellet man über denselben Platz ein viereckigtes Garn, welches in der Mitte so viel Busen hat, daß es über Manns hoch in die Höhe gezogen werden kann, und die vier Ecken doch mit Hacken niedergesteckt bleiben. Mitten im Garne muß ein eiserner Ring seyn, welcher über Manns hoch an einen ziemlich dicken Stab in die Höhe gezogen wird, so daß, weil die vier Ecken auf der Erde angeheftet bleiben, das Garn die Figur einer Glocke vorstellet, und auch daher **Glockengarn** genennet wird. Es verursachet aber solche in die Höhe ziehung auf den vier Seiten in der Mitten eine Oefnung, da das Garn so hoch in die Höhe stehet, daß die Rebhüner gar bequem durchlaufen können. Diesen giebt man nun wieder zu fressen, und bindet ein Büschelein unausgedroschene Waitzenähren an einen Faden an, der oben an dem Ringe vest gemacht wird, daß er an dem Stocke gerade herunter auf die Erde hänget. Wenn nun die Rebhüner den Weitzen auch unter dem Garne herausfressen, und die Weitzenähren ausdreschen; so wird der eiserne Ring oben nicht mehr angebunden, sondern also hinaufgeleget, daß, wenn die Rebhüner den ausgestreueten Saamen aufgelesen, und sich wiederum über die Weitzenähren hermachen wollen, sie denn nothwendig an dem Faden anziehen, der Ring abrutschet, und an dem Stabe herunter fähret, mithin das Garn, welches so weite Spiegel haben muß, daß sich die Hüner darinnen verschlagen können, herabfällt, und die ganze Schaar bedecket.

3) Nachdem es aber, wenn es sehr windig ist, mit dem Glockengarne nicht sehr wohl angehet, weil es der Wind hin und wieder reisset; so wird zu solcher Zeit füglicher eine Steige gebraucht, die nicht höher seyn muß, als daß ein Rebhun bequem darinnen stehen kann. Die Weite aber mag so groß, als ein mit-

mittelmäßiger viereckigter Tisch seyn. Die Decke bestehet in einem grün angestrichenen Brete, so im Winter mit Stroh bestreuet wird. Die vier Säulen der Steige sind mit eisernen Spitzen beschlagen, daß man sie in die Erde hinein klopfen kann; ringsherum sind dräterne Fallthürlein gemacht, welche sich hineinwärts aufstossen lassen. Diese Thürlein, deren auf jeder Seite wenigstens sechse sind, werden anfänglich angebunden oder angespreisset, damit die Hüner ohne Hinderniß durch die Steige durchlaufen können, in welche, und auch ausser derselben, Körner gestreuet, und wenn sie selbige einigemal aufgefressen haben, die Thürlein zugemacht werden, damit die Hüner durch deren Aufstossung, obschon selten die ganze Schaar auf einmal, wie bey dem Glockengarn geschiehet, jedoch nach und nach sich alle selbsten fangen. Bisweilen werden sie auch mit einem Habicht oder Blaufusse gebaitzet.

**Rebhünergarten**, ist ein solcher Garten, darinn die Rebhüner einigermassen zahm gemacht, und zur Zucht gehalten werden können. Dieser Garten muß vor Katzen sicher, am Felde gelegen, und also verwahret seyn, daß ein Rebhun, dem die Flügel gestutzt sind, nicht hinaus kommen kann. Da läßt man zur Herbstzeit ein paar Hüner hinein, behält sie den ganzen Winter darinnen mit abgeschnittenen Federn, und füttert sie mit Weitzen an einer Ecke, wo es nicht hinschneyen kann, damit sie nicht verhungern. Wenn alsdenn die Zeit herbey nahet, daß die Hüner bald legen sollen, welches zu Ende des Maymonats geschiehet; so ziehet man einen Monat zuvor, nemlich im April, der Henne ihre abgestutzte Federn aus, damit sie gegen selbige Zeit die Stärke bekomme, über den Garten hinaus zu fliegen; welches sie, wenn sie ihre Kräfte merket, bald thun, und draussen brüten, indessen aber doch öfters zu ihrem Hahne hereinfallen, und wenn ihre Jungen fliegen können, dieselbe dahin gewöhnen wird, daß sie den ganzen Tag in dem Garten liegen, da man sie jährlich fangen, und die Henne zugleich wieder stutzen, oder auch wohl fliegen lassen kann. Noch besser aber ist es, wenn man nur zu Anfang des Merzen eine Henne mit abgeschnittenen Federn an den Flügeln in ein solches Gärtlein, welches mit Brettern beschlagen, und oben herum mit Dornen vor denen Katzen verwahret werden kann, hinein läßt; da sich denn in wenig Tagen schon von selbst ein Hahn einfinden wird, welcher die Henne nicht mehr verläßt, ob man ihn gleich des Tages zwanzigmal hinausjagte. Wenn er nun also den ganzen Märtz hindurch aus und ein geflogen ist, und die Henne zu treten anfängt; so ziehet man zu Anfange des Aprils der Henne die abgeschnittenen Federn, oder die Stümpfe an denen Flügeln in einer Stunde, jedoch einen nach dem andern, aus, hat auch nicht zu sorgen, daß es ihr im geringsten etwas schade, und läßt sie wieder in den Garten laufen, wie vorher; dadurch denn erfolget, daß der Hahn auch noch den April hindurch seine Gewohnheit im Aus- und Ein-

flie-

fliegen fortsetzet. Zu Anfang des Mayens aber wird alsdenn die Henne im Stande sich befinden, mit ihren heranwachsenden jungen Federn sich aus dem Garten hinaus zu schwingen, und dem Hahne zu folgen.

Von solcher Zeit an pflegt man weder Hahn, noch Henne, in dem Garten den ganzen Sommer über, und bis in den späten Herbst hinein, mehr zu sehen. Man halte jedoch den Garten fleißig zu, daß kein Hund, oder sonsten etwas hinein komme, und fange im November wieder an, unterweilen eine Handvoll Weitzen hinein zu streuen; so wird man, wo nicht eher, doch gewiß, wenn es schneyet, erfahren, daß der Hahn nebst der Henne, und wenn sie Junge gebrütet, mit ihnen eine ganze Schaar Junge, an ihre alte Stelle sich einfinden werden, welche man nach Belieben fangen mag. Hätten sie aber das erste Jahr keine Junge gebrütet, oder wären darum gekommen; so kann man sie mit Weitzen, ohne sie zu fangen, in dem Garten füttern, und versichert seyn, daß sie ihre Kost das andere Jahr schon bezahlen werden. Wobey ferner zu wissen, daß, wenn man von den jungen Hünern etwa zwey oder drey junge Hennen wieder fliegen läßt, man das folgende Jahr mehr als ein Volk in dem Garten zu gewarten habe, welche jedoch, wenn zwey Völker zusammen treffen, einander sehr beissen. Deswegen ist nöthig, daß man sie nacheinander wegfängt.

Der Garten oder Verschlag ist groß genug, wenn er zehen Schritte lang und auch so viel breit, nemlich viereckigt ist. In dem Garten muß ein kleines Hüttlein in einer Ecke, ohngefehr drey Ellen lang und anderthalb Ellen breit, gemacht werden, aber nicht höher, als daß nur ein Rebhun aufrechts darinnen stehen kann; daran wird ein Thürlein gemacht, welches man mit einer Schnure in die Höhe ziehen, und wieder fallen lassen kann. Dieses Hüttlein wird gebraucht, wenn man etwan Eulen oder Marder vermerkte, daß man die Henne bey Nacht dahinein triebe; und muß es um deswillen so niedrig seyn, damit, wenn der Hahn, welcher gar wilde ist, auch mit hinein liefe, er sich nicht todt stossen könne, welches gewiß erfolgte, wenn das Hüttlein nur Manns hoch wäre; hingegen thut er sich, wenn es so niedrig ist, ganz keinen Schaden, sondern läuft den andern Morgen, so bald man aufmacht, ganz frisch heraus, und fliegt davon.

Es dienet solches Hüttlein auch dazu, daß man die Jungen hinein treiben, und sie darinnen fangen kann. Bey welchem allen dieses noch zu merken, daß man die Henne nicht eher, als wenn es bereits ganz dunkel ist, oder wohl gar bey Mondenschein, oder bey einem Lichte, erst eintreiben, und hingegen sehr frühe wieder auslassen soll, damit sie des Hahnes Gesellschaft, so lange, als möglich, geniessen könne. So lange man nun die Henne eintzutreiben pfleget, nemlich den März und April hindurch, muß im Garten kein Gebüsche gelitten werden; sonsten versteckt sich die Hen-

Henne, daß man sie nicht finden, noch eintreiben kann. Um solche Zeit braucht es auch kein Gebüsche, weil die Henne sich vor dem Habicht in dem Hüttlein genug bewahren kann, allwo sie, so bald sie etwas merket, sich hinein retiriret, und auch ihr Fressen, nebst einem Geschirr mit Wasser, darinnen findet, folglich wo Gefahr vorhanden, heraus zu gehen nicht nöthig hat. So bald aber die Henne sammt dem Hahne in dem May den Garten auf ein halb Jahr verlassen, kann man solche Zeit über etwas hinein säen, damit, wenn sie im Herbste wieder kommen, sie etwas hohe Stoppeln, und etwas grünen Weitzensaamen darinnen finden; massen dessen ungeachtet alsdenn ein Weydmann, der nur ein wenig damit umgehen kann, sie schon in das Hüttlein zu treiben, oder sonsten zu fangen wissen wird. Es geschiehet auch wohl, wenn der Garten nahe bey dem Felde, oder sonst bequem gelegen ist, daß der Hahn nicht erst in spätem Herbst, sondern gleich nach Bartholomäi seine Familie in den Garten bringet; da denn gut ist, wenn er, um sich verstecken zu können, Getraide im Garten findet. Sollte er aber gar ausbleiben, und weder um Bartholomäi, noch wenn es schneyet, wieder kommen; so ist es ein Zeichen, daß er durch ein Raubthier das Leben eingebüsset, und muß solchen Falls das folgende Jahr wieder auf das neue eine Henne im März in den Garten gethan werden.

**Rebhünerkasten**, ist ein Kasten, darinnen die Rebhüner zum Verspeisen bequem aufbehalten werden können. Er wird auf die Art, wie ein Bücherschrank, mit Fächern gemacht, der auf einer schmalen Seite ein Gitter haben, und also zugerichtet werden muß, daß jedes Fach nicht höher, als nur so hoch ist, daß die Rebhüner aufrecht stehen können. In solchen Kasten wird in jedes Fach ein Häuflein Sand einer Hand hoch gestreuet, und der Kasten also gestellet, daß die Seite, wo das Gitter ist, oder wo man auf zwey Seiten Gitter haben will, beyde Seiten an die freye Luft kommen; alsdenn werden die Hüner ohne einige Beschneidung der Flügel, jedes Volk in ein besonders Fach gethan. In der Mitte jedes Faches wird ein Thürlein gemacht, damit man sowohl ein Trinkgeschirr, als auch ein anders zum Fressen hinein setzen, und so oft es nöthig ist, Hüner zum Verspeisen heraus fangen könne. So bleiben sie viel besser, weil sie, ihrer Natur nach, Luft und Sonne, Wind und Regen genießen.

Wenn sie zuweilen weisses Kraut bekommen, davon werden sie sehr fett; man muß ihnen aber allezeit ein ganzes Haupt unzerschnitten auf einmal hineinwerfen. Wenn der Kasten zwey Klaftern lang, und eine Klafter breit ist; so ist er groß genug, und stehet jedem frey, wie viel Fächer er über einander machen will. Dieser Kasten ist auch darzu nützlich, daß man auf diese Weise die Hüner in dem Stande behält, im Frühlinge deren einige, sonderlich die alten Hennen, sogleich wieder fliegen zu lassen; da hingegen wenn sie in einer Kammer mit abgeschnittenen Flügeln laufen, man

man ihnen, um sie fliegen zu lassen, die verschnittenen Federn, damit sie wachsen, erst ausziehen muß; welches öfters zur rechten Zeit nicht zutrift, oder es begiebt sich, daß die Hüner, wenn sie ihre neue Stärke merken, sich im Auffliegen stossen, und Schaden thun.

**Recht guter Hirsch**, s. **Hirsch.**

**Recht guter Schauffelhirsch**, s. **Schauffelhirsch.**

**Reenthier**, s. **Rennthier.**

**Refier, Revier**, heißt bey der Jägerey ein gewiesser Bezirk oder Gegend, und eben so wird auch ein Bezirk, der einem Förster zur Aufsicht anvertrauet ist, ein **Forstrevier** genennet. s. **Forstrefier.**

**Regemachen**, sagen die Jäger, wenn sie das Wildpret aufjagen.

Regulus, s. **Zaunkönig.**

**Reh**, s. **Rehe.**

**Rehblatten, Reheblatten, das Rehe auf das Blatt schiessen**, heißt der Jäger, wenn er mit einem aus der Birkenrinde verfertigten Pfeifgen zweystimmig ruft, wie die Ricke thut, wenn sie sich um ihre Jungen bekümmert. Wann hierauf der Bock gelaufen kommt; so schießt er ihn auf das Blatt, s. **Blattschiessen.**

**Rehbock**, s. **Rehe.**

**Rehe, Reh**, ist eine Gattung wilder Ziegen, wovon das Männlein der **Rehebock**, lat. Capreolus, oder Capreus, das Weiblein aber die **Ziege** oder **Ricke, Rücke, Hille**, und **Geiß**, lat. Caprea, Capra, im französischen aber eines wie das andere *Chevreuil*, bisweilen aber doch der **Rehbock** insbesondere *Dorade* oder *Dorrade* genennet wird. Es kommt an Gestalt dem Dammhirsche ziemlich gleich, ist aber kleiner, und hat auf dem Rücken ein licht- oder dunkelfalbes straubes Haar, an den Seiten mit weissen Flecklein eingesprengt, wenn es noch jung ist, und einen weißlichten Bauch. Der **Rehbock**, wenn er ein Jahr alt ist, setzet seine Gehörne mit zwey Spitzen, wie die Hirsche; im andern und dritten Jahre aber vier Enden oder Gabeln, auch wohl sechs Enden, bey welcher Zahl er verbleibet, wiewohl man **Rehbocksgehörne** von acht und mehr Enden angetroffen hat. Es wird aber solches niemals, wie viel es Enden habe, angesprochen, sondern nur ein **Gehörne** genennet. Er wirft dasselbe im October oder November, auch wohl erst, wenn er noch jung ist, im December ab, und ist zu verwundern, daß um diese mehrentheils kalte Zeit dergleichen weiche Gehörne, die, wie Hirschgewehhe, anfänglich von Schweiß und Knorpel in die Höhe schiessen, durch die Kälte nicht verletzt werden, gestalten man noch niemals wahrgenommen, daß solches geschehen sey.

Nachdem nun dieses Gehörne im Jenner oder Februar wieder vereckt ist; so fängt er im Märzen an, zu schlagen. Er kann sich damit eines Fuchses oder kleinen Hundes erwehren; aber den Wolf scheuet er gewaltig. Die

Rehe

Rehe halten sich nicht zusammen, wie die Hirsche, in einem Trupp, sondern gehen paarweise, ein Rehbock und eine Ricke beysammen, bis die Zeit kömmt, daß die Ricke setzen soll; alsdenn gehet sie ziemlich weit seitwärts, aus Furcht, daß der Bock die Jungen umbringen möchte. Sie brunften im November und December, und die Ricke setzet zwischen Ostern und Pfingsten zwey Jungen, oder Rehzicklein, im französischen insbesondere *Fans* genannt, nemlich ein Böcklein und ein Ricklein, die denn gemeiniglich beysammen bleiben. So lange, bis die kleinen fressen können, erziehet sie solche; alsdenn begiebt sie sich nebst denenselben wieder zu ihrem Rehbock. Die Jungen bleiben bey denen Alten, bis sie jährig werden; alsdenn wechseln sie weiter, und paaren sich gleichfalls.

Im Frühlinge und Sommer sind sie gerne in denen jung aufgeschossenen Hölzern, wo sie nicht weit auf die grünen Saatfelder haben, und des Nachts sich weyden können. Im Winter aber verstecken sie sich in tiefe Wälder, wo es Brunnenquellen, Moräste, Brombeersträucher, Bimsen, und allerhand grüne Kräuter giebt, daß sie die Knospen, grüne Blätter, und Schößlinge der neu wachsenden Sträucher abbeissen. Der Bock gehet voran, und tritt allezeit am ersten aus dem Holze, um zu kundschaften, ob keine Gefahr vorhanden, und die Ricke folget hernach; hingegen, wenn sie geschrecket oder gejaget werden, bleibet der Rehebock allemal zurücke. Ein fliehendes Rehe giebt den Hunden viel zu schaffen, sonderlich im Hetzen. Denn sie thun viel Absprünge und Wechselgänge, daß die Hunde irre werden. Im Jagen und Treiben laufen sie ins Runde, auch zuweilen durch die Treiber, oder drücken sich zuweilen in einen Strauch wie die Hasen zur Erden, bis man vorüber ist. Sie färben ihre Haare im Frühlinge, wie die Hirsche, lassen die grauen Winterhaare fallen, und werden roth. Wenn sie sich legen wollen; so scharren sie des Sommers einen runden Platz in die frische Erde, des Winters aber kratzen sie den Schnee weg, um trocken zu liegen. Sie haben ein scharfes Gesicht, und einen starken Geruch, sind schnell im Laufen, und fertig im Schwimmen.

Wenn das Wetter sich ändern will, höret man den Rehbock oft schreyen; er bellet fast, wie ein Hund, aber langsamer und heisser. Der Bock hat einen stärkern Fuß, rundere Schaalen und einen völlern Ballen, als die Ricke, bey welcher alles schärfer und spitziger ist. Es lauft zwar der Bock im August auf das Blatt, als zu welcher Zeit er nach der Stimme des Rehes gehet, welcher Ruf dergestalt lautet, als ob man auf einem Blatte einen gleichstimmigen Pfiff thäte; daher auch die alten Jäger in den Gedanken gestanden haben, als ob er zu solcher Zeit brunfte, wie denn auch das vielfältige Jagen es einem fast sollte Glauben machen. Allein es ist dieses Jagen vielmehr eine wilde Geilheit, welche der Bock mit denen schmalen Rehen beginnet, nicht aber mit alten Rehen, massen dieselbe

selben zu solcher Zeit noch die Jungen bey sich führen, und ihnen die Milch geniessen lassen. Die Ricke läuft zwar auch auf das Blatt; aber nicht eher, als wenn sie ihre Jungen hat, und dieselben von ihr abgegangen sind. Wiewohl der Bock im November und December, und also in seiner wahrhaften Brunst, ebenfalls auf das Blatt laufet, wie man solches aus der Erfahrung hat.

Bey der **Rehejagd** wird in Brüchen, Morästen, oder kleinen Büschen mit leichten Netzen, die um etliche Maschen höher seyn müssen, als die Haasengarne, damit sie nicht drüber setzen, eine Stallung umstellet, und die Rehe durch Treiben oder Jagdhunde in die Netze gejaget, worinnen sie entweder lebendig gefangen, in Kasten gethan, und nach einem Thiergarten geführet werden; oder man giebt ihnen den Nickfang oder Genickfang, und liefert solche an gehörige Orte. Weil aber sowohl die Ricken als Böcke in die Netze laufen; so thut eine Herrschaft wirthlicher, wenn sie nur die Böcke wegfangen oder pürschen läßt. Denn eine jede Ricke, wenn sie um ihren Bock gekommen, bringet schon einen andern Bock wieder; dieser aber, wenn er seine Ricke verlohren hat, gehet andern nach aus dem Gehege. Die Rehe werden an vielen Orten zu der **Niederjagd**, in Chursachsen und incorporirten Landen aber zur **Mitteljagd** gerechnet. Das **Rehewildpret** ist zart, vor anderm Wildpret wohlschmeckend, und sehr gesund. Die besten Stücke davon, als der **Rücken**, die **Keule**, und **Büge** werden gebraten; das übrige aber, gleich anderm Wildpret, gekocht zugerichtet. S. *Onomatolog. Oeconom. pract.* **oder öconomisch Wörterbuch 3ter Th.** pag. 45. 46.

In der **Medicin** dienet das **Fleisch** und das **Gerinsel** oder **Lab** mit Wein vor den Bauchfluß; die **Galle** mit Honig und Lupinenmehl zur Salbe gemacht, benimmt die Flecken des Angesichts; mit Wasser vermischt, nimmt es die Schwärze oder den Brand von der Sonnen weg; mit Honig in die Augen gestrichen, oder mit Frauenmilch eingeflößet, benimmt sie die Dunkelheit der Augen.

Die gemeinsten **Weydmännischen Redensarten** vom Rehe sind folgende: die jungen **Rehe** heißt man **Rehekätzlein** oder **Rehekälber**; die Rehe **setzen**; sie gehen aufs **Gras**, d. i. Weyde; das Rehe **schreyet**, **springet**, wird **gehetzt**, **fällt ins Garn**, wird **gefangen**, **genickt**, oder man giebt ihm einen **Genickfang** mit dem Fangmesser (nicht stechen); hat ein **Fell**, (keine Haut); wird **zerwirket**; des **Rehes Schweiß** dienet gut zu einem Pfeffer; ein **Schlägel** von einem Rehe ist der Hinterlauf; ein **Bug** ist der Vordertheil; ein **Ende** wird die Spitze von einem Rehbocksgehörne genennet; **schlagen**, sagt man, wenn ein Rehbock das hohe Häutgen von dem Gehörne abschlägt; **zerwirken**, heißt das Fell abziehen.

**Rehejagd**, s. **Rehe**.

**Rehhagen**, s. Wildhagen.

**Rehheide**, s. Hasenheide.

**Rehkälber**, s. Rehe.

**Rehkätzlein**, s. Rehe.

**Rehkasten**. ist ein hölzerner Kasten, darinnen ein in Netzen gefangener Rehebock oder Rehe lebendig von eigem Orte zum andern geschaffet werden kann. Er wird nach der Grösse eines Rehes von leichten und dünnen Brettern zusammen geschlagen, und mit gehörigen Bändern, Luftlöchern und Schubthüren, und an dem Ende, wo der Kopf ist, mit einer kleinen Krippe, und einem eisernen Reisgen versehen. Weil aber die Rehe ein weichliches und zartes Leben haben, und wenn sie eingefangen, und in den Kasten gethan werden, darinnen springen, und sich stossen, und in kurzer Zeit dahin fallen; so ist höchst nöthig, daß man den Deckel oben von Barchent oder doppeltem Zwillig, an beyden Enden veste und steif angezogen, beschlagen lasse; so kann sich das Rehe nicht im Genicke stossen, oder Schaden nehmen. Auf den Seiten müssen eiserne Ringe zum Angreifen gemacht, und der Kasten mit grüner Oelfarbe angestrichen, auch an denselben Reheböcke gemahlet werden.

**Rehling**, s. Barsch.

**Rehenetze**, werden insgemein 50 gedoppelte Schritte lang, und 16 bis 20 Maschen hoch gemacht, deren jede 3 Zoll lang ins Gevierte seyn soll, damit kein Fuchs oder Hase hindurch schlupfen könne. Die Leinichen, davon sie abgestricket werden, sollen von vier Garn dick gesponnen, die Schlagleinen aber 12 Garnfaden dicke seyn, und an jedwedem Ende ein paar gute Klaftern vorgesehen, solche an den Hacken und Hestel zu binden, welche von weißbüchenem Holze, und die Furkeln sein leichte seyn sollen, damit ein Mann solches tragen, und füglich, leicht und bequem stellen könne. Wenn nun der Stellmann das Netze aufgebunden, und den Hestel in der rechten Hand, auch das Garn zum Ablaufen gefasset hat, und den Hacken verkehret auf der linken Schulter träget; so nimmt ein anderer ihm den Hestel und etwas vom Netze, von dem Hacken, schlägt ein, oder bindet an, und lässet den Mann mit dem Netze ablaufen; alsdenn wird solches scharf angezogen, hinten nach ausgeschlagen, daß es recht stelle, und wieder ein anderes genommen, bis man mit der ganzen Stellung fertig ist. Diese Rehenetze können auch auf der Wolfsjagd gebraucht werden, indem man damit hin und her Winkel und Hacken stellet, daß sie unverhoft gefangen und erschlagen werden; wiewohl sie zu der Rehejagd und vor die Füchse am besten, und deren ungefähr 18 Stücke bey einem Jagdgezeug zu halten sind. Ein solches Netze dürfte mit aller Zubehör, des Sailers Arbeit und Hanf, nicht über 6 Thaler in allem zu stehen kommen.

**Rehwildpret**, s. Rehe.

**Rehzicklein**, s. Rehe.

**Reichsjägermeister**, lat. Rei venatoriæ in Imperio præfectus, sind zweyerley, nemlich: des

Heil. Röm. Reichs Oberjägermeister, und des Heil. Röm. Reichs Unterjägermeister. Die erste Stelle bekleiden die Marggrafen zu Meissen, die andere die Fürsten zu Schwarzburg.

**Reichsoberjägermeister**, siehe Reichsjägermeister.

**Reichsunterjägermeister**, siehe Reichsjägermeister.

**Reifstein, Reifflein**, heißt in der Jägersprache, wenn der Hirsch gerade mit der Hinterschale in die Vordere tritt, da oft eine Figur, wie ein Reifstein in der Fehrte bleibt.

**Reiger, Raiger, Reiher, Reyher, Fischreyher**, lat. Ardea, franz. *Hairon*, *Heron*, ist ein Vogel, der dem Schnabel, langen Halse, und Füssen nach, dem Storche ziemlich gleich kommt, und bey der Fischerey so grossen Schaden, als der Fischotter verursachet. Es giebt deren verschiedene Gattungen, welche man am meisten und ersten gewahr wird, wenn sie zur Herbst und Frühlingszeit ihren Zug thun; und sind erstlich die grossen, welche lichtgrau auf dem Rücken, am Leibe aber weiß, mit schwarzen Flecken eingesprenget sind; diese haben einen ungemeinen grossen, langen, scharfen, rothen Schnabel, gelbe Füsse und einen weiten Kropf, welcher ein gutes Kannenmaaß hält, sie sind auch noch halb so groß als die andern Arten Reiher. Ferner findet man kleinere, welche ganz dunkelgrau auf dem Rücken, am Kopfe aber schwarz sind, auch einen schwarzen Schnabel, und kurze blaue Füsse haben. Diese beyden Arten haben auf den Köpfen ihre schöne Federn, gemeiniglich 2 oder 3, welche ihnen, zumal im Fliegen, hinterwärts auf dem Kopfe aufstiegen. Sie horsten beyde nicht hier zu Lande. Die dritte Art, aber, sind die bekannten grauen Reiger, welche bey uns auf hohen Bäumen, mehrentheils an sumpfigen und morastigen, ohnweit von Seen und Flüssen gelegenen Oertern, zu horsten, und gemeiniglich 3 Junge auszubringen pflegen. Die Bäume, darauf sie horsten, verdorren von dem hitzigen Miste, den sie darauf fallen lassen. Ihre Nahrung bestehet in Fischen, an denen sie grossen Schaden thun; denn sie gehen bis an den Bauch in das Wasser, und fangen die Fische, die in grosser Menge auf sie zuschwimmen, häufig weg. Ob die Fische aus einer eingepflanzten Zuneigung so gerne nm die Reiger sind, oder ob sie aus Haß auf dieselben, als ihre Feinde, losgehen, läßt man dahin gestellet seyn. Gewiß aber ist, daß die Fischer, wenn sie Reigerfett unter den Köder nehmen, den sie an die Angeln stecken, oder in die Reussen hängen, solchergestalt mehr Fische, als durch andere Köder fangen sollen. In Ungarn giebt es Reiger, die fast ganz weiß, aber etwas kleiner, als die gemeinen Reiger, sonst aber an der Gestalt ihnen ganz gleich, jedoch aber dabey sehr träge und langsam sind, und wenn sie Ungewitter vermerken, sich so hoch in die Luft, und über die Wolken schwingen, daß man sie aus dem Gesichte verlieret. Diese sind für andern sehr gefräßig, ver-

schlucken auch Muscheln, und wenn sie merken, daß sie sich im Kropfe von der Wärme aufgethan haben, geben sie solche wieder von sich, und suchen erst das Fleisch heraus.

Die Reiger sollen als schadhafte Vögel an Teichen, sonderlich wo Brut ist, nicht gelitten, sondern wie man kann und mag, weggepürschet werden. In Sachsen werden sie zur Niederjagd gerechnet; in Oesterreich und andern Orten aber zur Lustbarkeit grosser Herrn geheget, und meistentheils im Frühlinge sehr kostbar gebaitzet, zu welcher Baitze gemeiniglich nur Gerfalken, oder Blaufüsse genommen werden. Die schönen Federn am Kopfe werden in Ungarn, Persien, und der Türkey sehr hoch gehalten, und von grossen Herren mit Edelgesteinen versetzet, an denen Mützen und Turbanen getragen. Das Reigerfleisch schmecket stark nach Fischen, absonderlich der Alten, darum es nicht wohl zu essen, wiewohl die Jungen, und halbwächsigen Reiger wegen ihres zarten Fleisches in Frankreich vor ein Leckerbißlein gehalten werden. Das Fett wird, wie obgedacht, von den Fischern unter die Köder, ausser diesem aber auch in der Medicin äusserlich zur Linderung der Podagraischen Schmerzen, Benehmung der Taubheit und Dunkelheit der Augen gebraucht.

**Reigerbaitz**, **Reigerbeitz**, **Reigerbaisse**, lat. Venatio Ardearum, franz. *Chasse des Herons*, ist eine Jagdlust grosser **Herren, da sie die Reiger mit abgerichteten Raubvögeln, Falken** oder Blaufüssen fangen lassen. Man nimmt solche an einem schönen und stillen Tage vor, und begiebt sich zu Pferde mit den Falken an einen solchen Ort, wo man weiß, daß sich Reiger aufhalten. Wenn nun die Stöberhunde einen Reiger aufgetrieben, der Falkenirer auch zum rechten Vortheil den Vogel abgeworfen, und der Reiger den Falken gewahr wird; so speyet er den eingeschluckten Raub von kleinen Fischen, währendem Fluge herab, um sich zur Flucht leichte zu machen, oder da er noch nüchtern, fängt er an, mit besonderm Fleiß über sich zu steigen, daß er kaum zu sehen; der Falke steiget auch in die Höhe, thut aber, als ob er den Reiger nicht sehe, bis er durch sonderbare Umschweife und unglaubliche Geschwindigkeit dem Reiger die Höhe abgewonnen, worauf er anfängt, mit seinen starken Waffen auf den Reiger einen heftigen Anfall zu thun, giebt demselben einen Griff und Fang, alsdenn schwingt er sich wieder über, um und neben ihm her, bis er seinen Vortheil ersiehet, ihn gar anzupacken, weil er sich vor des Reigers spitzigen Schnabel wohl vorzusehen hat, indem hiedurch, wenn der Reiger den Hals auf den Rücken legt, und den Schnabel über sich hält, mancher junger unerfahrner Falke gar leichte und öfters gespiesset wird. Weswegen auch zuweilen 2 Falken, als ein alter und ein junger, auf einen Reiger gebaitzet werden, damit desto weniger Gefahr dabey zu besorgen.

**Zuweilen wendet sich der Reiger mit seinem ganzen Leibe, und** schwe-

schwebet oder wieget mit ausgespannten Flügeln, als mit einem Seegel, in freyer Luft, seinen Feind desto verwahrter zu empfangen, welches ihm aber gleichwohl meistentheils mißräth, daß er überwunden wird, und mit dem Falken zugleich herunter fällt. Ein solchergestalt gefangener Reiger wird gemeiniglich mit einem blechernen Ringe, worauf der Herrschaft Namen und Jahrzahl gestochen ist, wieder losgelassen, so daß es vielmals geschiehet, daß ein solcher Reiger über viel Jahre hernach wieder gefangen wird, der ein oder mehr dergleichen blecherne Ringe an den Füssen hat. Die **Jagdworte** hiebey sind: der **Vogel wird an den Reiger gelassen**; er **steigt**, wenn er von oben herab auf denselben stösset; wenn er etwas gefangen, wird er darauf **abgerichtet** und **geäßet**; er **fällt in ein ander Land**, wenn er irre geworden, und so fort.

**Reihen**, heißt bey den wilden Enten so viel, als begatten.

**Reiher**, s. **Reiger**.

**Reinanke**, s. **Rheinanke**.

**Reiner**, s. **Rennthier**.

**Reinigung der Teiche vom Schlamm**, s. **Teichfischerey**. Nro. II. 3).

**Reinweide**, s. **Rheinweide**.

**Reißbündel**, s. **Reißholz**.

**Reißbunde**, s. **Reißholz**.

**Reißgejagd**, **Reißgejägd**, ist eine Gerechtigkeit, die in Oesterreich und zugehörigen Erblanden allen Landleuten, die adeliche Güter eigenthümlich besitzen, zustehet, daß sie allerley Wild- und Raubthiere vom Rehe und Wolf hinab, ingleichem allerley Federwild, von Feldhünern und wilden Gänsen hinab, unter gewiesser Maaße, und nach denen Forst- und Jagdordnungen, mit Hetzen, Beissen oder Baitzen und Pürschen fangen dürfen.

**Reißholz**, **Bundholz**, **Reisig**, nennet man dasjenige Holz, welches von Reißig oder abgeraumten Unterholze aufgemacht, und in lange Bündel, welche **Reißbündel**, **Reißbunde** und **Holzbunde** heissen, mit Wieden zusammengebunden wird. Ehe man es abhauen läßt, muß man vorhero das nutzbare Holz, so man zu Hopfenstangen, Reifund Darrhordenstäben, und allerley Schirrarbeit gebrauchen kann, besonders heraus hauen lassen. s. a. **Holzschlag**, **Holzhauer**.

**Reissen**, das Thier reissen oder werfen, wird besonders von dem Wolf gesagt. s. **Wolf**.

**Reissen**, der **Bäume**, s. **Harzreissen**.

**Reissig**, **Reißig**, s. **Reißholz**.

**Reitzen**, was dieses Wort in der Jägersprache bey den Füchsen, Hasen und Luchsen bedeute, ist bey Beschreibung dieser Thiere zu ersehen. Und wie insonderheit die Füchse auf das Reitzen zu schiessen, davon s. **Fuchsfang**.

*Relais*, lat. Statio venatoria, heißt bey den Jägern die Stelle, wo man insonderheit bey der Parforcejagd frische Pferde und Jagdhunde hinstellet, da sie auf das

das Wild warten: Woher auch die Redensart kommt: *Lacher les Chiens de Relais après la Bête*, d. i. die Hunde auf das Wild loslassen. s. Parforcejagd.

**Relanciren**, heißt bey der Parforcejagd, wenn man den rechten Hirsch verlohren hat, weißt aber doch ungefehr, wo er zuletzt geblieben, oder da etwa die Fehrte den Hunden bald zu kalt werden will; da man denn 3 bis 4 von den besten Hunden aus der *Meute* heraus nimmt, vorgreift, und den Hirsch wieder aussucht. Wenn denn diese Lancierhunde den rechten Hirsch wieder jagen, alsdenn holet man die *Meute* wieder herbey, und legt wieder darauf an, muntert die Hunde auf, und fährt damit weiter fort. s. Parforcejagd.

**Rellmaus**, ist ein vierfüßiges wildes Thier, ein wenig grösser denn ein Eichhorn, schwärzlich, der Rücken aber leberfarbig; der Kopf gleichet einem Bärkopfe, wie denn auch die Füsse fast wie Bärtatzen aussehen. Uebrigens ist der Unterbauch weiß, und der Schwanz, welcher eben nicht übrig lang ist, ist ganz haarigt. Der ordentliche Aufenthalt dieses Thiers ist die Schweitz, wiewohl man auch in Schwaben dergleichen antrift, und Italien ganz damit überhäuffet ist. Seine Wohnung und Höhle hat es in den Bäumen, allwo es sich auch begattet. Seine meiste Nahrung sind die aus dem Obste herausgesuchte Kerne, welche es vor andern Speisen liebet und erwählet; ja es lässet alles Mark aus den Aepfeln und Birnen liegen, und frisset nur einig und allein die Kerne heraus; jedoch verschonet es auch der Nüsse, Castanien und Eicheln nicht. Sonst hat die Rellmaus noch diese Eigenschaften, daß sie, wie der Dachs, den ganzen Winter schläfet, allwo sie wenig oder gar nichts frisset. Dannenhero wissen die Schweitzer dieses Thier um solche Zeit meisterlich zu berücken, und zu ihrer Nahrung zu geniessen. Die übrigen Eigenschaften hat es mit den Eichhörnern gemein, und springet es ebenfalls von einem Baum zu dem andern, wie dieselben, hat dabey ein hartes Leben, daß, wenn man es schon schläget, auch wohl mit Schroten auf den Unterleib, oder auf den Rücken trift, es doch fortspringt, oder sich augenblicklich verschliest; ja wenn ihm schon das Eingeweyde aus dem Leibe heraus hänget, so beisset es doch mit solcher Gewalt und Stärke, daß man vergehen möchte.

Der gröste Nutzen dieses Thieres ist der, daß sich die Menschen dessen, statt der Speise bedienen; etliche essen es gekocht, andere gebraten, da sie es denn, wegen seiner besondern Fettigkeit, vor anderm Wildpret, lieben und erwählen, auch solches viel höher, als das beste Schweinefleisch schätzen, sonderlich wenn es etliche Tage im Salze gelegen hat. In der Arzney dienet es vor den Brand, wenn man es zu Asche brennt, und mit Oel vermischt überleget. Das Fleisch der Rellmäuse, wie auch der Eichhörner, dienet sonderlich den Lungensüchtigen, Hustenden, und Keichenden Menschen. Das Fett von

von diesen Thieren wird als etwas besonders denenjenigen gegeben, so den Schlag befürchten, oder an einer Seiten erlahmen, und Gichtbrüchig werden wollen. Der Schade, den diese Thiere verursachen, geschiehet meist am Obste, vornemlich an denen Castanien, Nüssen, Eicheln ꝛc. Dem Menschen schaden sie nicht leichtlich, so man ihnen nicht zu nahe kommt.

Weil die Rellmäuse nicht nur wegen des Balges, sondern auch wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sehr geliebet und gesuchet werden; so unterlässet man auch nicht, denselben auf alle Art und Weise nachstellen. Dannenhero sowohl die Italiäner als die Schweitzer und Schwaben, zu Berückung und Fahung dieses Thieres sich fast einerley Manier bedienen, und ist kein Zweifel, daß nicht solches eine Nation von der andern abgelernet. Solches geschiehet nun, wenn man mitten im Herbste hin und wieder in den Wäldern tiefe Löcher bereitet, solche mit Holz, Stroh, Grummet oder Heu bedecket, und sodenn stehen lässet. Nachdem nun dieses Thier seiner Natur nach gegen Anfang des Winters sich schlaffen leget, und beynahe drey Monate fortschläfet; so suchet es verborgene Höhlen, darinnen es vor Regen, Schnee und Wind sicher schlaffen möge. Weil es aber auch von Natur nicht gewohnet ist, sich selbst ein Nest oder Höhle zu bauen, sondern, wo es vermeynet, seine Gemächlichkeit zu finden, hineinschlieffet; so erwählet es die hiezu verfertigten und für sich bequem gefundenen Löcher und Höhlen. Dahinein begiebet sich nun nicht etwan nur ein oder 2 Paar, sondern gemeiniglich so viel, als die gemachte Höhle umfassen mag, und weil sie die meiste Zeit über ruhen und schlaffen; so begeben sich oftmals 20 bis 30 in eine Höhle, aber zu ihrem Untergange. Denn, so bald Weyhnachten oder das Neue Jahr herbey kommt, so begeben sich diejenigen, welche ihnen ihre Behältnisse zubereitet, in den Wald und zu den Höhlen, decken das gemachte Dach ab, und nehmen sie so schlaffend, ohne daß sie es gewahr werden, hinweg, thun sie in Kisten, Truchen und Fässer, und weil sie um selbige Zeit, ob sie schon nichts fressen, wohl bey Leibe sind, so bedienen sie sich derselben statt eines angenehmen Wildprets. Einige lassen sie so fort schlaffen, und nachdem sie gegen den Frühling erwachen, behalten sie selbige eingesperret, und mästen sie noch mehr. Will man dieses Thier im Sommer fangen, so ist es fast am besten, wenn man es, wie ein Eichhorn, schiesset. Denn es springet ebenfalls, wie gedacht, gleich den Eichhörnlein, auf den Bäumen herum, und von einem zu dem andern. Und weil es um solche Zeit seine Wohnung in den Bäumen hat; so sind die Einwohner daselbst nur begierig, ihre Nester und Löcher auszuspüren, und zu erfahren. Wenn sie nun solche gefunden, und die Rellmaus ihrer Nahrung nach heraus gekrochen, so gehen sie hin, und verstopfen ihnen den Eingang mit Gras, Stroh oder Heu, und passen ihnen etliche Schritte davon auf.

Wenn

Wenn denn das Thier wieder zurück in sein Loch oder Höhle will; so findet es solches verstopfet, darauf es sich denn alsbald darüber machet, und diese Hinderniß wegzuschaffen suchet. In solcher Arbeit aber, ehe es sich solches versiehet, bekommt es etliche Schrote von dem Auspassenden in den Leib, daß es darüber der Arbeit und des Ausstehens vergisset.

*Renard*, s. **Fuchs.**

*Rendez-vous* **Parforcejagd.**

*Renne*, s. **Rennthier.**

**Rennjagen**, s. **Parforcejagd.**

**Rennkühe**: s. **Rennthier.**

**Rennthier, Reenthier, Reiner**, lat. Rangifer, franz. *Rangier*, *Renne*, ist ein gar gemeines Thier in Lappland, welches eine ziemliche Gleichheit mit dem Hirsche hat, ist aber stärker von Leibe, und niedriger von Beinen als der Hirsch. Sie tragen 3 Hörner, und werden in Bothnien und groß Lappland gefangen. Man zähmet sie und spannet sie an den Wagen, daher auch der Nahme **Reiner** oder **Rancher** kommt. Das Joch oder Spannenzeug, so ihnen an die Hörner und die Brust geleget wird, heißt Rancha oder Locha; derhalben **Rancher** oder **Reiner** so viel bedeutet, als einen **Joch- oder Ziehhirsch.** Wiewohl der Name anderntheils auch von dem hohen Gewenhe des Kopfs herrühret, welches die Gestalt etlicher Zweige von Eichbäumen hat Unter solchen Hörnern sind 2 grössere, denn das dritte, und sitzen eben an dem Orte wo die Hirschgewenhe zu sitzen pflegen; haben aber mehrere und breitere Enden, bis auf 15. Mitten am Kopfe sitzet das dritte, mit etwas kürzern Zinken, womit sie sich wider alle Thiere, insonderheit aber wider die Wölfe beschützen, der Kopf aber zugleich ein schönes Ansehen bekommt. Dieses Thier lebet von dem weissen Bergmoos, so im Winter mit Schnee bedeckt liegt, welchen Schnee, wie tief und dicke er auch ist, es dennoch durchgräbet, und also sein Futter hervor suchet. Den Sommer hindurch beweidet es sich an den Blättern und Zweigen der Bäume, und zwar besser im Gehen und Stehen, als im Niederbücken zu den Kräutern und Blumen, weil ihm die vorwärts gar zu sehr gekrümmten Gewenhe dabey beschwerlich fallen, und es deswegen den Kopf zur Seite biegen muß. Am Halse hat es eine Mähne, wie ein Pferd, gespaltene Hufen, welche ihm die Natur fast ganz rund formiret, weil es in Thälern, Felsen und Gebirgen überall durch tiefen Schnee zu lauffen hat. Wenn diese Thiere zahm gemacht werden; so schaffen sie ihrem Herrn einen grossen, ja noch grössern Nutzen, als das Rindvieh; dienen ihm mit ihrer Milch, Haut, Nerven oder Sennen, Beinen, Hüfen, Hörnern, Haaren und Fleisch, so ein leckeres und wohlgeschmacktes Essen giebt. Einige Einwohner halten 10, 15, 30, 70, 100, ja manche wohl zu 2, 3 und 500 Stück. Sie lassen dieselbigen durch die Hirten auf die Weide führen, und wegen der vielen Wölfe in Ställen verwahren

wahren. In andern Ländern über Meer bleiben sie wegen Veränderung der Luft und Nahrung nicht lange leben.

Die wilden **Reiner** oder **Rennthiere** laufen in den Wildnissen herum, und vermehren sich allda; bisweilen wird damit eine **Jagd** angestellet, und deren etliche gefangen. Die zahmen werden sowohl vor leichte als schwere Wagen gespannet, so mit allerhand köstlichen Rauchwerk, Tüchern, und Fischen beladen sind, sintemal die Lappländer von der Fischerey leben, und dazu fischreiche Wasser an der Hand haben. Solche Wagen gehen gemeiniglich in den ebenen Thälern, gegen Norwegen, mit welches Landes Einwohnern die Lappen am liebsten und meistens zu thun haben. Diejenigen, so diese vorgespannten Thiere regieren, heissen **Quenar**, das bedeutet einen Fuhrmann, und können, wenn es ihnen gefällt, alle Tage 150000 Schritte fahren, welche 30 Gothische oder teutsche mittelmäßige Meilen machen. Berührte **Winter-** oder **Schneewagen** fallen den Lappländern sehr bequem und dienlich; sie sind vorne wie ein Schuh zugespitzt, um desto besser durch den Schnee zu dringen, und wie ein Schiff, die Wellen zu durchbohren. Selbige Fahrschlitten desto schnellläufiger zu machen, nehmen sie die zartesten Rauchen- oder Rennhäute, und heften den vordern Theil davon vorwärts unter den Schlitten, wodurch dieser nicht allein besser fortfähret, sondern auch den Fuhrmann vor dem Zurückfallen bewahret, wenn es Bergan gehet, weil der Schlitten gleichsam dadurch gesperret und gehemmet wird. Ja durch eben diese Erfindung pflegen sie mit ihrem Bogen und Pfeilen der wilden Rennthiere sich zu bemächtigen. Die **Milch** der **Rein-** oder **Rennkühe** wird in der Haushaltung verspeiset, und die Molken getrunken. Die Haut dienet den Menschen zur Decke beydes des Leibes und des Bettes; auch zu Roßsätteln, ledernen Säcken und Blasebälgen, indem sie gar zähe, stark und dauerhaft sind. Die **Sennen** werden zu Hemden verarbeitet, als wie Flachs, welcher der Orten gar nicht wächßt, und Faden daraus gemacht. Aus eben denselbigen spinnet auch der Lappe Fäden, und bereitet davon starke Seile, um damit seine Schiffe, in Ermanglung eiserner Nägel, vest zu binden. Mit den **Beinen** und **Hörnern** wissen die Bogen- und Armbrustmacher ihren Nutzen zu schaffen; deswegen sie dieselbigen gegen andere Sachen begierig eintauschen. Die **Klauen** oder Hufe schätzt man gar heilsam wider den Krampf. Mit den Haaren werden die Sättel gar füglich ausgestopft, desgleichen auch die Stuhlküssen, Bettpolster und Decken.

Repagulum, s. **Schlagbaum.**

**Rephuhn, s. Rebhuhn.**

**Resken, s. Hollunder.**

Res venatoriæ. s. **Jagdsachen.**

Rete, s. **Fischgarn, Garn.**

*Retirade*, heißt bey den Jägern so viel, als die Flucht eines Hirsches, wenn er über oder durch die

die Jagdzeuge setzet, und ihnen also entwischet.

*Retour*, s. *Longer*.

*Rets*, s. Garn.

**Retter, Schirmer**, ist ein Windspiel von edler Art, welches, wenn ein Hase gefangen ist, alle Hunde abtreibt und verhindert, daß sie solchen nicht zerreissen. Etliche tragen den gefangenen Hasen im Maul dem Jäger entgegen. Wie dergleichen abzurichten, davon s. **Windspiel**.

**Reversjagen**, wird die Gnadenjagd genennet, von dem Revers, den derjenige, der solche erhält, dem Jagd- und Wildbannsherrn auszustellen hat. s. **Gnadenjagd**.

**Revier**, s. **Rester**.

**Reuse**, s. **Fischreusse**.

**Reusse**, s. **Fischreusse**,

**Reyher**, s. **Reiger**.

Rhamnus catarcticus, s. **Creutzdorn**.

**Rheinanke, Reinanke**, lat. Albula. franz. *Laveret*, ist ein schöner Fisch, mit glänzenden silberweissen Schuppen, etwas blaulicht mit unterspielend; um die Augen hat er eine röthlichte Farbe, einen weissen Bauch, auf dem Rücken zwey, und unten drey Floßfedern. Er wird über zwey Spannen lang, streicht im März, hält sich im Bodensee, auch Atter und etlichen andern grossen Seen, und wird vom Februar an bis in den May mit grossen Wathen, aber sehr sparsam, gefangen. Frisch gekocht, wird er für ein gutes Essen gehalten; die meisten aber werden gedörret, und also verführt. Die gedörrten Rheinanken dürfen nicht länger als ein weiches Ey sieden; sonst werden sie hart und spiessig. Viele lassen sie nur eine halbe Viertelstunde in heissem Wasser weichen, da sie denn hernach mit allerhand guten Brühen zugerichtet, und auf die Tafel gegeben werden.

**Rheinschwalben**, s. **Schwalbe**.

**Rheinweide, Reinweide, Rainweide, Hartriegel, wilder Cornelbaum, Beinholz, Mundholz, Grißholz, Heckholz, Eisenbeerbaum**, lat. Ligustrum, Phyllirea, Ossea, Chamæcerasus Dumetorum fructu gemino rubro, ist ein Strauch, der 4 oder mehr Ellen hoch wächset, und sowohl in Feldhecken und Brahnen, als im Schlag- oder Buschholz gefunden wird. Er treibt viel kleine Aeste, und hat eine aschfarbigte Rinde, länglichte Blätter, als wie das Oelbaumlaub, jedoch viel weicher und grüner. Seine Blüthe kommt im Junio bey den Winkeln zwischen den Blättern und Zweigen hervor. Sie bestehet aus schönen weissen Blümlein, so träublicht beysammen stehen, und einen lieblichen und starken Geruch von sich geben. Wenn die Blüthe vergangen, so folgen rundlichte Beeren, die so dicke sind, wie die Myrthenbeere und schwarz; wenn sie zeitig worden, stehen sie als wie kleine Träublein beyeinander, haben einen purpurfarbenen Saft, einen süssen und etwas bitterlichen Geschmack, und zwey runde und harte Körnlein in sich. Diese Beere, so insgemein

gemein Hundsbeere genennet werden, hängen fast den ganzen Winter unversehrt an der Staude. Es läßt sich dieses Gewächs auf unterschiedene Art mit Nutzen gebrauchen.

1) Das Holz davon ist sehr dürre und beinhart, weswegen es auch Beinholz genennet wird; es widerlegt sich dem Eisen, und läßt sich schwerlich arbeiten und durchbohren, daher es auch den Namen Hartriegel hat. Es ist dauerhaft und beständig, und zerspringet nicht leicht. Um dieser Eigenschaft willen dienet es einer Seits zu Zaunstecken; anderer Seits aber wird es zu Radespeichen und anderm Geräthe gebraucht.

2) Aus den Beeren, nachdem sie gekocht worden, soll man in Tyrol ein Oel pressen, so man zu Nachtlichtern brauchet.

3) Das Wasser, so aus denen Blättern und Blumen gebrannt wird, wenn man sich damit gurgelt, nimmt alle Mundfäulniß hinweg; daher auch dieses Holz den Namen Mundholz bekommen hat. Die Blumen in Essig gebeitzt und auf die Stirne gelegt, stillen das Hauptwehe.

4) Ueberhaupt läßt sich dieser Strauch am besten zu den Hecken und lebendigen Zäunen gebrauchen, weil sein Laub dichte beysammen stehet und ob es schon im Winter abfällt, dennoch zeitig wieder ausschlägt. Weil es auch gar schnell wächset, so läßt sich damit ein Ort, z. Ex. ein offen Gartenhäusgen oder Lauberhüttgen, in kurzer Zeit damit beschatten, besonders wenn man kleine Stämme oder länglichte Aeste davon nimmt, und solche der Länge nach in die Erde leget; denn so viel ein solches Stämmlein Knospen oder Augen hat, so viel Stämmlein schiessen davon auf, bekleiden die Hütte, und werfen bald einen ansehnlichen Schatten.

**Rhoden, Ausrhoden, Roden, Stuckrhoden**, heißt die Stöcke der abgehauenen Bäume mit den Wurzeln heraus nehmen. Es ist vieler Streit unter den Forstverständigen, ob es anzurathen sey, in den abgetriebenen Tannenörtern, die Stücken auszurohden oder nicht. Die das Ausrohden der Stucken für gut halten, führen an, daß die Stucken oder Wurzeln in Tannenörtern bey nahe ein drittheil des Holzes ausmachten, und demnach unverantwortlich seyn würde, wenn man solche in Ländern, wo nicht überflüßiges Holz vorhanden, verfaulen liesse: dieses hat auch seine Richtigkeit. Ferner durch das Ausrohden würde der Erdboden aufgerissen, und zu Annehmung des Saamens geschickter gemacht, welches Vorgeben aber in den meisten Fällen von keiner Erheblichkeit ist; denn, die Besaamung mit Tannen schlägt fast allezeit besser an, wenn der Saamen unmittelbar, nachdem der Ort abgetrieben, in den mit einem milden niedrigen Moose, (welches mit dem hohen, allem Anwachse des Holzes schädlichen Wassermoose, nicht zu verwechseln) annoch überzogenen Boden fällt. Nur alsdenn ist das Umreissen des Bodens

dens dienlich, wenn solcher bereits mit Gras bewachsen, oder verangert ist, da er denn den Saamen nicht mehr annehmen will. Der Gegentheil giebt vor, das Stuckenrohden in Tannenheyen sey schädlich, weil die Tannen am liebsten hinter den Stucken in Anflug kämen, welches allerdings wahr ist: der zweyte Grund ist aber gar zu schlecht; nemlich, es würde der Boden durch die verfaulten Stucken gedünget. Es hat zwar auch seine Richtigkeit, daß der Boden dardurch gedünget wird; dessen Ungeräumheit aber in Absicht auf das Tannenholz ist unläugbar; denn obwohl dieses Holz in gutem Boden geschwinder wächßt; so werden doch die Tannen von weit schlechterer Güte, als auf magerem Boden, auch leichter anbrüchig, oder rothfaul.

Man gehet auf beyden Seiten zuweit; unserer Meynung nach, lasse man, wenn Tannensaamen in einem vorstehenden Orte bemerket wird, oder wenn Vorrath davon vorhanden, sogleich nach der Hauung den Stock oder Stucke von den geringern Nebenwurzeln loshauen, aus der Erde brechen, klein machen, und aufmaltern. Die kleinern Wurzeln aber lasse man stecken; wird denn ein solcher Raum oder Gehäu in gehöriger Zeit, von Holz und Hecke, baldigst rein gemacht; so erfolget, es sey durch den, von den nahe stehenden Bäumen, von selbst ausgeflogenen, oder von dem hineingeworfenen Saamen, ein viel besser geschlossener und mehr gleichförmiger Anwachs, als wenn man die Stucken stehen lässet; weil im letztern Falle die jungen Tannen hinter den Stucken zu dick auf einem Flecke anfliegen. Ist kein Tannensaamen das folgende Jahr zu hoffen, noch vorräthig gesammelt; so lässet man die Stücken so lange stehen, bis sich junge Tannenäpfel zeigen, alsdenn ist ohne Anstand mit Ausrohden zu verfahren. Hierbey merke: wenn indessen das Gras überhand genommen hat; so müssen die kleinern Wurzeln mitgenommen werden, welches zugleich Nutzen bringt, wenn die Stucken sollen verkohlet werden, nahe dabey aber kein kleines Holz, ein, zwey bis drey Zoll stark, vorfällt; denn es ist vornehmlich bey Verkohlung der Stucken viel kleines Holz oder Wurzeln nöthig, sowohl die grössern Zwischenräume, welche durch dieses krumme und knorrichte Holz innwendig verursachet werden, auszufüllen, als auch die auswendig eben daher entstehende ungleiche Fläche des Meulers eben zu machen, und zu schlichten. Man siehet leicht, daß, wenn in der Nähe kleines Holz von Tannenästen zu haben, und das Gras noch nicht überhand genommen hat, es besser sey, die kleinen Nebenwurzeln in der Erde liegen zu lassen.

Es will nöthig seyn, die Gründe dieses Verfahrens anzuführen.

a) Kann man unmittelbar nach der Hauung die Stucken ausrohden, und den Ort besaamen; so ist man des neuen Anwachses am gewissesten versichert. Die jungen Tannen kommen vor dem darauf folgenden Grase

se in die Höhe, daß es dieselben so leicht nicht ersticken kann.

b) Die bey der Hauung vorfallenden Tannenäste geben so viel schwaches Holz her, als zu denen Stuckenmeulers vonnöthen ist, und hat man nicht nöthig, wenn das Stuckenrohden gleich nach der Hauung folget, und noch genug schmales Holz von den Aesten vorhanden, die kleinern Würzeln zu verfolgen; denn dadurch wird nicht nur das Stuckenrohden kostbar, sondern es wird auch das Moos weggerissen, worinnen der Tannensaamen am besten anschläget; das Erdreich wird umgewühlet, und zur Hervorbringung häufigen Krautes und Grases, welches denen zarten Tannen verderblich, Anlaß gegeben.

c) Ist im Jahre der Hauung kein Saamen zu hoffen, auch kein gesammelter Vorrath vorhanden; so müssen die Stucken bis dahin stehen bleiben. Wollte man sie ausrohden, würde das Gras vor der Besaamung überhand nehmen, und den neuen Anwachs vielen Schwürigkeiten aussetzen. Hieraus ist zu ersehen, wie das **Stuckenrohden** schädlich und nützlich seyn könne, und was dabey zu beobachten.

Rhoe, s. **Gerberbaum.**

*Rhois*, s. **Gerberbaum.**

Rhus, s. **Gerberbaum.**

Ribes, Ribesium silvestre, siehe **Strausbeere.**

**Richten**, s. **zu Holze richten.**

**Richtsteck**, s. **Meuler.**

**Riecke**, s. **Ricke.**

**Ricke**, **Riecke**, wird das Weiblein vom Rehbock genennet, s. **Rehe.**

**Riedehorn**, **Rüdehorn**, eine Art von Hüfthörnern, so der Jäger an der Seite im Hornfessel träget.

**Riedschnepfe**, s. **Schnepfe.**

**Riemen**, bey der Falknerey, s. *Longe*, **Falke.**

**Rinde**, **Borcke**, **Schale**, **Bast**, lat. Cortex, franz. *Escorce*, *Ecorce*, ist der äusserste Theil eines Baumes, oder einer Staude und ihrer Aeste oder Zweige, welcher denselben gleichsam als ein Kleid oder Fell zur Bedeckung dienet. Die **auswendige** und mehrentheils **rauhe Rinde** bewahret den **Baum** und andere Gewächse für dem Gewitter. Die nächst darunter liegende **inwendige** und **zarte** Rinde aber ist gleichsam das Geäder, durch welches der Nahrungssaft aus der Wurzel, und der Dampf aus der Luft angezogen, und dem Baum oder Gewächse zu seinem Wachsthum mitgetheilet wird; dahero ein Baum ersterben muß, wenn man dessen Rinde rund umher bis auf das Holz durchschneidet. Wenn die Rinde an einem Baume durch Schlagen, Stossen oder Hauen beschädiget worden; so können daraus der **Krebs**, der **Wurm**, der **Brand**, und andere **Uebel** entstehen, welche endlich den Baum verderben.

**Rindeschälen**, **Borkenreissen**, **Schälen der Bäume**, lat. Decorticatio, Arborem cortice exuere,

exuere, franz. *Escorcer*, *Ecorcer le Bois*, ist um der Gerber willen unentbehrlich, und weil die Rinde nicht kann gerissen werden, als wenn das Holz mitten in der Saftzeit gehauen wird; so scheinet es, daß es unvermeidlich sey, das Holz auf diese Art zum Bau- und Brennholz untüchtig und schadhaft zu machen. Es läßt sich aber dieser Endzweck ohne Nachtheil der Güte des Holzes erreichen, wenn man nur folgende Vortheile dabey in Acht nimmt. Will man die Borcke von Eichen, Fichten, Ellern, und anderem Holze nutzen; so muß man erstlich das Bau- und Gerätheholz im Monat November, December und Jenner heraus hauen, damit es seine gehörige Dauer und Vestigkeit behalte; mit den Fichten und anderm Nadelholz hat es bis in den Hornung und März Zeit. Daferne der geschlossene und dickstehende Bestand eines Ortes das Aushauen nicht zulässet, muß man rund umher die Borcke an denen Stämmen, welche man zu dauerhaftem Bau- und Geräthe-holz bestimmet hat, im Monat November abkränzen, und diese Stämme mehr als zur Hälfte, bis über den Kern einhauen; so tritt gar wenig Saft hinein, und können ohne sonderlichen Schaden ihrer Dauer und Vestigkeit bis zu der Zeit stehen bleiben, da sich die Borcke Reissen oder Säpern lässet. Von den gegränzten Bäumen kann man alsdenn die Borcke gleichfalls reissen, indem zu merken, daß, wenn auch ein Baum im Winter, da die Borcke noch veste am Holze hänget, gefället wird, solche dennoch im May und Junio, obwohl etwas schwerer, gerissen werden könne. Das Unterholz in laubtragenden Oertern, in so weit man die Borcke davon nicht brauchen kann, hauet man zur rechten Zeit weg, damit die Stämme sich nicht, wenn allzuspät im Frühjahre gehauen wird, verbluten, sondern dauerhafte häufige Stammloden treiben; das übrige Holz aber kann man bis zur Saftzeit stehen lassen, und alsdenn die Borcke reissen. Jedoch ist dabey zu beobachten, daß man das Kohlholz in Zeiten verkohle, und das Brennholz vor dem Stocken bewahre, wenn es nicht bald verbrauchet werden kann.

Das Eichenholz, wenn man es zur Verkohlung oder Feuerung brauchen will, machet hier eine Ausnahme, indem solches durch das späte Hauen, so in Absicht auf das Borckenreissen geschehen muß, an seiner Güte wenig leidet, ob es gleich noch ein oder zwey Jahre in der Witterung lieget; welches dieses dauerhafte Holz vor allen andern voraus hat. Das Fichten- oder Rothtannenholz hält sich nächst diesem noch ziemlich; wiewohl man es zu Flößholz nicht gern auf das künftige Frühjahr liegen lässet; es wird schwammigt, leicht, ziehet sich aber in wenigen Tagen wieder voll Wasser; lodert, wenn es wieder trocken worden, wie Reißig oder Hecke bald weg; bey dem Verkohlen giebt es eine leichte Kohle von geringer Wirkung; vor dem Gebläse machet sie eine schnelle Hitze, wird aber gar geschwinde verzehret.

Man siehet aus diesem allen, was das Borckenreissen für Schaden thun könne, wenn es nicht mit dieser Vorsicht geschiehet. Gebäude, Maschinen und alle Arten von Geräthe werden dadurch von schlechter Dauer und Nutzen; dabey bleibt es nicht, oft leidet selbst der folgende Anwachs des Laubholzes sehr darunter; denn wie der folgende Anwachs des Holzes sehr befördert wird, wenn man es zu rechter Zeit hauet; so leidet derselbe dagegen stark, wenn ein Holz in der Saftzeit gehauen wird; es verbluten sich die Stämme, indem der Saft verschiedene Tage lang Tropfenweise heraus läuft. Solche Stämme treiben nach wenig Tagen betrügliche **Wasserloden**, die im Anfange des Sommers, zumal wenn er warm und feucht ist, oft anderthalb bis drey Ellen hoch in die Höhe schiessen, aber sich nach Ablauf etlicher Jahre wieder verlieren.

**Ringamsel**, s. **Amsel**.

**Ringeltaube**, s. **Taube**.

**Rinnen**, heissen bey den Weydleuten und Vogelstellern eine Art leichter Garne, damit die Raubvögel gefangen werden. Sie sind ungefähr 5 bis 6 Maschen lang, und 17 bis 18 hoch, von ganz subtilem und vestem Zwirn, über einen Hasengarnstock gestricket; um und um, an statt des Saumgarns, so sonst in die andere Garne gehöret, eingebörtelt, und mit einer Erdfarbe gefärbet, damit es der Raubvogel von ferne nicht sehen kann. Dieser Netze werden unterschiedliche auf vier hohe Schwinggerten, dergleichen sonst zu den Fischangeln gebraucht werden, gar leise in eine unter sich geschnittene Kerbe, daß man kaum das Holz an der Schale zerschneide, ausgehängt. In dem mittlern Platze dieser Rinnen wird eine Taube oder weisses Huhn angepflöckt. So bald nun der Raubvogel darauf stossen will, verwirret er sich entweder inner- oder ausserhalb der Netze dermaßen, daß es grosse Mühe giebt, solchen hernach daraus zu nehmen. Dieses Garn wird recht ins Gevierte gestellt. Es pflegen sich aber meistentheils nur junge und gar selten alte Vögel darinnen zu fangen. s. **Habichtsrinnen**, **Habichtsfang**.

**Rister**, s. **Rüster**.

**Rittelgeyer**, s. **Geyer**.

**Ritter**, nennen die Jäger eine Art von Windhunden. s. **Windhund**.

**Ritterlich**, **ritterliche Thiere**, heissen die wilde Sauen, gleichwie man den Hirsch **edel** nennet.

*Riviere*, s. **Fluß**.

Robur, wird die Wintereiche genannt, s. **Eiche**.

*Roccolo*, s. **Pantera**, **Schießheerd**.

**Roden**, s. **Rhoden**.

**Rögner**, **Rogner**, lat. Pisces ovipari, franz. *Poissons oeuvés*, heissen die Fische weiblichen Geschlechts, so den Rogen tragen, und in der Laichzeit nicht so gut, wie die **Milcher**, d. i.

die männlichen Geschlechts sind. s. a. Fisch, Rogen.

**Röhre**, wird von den Jägern ein Fuchs- Dachs- und Hamsterloch genennet, d. i. der Gang zum wirklichen Bau selbst. s. **Dachs**, **Fuchs**, **Hamster**.

**Rötelgeyer**, s. **Geyer**.

**Röthelein**, s. **Rothfohre**.

**Röthling**, s. **Rothfohre**, **Rothschwänzlein**.

**Rofelcke**, s. **Aalraupe**.

**Rogen**, lat. Semen, ova Piscium, franz. *Oeufs des Poissons*, heissen bey denen Fischen die Eyer, so die Weiblein in grosser Menge im Leibe tragen, daher dieselben auch **Rögner** oder **Rogner** genannt werden. Es ist aber gleichwohl auch der Rogen nach der Gattung der Fische an Farbe und Grösse unterschieden. Wenn der Rogen ausgelassen ist; so wird er Laich genennet, und alsdenn schlieffen die kleinen Fische daraus. Etlicher Rogen wird vor eine Schleckerey gehalten, etlicher aber als ungesund verworfen, z. Ex. der Rogen von **Barmen**, welcher sowohl Brechen verursachet, als auch unter sich purgieret. Von einigen Fischen, z. Ex. von den **Stören** wird er eingesalzen und *Caviar* genennet. Wenn man **Rogen** backen will, reibt man ihn klein, thut Waitzenmehl, Jngber, Pfeffer und kleine Rosinen darunter, formiret kleine Fischgen daraus, und bäckt sie im Schmalz. Hierüber kommt eine Brühe von Pfefferkuchen, Zucker, Zimmet, Jngber, Muscatenblüthe, ein wenig Safran und Wein.

**Rogner**, s. **Rögner**.

**Rohr**, s. **Büchse**.

**Rohrdommel**, **Moosreiger**, **Mooskuhe**, **Wasserochse**, lat. Buteo, Bos-Taurus, franz. *Butor*, *Galerant*, ein Wasservogel, welcher an Grösse und Gestalt dem Fischreiger sehr gleich, auch, wie dieser, einen langen Schnabel, aber gelbe mit Braun vermischte Federn, auf dem Kopfe eine Blatte von nur gedachter letzter Farbe, oder, wie andere wollen, eine Crone, und blaue Füsse hat. Er wird insgemein vor eine Art Reiger gehalten, und daher im Lateinischen Ardea stellaris genennet, weil seine braunen Federn wie Sternlein in die gelben eingesprengt scheinen. Sein Aufenthalt ist im Rohr der Teiche oder Sümpfe, woselbst er sich von Fischen und Fröschen, oder auch von andern im Wasser befindlichem lebendigen geschmeisse nähret. An diesem Vogel ist sein ungemein starker, grober und düsterer Schrey oder Laut zu bewundern, welcher fast wie das Brüllen eines Ochsen anzuhören, über dieses aber auch so stark ist, daß er, zumal bey stillem Wetter, auf eine Stunde weit gehöret werden kann; und wenn solches geschiehet, soll er, der gemeinen Sage nach, den Schnabel in den Schlamm stecken, wovon eben sein sonst so starker Laut ganz düster und gedämpft klinge; wiewohl dieses letztere, da sich noch niemand gefunden, der es sich selbst mit Augen von ihm gesehen zu haben, rühmen können, nicht unbillig, noch von gar vielen in Zweifel gezogen wird. Jndessen verführet er sol-

ches Geschrey gar öfters des Abends und des Nachts, gemeiniglich aber zu der Zeit, wenn sich das Wetter verändern will.

Man nennet ihn einen **trägen Vogel**, in Ansehung seines fast beständigen Bleibens an einem Orte, bis zum Wegzuge. Flieget er aber, so geschiehet solches mit einem rückwärts gebogenen und eingezogegen Halse, wie ein Reiger; da er hingegen im Schlafen den Schnabel gerade gegen den Himmel in die Höhe richtet. In drey bis vier Jungen bestehet seine jährliche Vermehrung, und deren Ausbrütung geschiehet auf trockenen Früschen oder Werdern, in Seeen und Teichen, oder andern sumpfigten Orten. Zur Herbstzeit ziehet alt und jung ganz zeitig von uns fort, und im Frühling, so bald nur die Sümpfe und Teiche austhauen, kommt ihres gleichen wieder zurücke. Sie werden gemeiniglich durch das Schiessen in der Menschen Hände erlangt, sind aber, dafern sie nicht recht getroffen worden, daß sie gleich todt bleiben, so boßhaft, daß sie den Schützen anfallen, und dieser sich ihrer zu bemächtigen, genug zu thun hat. Den Ort ihres Daseyns verrathen sie bey Veränderung des Wetters, besonders vor einem Gewitter, da ihr häßliches Schreyen ungefehr wie **Hu, Hu** 2c. lautet. Sie sind im übrigen aber nicht eßbar.

**Rohrenten**, eine gewiesse Art Enten, die deswegen so genennet werden, weil sie nur auf Teichen, wo Rohr ist, sich finden lassen, im Rohre wohnen, und im Rohr stecken. Sie sind auch ganz klein. s. **Ente**.

**Rohrhünlein**, ein Nahme, der mancherley Arten von Wasserhünern beygeleget wird, worunter bey uns die schwarzen **Bläßlein**, **Bläßlinge** oder **Horbeln**, und die braunsprenglichten **Taucher** die gemeinsten und bekanntesten sind. s. **Bläßente**, **Taucher**.

**Rohrsperling**, **Moosemmerling**, lat. Passer arundinarius, aquaticus, franz. *Moineau*, ist ein kleiner Vogel, welcher sich den ganzen Sommer über in dem Moos, wo Rohr und Schilf wächset, und sumpfichte Wiesen sind, aufhält, und denen Leuten wenig zu Gesichte kommt, ausser, wenn er im Herbste, ob zwar nur einzeln, auf die Finkenheerde einfället; wie er denn, wenn man einen seines gleichen hat, auf das Locken viel begieriger folget, als ein anderer Emmerling, dem er zwar am Schreyen nicht sehr ungleich, am Schnabel und Geberden aber sehr ähnlich, und an der Farbe weit von ihm unterschieden ist. Denn er ist oben am Rücken und Kopfe ganz braunlicht, fast wie ein Hänfling, jedoch etwas mehr, als dieser, mit schwärzlichten Federn besprenget. Am untern Leibe ist er weißgraulicht, hat aber an der Kehle und am halben Theile der Brust einen grossen schwarzen Flecken, eben wie die Männlein der Haussperlinge. Wenn er auf einem Baume sitzet, und singet; so schwinget er den Schwanz, wie ein gelber Emmerling, und geberdet sich auch diesem gleich. Wenn er aber auf der Erden ist; so

so scheinet er mehr zu gehen und zu lauffen, als zu hüpfen.

Das **Weiblein** des Rohrsperlings oder Moosemmerlings ist weder am Rücken so braun, als das Männlein, noch hat es an der Brust so viel Schwarzes, als dasselbe. Dieser Vogel hat nach seiner Grösse eine ungemein starke Stimme, und reget sich damit bis in die Nacht. Er hecket zur Sommerszeit in dem Röhricht, bringet 4 bis 5 Junge aus, ziehet aber zur Herbstzeit unvermerkt hinweg. Seine Nahrung ist Hanf und allerhand Körner; denn er ist sehr dauerhaft, und wird überaus zahm, wenn man ihn in einer Stube fliegen lässet.

**Rohrvogel**, s. **Ruhrvogel.**

*Roitelet*, s. **Zaunkönig.**

**Rollen, Rollzeit**, was dieß bey den **Dachsen, Füchsen** und **Wölfen** in der Jägersprache heisse, davon siehe die Nahmen dieser Thiere.

**Rolltuch**, s. **Laufftuch.**

**Rollzeit**, s. **Rollen.**

Roncea, franz. *Ronce*, s. **Brombeerstrauch.**

Rosa canina, silvestris, s. **Dornrose.**

*Rose*, s. **Dornrose.**

*Rose de Chien*, s. **Dornrose.**

**Rose**, s. **Rosenstock.**

**Rosenstock**, heißt in der Jägersprache bey dem Hirsch der Ort auf dem Kopf, wo eben das Gehörne darauf stehet. Die Rose aber heißt der krause Ring am Untertheil jeder Stange. Wenn die Rosen dichte auf dem Rosenstock wachsen, die Rosen und Stangen aber stark und kraus sind; so zeiget es des Hirsches hohes Alter an.

**Rosenweiden**, s. **Weide.**

**Roßgeyer**, s. **Geyer.**

*Rosier*, s. **Rothfeder.**

*Rosier sauvage*, s. **Dornrose.**

*Rossignol*, s. **Nachtigall.**

**Rost**, lat. Rubigo, franz. *Rouille, Enrovilleure*, ist eine angehende Verderbniß der Metalle, sonderlich des Eisens und Kupfers, welche dasselbe nach und nach zerfrißt, und eine äusserliche Feuchtigkeit zur Ursache hat. **Eisen, sonderlich Gewehr vor dem Rost zu bewahren**, wird es zwar gemeiniglich mit Baumöl eingeschmieret; weil aber dieses noch etwas wässeriges an sich hat, und die verlangte Wirkung nicht allezeit thut; so kann es verbessert werden, wenn man zerlassenes Bley etliche mal darinnen abkühlet, hernach ein Stücke Bley darinnen liegen läßt, und es also braucht. Oder man nehme Baumöl, reibe es in einem bleyernen Mörsel, bis es warm werde, thue dazu Bleyweiß, und reibe es so lange, bis es davon schwarz werde, mache es mit Klauen- oder Hünerfett zu einer Salbe, und schmiere das Gewehr damit. Mit ungesalzenem Specke von einem Mutterschwein das Eisen alle Monate eingeschmieret, bewahret solches für allem Rost. Oder man reibet Bleyglätte in

klarem Baumöl auf einem Steine zum zartesten, thut selbige in eine dünne und durchscheinende lindenhölzerne Büchse, hängt sie an die Sonne, oder sonst an die Wärme, so lange bis ein reines und süsses Oel durchdringet, welches man in ein untergesetztes Gefässe auffangen, und damit alle Stahl- und **Eisenarbeit** vor dem Roste bewahren kann. Die **gezogenen Röhre** können, wenn sie in langer Zeit nicht gebrauchet werden sollen, mit reinem, sonderlich Hammelinselt vollgegossen werden.

**Rostrum**, s. **Schnabel.**

**Rothauge**, s. **Plötze.**

**Rothbrüstlein**, s. **Rothschwänzlein.**

**Rothbuche**, s. **Buche.**

**Rothdrossel**, s. **Drossel.**

**Rotheiche**, s. **Eiche.**

**Rother Falcke**, s. **Falcke.**

**Rothfaul**, heißt bey dem Holze, wenn es in den Jahren um den Kern herum **rothstreifig** wird oder verstockt. Wenn die Eichen, Kiefern, Fichten, oder andere Bäume zum völligen Alter gelanget sind, und ihnen durch Absterbung oder Beschädigung einiger Wurzeln die Nahrung nicht so häufig mehr zugehet, oder wenn in den Rinden Oeffnungen werden, daß der Regen und die Nässe hineinschläget, oder aber wenn durch die Winde sich die Schaale vom Stamme ablöset; so wird es um den Kern rothstreifig. Der kernige Jahreswuchs bleibt Anfangs wohl in seiner Kraft, er wird aber nach und nach auch rothfaul. Dergleichen Holz dienet zu nichts, als zum Verbrennen. Wenn man nun von einem Baume merkt, daß er rothfaul wird, so muß man ihn fällen; denn wenn sie länger stehen, werden sie gar faul und vermodern.

**Rothfeder**, ein Nahme, womit eine zweyfache Art Fische benennet wird.

1) Die **erste** heißt lat. Phoxinus squamosus, franz. *Rosiere*, *Rose*, ist ein kleiner Fisch, der sich in süssen Wassern aufzuhalten pfleget, eines halben Schuhes lang, und mit gelben und blauen Schuppen bedecket ist. Sein Schwanz ist Rosenroth; daher auch der französische Nahme *Rosiere*, *Rose* entstanden. Sein Kopf ist dicke, und die Augen sind groß. Das Fleisch ist gut zu essen, schmeckt aber etwas bitter, und hat die Kraft zu eröfnen. s. a. **Plötze.**

2) Die **andere** heißt lat. Erythrinus, Rubellio, franz. *Rouget*, ist ein Seefisch, etwan einer Hand lang und dicke, auswendig roth, innwendig weiß, Sein Kopf ist dicke, das Maul kurz und spitzig, der Rachen klein, die Zähne nicht gar zu groß, wohl aber die Augen. Auf dem Rücken ist er mit vielen Stacheln bewafnet. Im Winter begiebt er sich in die offenbahre See, hingegen im Sommer hält er sich an das Ufer. Er ist sehr gefräßig, und frißt die kleinen Fische. Bey den Fischereyen ist er ganz wohl bekannt. Sein Fleisch ist zart und niedlich, von gutem Saft, auch leichtlich zu verdauen. Er führet

ret viel Oel und flüchtiges Salz bey sich, dienet, den Durchfall zu stillen, die verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen, und guten Saamen zu bereiten, wenn er gegessen wird.

**Rothfinke**, s. Gimpel.

**Rothfohre**, lat. Rubellio, franz. *Rouget*, ist ein den Forellen verwandter Fisch, von welchem man aber zweyerley Gattungen hat. Die grosse **Rothfohre** hat einen ziemlich langen Kopf, und ein weisses Maul, zweyfache Luftlöcher vor den Augen, wie die Salmen, die Kinnbacken voller spitzigen Zähne, auch eine Reihe Zähne an dem Rachen, und sieben Zähne auf der Zunge, vierfache Fischohren, grosse und schwarze Augäpfel mit einem silberfarbenen Ringe darum, und grosse silberfarbene Ohrendeckel, an welchen untenher gar ein wenig Goldfarbenes gespüret wird, ist sonst den Forellen gleich, nur daß sie einen etwas braunen Bauch, der ganz weiß ist, auf dem Rücken aber ziemlich breite, blau mit Roth und Grün vermengte Floßfedern, und gar zarte, kleine und subtile Schuppen hat. Sie hat ein niedliches Fleisch, und wird häufig im Lucerner- und Genfersee gefangen. Die **kleine Rothfohre**, so auch **Röthelein** oder **Röthling** genennet wird, hat einen röthlichten Rücken und Schwanz, einen ganz weissen Bauch, und in den Maule scharfe Zähne. Sie werden in der Schweitz in verschiedenen Seen; die edelsten und köstlichsten aber in dem Zugersee mit Legangeln, daran Regenwürmer gesteckt sind, gefangen.

**Rothfuchs**, s. Fuchs.

**Rothhälse**, s. Ente.

**Rothhirsche**, s. Hirsch.

**Rothkehle**, **Rothkeligen**, lat. Rubecula, franz. *Gorge Rouge*, ein kleiner Vogel, welcher am Kopfe, Rücken und Schwanze etwas bräunlicher, als Aschenfarbe, unten am Leibe von der Kehle an, bis fast die ganze Brust hinab, roth (als wovon es auch den Nahmen hat), jedoch nicht hochroth, sondern wie ein rothes Band aussiehet, das die Sonne ausgezogen hat. Es neiget sich solches Rothe in etwas auf die gelbe Farbe, und ist nicht einmal so roth, als ein Gimpel, dessen rothe Farbe doch auch dem Rothen nicht gleichet, welches ein Stieglitz am Kopfe hat. Denn schöner Roth, als der Kopf des Stiglitzes, und die Backen des Fasanenhahnens sind, wird man in Deutschland wohl an keinem Vogel finden. Weiter unten am Bauche, wo das Rothe anfhöret, ist es weiß. Der Schnabel ist weiß, und die Füsse sind es gleichfalls. Das Männlein und Weiblein sind von einander nicht wohl zu unterscheiden. Es geben sich aber doch die Männlein bald mit ihrem Gesange zu erkennen. Die Grösse des Rothkehligens ist ungefehr, wie eine Blaumeise, ob der Vogel gleich ganz anders gestaltet ist; denn das Rothkehligen ist sehr hochbeinigt; an der Brust aber ist es breit, und sein Schnäbelein ist sehr dünne. Im May, und zwar zu Ende dieses Monats, ist das Rothkehligen in allen Hecken zu finden, und alsdenn mit Mehlwürmern, ver-

mittelst eines Meisenschlags, gar leicht zu fangen. Gegen das Ende des Aprils aber begiebt es sich schon tief in die Wälder hinein zur Brut, allwo es anderst nicht, als bey seinen Jungen, deren es meistens viere hat, zu fangen ist. So bald aber diese abfliegen, sind sie ebenfalls vermittelst eines Meisenschlags, sonderlich, wenn sie zuweilen in kleinen Hölzern oder Wäldlein brüten, leicht zu haben. Nach Jacobi, wenn man ein Rothkehligen, es sey ein junges oder ein altes, zu haben verlanget, ist es am besten, man nehme den Fang mit der Eule vor, davon bey dem Häher gedacht worden, und sind bey selbigem Fange die Rothkehligen allezeit die letzten, die da kommen, denn sie fliegen erst herzu, wenn es ganz dunkel wird, auch weil sie aus Zorn über die Eule ganz niedrig um die Hütte herum schiessen, ist nöthig, daß man ihnen die Leimspindeln ganz neben der Hütte auf kleine Stengel stecke; so wird man deren genug fangen.

Ungefehr um Michaelis schreiten die Rothkehligen zu ihrem Herbststriche, und sind zu solcher Zeit wiederum an allen Orten zu bekommen, und zwar am meisten in denen Geschneiden und Sprenkeln, als worinne es sich, als ein dünnes Vögelein sehr leicht fänget; bald darauf aber wird es sehr selten, und den ganzen Winter siehet man deren wenig, nächst denen Bächen und in den Gebüschen. Seine Nahrung bestehet in Fliegen, Bienen, und allerley kleinem Ungeziefer, auch Hollunder und und andern dergleichen Beeren. Mann schließt es nicht gerne in Vogelbauer ein, weil es nicht gar lange, ja kaum etliche Tage, darinnen zu leben pfleget; sondern man läßt es lieber frey in der Stube herum fliegen und hüpfen, wo es sich mit Fliegenfangen, Brodtbrosamlein, gedruckten Hanf und dergleichen ernähret. Es singet aber nicht so gut, als eine Nachtigall; jedoch ist sein Gesang an sich selbst nicht unangenehm, und, wenn man es neben einer Nachtigall im Gemach hat, lernet es derselben viel nachmachen, und pfleget sich dadurch ihr Gesang um ein merkliches zu verbessern.

**Rothschlegel**, s. **Gimpel**.

**Rothschwänzlein**, **Rothschwanz**, **Rothbrüstlein**, **Röthling**, lat. Rubecula, Phænicurus, Erithacus, franz. *Cul rouge*, ein kleiner Vogel, welcher von der rothen Farbe seines Schwanzes seinen Nahmen hat, und an Grösse dem Rothkehligen gleich kommt, ausser daß es ein wenig länger seyn möchte. Insgemein zehlet man deren zweyerley, den **Gartenröthling**, oder das **Gartenrothschwänzlein**, und den **Stadtröthling**, oder das **Stadtrothschwänzlein**.

Jenes, welches in hohlen Bäumen brütet, ist auf dem Kopfe weiß, die übrige Farbe, sowohl an dem Rücken, als an den Flügeln, ist lichtbraun, fast wie bey einer Nachtigall, so doch etwas mehr auf blaulicht sich zuneiget. Die Kehle ist schwarz, und die Brust roth, aber mehr gelbroth, als die

Brust

Brust des Rothkehligens; und wie dieses nur oben an der Brust roth ist, so gehet hingegen die Röthe des Rothschwänzleins zu beyden Seiten etwas weiter hinunter; unten, wo der Schwanz anfängt, ist es ein wenig dunkelweiß; der Schwanz selbst ist, wie schon gemeldet worden, roth, und zwar ziegelroth, und das Schnäbelein schwarz. Die **Siecke**, oder das **Weiblein** ist vor dem **Männlein** gar leicht zu erkennen, weil es von allen seinen Farben nicht eine einige, als allein den ziegelrothen Schwanz hat; im übrigen ist es am Ober- und Unterleibe lichtgrau, und fast Aschenfarbig.

**Die andere Gattung**, oder das **Stadtrothschwänzlein** betreffend, so ist selbiges etwas grössers, und nicht nur an dem ganzen Kopfe schwarz, sondern solche Schwärze gehet auch an der Brust (doch nicht so weit, als die Röthe des andern), und an dem Rücken ziemlich weit hinunter. Die übrige Farbe sowohl am Rücken, als am Bauche, ist sehr dunkelgrau, und hat gar nichts so helles, als das andere; der Schwanz aber ist roth, und das Schnäblein von gleicher Gestalt. Das **Weiblein** ist sogar an der Farbe dem Gartenrothschwänzleinsweiblein gleich, daß schwer zu unterscheiden, zu welcher Art es gehöre; es sey denn, daß man von beyden eines in der Hand habe, und sie gegeneinander halte, so siehet man wohl, daß dieses schwärzlichter ist.

Das **Stadtrothschwänzlein** nistet in Städten und grossen Schlössern, oder in Häusern, und setzet sein Nest auf eine Thüre oder auf einen Balken hin, allwo es, ob selbiges gleich nirgends angeheftet ist, dennoch vest stehen bleibet. Das **weißköpfigte** oder **Gartenrothschwänzlein** hingegen brütet zwar nicht anderst, als auf hohen Bäumen, hat aber nur darum der hohen Bäume nöthig, weil auf jungen Bäumen kein Loch zu finden ist. Wenn es aber ein Loch findet, so gilt es ihm gleich viel, ob selbiges weit oben am Baum, oder weit unten ist; und wenn grosse Bäume nahe an Mauren stehen, so machet selbiges auch sein Nest in die Mauerlöcher, oder unter die Dächer. Sie bringen mehrentheils vier bis fünf Junge aus. Das in Städten wohnende nähret sich mehr mit Fliegen und Mücken, als mit Würmern, und nimmt, was es frisset, sowohl als das andere, so auf den Bäumen Würme suchet, mit Verschlucken zu sich. Es läßt sich selten auf der Erde antreffen, sondern suchet seine Speise, wenn es nicht denen Jungen zu Gefallen ebenfalls Würme von den Bäumen holet, nur auf denen Dächern, allwo es auch vermuthlich von denen moosichten Ziegeln etwas geniesset. Das **Gartenrothschwänzlein** aber suchet seine Nahrung gar öfters bey dem Aufenthalte der Nachtigallen.

Von beyden bleibet keines das ganze Jahr durch bey uns. Das **schwarzbrüstige** oder das **Stadtrothschwänzlein** aber läßt sich schon mitten im März zen auf den Dächern hören, und

gehet um Michaelis hinweg; das Gartenrothschwänzlein kommt erst mitten im April, wenig Tage vor der Nachtigall, und dieses übertrift an Lieblichkeit des Gesanges das erstere sehr weit, verläßt uns aber zugleich mit der Nachtigall. Beyde können anders nicht, als mit Meelwürmern vermittelst der Leimspindeln oder Meisenschlägen, gefangen werden, die man vor das erste auf denen Dächern, vor das andere aber auf den Bäumen aufrichtet; wiewohl diese Vögel, wie lieblich sie auch singen, deswegen nicht groß zu achten sind, weil die Nachtigall sie am Gesange weit übertrift, und doch kaum so zärtlich, als wie diese, gehalten seyn will.

**Rothschwanz**, s. **Rothschwänzlein.**

**Rothseitig**, ist ein bey dem Forstwesen gebräuchliches Wort, und bedeutet, wenn Kiefern und Tannen, am meisten aber Fichten, an den Seiten krumm heraus, und nach und nach wieder in die Höhe hinauf wachsen, woselbst sie denn einen rothen, und brüchigen Strich Holz bekommen. Ein solcher Baum taugt weder zu Brettern, noch zu einem Baustamm, sondern zu nichts, als zum Feuer.

**Rothspecht**, s. **Specht.**

**Rothtanne**, lat. Picea Arbor, franz. *Pinasse.* Diesen Namen giebt man an einigen Orten der Fichte, an theils Orten aber wird sie auch nur die Tanne genennet, doch eigentlich nur, wo die andern und insbesondere sogenannte Tannen nicht befindlich sind. Wo aber die dreyerley Sorten: Kiefern, Fichten und Tannen beyeinander stehen, und untereinander wachsen, da hat sie den Namen Fichte.

**Rothvogel**, s. **Nachtigall.**

**Rothwildpret**, wird dem schwarzen entgegengesetzt, und darunter insonderheit der Hirsch verstanden. s. **Hirsch, Wildpret.**

**Rotte**, nennet man, wenn etliche Wölfe beyeinander sind.

**Rothkolbe**, s. **Raulhäuptlein.**

*Rouget*, s. **Rothfeder, Rothfohre.**

*Rouille*, s. **Rost.**

Rubecula, s. **Rothkehle, Rothschwänzlein.**

Rubellio, s. **Rothfeder, Rothfohre.**

Rubetæ, s. **Frosch.**

Rubetra, s. **Brachvogel.**

Rubetum, s. **Brombeerstrauch.**

Rubicilla, s. **Gimpel.**

Rubigo, s. **Frost.**

Rubus, s. **Rost.**

Rubus, s. **Brombeerstrauch.**

Rubus Idæus, Idæus spinosus, vulgaris &c. s. **Himbeerstrauch.**

**Rucke**, s. **Rücke.**

**Rucken**, s. **Rücken.**

**Ruckleinen**, s. **Rückleinen.**

**Rudel**, franz. *Harde*, *Hardelle*, ist ein Wort, welches bey dem Wild, insonderheit bey Hirschen und wilden Säuen, eben so viel bedeutet, als das Wort Heerde bey dem zahmen Vieh. So sagt ein Jäger: ich habe eine Rudel

del Sauen gesehen, anstatt, daß ein anderer sagen würde: ich habe viel, oder eine Heerde Sauen beysammen gesehen.

**Ruf, Ruff,** heißt bey dem Auerhahne, wenn er falzet. Man hat zur Zeit noch nicht gefunden, wie dieser Ruf nachgemacht werden könnte. Bey dem Rebhune heißt es auch **rufen,** nicht schreyen. Auch ruft der Guckguck. **Fürstenruf** heißt bey der Parforcejagd, wenn die Hunde den Hirsch eingeholet, und sodenn geblasen wird, daß der Fürst herzu komme, und den Hirsch fange. Vom **Contraruffe** oder **Wachtelruffe,** ist unter diesen Benennungen am gehörigen Orte nachzusehen. Sonst haben auch die Vogelsteller noch mancherley Erfindungen von Pfeifen, womit sie allerhand Vögel ihren Gesang und Geschrey nachzuahmen wissen, und welche sie ebenfalls einen **Ruff,** franz. *Pipée* nennen, vermittelst dessen sie nach Gelegenheit diese oder jene Art von Vögeln herbey locken, um sie entweder in denen aufgestellten Garnen oder mit denen hin und wieder ausgesteckten Leimspindeln und Ruthen zu fangen. s. a. **Leimstange, Feldbaum, Klettenstange, Lockpfeife, Gelock, Lockvogel.**

**Ruffen,** was es bey der Falknerey heisse, s. **Falke.**

**Ruheböcke,** deren Beschaffenheit und Gebrauch bey dem Vogelfang s. **Leimbank.**

**Ruhr,** s. **Ruhrvogel.**

**Ruhren,** s. **Ruhrvogel.**

**Ruhrlerchen,** s. **Ruhrvogel.**

**Ruhrmeisen,** s. **Meisenfang.**

**Ruhrruthen,** s. **Meisenfang.**

**Ruhrvogel, Rohrvogel,** heißt bey den Vogelstellern ein Vogel, welcher auf dem Heerde an ein langes hierzu bereitetes Hölzlein dergestalt angefillet oder angebunden wird, daß solches Hölzlein durch einen langen, in die Vogelhütte reichenden Faden von dem Vogelsteller gezogen, und der Ruhrvogel, auf- und nieder zu fliegen, bewogen werden kann. Merket man, daß fremde Vögel angeflogen kommen; so ziehet man den Faden an, worauf denn sogleich auch der Ruhrvogel etwas in die Höhe flieget. Wenn nun dieses die in der Luft befindlichen Vögel sehen; so bequemen sie sich bald zum Abfluge, und eilen auf die hierzu bereiteten Anfälle. Hieselbst kommen ihnen sogleich die Vorläufer in das Gesichte; weswegen sie sich zu ihnen machen, und bald hierauf in den Heerd fallen. Es wird aber vorbesagter Vogelzug eine **Ruhr** genennet, weil der Vogel mit dem Faden gerühret, und zum Flug ermahnet wird. Solches **Ruhren** oder **Rühren** geschiehet, wenn grosse Vögel verspüret werden, mit denen grossen; so aber kleine in der Nähe sind, mit denen keinen Ruhrvögeln. Es ist auch kein Heerd leichtlich anzutreffen, zumalen zur Herbstzeit, auf welchen man dergleichen nicht finden sollte.

**Die Ruhrvögel zu blenden,** wie solches einige in Gewohnheit haben, ist eine ganz unnöthige Sache. Denn ein Wildfang, er sey so scheu, als er immer seyn kann, wenn er zwey oder drey Tage bey denen Vor-

Vorläufern stehet, bequemet sich, und fraget wenig darnach, ob er angebunden ist, oder nicht, und lässet das Flattern gar bald. Ueberdas kann er, wenn er blind ist, gar leicht Hungers sterben, indem er das Gefräße auf dem Heerde unmöglich finden kann, wie etwan im Bauer oder Vogelhäuslein, da er wegen seines gegewissen Hin- und Hersprungs das Freß- und Saufgeschitre schon gewohnet ist, welchen Sprung er aber auf dem freyen Heerde nicht also haben kann. s. a. **Läufer**, **Lockvogel**. Die **Ruhrlerchen** werden nur an das linke Bein angeschleifet, und macht man, selbige anzufillen, nicht viel Wesens; doch muß man zusehen, daß man bey Ziehung der Ruhrlerchen nicht gar zu schnell sey, auch selbige nicht allzuhart niederfallen lasse; widrigenfalls würde eine solche Ruhrlerche ihren Dienst wohl schwerlich über einen halben Tag verrichten können, s. **Lerchenstreichen**. Von denen **Ruhrmeisen** siehe im Art. **Meisenfang**; und von denen **Ruhrtauben** bey dem Worte: **wilde Tauben**.

**Rücke**, s. **Rehe**, **Krähe**.

**Rücke**, heissen auch gewiesse Stangen, s. **Holzschlag**. A) 1).

**Rücken**, heissen bisweilen die Afterklauen, so am hintern Lauf eines Hirsches oder Rehes sind. So sagt man z. Ex. hier oder da hat ein Hirsch oder Rehe mit seinem Rücken angereicht. s. **Afterklauen**.

**Rücken, rucken, gen Feld oder Holze rücken oder fahren**, was es bey den Haasen bedeute, s. **Hase**, **Fahren**.

**Rückheerd**, s. **Vogelheerd**.

**Rückleinen**, **Ruckleinen**, ihre Beschaffenheit bey dem Lerchenfang. s. **Lerchenstreichen**.

**Rüde**, s. **Saurüde**.

**Rüdehorn**, s. **Riedehorn**, **Hifthorn**.

**Rüdenknecht**, heißt bey der Jägerey derjenige Knecht, so auf die Saurüden und Jaghunde bestellet ist. s. a. **Aufseher**.

**Rühren**, s. **Ruhrvogel**.

*Ruisseau*, s. **Bach**.

**Rüssel**, s. **Elephant**.

**Rüstbaum**, s. **Rüster**.

**Rüster**, **Rüstbaum**, **Rüßbaum**, **Rister**, lat. Vlmus, franz. *Orme*, *Charme*, ist ein hochstämmiger Baum, von der Gattung des Laubholzes, so zwar Saamen, aber keine Früchte träget. Man findet dessen **zweyerley Gattungen**. Die eine, welche auf Bergen und Höhen wächßt, wird hoch und stark, und hat ein Laub, welches dem Rindvieh sehr angenehm ist. Die **andere**, welche an der Ebene an feuchten und etwas morastigen Orten gerne wächset, wird zwar auch sehr hoch und stark, sie ist aber bey weitem nicht so dauerhaftig, als jene, sondern wird eher wandelbar, und vor der Zeit alt und brüchig. Die Blätter der Rüster oder des Rüstbaums sind sehr rauh und scharf, länglicht und, mit einer schmalen Spitze, am Rande herum schön zerkerbt, und mit harten

ten Aederlein durchzogen. Auf diesen Blättern setzen sich im May und Junio grüne Bläslein oder Knöpflein, welche mit einer Feuchtigkeit erfüllet sind, daraus endlich eine Art von Fliegen oder Mücken erwächset, so ein Loch in solches Knöpflein machet, und davon flieget. Das Laub schlägt im Frühling bey Zeiten aus. Die Blüte, welche aus vielen dunkelrothen Fäserlein bestehet, kömmt aus den äussersten Theilen seiner Zweige herfür; darauf folgen platte, und länglichte Schötlein oder Täschlein, in welchen ein kleiner weisser und süsser Saame enthalten ist. Er hat die Grösse und Gestalt des grossen Gartenmeldensaamens, und wer ihn zum säen haben will, muß ihn bey Zeiten im Herbste sammeln, so bald man spüret, daß er reif ist, weil er sonst bald verflieget. Sein Holz ziehet sich von gelb auf röthlicht, ist ungemein veste, und wird dahero zu **Achsen**, **Wagen**, **Deichseln**, **Unterletterbäumen**, **Naben** und **Felgen** von den Wagnern, zu **Egeschienen**, und anderer **Schirrarbeit** bey dem Feldbau, zu **Schaufeln** in die **Mühlwasserräder**, zu **Stucklaveten** und andern Dingen, so ein vestes Holz bedürfen, sehr nützlich gebraucht. Die Rinde ist dicke, rauh und aufgerissen. Der Weinstock wächßt sonderlich gerne bey diesem Baume.

Viele halten zwar die **Rüster**, den **Fliegenbaum** und die **Ilme oder Ulme** für einerley; es ist aber gleichwohl ein Unterschied an ihrem Laube und Holze zu spüren. Denn der **Fliegenbaum** hat breiter und tiefer gekerbte Blätter, als die Ilme und **Rüster**; diese, die **Rüster** aber, hat ein rötheres, und die Ilme ein weisseres Holz; dahero sie auch von etlichen die **rothe** und **weisse Rüster** genennet werden. s. a. **Fliegenbaum** und **Leimbaum**. Die Rüster wird sowohl durch die **Ausläufer** als durch den **Saamen** fortgepflanzet. Sie giebt auch ein gutes Unter= oder **Schlagholz**. Im **Garten** dienet die Rüster, **Spatziergänge**, **Laubhütten**, **Portal** und **Pyramiden** anzulegen, indem sie sich gut unter der Scheere halten läßt. Die Rüsternblätter sollen, wenn sie noch zart und weich sind, auch denen Seidenwürmern eben sowohl, als die weissen Maulbeerblätter, zur Nahrung dienen, und der **Saame** ist den Hünern eine angenehme Speise, davon sie sehr fett werden. In der **Medicin** dienen die **Blätter** und mittlere **Rinde** von der Rüster, frische Wunden zu heften und zu heilen. Die **Blätter** gepulvert, und in weissen Wein eingenommen, sind ein unfehlbares Mittel wider die Steinschmerzen; in Essig gesotten, und damit gewaschen, heilen sie den fliessenden Grind und die Raude. Der **Saft**, so aus den grünen Bläslein der Blätter gedruckt wird, stärket das Gesichte; dienet zu frischen Wunden, absonderlich der Augen und Gedärme, und macht eine reine Haut, vornemlich, wenn er mit ein wenig Salz in einem Gläßlein fünf und zwanzig Tage lang in die Erde vergraben wird, da er sich läutert und abkläret. Ein gewiesser **Autor** will unter dem Worte **Rüsternholz** den Spindel

delbaum, verstanden haben, der doch nur im Busche, und zu keinem hochstämmigen Baume erwächset, sonst aber auch Anis-Zweck, oder Hahnehütleins-busch oder Holz, und von den Franzosen *Bonnet à Pretre*, *Fusain*, *Fusin*, genennet wird, und mit unsern obbeschriebenen Rüstern nicht die geringste Gleichheit hat.

**Rüsterbaum**, s. **Rüster**.

**Rüsthölzer**, ein Kunstwort in der Kohlenbrennerey, s. **Meuler**.

**Rüstung**, ein bey dem Vogelstellen gebräuchlich Wort, welches alles unter sich begreift, was man bey einem Vogelheerd an Bälgen, Ruhr, Stecken und anderm Geräthe vonnöthen hat. s. **Vogelheerd**.

**Rütsche**, s. **Ente**.

**Rummel, Rummelfall**, heißt ein gewiesser und starker Wasserfall im **Windaustrome**, unweit Goldingen, im Herzogthum Curland, von welchem allhier insonderheit die sinnreiche Art der dasigen Landleute, die Fische in der Luft zu fangen, die auch von einigen nur der **Luftfischfang** oder die **Curische Luftfischerey** genennet wird, gar wohl angemerkt zu werden verdienet, und womit es eigentlich folgende Bewandnis hat: wenn die Goldingischen Amts und Fischerbauren den Winter über ihre ordentliche Arbeit verrichtet haben; so müssen sie alle Erfordernisse von Holzwerk, als Stangen, Weidenbunde, Sträuche zu den Fischkörben, Böcke, hölzerne Nägel, und dergleichen, beyzeiten anschaffen, damit bey dem Rummelzuge, so im Frühjahre den 7 oder 8 May, wenn das Wasser ganz gefallen ist, vor sich gehet, nichts an solchen Sachen ermangele. Alsdenn bringen sie alle Zubehörungen oberhalb dem Rummelsalle an den Windaustrom, und haben auch daselbst oberhalb selbigem gleich 2 Boote zu Uebersetzung der Stangen und Leute zur Hand; ingleichem halten sie auch unter dem Rummelfalle 2 andere Boote bereit, damit sie, wenn etwan jemand verunglücken sollte, ihm alsobald zu Hülfe kommen können. An die daselbst erbaueten und aufgesetzten Holzmaschinen, daran kein einziger eiserner Nagel zu befinden, und welche, ausser der Art, ohne einiges anders Handwerkszeug zugerichtet sind, die die Curen oder Curländer **Böcke** nennen, bevestigen sie lange Nebenquerstangen, ihre Fischkörbe daran zu heften, und über den Rummelfall in die Luft zu hängen, welche Tag und Nacht bis auf den Herbst allda verbleiben. Dieselbe erbauen sie alle am Ufer; nachgehends binden sie an die vordersten Gerüste eine starke Querstange, und so, nachdem die Maschine kleiner oder grösser ist, müssen auch nach Proportion die Querstangen seyn. Daran gehen 6 bis 7 Personen, und schieben sie im Wasser gehend mit aller Macht fort, bis an den Rand des Rummelfalls, daß sie mit den andern in gleicher Reihe, doch etwan 3 Schritte weit neben einander, zu stehen kommen. Wo die gesprengte und ausgebückte Stelle oder Lücke ist, müssen die Böcke weit stärker und höher seyn, dazu auch gar keine hölzerne, sondern eiserne

ne starke Nägel, dicke und starke Bey- und Nebenstangen, und auch grössere Fischkörbe kommen. Anstatt der Querstangen, woran die Stangen der Fischkörbe bevestiget sind, müssen bey der Lücke des Rummelfalls wegen der strengen Flut gar mittelmäßige, behauene und zugerichtete Balken geleget werden; wie denn auch allhier allezeit ein grösserer Fischfang ist. Die Fischkörbe müssen die geschwornen Rummelfischer anschaffen, besorgen, anbinden, und die Fische des Morgens und Abends herausnehmen, und in das Amt bringen.

Dieser seltsame, verwunderliche und bey angenehmen Wetter sehr lustige und ergötzliche Lustfischreichelfang währet so lange, bis eine sehr starke Wasserfluth und Ergiessung des Windaustroms im Herbst die Böcke wegschwemmt, und von der Rummel in Stücken herunter stürzt und wegträget. Es hat aber der Windaustrom allerhand Fische, als Hechte, Weingallen, Lachse, Barsche, Weisfische, Neunaugen, Quappen, Stinte, Störe, Lachsforellen, Schmerlinge, Gründlinge, Alandsbleyer, u. s. w. wie auch viele Krebse. Vierzehen Tage vorher, ehe der Rummelfang bezogen wird, suchen die Stadt- und Landleute ihr Glück durch einen Fischzug mit dem Netze zu thun, und giebt, wer da ziehen lässet, dem Fischer vor jeden Zug einen Kgr. Wenn der Zug geräth, so beschliessen sie öfters eine ziemliche Menge Fische, weil die Fische alsdenn, und nach Ausgehung des Eises, nach süssem und frischen Wasser eilend, bis sie an den Rummelfall hinauf kommen. Wenn aber bey dem ordentlichen Rümmelzeuge alle ausgestellten Reusen und Fischkörbe, deren über 70 sind, in schöner Ordnung nacheinander hin gesetzet stehen, und die über den Rummelsfall herauf wollenden Fische auf etliche Klaftern hoch in die Luft schiessen, so fallen immer einige davon in die Fischkörbe; andere hingegen, so allzuhoch über die Böcke wegsetzen, entwischen und eilen in dem frischen Wasser gegen den Strom immer fort.

**Rummelfall**, s. Rummel.

**Rummelfischer**, s. Rummel.

**Rummelzug**, s. Rummel.

**Runder Lauff**, s. Lauff, Rundung.

**Rundung**, Zirkelstücke, heißt bey der Jägerey ein runder Weg, welcher in einem Holze rund herum ausgehauen, und also ⊕ bezeichnet wird. Wenn mehr Rundungen im Holze, als eine, sind; so wird die erste mit 1 ⊕, die andere mit 2 ⊕, und so fort bezeichnet. Eine halbe Rundung ist ein Weg, welcher in Gestalt in eines halben Zirkels gehauen ist. Unter einer Jagensrundung aber wird der Bogen, so hinten im Jagen gestellet wird, verstanden. siehe auch Jagdrundung, Lauff.

**Rup an Männgen**, ein Kunstwort bey der Falknerey, wodurch man einem Falken oder Habicht bey Verhaltung einer Taube, oder anderen Geässes, Appetit zu machen sucht, zu kröpfen oder anzubeissen.

Ru-

Rupicapra, s. Gems.

**Ruppe**, s. Aalraupe.

*Ruse*, s. *Longer*.

**Rußische Eisfischerey**, s. Eisfischerey.

Rusticula, Rusticula minor, s. Schnepfe.

**Ruthe am Hirsch**, s. Zimmel.

**Ruthe, Standarte**, heißt bey den Jägern so viel, als der Schwanz eines Fuchses oder Wolfes.

**Rutte**, s. Aalraupe.

# S

**Saalweiden**, s. Weide.

**Saambäume, Saamenbäume, Saatbäume**, nennet man bey dem Forstwesen und der wilden Baumzucht diejenigen Bäume, welche man bey Abtreibung eines Gehaues stehen läßt, um von selbigen den benöthigten Saamen zu Vermehrung der Bäume zu gewinnen. s. Baum, Baumsaamen, Holzbau, Holzschlag.

**Saamen, Samen**, lat. Semen, franz. *Semence*, ist dasjenige, woraus, als aus einem lebhaften Anfang, ein anderer gleicher Körper gezeuget wird. Folglich ist ein jeglicher Saame derjenige Begrif, darinn die Pflanze enthalten ist, welche daraus erwachsen solle. Nach unserm Zweck kommt hier nur der Saamen der Bäume in Betrachtnng, und von diesem ist bereits gehandelt worden, unter dem Artickel: **Baumsaamen.**

**Saamen**, wird auch der Strich oder die junge Brut der Karpfen und anderer Fische genennet, welcher, wenn er zwey Sommer und einen Winter im Teiche gestanden hat, den Namen des **zweyjährigen Saamens** erhält. Was den eigentlich sogenannten Strich anbelanget, davon siehe an seinem Orte ein mehrers. Der zweyjährige Saame aber wird auf einen Sommer zum **Erstrecken**, in besondere Teiche, so man **Streck- oder Erstreckteiche** nennt, ausgesetzt. Das Merkmaal, daß er fort- und ausgesetzt seyn will, ist, wenn er im Frühlinge in dem Hälter oft in die Höhe springt. Die Besaamung und Aussetzung des zweyjährigen Saamens geschiehet gar langsam, und ist die beste Zeit, solchen Saamen zu Ende des Aprils oder zu Anfang des Mayen im zunehmenden Monden, wenn das Wasser gleichwie ein wenig lau oder warm geworden ist, und das Gras hervor zu wachsen beginnet, auszusetzen; so gehet solcher Saame seiner Nahrung bald nach, pfleget zu weiden, und in den Teichen an allen Orten sich auszubreiten, und wächset alsdenn tapfer fort. Wenn man ihn aber allzuzeitlich aussetzet, so, daß er in das noch kalte Wasser kommt; so ist es ihm nicht gut, weil er noch etwas zart und weich ist; er pfleget sich auch wohl des Lagers halben, wenn er auf neue Stellen kommt, zu verirren, und sich an den Ufern, in den Löchern und sonsten zu verstecken, wodurch desselben viel umkommt. Wenn dieser Saame wieder einen Sommer gestanden, und sich erstreckt hat; so wird er hernach **drey**jäh-

jähriger Saamen oder Satz genennet. s. Satz.

Saamenbäume, s. Saambäume.

Saamen der Bäume, s. Baumsaamen.

Saamenloden, s. Loden.

Saatbäume, s. Saambäume.

Saathüner, s. Brachvogel.

Sabucus, s. Hollunder.

Sackerfalke, s. Falke.

Sackgarn, Koffergarn, franz. *Louve*, ist ein länglichtrundes und bequemes Garn, zum Fischfange, davon die Ehre der Erfindung denen Franzosen gebühret. Es wird dasselbe mit sechzehen Maschen oder Schmasen angefangen, anbey in der andern Reihe, allemal bey der vierten Schmase, eine eingesetzt, und dieses wird in allen Reihen continuiret, auf daß die von neuem eingesetzten jederzeit gerade auf die, so in der vorigen Reihe zugegeben worden, passen müssen. Wenn das Garn anderthalb Schuhe oder drey Viertel Ellen lang ist; so dürfen keine Maschen mehr eingefügt werden, sondern es muß alsdenn immer gerade fortgestrickt werden, bis auf 2 Schuhe oder eine Elle, da alsdenn eine Oefnung zu machen, welches auf folgende Art geschehen kann: man strickt nemlich an diesem Garne wieder zurücke, wie sonst die ungeschlossenen Netze gemacht werden, bis an diejenige Masche, wo die Strickordnung geändert worden, alsdenn wieder zurücke, und dieses wird bey Erreichung des vorigen wieder angefangen, bis es ungefehr einen Schuh austräget. Darauf wird wieder, wie zuerst, bey anderthalb Ellen oder drey Schuhe lang, mit sechzehen Maschen angefangen, welche sieben Schuhe oder viertehalb Ellen das ganze Koffergarn, ohne die zwey Eingänge, austragen. Wenn die zwey Eingänge gemacht werden sollen; so kann man allezeit bey jedem Viertel oder Garnsweite zwey Maschen nehmen, und bis auf sechzehen Schmasen herabsteigen. Nachdem dieses verrichtet ist; so bindet man das Garn an Reiffen, und zwar den einen Reif an denjenigen Ort, wo die erste Masche ist eingesetzt worden; den andern aber halb des andern Endes an das Koffer- oder Sackgarn; den dritten und vierten bindet man in gleicher Weise in die Mitte des Garns an, welche Reiffen so groß als drey eimerige Faßreiffen seyn sollen. Wenn nun auch die trichterförmigen Eingänge hinein- und angemacht worden, und das Garn gerichtet werden soll; so nimmt man vier, eines Arms dicke Stecken, welche beynahe sechs Schuhe oder drey Ellen lang, und an denen Enden durchlöchert seyn müssen, welche denn mit Stricken um die Reiffe vest angebunden werden, damit dieses Garn so rund, wie ein Reisekoffer bleiben möge. In die Löcher der vier Stecken knüpfet man Bindfäden, und hänget Steine an selbige, damit sie das Garn in die Tiefe ziehen können. An den einen mittlern Stecken kann man gleichfalls einen drey bis vier Ellen langen Strick anbinden, um das Koffergarn bequem wieder heraus zu ziehen. Wenn in der Mitten des Garns zwischen den beyden Eingängen ein guter Köder hineingehängt wird;

wird; so gehen die Fische lieber hinein, welche aber nicht wieder zurück heraus können, und sich also gefangen geben müssen. Eigentlich aber ist dieses **Sack**- oder **Koffergarn** nichts anders, als die berits bey dem Worte **Garnsack** beschriebene und auch unsern Fischern schon mehr als zu bekannte Art von Fischgarnen.

Sonst bedienen sich auch die Franzosen eines solchen **Sack**- oder **Koffergarns** zu ihrer sogenannten *Raffle*, die ebenfalls ursprünglich eine französische Invention von einem sehr nützlichen Fischgarne ist, welches alles mit sich nimmt, worauf es nur fället, und daher auch den Namen *Raffle* erhalten hat. Es bekommt dieses Garn eben eine solche Rundung, wie die erstbeschriebene *Louve* oder das **Koffergarn**. Ist nun der Koffer nach der vorhergegebenen Anweisung fertig; so muß man kleine Stecken von weichem und sich biegendem Holze, von solcher Länge, wie es die Weite des Koffers erfordert, haben, und dieselben als Faßreiffen um das Garn biegen, und vest anbinden, davon der eine bey dem Eingange an der Reihe, und demjenigen Orte, wo die Doppelmaschen gemacht sind, zwey in die Mitte, und einer in das andere Ende kömmt. Die Eingänge im Wasser offen zu halten, geschiehet mit 4 Bindfäden, denn wenn die Eingänge an den Enden 24 Maschen in der Rundung haben; so werden sie in vier Theile getheilet, damit 6 Maschen auf einen Theil kommen. Hierauf bindet man in der Mitten der ersten Masche einen Faden an, wozu noch eine Reihe Maschen eines Zolls weit gestrickt werden kann. Jedoch ist zu merken, daß diese Reihe einzig und allein nur fünf Maschen haben soll. Nach diesem schneidet man den Faden wieder ab, und bindet ihn eben auch an die ersten Maschen dieser letzt gestrickten Reihe. In der letzten, so gleich auf diese Reihe folget, sollen nur drey Maschen, und durch dieselben ein Bindfaden gezogen seyn, daran sich diese drey Maschen auf- und zuziehen können, welchen Bindfaden man denn etwas geräumlich zusammen binden kann. Wie nun dieses Theil gemacht ist, so müssen auch die drey andern seyn, und wenn alle viere beysammen sind; so lässet man die zwey Reiffen von zwey Personen, die den Koffer auf beyden Seiten zugleich anziehen müssen, halten. Darauf bindet man die vier Bindfäden, jeden gleich weit voneinander, an den gleich gegen über stehenden Reiffen, damit diese zwey Eingänge allezeit ganz straff und stark ausgespannet, und die Oefnung eines Schuhes weit, seyn könne. Die Oefnung soll einen Bindfaden haben, daß man solche auf- und zuziehen kann. Nach diesem nimmt man einen langen starken doppelten Bindfaden, welchen man um die andern Bindfäden herum legen muß, auf daß, wenn man die *Raffle* aus dem Wasser ziehen will, solche nur an dem starken Bindfaden, welcher im Ausheben die andern alle verschließet, damit nichts heraus springe, ergriffen werden könne. Wenn nun also die ganze Rundung oder der Koffer der *Raffle* fertig ist; so werden die Flügel auf folgende Manier daran gemacht: man nimmt nemlich einen gezwirnten Strick, etwan eines

kleinen Fingers dicke, welchen man unten an das Garn nähet; oder aber man ziehet diesen Strick durch zwey oder vier Maschen hindurch, und macht zwey Knoten an den Strick, darauf wieder drey Maschen, und abermals zwey Knoten. Wenn dieses geschehen, so sollen drey bis vier Stücklein Bley an den Bindfaden angehänget werden. Nach Anbindung und Vestmachung des Stricks an das Garn aber nimmt man etliche viereckigte Stücke Pantoffelholz, oder andere Flosse, ein jedes von drey bis vier Zoll groß, und eines Zolls dicke, welche in der Mitte durchlöchert seyn müssen, damit sie an einen andern besondern Strick van 6 zu 6, oder von 9 zu 9 Zoll weit, angeknüpfet werden können. Ueber dieses wird das Garn von oben her eben auch, wie das andere von unten her, genähet; doch also, damit von besagtem Stricke unten und oben ein Trumm, von 3 bis 4 Schuh lang, herab hänge, als woran die Stangen, wenn die *Raffle* gerichtet werden soll, zu binden sind.

Diese Stangen, deren man 5 bis 6 haben muß, sollen gerade, stark, unten bey dem dicken Theile zugespitzt, und nach der Tiefe des Orts 8 bis 10 Schuh lang seyn. So muß auch alles Schilf und Gras an demjenigen Orte, wo man die *Raffle* richten will, abgeschnitten werden, damit man das Garn ohne Hinderung richten könne. Nach diesem nimmt man eine von diesen Stangen, und bindet die Flügel des gedachten Garnes daran, und zwar das untere Theil, woran die Bleyklitzer hangen, an das dickere Theil der Stange, das Seil aber, woran das Pantoffelholz befindlich ist, an das dünnere Theil, und zwar so weit voneinander, als der Fluß tief seyn mag. Wenn nun die Stangen nacheinander an das Garn angebunden werden; so giebt man ein Ende von einem andern Seile dem andern Gehülfen, so jenseits des Ufers stehen muß, (zumal wenn man keinen Kahn hat, die Garnflügel hinüber zu führen) welcher das Garn ebenfalls an eine Stange vest anbinden, und die Stange ganz zu allernächst an dem Ufer mit dem dicken zugespitzten Theile in des Wassers Grund, die andere Stange aber gerade gegen über, einschlagen muß. Ferner wirft der eine das Ende von seinem Seile wieder herüber, und der andere muß den Garnflügel, wie bey dem ersten geschehen, zurückwerfen, darauf beyde mit denen Stangen das Garn wohl anziehen, und ein jeder seine Stange an dem Ufer stark und vest einschlagen soll. Wenn nun das Garn gespannt ist; so muß man das Ende von dem verborgenen Bindfaden bey sich behalten, und denselben wohl unter dem Wasser verbergen, daß er nicht gesehen werden könne. Hierauf nimmt man eine Stange, so an einem Ende eine Zwiesel oder Gabel hat, und breitet das zuvor abgeschnittene Gras allerwegen auf dem Garne aus, damit es nicht gesehen, und die Fische auch bey heissem Sonnenschein einen schattichten Ort finden möchten. Dieses Garn bleibet also gerichtet 2 bis 3 Nächte in dem Wasser stehen, da sich denn, wenn andere Fische in selbiger Gegend vorhanden sind, eine

eine grosse Menge darinnen wird gefangen haben. Wenn man es nun aus dem Wasser heben will; so muß man an jedes Ende derer Garnflügel ein Seil anbinden, und also nach und nach anziehen, dannoch aber den Bindfaden vest halten, damit die eingeschlossenen Fische nicht wieder heraus kommen mögen: denn dieser Bindfaden ist blos wegen der Fischdiebe ersonnen, daß, wenn solche die *Raffle* heraus ziehen wollen, in Meynung, die gefangene Fische zu erwischen, dieses Bindfadens aber nicht gewahr worden, sie also zwar die *Raffle* heraus ziehen; die Fische aber sind ihnen entwischt.

**Sackgarn, Garnsack,** franz. *Poches, Pochettes,* heissen bey den Weydleuten eine Art von Garnen, darinnen die Kaninichen und Schnepfen gefangen werden.

*Sacre*, s. Falke.

**Säen der Bäume,** s. Baumsaamen.

**Sägemühle,** s. Schneidemühle.

**Säpern,** s. Rindeschälen.

**Säzlinge,** s. Saz.

**Saft im Holz.** Was es für eine Bewandniß mit demselben habe, davon hatten die Alten keine richtige Kenntniß. Herr Beckmann in seinen Beyträgen zur Verbesserung der Forstwirthschaft schreibet S. 96. folgender Gestalt: der bekannte Ausdruck; man müsse das Holz nicht im Saft schlagen, gründet sich auf ein altes Forstmährgen. Die guten alten Vorfahren waren in der Naturlehre jämmerliche Helden; dann sonsten würden sie sich von einem alten Weibe, mit einem leeren Wassergefässe, wann sie ihnen bey ihrem Ausgehen begegnete, vor einem dreyläustigen Haasen, und vor denen ungeheuer beschriebenen Wehrwölfen nicht so gefürchtet haben. Wir hätten von ihnen gewiß ein paar Schock aberglaubische weydmännische Possen weniger ererbt, wenn sie die natürlich würkenden Ursachen zu beurtheilen im Stande gewesen wären. Aber eben da fehlete es denen ehrlichen Altvätern. Sie bildeten sich von dem Zusammenhang der Naturbegebenheiten, theils fürchterliche, theils lächerliche, und überhaupt ganz wahrheitswidrige Vorstellungen. Bey diesem durchgängigen Mangel einer gesunden Naturlehre nun konnte es nicht anderst kommen, als sie mußten sich auch von der Art und Weise, wie das jährliche Wachsthum der Bäume und Vegetabilien, deren innern Bau sie wenig oder gar nicht kannten, eigentlich zugienge, mit groben und abgeschmackten Begriffen behelfen.

Weil die Bäume im Winter nicht wuchsen, blüheten und Frucht trugen; so glaubte man, sie hätten zu solcher Zeit ihren Saft verlohren, und es seye derselbe im Herbste mit dem Anfang der rauhen Witterung in die Wurzel zurück getretten, so wie etwa in einem Thermometer der in ihm enthaltene *Liquor* sich aus der Röhre herab in die gläserne Kugel senket. Ja, sie dachten noch nicht einmal so bündig; dann sonst würden sie doch bemühet gewesen seyn, durch eine anatomische Zergliederung der Baumwurzeln die Gefäße und Bälglein zu entdecken, in denen, nach ihrer Meynung, der Saft aus dem

ganz-

ganzen grossen und hohen Stamm und vielen Aesten eines Baums, ja sogar aus denen Tangelnadeln des Schwarzholzes, insgesammt überwintern sollte. Allein so kritische Philosophen waren damals noch nicht Mode. Man glaubte eine Sache vielmehr auf gutes Glück. Eben mit einer solchen ungegründeten Zuverläßigkeit legten sie in dem Anfang des Frühjahres dem Namenstag des ehrwürdigen **Fabians Sebastians**, der vielleicht seinem ehrlichen Handwerk nach ein Holzförster gewesen seyn mag, die wundervolle Kraft zu, daß er den Saft der Vegetabilien aus denen Wurzeln wieder in den Stamm hinauf wandern, und die Bäume gleichsam von neuem beleben ließ. So wie etwa der **Knecht Ruprecht** nach Weyhenachten sich zu verlieren, und erst einmal in dem Advent zur Belustigung der Kinder sich wieder einzustellen pfleget; so gieng es nach ihrer Meynung auch mit dem Safte der Bäume und Pflanzen. Ja, wenn der ehrenveste Fabian Sebastian ein reicher Kaufmann, und die Bäume hungerige Poeten wären, so wunderte es mich gar nicht, daß sein Namenstag sie von neuem belebte, und in Bewegung setzte.

Dieses Lehrgebäude veranlaßte denn nun auch die Redensart: **Holz im Saft schlagen**, das ist zu der Jahreszeit, wenn der Saft der Bäume durch die erwärmenden Sonnenstrahlen verdünnet, flüßig und flüchtig ist, und, indem er sich in dem Stamm ausdehnet und ausbreitet, das Wachsthum desselben bewürket. Ihr wurde also diejenige Zeit entgegen gesetzet, da nach diesen bodenlosen Lehrsätzen die Bäume ohne Saft seyn, und sich solcher in die Baumwurzeln, als seine gewöhnlichen Winterquartiere zurück begeben haben sollte. Sie verstunden nemlich hierunter den Zustand der Bäume im Winter, da ihr Saft durch die Kälte desselben verdicket wird. Wenn demnach einer fragen wollte: ob dieses oder jenes Holz im Saft zu hauen räthlich? so würde er der Natur gemäß sich also ausdrücken müssen: Soll man Holz zu der Zeit, wann der Saft der Bäume flüssig und flüchtig, und in denenselben in voller Bewegung ist, oder alsdann erst, wenn solcher in ihnen verdicket worden, und sich gleichsam geliefert befindet, schlagen? Denn **Saft ist und bleibt zu jeder Jahreszeit in dem Baum, nur in einem unterschiedenen Zustand und Grad der Flüßigkeit und Bewegung.** Er stellet, nach der Analogie zu reden, in denen Vegetabilien das vor, was in denen Körpern der Thiere das Blut, oder bey dem Wildpret der Schweis genennet wird. Von diesem aber hat man ja noch zur Zeit in keiner medicinischen Schule gelehret, daß es sich im Winter aus dem ganzen Körper und dessen Gliedern wegzöge, und in denen Fußsohlen oder Fußzehen seine Winterwohnung erwählete.

In Beantwortung der Frage: ob man Holz in der sogenannten Saftzeit hauen solle? müssen wir allezeit einen sorgfältigen Unterschied zwischen Bau- und Brennholz machen. Wenn man das letztere in denen Frühlings- und Som-

Sommermonaten, da der Saft der Bäume flüßig, flüchtig, und in einer heftigen Bewegung ist, machen läßt; so verflieget dieser, als der Geist des Holzes, durch den es doch vornemlich hitzet und wärmet, aus solchem zu so unbequemer Zeit gemachten Brennholz gänzlich, und es ist dieses dahero hernach zur Feurung von sehr schlechtem Nutzen. Feuerholz darf also, nach der alten Weise zu reden, nicht im Saft geschlagen werden; sondern man muß es in denen Herbst- und Wintermonaten fällen lassen, weil es alsdann seinen zur solchen Zeit gelieferten oder geronnenen und verdickten Saft in sich behält, und derselbe bey dem Austrocknen des Holzes in ihm immer dicker und vester, mithin aber auch das Holz selbst, wegen dieses in sich habenden Harzes, zu Hervorbringung von Hitze und Wärme desto geschickter wird. Diesen verdickten Saft brauchen wir aber in dem Bauholz nicht. Läßt man dieses zu einer Jahreszeit schlagen, da der Saft in denen Bäumen flüßig und flüchtig ist, mithin aus dem zum Austrocknen ausgesetzten Holz leicht verflieget; so entgehet seiner Güte durch den Verlust desselben gar nichts, sondern es ist nur nachhero, wenn es ausgetrucknet, desto leichter. Mithin könnte man, unter Beobachtung der übrigen zu einem ordentlichen Holzschlag in seinen Wäldern gehörigen Umständen, Bauholz auch zu der Jahreszeit fällen lassen, da es nach dem alten Glauben im Saft stehet. Die Mode aber, das Bauholz, sobald es nur erst gefället worden, auch ohne, daß es austrocknen darf, zu verarbeiten und zu verbauen, ist höchst verdammlich.

Wir merken hierbey nur noch so viel an, daß ein Stamm, als der Haupttheil eines Baumes, der Structur nach ziemlich mit der Wurzel überein komme. Er bestehet aus der Rinde, vesten Fäsergen, aus Luft und Saftröhren, und dem Marke. Durch dergleichen Gefäße, steiget der Nahrungssaft aus der Erde in den Baum in die Höhe. Er bewegt sich durch die verschiedenen Theile desselben, und eben dadurch wird er gleichsam verdünnet, mithin zu einer zuträglichen Nahrung des Baumes, und zugleich zum Wachsthum desselben geschickt gemacht. Nach Beschaffenheit des Holzes sind die Zwischenräume weiter und enger, ja sie werden auch durch die Kälte und Wärme erweitert und zusammen gezogen. Hieraus ist einigermassen begreiflich, warum im Frühling, da die Wärme die Zwischenräume ausdehnet, und den in denen Bäumen schon vorhandenen Saft noch dazu verdünnert, die Bäume am häufigsten mit Saft angefüllet sind. Nun möchte man denken, wann es von der Wärme herrühren soll, daß der Baum mit dem Safte angefüllet wird; so müßte auch die Vielheit des Saftes mit dem Grade der Wärme zunehmen, und dieses kommt doch mit der Erfahrung nicht überein. Allein erstlich ist der Erdboden im Frühjahr voller Feuchtigkeiten, und zum andern, dunstet der Baum bey zunehmender Wärme unglaublich viele Feuchtigkeiten aus; folglich vermindert die Hitze die Menge des Saftes; ja

eine

eine anhaltende grosse Hitze kann denselben dergestalt vermindern, daß die Bäume nicht nur wenig Holz treiben, sondern die äusserste Aeste werden auch wahl ganz schlaff, wie dieses die Erfahrung zur Genüge bestättiget. Wenn aber der Sommer nicht sehr trocken ist; so treibt das Holz weit besser, und zwar von dem Märzen an bis in den Monat August. Doch diejenigen Bäume, die im Vorsommer von denen Raupen sind beschädiget worden, treiben manchmal noch etwas länger. Nach dieser Zeit aber verdicket sich der Saft in denen Bäumen nach und nach, weil die Sonne nicht mehr so, wie zuvor, wirket, die innern Fäsergen werden steif, und verhindern den vormals flüchtigen Umlauf des Saftes.

**Sagena**, s. **Fischgarn.**

*Sagouin*, s. **Affe.**

**Salix**, s. **Weide.**

**Salm**, s. **Lachs.**

**Saltuarius**, s. **Holzgraf.**

**Saltuarius supremus**, s. **Oberforstmeister.**

**Saltus**, s. **Forst.**

**Salzlecke, Sulzlecke**, ist nicht allein sehr nützlich und verträglich in Thiergärten, sondern auch in Gehägen, ja wohl gar an den Grenzen in Wäldern, da Wildpret wechselt; massen sich zu verwundern, wie die Hirsche des Morgens und Abends sich so gerne dabey finden lassen und aufhalten. Es liebet aber der Hirsch und das Wildpret solche des Jahres zweymal, als des Frühjahres, wenn das Laub ausschläget, und der Hirsch sein Gehörn geworfen und wieder aufsetzet, das Wildpret aber zur Kalbezeit; und des Herbsts nach der Brunst, so der Hirsch davon matt geworden, und an Kräften zunehmen will; dahero die Lecken jedesmal vier Wochen vorher angerichtet werden sollen, damit sie etwas harte und alt scheinen. Es sind aber die Salzlecken eine Erfindung der alten Jäger, so vor das Wildpret gut befunden worden, und werden dieselben des Frühjahrs, wenn das Laub ausschlagen will, jährlich zugerichtet, oder doch wenigstens verneuret, damit das Wild davon frische Witterung haben könne; und pfleget das Wild solche zu lecken um des Salzes willen, welches ihnen sonderlich und ohne Zweifel annehmlich und gesund seyn muß. Auch ist den Hirschen ihr Gehörne viel höher verecket, und ihre Häute werden viel reiner befunden, als wo solche nicht zu finden. Doch wo an einem Orte salnitrische oder salzigte Salpetererde zu finden ist, achten sie die Salzlecken nichts, sondern gebrauchen sich solcher Erde ebenfalls. Wo grosse königliche oder fürstliche Gehäge des Wildes sind, da werden derer angrenzenden Grafen und Herren, oder deren von Adel ihre Salzlecken in den gehörigen Revieren nicht geduldet, oder wenigstens doch nicht öffentlich zu halten erlaubet, weil gemeiniglich die Jäger durch solche Salzlecken, darein sie unterschiedene Species und Kunststücke mengen, das Wild aus dem Gehäge dahin zu locken und wegzuschießen pflegen, als wornach es gerne gehet.

Es werden aber die Salzlecken am nützlichsten geschlagen, wo sich entweder das Wild aufzuhalten, oder doch wenigstens zu wechseln pfleget, und vor allen Dingen, wo Wasser und Gras, wie auch Dickichte und Behältnisse vor dieselben vorhanden sind. Sie werden auf unterschiedene Art zugerichtet. Wo sie heimlich und verschwiegen seyn müssen, werden sie an einen Hügel gemacht, die Materie in die Erde eine halbe Elle tief eingeschlagen, daß nichts vermerket werden kann, als ein blosser Erdhügel, welcher mit Streue dünne zu überstreuen, wovon der Wind dennoch den Geruch der Materie sehr weit dem Wilde zuführen kann. Solche hält man vor die beste Art, davor sich das Wild nicht scheuet. Weil aber bekannt ist, daß die salzigte Materie sich stets niederziehet, und gleichsam in die Erde versenket, oben aber nur bitter bleiben würde; so müßte man hierzu in der Erde wie eine Schüssel, oder einen guten Grund von fettem Thon und Eichenlaub rammlen, und sodenn die Materie darein schlagen. Wo es aber öffentlich erlaubet ist, wird ein Kasten ins Gevierte zwey Ellen von Schalholz beschlagen, und eine Elle hoch über der Erden, öfters auch grösser gemacht, darinnen die Materie eingeschlagen, sodenn aber, je mehr und höher ein spitziger Haufen wird, in der Mitten ein etwas fein ausgeschnövelter Bruch, oder junges Bäumlein, nach Weydmannsgebrauch, von Tannen oder Fichten, eingestecket. Und nimmt man zu solcher Materie Leimen aus alten Backöfen, Heringslacke, Campheröl, Eberwurzel, Liebstöckel, das Wasser von der Blase eines Thieres, das Geburtsglied, alles zusammen wohl vermenget, und die Sulze davor geschlagen. Einige schmieren diese Materie an alle Stämme, wo das Wild wechselt, in gehackte Löcher, und nicht an der Wetterseite, damit es länger den Geruch allda behalten könne; welches man aber an seinen Ort gestellet seyn läßt, indem es ein jeder selbst probieren, und nach seinem Gutbefinden thun oder lassen kann. Wo Viehhütungen und Triften sind, müssen an Pfähle Stangen gebunden werden, etwa 3 Fuß hoch; hierdurch wird das Vieh zurücke gehalten, aber das Wild setzet hinüber, und genießet die Salzlecke alleine.

**Salzscholle**, ein Fisch, s. **Bütte.**

Sambucus aquatica, s. **Schwalckenbeere.**

Sambucus vulgaris, domestica, &c. s. **Hollunder.**

**Samen**, s. **Saamen.**

**St. Hubertsfest**, ist ein nunmehro fast an allen Orten in Europa, wo die Parforcejagd im Gebrauch ist, gewöhnliches Jagdfest, welches dem **H. Huberto** zu Ehren mit besondern Ceremonien gefeyret wird. Es hat aber dieser **Heil. Hubertus** zuvorher **Eustachius** geheissen, und ist nicht allein vor sich selbst ein Heyde, sondern auch ein gewaltiger Verfolger der Christen, zugleich aber auch ein besonderer Liebhaber der Parforcejagd in Frankreich gewesen. Zu seiner Bekehrung soll ihn ein Hirsch be-

weg

wogen haben, welchen er gefangen, und zwischen dessen Gehörne er ein Crucifix erblicket, worauf er sich bekehret, die christliche Religion, und als er sich tauffen lassen, den Nahmen **Hubertus** angenommen. Sodenn soll er GOtt zu Ehren eine Capelle in Frankreich erbauet haben, welche noch allda gezeiget wird. Da nun dieser **Heil. Hubertus** insgemein vor den Urheber und Erfinder der Parforcejagd gehalten wird; so pfleget man auch demselben zu Ehren aller Orten, wo man diese Jagd hält, desselben Fest am 3ten November mit den grösten Solennitäten zu feyren. Und zwar wird dasselbe an vielen königlichen und fürstlichen Höfen gemeiniglich 8 Tage lang, sowohl mit verschiedenen **Jagdplaisirs**, als andern Lustbarkeiten, folgender Maßen begangen:

Zuförderst werden alle zur Equipage gehörige Jäger und Bediente mit neuer Kleidung versehen, und sowohl denen königlichen oder fürstlichen, als Cavaliers- und Jägerpferden die besten Zeuge aufgeleget. Hierauf versammelt sich die ganze Hofstatt bey dem Jagdpalais, die Besuchknechte, welche vorher einen guten und jagdbaren Hirsch bestätiget haben, finden sich ein, und bringen Rapport, wo selbiger stehet. Immittelst sind die von der Küche, Canditorey und Kellerey schon ohnweit dem Orte, wo der Hirsch angejaget, und die Assemblee gehalten werden soll, vorausgeschickt. Und wenn nicht etwan daselbst schon ein besonders Lust- und Jagdhäusgen ist; so werden Zelter aufgeschlagen, unter dieselbe Tafeln und Stühle, und auf denen erstern kostbare Speisen und Geträncke aufgesetzet. Sodenn gehet aus dem Jagdpalais der Zug folgender Weise nach dem bemeldeten Orte fort: Erstlich kommen vorher im ersten Gliede deutsche Jäger mit vorne im Sattel vor sich liegenden Kugel-Büchsen, nebst an sich habenden Hirschfängern und Hornfesseln, welche den Zug führen. Diesen folgen derer Cavaliers Hand- und Beypferde, und zwar derer vom niedrigsten Range ihre vorne, welchen die andern von einem höhern bis zum ersten Range folgen. Hernachmals kommen die Pferde, so vor die Piquers und Jäger gehören, hinter welchen der Sattelknecht und Jagdschmidt zu Pferde folgen. Sodenn kommen die königliche und fürstliche Hand- und Beypferde, welche von denen Stallmeistern und Bereutern aufgeführet werden. Hierauf folgen die Piquers und Besuchknechte zu Pferde, nebst der bey sich habenden Meute Hunde, und die Pursche, so zu denen Hunden gehören, beyher zu Fusse. Der Commandant von der Parforcejagd schliesset und reutet vor dem Könige oder Fürsten her. Hierauf reutet oder fähret der König oder Fürst selbst in höchster Person, und wird von denen hohen Jagdbedienten, Ministern, Cavaliers, Jagdjunkern, Jagdpagen, Leibjägern und Leibschützen begleitet. Nach diesen folgen die Jagdschaisen mit Dero Gemahlinn, Prinzen und Prinzessinnen, und Hofdamen, und hinter diesen eine Suite von Hofbedienten, welche den ganzen

Zug beschliessen. Also gehet der Zug fort bis hin zur Assamblee, woselbst sich sowohl die hohen Herrschaften, als die sämmtliche Suite, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, mit dem Frühstücke erfrischen. Nach gehaltenem Frühstücke wird nach dem Hirsche hingezogen und gejagt, wie bereits bey dem Worte **Parforcejagd** umständlicher gemeldet worden.

Nach vollendeter Jagd retourniren sie nach Hause, oder nach dem Jagdpalais, woselbst sodenn offne Tafel gehalten, und auch die Jäger dabey sehr wohl tractiret werden. Bisweilen müssen auch die Jäger mit denen Parforcehörnern dabey eine Gesundheit nebst andern Jagdstücken blasen. Endlich wird dieser Tag auch mit anderer Music und Lustbarkeit beschlossen. Den andern Tag wird ein Klopf- und Treibjagen; den dritten Tag Galla oder Assamblee bey Hofe; den vierten eine Sauhatze, oder sonst ein deutsches Jagen; den fünften eine dem Könige oder Fürsten beliebige Lustbarkeit; und den sechsten gemeiniglich wieder ein Klopfjagen gehalten; der siebende aber, oder derjenige, an welchem ein Sonntag einfällt, ist ein Ruhetag; und am achten wird nochmals eine Parforcejagd gehalten, und mit selbiger zugleich die ganze Jagd in diesem Jahre beschlossen; wie dann auch an allen Höfen, wo eine Parforcejagd oder Equipage befindlich ist, dieses Hubertsfest, wohl nicht ganzer acht Tage, dennoch der **Hubertstag** selbst auf die vorbeschriebene Weise feyerlich begangen zu werden pflegt.

**Sanddorn, Weidendorn**, eine Staude, so bis Manns hoch wächßt, auch wohl zu einem Baum gezogen werden kann. Er hat zähe Aeste, lange und schmale Blätter, die oben grün und unten weißlicht sind. Seine Frucht sind gelbe runde Beerlein, die traubenweise beysammen sitzen, sauer und herbe am Geschmack, und innwendig mit einem Körnlein versehen sind. In Oberdeutschland am Rhein und an der Donau wächßt er häufig. An andern Orten aber wird er zur Lust in Gärten gehalten, und durch seine Schößlinge fortgepflanzet.

**Sander, Seebarsch, Seepärsch, Nagmaul, Zander**, lat. Lucio, Perca, ist ein länglichter und mit scharfen Schuppen bedeckter Fisch, hat einen schmalen Kopf, starken Leib, blaulichte Floßfedern, auf dem Leibe hin und wieder schwarzgetippte Flecken, und Zähne zum Rauben; dahero er auch unter die Raubfische gezählet, und dem Hechte verglichen wird, welchem er doch aber an denen Schuppen nicht so, als was den Kopf anbetrifft, gleichet; dem Leibe nach hingegen siehet er wie die Bärsche aus. Seine Augen sind weißlicht, die Schuppen rauh, das Fleisch zart, wohlschmeckend und gesund. In der Oder oder Spree, mithin in der Lausitz und im Brandenburgischen, Pommern und Preussen giebt es dergleichen Fische viel, öfters einer Ellen lang, und ein gewisser

gewisser Schriftsteller versichert, daß die Sander auch in Sachsen an einigen Orten in Teichen, worinnen viel Schlamm, bey denen Karpfen fortgebracht und erhalten würden, damit sie diesen einen Weg zum Durchgehen im Schlamme machten, nachdem ihre Art seye, beständig wie die Schweine zu wühlen. Seine Laichzeit fällt in den April, da er eine grosse Menge Brut bringet.

**Er wird gekocht, geräuchert und eingesalzen**; frisch ist er jedoch am delicatesten, und das ganze Jahr über gut. Besonders pfleget man ihn **ganz zu kochen**, und mit einer klaren **Butter** oder **Senfbrühe** zu begiessen. Wenn er Scheibenweise zerschnitten, und etliche Stunden mit Salz eingesprengt gelassen wird, kann er zu der Delicatesse eines Schellfisches gebracht werden. **Soll er gebraten** werden; so muß man ihn vorhero schuppen, überzwerg zerschneiden, salzen, an einen Fischspieß stecken, auf den Rost legen, und mit Butter betreufeln. Eine **Citronenbrühe** von Wein und kleinen Rosinen schickt sich auch sehr wohl dazu. Nachdem er geschuppet, gesotten, aus der Brühe geleget, kalt und mit Petersilie bestreuet worden, schmeckt er nebst einem feinen Essig gar angenehm.

**Sandfelchen**, s. **Gangfische.**

**Sandgangfische**, s. **Gangfische.**

**Sandhüner**, s. **Brachvogel.**

**Sandläuffer**, s. **Grießhuhn.**

**Sandweiden**, s. **Hegerweiden, Weide.**

**Sangfinken**, s. **Sechsständer.**

**Sangheerd**, ist eine Art von Vogelheerden, auf welchen man nur denen **grossen Sangvögeln** zu stellen pfleget. Die Vogelsteller machen eigentlich dreyerley Unterschied unter denen Sangheerden. Als da haben sie erstlich die **Sommerheerde**, auf welchen sie mit dem verhaltenen Gesange stellen; zweytens die **Herbstheerde**, auf die fremden Halbvögel, Weindrosseln, Meeramseln, Krammetsvögel und dergleichen; und drittens **Winterlagerheerde**, auf erstgedachte Krammetsvögel. Auf dergleichen grossen Sangheerden müssen die Büsche, welcherley Art man auch von solchen gebrauchen will, gar leicht und einzeln, und nicht zu dicke, wie auf die Herbstheerde, gestecket werden. Ferner machet man vor die Gräblein der Garne, so lange sie sind, auf jede Seite ein schwankes rundes Stänglein, nicht gar vier Querfinger oder einer Hand hoch von der Erden; darauf sitzet der wilde ankommende Vogel gar gerne, und höret dem Gesange fleißig zu. Zu denen Läufern, und an statt der Bügel, welche zu denen Herbstheerden gebraucht werden, wird nach der Länge der Garne ein feiner Seimen stark gespannet; an oder in dem Seimlein gehet ein Ringlein, daran wird der Läufer angemachet, also, daß er daran weitläuftig hin und wieder schweiffen kann. In der Mitte des Busches aber wird gleichwohl noch ein Läufer an einen Bügel gemacht. Zu diesen Heerden muß man sich eine

gute Gelegenheit auserſehen, als etwan im Wald einen ziemlichen Wieſengrund, ſo mit einem Thale oder kleinen Grunde nach dem Holze zuſtreichet, und ſein zu Anfang einer Höhe, nachdem ſich nemlich der Strich lenket. Giebt es keine Bächlein da; ſo muß man etliche ausgehölte Klötzgen, oder Scherblein in die Erde und Heerde graben, damit ein wenig Waſſer darein gegoſſen werden, und ſtehen bleiben könne. Man muß dieſe Heerde fleißig abwarten, und frühe vor Tage ausgehen, daß, wenn die Heerde irgend weit abgelegen ſind, man faſt noch vor Tage ausſtellen, die Lockvögel zurechte ſetzen, und die Läuſer anbinden, ſpeiſen und tränken könne. Wenn viele fremde Vögel vorhanden, und im Anzuge ſind; ſo darf man um etlicher weniger willen, ſo etwan einfallen, nicht alsbald ziehen, damit nicht ſolchergeſtalt die andern verſchlagen werden. Wo ſie aber nicht fort wollen; ſo nimmt man mit, was man bekommen kann.

Die groben Sangvögel ſingen auf dieſen Sangheerden aufs längſte nur ſechs Wochen. Wer nun ſolche gar zeitlich um den Johannis- oder Margarethentag anzuſtellen willens iſt, der ſoll billig ſolcher Sangvögel, als Amſeln, Droſſeln und Ziemer, fein viel, etwan bey zwölf und mehr Stücken einſetzen, und im Anfange nur die Helfte aus dem Finſtern langen; hingegen, wenn dieſelben vier bis fünf Wochen lang geſungen haben, und etwas anfangen nachzulaſſen, kann man alsdenn wieder friſche Vögel ausſetzen; und auf ſolche Weiſe können dergleichen Sangheerde faſt bis zum angehenden Herbſte gebraucht werden. Weil aber dieſe groben Vögel im Einſetzen ſehr trauren; ſo muß man ſie ſonderlich wohl warten, und ihnen bey Zeiten Ameiſen mit den Eyern, wie auch geſtoſſenen Mohnſaamen oder Hanf, bisweilen unter das Freſſen mengen, auch den Geſtank und Unflat von ihnen hinweg ſchaffen, und in einem Napſe etwas Waſſer hinſetzen, damit ſie ſich bey hitziger Zeit baden können, oder man muß ſie wenigſtens mit friſchem Waſſer beſprengen. Im Stellen werden die Lockvögel mit dem verhaltenen Geſang, jede Gattung gleich gegen einander über, gehencket, als Amſel gegen Amſel, Droſſeln gegen Droſſeln u. ſ. f.

*Sanglier*, ſ. **Schwein.**

*Sangouin*, ſ. **Affe.**

**Sangvögel**, heiſſen diejenige Vögel, ſo zur Zierde oder zum Vergnügen in denen Stuben gehalten werden; dergleichen ſind Canarienvögel, Lerchen, Finken, Stieglitze, Meiſen, Hänflinge, Nachtigallen ꝛc. Dieſe letztern hängt man in ihrem Käfig an das Fenſter, und beveſtiget auſſerhalb demſelben einen finſtern Beykäfig, damit ſie durch eine ausgebrochene Fenſterſcheibe ihren Gang haben können. Denn dieſer Vogel hat Belieben, bey Nachtzeit lieber in freyer Luft, als im Hauſe zu ſingen. Sodann werden auch diejenigen Sangvögel genennet, welche auf den Vogelheerden zum Locken gebraucht werden, von denen unter denen Wörtern **Gelock**, wie

wie auch im vorstehenden Artikel **Sangheerd**, **Löckvogel** und **Ruhrvogel**, Nachricht ertheilet worden.

*Sansonnet*, s. **Staar.**

*Sapin*, s. **Tanne.**

*Sarcelle*, s. **Brückente.**

Sarda, s. **Sardelle.**

**Sardelle**, lat. Sarda, Sardina, ist ein kleiner Fisch, mit einem goldfarbenen Kopfe, einem grünen und blauen Rücken und weissen Bauche, sonst aber dem Heringe ganz gleich. Weil nun dieser Fische beste Art in dem mittelländischen Meer, und absonderlich bey der Insel Sardinien in Menge gefangen werden; so hat man ihnen auch daher den Namen *Sardine* oder **Sardelle** beygeleget. Im May, Junio und Julio streichen sie hauffenweise, und werden an denen französischen und italiänischen Ufern gefangen und eingesalzen, hernach aber in kleinen Fäßgen zu uns gebracht, da sie denn zwey Jahr dauren können. Die aus Frankreich und Portugall zu uns gebracht werden, sind mehr unter dem Namen der *Anschovis* oder *Ancbois* bekannt, und von den andern, so aus Italien, insonderheit von **Livorno** kommen, und eigentlich **Sardellen** heissen, darinne unterschieden, daß sie viel kleiner, und ihnen die Köpfe abgeschnitten sind. Beyde, wenn sie frisch und gut sind, müssen hart, auswendig weiß, inwendig aber röthlicht, und wenn das Fäßlein geöfnet wird, nicht übelriechend seyn. Sie werden mehrentheils roh genossen, nachdem man sie nach der Länge geschnitten, das Fleisch von den Gräten abgezogen, und vor Leckermäuler in Wein geweichet, sonst aber gewöhnlich in Wasser oder Milch geleget, damit die Salzigkeit ausgezogen werde, hernach mit Essig, Baumöl, Pfeffer, Capern, Granatenkörnern, und klein geschnittenen Citronenschalen, wie einen Salat zugerichtet hat. Man kann sie aber auch sieden, und in allerhand Brühen, wie auch im Gefüllsel, zum Geflügel, Spanferkeln und Fischen gebrauchen, solches damit zu würzen. Sie schärfen den Geschmack, erwecken Appetit, sind viel zärter als die Heringe, und werden für gesund gehalten. Einige pflegen auch wohl die Engelländischen u. Norwegischen kleinen **Sprottheringe** an deren Stelle zu gebrauchen, oder nehmen gar gesalzene Heringe, wässern sie in Wein oder Milch, schneiden lange und platte Stücklein in Sardellengrösse daraus, und übergiessen diese mit Oel und Essig, streuen Pfeffer und spanischen Hopfen darüber.

Sardina, s. **Sardelle.**

**Sattel**, ist ein Werkzeug auf denen Rüstungen und Schneppern, womit alljährlich an vielen Orten das Stangenvogelschiessen, vermittelst unterschiedener Kronenbolzen geschiehet, oder auch, nach von Pappen gemachten und gemahlten Blättern oder Scheiben, die durch einen hölzernen Nagel an stroherne Schießwände bevestiget sind, mit spitzigen Pfeilern geschossen wird. Dieser Sattel ist von Helfen- auch anderm Bein, quer über die Röste, darauf die Sehne hinschläget,

eingeschoben, und in der Mitten etwas tiefrund ausgefeilet, darauf der Bolzen ein wenig höher von der Nuß abzuliegen kommt, und mit seinen Federn, besonders an der Säule, dergleichen Rüstzeug nicht anstreiffen kann, wenn loßgeschlossen wird, wodurch man das Flattern der Bolzen verhindert, und ein accurates Schiessen werkstellig macht.

**Satz, Karpfensatz, Sätzlinge, Sezlinge,** wird ein dreyjähriger Karpfensaamen genennet, welchen man aus denen Streckteichen gefischt, und wieder zum Gewächs aussetzet, daß Karpfen daraus werden, siehe **Karpfen.** Wenn man den Satz vor seine Teiche selber erzeugen und haben kann; so ist es der Gewißheit halber um so viel desto besser, und hat man sich keines Betrugs dabey zu befürchten. Denn wo man denselben anderswo suchen und kauffen muß, wird man bisweilen sehr betrogen, und vor dreyjährigen oft vierjähriger, auch wohl verbutteter und ganz versessener Saame mit untergeschossen und verkauft. Kann man es aber ja nicht anderst machen, und man muß den Saamen kauffen; so soll doch ein jeder sich nicht alleine vor dem Betruge vorsehen und hüten, sondern er hat sich auch noch dabey nach seiner Teiche Gelegenheit zu richten. Denn wo man Teiche in gar geringem Boden liegen hätte, soll man keinen Saamen, der aus gutem und starkem Boden kommt, kauffen, und denselben in gedachte seine schlechte Teiche setzen. Denn solcher Satz würde der schlechten Nutzung halber ganz versitzen, und nirgend hinwachsen wollen. Derowegen ist es allezeit am zuträglichsten, daß der Saame aus geringerem Boden in bessern gesetzt werde; so pfleget er sich nachmals auf guter Weide wohl zu füttern und zu wachsen. Und wo auch gleicher Boden ist, da mag der Saamen von gleichen Teichen auch wohl ausgesetzt werden. Der Satz soll ferner halbpfündig seyn, d. i. ein jeder Sätzling oder Satzkarpfe soll ein halb Pfund wägen, und zwischen dem Kopf und Schwanze einer guten Spanne lang seyn; einen kleinen breiten kurzen Kopf, vor welchen die Augen ein wenig heraus liegen; einen dicken Bauch, hohen Rücken, weißlichtglänzende Schuppen und rothe Floßfedern haben, auch der ganze Leib mehr breit, als lang, scheinen; was aber einen grossen Kopf, einen langen, geschlanken und schmalen Bauch, auch gelbe, bleiche und todtenfarbene Schuppen und Floßfedern hat, damit soll man sich unverworren lassen.

Den Satz, wenn es nicht die höchste Noth erfordert, daß man es im Herbste thun muß, pfleget man am besten im März oder April, und so bald nur das Eis von den Teichen vergangen ist, im dritten, vierten, fünften oder sechsten Tag des Neuen Monden, frühe an einem schönen und stillen Tage, auszusetzen, und lässet man denselben also auf einen oder zwey Sommer stehen und wachsen; so werden rechte Karpfen daraus, und werden die, so nur einen Sommer gestanden haben, einsömmerige,

merige, die andern aber, so etwan länger darinnen bleiben, zwey= oder dreysömmerige Fische genannt. In gar neuem Boden oder neugebaueten Teichen soll man den Satz oder den dreyjährigen Saamen nur auf einen, und nicht auf zwey Sommer aussetzen. Denn sie pflegen sonst gerne darinne zu streichen, und sich dagegen im Wachsen nichts zu ergeben. Wie viel Schock vom Satze eigentlich auf einen Acker, Morgen, Jauchart, oder Tagwerk Teiches ausgesetzt werden müssen, lässet sich nicht gewiß bestimmen. Denn die Feld- oder Teichmaaße sind sowohl, als der Grund und Boden derer Teiche, sehr unterschiedlich, und muß man sich derer erstern halber, nach eines jeden Orts Gelegenheit, und ob der Acker, Tagwerk oder Morgen u. s. w. groß oder klein; in Ansehung des Bodens aber nach dessen Beschaffenheit, richten, ob er fett oder geringe ist; ob von nahe gelegenen Feldern und Triften das Regenwasser und die abfliessende Feuchtigkeit hinein schiessen könne, als wovon die Fische eine sehr gute Nahrung haben, maßen auf einen jeden Acker oder Morgen eines solchen Teiches gerne ein halb Schock und mehr an Satz gerechnet werden kann, als auf den Acker eines Teiches, welcher von mittelmäßiger Güte ist.

Insgemein pfleget man, wo der Boden gut ist, auf einen Acker oder Morgen Säewerk, d. i. 300 gevierte Ruthen Leipziger Maasses 3 Schock dreyjährigen Satzes; ist der Boden aber etwas geringer, drittehalb, auch wohl nur zwey Schock zu nehmen. Und kann sich die Wissenschaft davon ein sorgfältiger Hausvater gar leicht zuwege bringen, wenn er bey dem Ausfischen eines jeden Teiches gute Acht hat, ob die Fische wohl gewachsen sind, oder nicht, daraus er neben Gegeneinanderhaltung anderer dabey vorkommender Umstände abnehmen kann, ob er inskünftige den Satz an der Zahl vermehren, oder vermindern könne. Wegen des Abgangs müssen bey jedesmaligem Besitz, auf ein jedes Schock wenigstens fünf Sätzlinge mehr zugeworfen werden, um so viel, als möglich, die Zahl des Einsatzes voll zu erhalten. Mit dem Satze muß so sachte, als möglich, umgegangen, derselbe in den Fässern, daß er sich nicht mit den Schuppen aneinander reibe und davon leicht sterbe, nicht zu gedrange und voll geführet, auch nicht des Mittags in grosser Hitze, sondern frühe Morgens, wenn es fein stille und kühle ist, versetzet, auch nicht zu jähling in die Tiefe der Teiche hinein geschüttet werden. Denn der Satz, weil er sich ohnedem im Führen ganz abgeschlagen, und hin und wieder im Fasse zerstossen hat, auch durch das Schütteln und Rütteln ganz dummlicht geworden, kann sich sodenn in der Tiefe nicht so bald wieder erholen, sondern muß in diesem Falle mehrentheils ersticken und umkommen. Also soll man den Saamen bey dem Aussetzen vielmehr in den seichtesten Theil des Teiches führen und tragen, daß er um so viel eher nach und nach wieder zu sich selber kommen könne.

**Satzhase**, s. Hase.

**Satzkarpfen**, s. Satz.

**Satzpappelweiden**, s. Pappel.

**Satzstangen**, s. Pappel.

**Satzweiden**, s. Weide.

**Sau, Säue, Sauen**, heissen nach der Jägersprache das schwarze Wildpret. Der Eber heißt ein **Schweinsau** oder **Sauschwein, ein hauend Schwein**, oder auch ein **Keuler**; die Mutter aber eine **Bache**, welche setzet. Ein Saujagen ist so viel, als **Schweinhetze**, s. **Schwein, Schweinmutter, Schweinsjagd**.

**Saubeller, Saufinder**, eine Gattung von Jagdhunden, so ein Schwein in seinem Lager aussucht, und anzwackt oder bestätiget, mit seinem Laute anmeldet, und mit Herumspringen so lange aufhält, bis ihm der Jäger mit einem Schusse beykommen kann. Ein solcher Hund soll von mittelmäßiger Grösse und brauner oder schwarzer Farbe seyn, als welche Art hierzu am bequemsten abzurichten ist. Die Jäger nehmen mehrentheils einen **Schweiß**- oder **Schießhund** darzu. Sonst haben auch insgemein die Wildhüter, welche, wo grosse Gehäge sind, das Getreide im Felde bey der Nacht bewachen, und das Wild abjagen müssen, die besten Hunde zu solchem Dienste, weil sie auf die wilden Sauen gleichsam schon eingehetzet sind; und ob sie schon schlechte Bauerhunde sind, werden sie dennoch durch die Gewohnheit dazu gebracht. Sie müssen von Jugend auf immerzu schwarze, obgleich zahme Sauen, anzubellen und zu hetzen gewöhnet werden, dabey man ihnen, wenn man es haben kann, in ihrem Fraß den Schweiß von wilden Sauen geben soll, um sie desto begieriger zu machen, damit sie nichts anders als die wilden Sauen suchen, und wenn sie dergleichen gefunden, vor ihnen stehen, und sie mit Anschlagen verrathen. Alle andere Spur aber von Hirschen, Rehen, Füchsen und Hasen ist ihnen mit allem Fleiß abzugewöhnen. Jedoch zu Dachsen, Mardern und Iltissen können dieselben allenfalls auch gebraucht werden. s. a. **Saurüden**.

**Saueisen**, s. Fangeisen.

**Saufang, Saugarten**, ist ein ziemlich grosser, mit starken eichenen Zaunpfählen eingefangener Platz in einem grossen Walde, worinnen sich die wilden Sauen, auf vorhergehende Kirrung, selbsten fangen, und nicht wieder zurücke heraus können. Ein solcher **Saufang** wird folgender Gestalt angeleget: Wenn man einen Ort im Walde hat, allwo in der Nähe herum Erdmast, warme Brücher, und grosse Dickichte, Ameishauffen, Farrenkraut, und allerhand Wurzeln zu finden, sonderlich auch warme Quellwasser vorhanden sind, und daselbst alles dichte mit Haselstauden, Buchen und Eichen ganz wilde verwachsen ist, und düster aussiehet; so kann man daselbst einen Saugarten, so groß man ihn haben will, oder wie es die Gelegenheit des Orts und der Gegend leidet, in das Gevierte anlegen, und solchen mit einem starken

starken eichenen Zaune und vestem Reißholze verflechten. Wo aber die Flügel zusammen gehen, muß auswendig ein flacher Berg aufführet, innwendig aber die Helfte des Zaunes, und der starken eichenen Planken glatt gehobelt, flach und abhängig seyn. Damit nun die Sauen diesen Aus- und Eingang gewohnen; so müssen allezeit über diesen Einsprung Brücken von Schalholze, dem flachen Berge gleich geleget, und dieselben, um sie dahin zu gewöhnen, mit Eicheln oder Buchecker auf die Flügel gekirret werden; in den Garten aber wird Malz, Gerste, Erbsen, oder anderes Getreide und wildes Obst gestreuet, und auf solche Weise lassen sie sich leichtlich gewöhnen.

Wenn man hierauf des Herbsts, so viel möglich, Mast gesammelt, und der Sauen Wechsel verspüret hat; so thut man die Brücke hinweg an einen besondern Ort, und erhält in dem Garten zwey mäßige erzogene wilde Bachen, welche ihre Wilderungen stark von sich gehen, zumal da die Schweine ohnedem hitzig und geil sind. Wenn nun ein ganz Rüdel Sauen über die Flügel wechselt, und die gestreueten Eicheln findet, gehen sie den Flügeln nach zum Einsprunge; und wenn sie auf den Berg kommen, und die andern Bachen hören und wittern, auch vor sich einen niedrigen Absprung sehen, springen sie hinein, und wenn eines den Anfang macht, folgen die andere alle nach. Sie können aber nicht wieder zurücke heraus, weil sie auf den eichenen Pfosten, bey dem Einsprunge, nicht fussen können, sondern abgleiten, und also gefangen bleiben müssen. Sollen sie zu fernerer Jagdlustbarkeit lebendig eingefangen werden; so darf man nur von einer Ecke zu der andern einen Flügel machen, das Saunetze dahin stellen, und dieselben also lebendig einfangen. Doch muß solcher Ort von allem andern Jagen und Schiessen verschonet seyn, weil sonsten alle angewandte Mühe vergebens seyn dürfte. Innwendig muß man vor die eichenen Pfosten einen Graben von zwey Ellen tief machen, und ihn mit Stäuchern zum Blendwerke bestecken.

**Saufinder**, s. Saubeller.

**Saugarne, Saunetze, Schweinsnetze**, sind absonderlich zur Schweinsjagd gestrickte Netze, deren ein jedes achtzig gedoppelte, oder hundert und sechzig einfache Waldschritte stellet. Weil öfters ein stark Rudel Sauen von Bachen und Frischlingen in vollem Rennen zugleich und auf einmal hinein lauft, und also ein solches Netze sehr Busenreich seyn muß; so soll man es zum wenigsten dreyssig Maschen hoch machen, und diese über der Rückbank fein veste ziehen. Das Modell der Maschen ist sechs Zoll lang, und sechs Zoll breit. Die Furkeln sollen so stark, wie die zu Hirschnetzen, jedoch weit niedriger, als dieselben, und dritthalb Ellen lang seyn, weil die Sauen nicht überspringen, sondern nur in der Dummheit gerade zu lauffen und durchbrechen wollen; dagegen aber kann das Rothwildpret desto besser übersetzen, und wer-

werden diese Netze eben auch, wie die Hirschnetze, fein gerade mitten auf die Flügel gestellet. Damit es aber fein geschwinde mit dem Netzestellen zugehen möge; so müssen hierzu bey jedem Flügel wohl acht Mann seyn, nebst zweyen Zeugknechten, als zwey, welche das Netz im Absühren abschlagen; zwey Mann mit Schlägeln, welche die Heftel einschlagen, zwey Mann, so mit den Sticheln oder Pfahleisen Löcher machen, und zwey Mann, die Furkeln zu setzen. Die Ober- und Unterleinen müssen stark angezogen, und, wo möglich, an Bäume gebunden werden; sonsten, wenn, wie gemeldet, starke Sauen einbrechen, reissen die Heftel öfters aus der Erden, und die Sauen lauffen davon. Diese Netze haben auch ihren Nutzen, wenn die Sauen in das Enge getrieben sind; denn alsdenn können solche Netze innwendig im Jagen an den Tüchern herumgestellet, und oben auf die Furkeln geleget werden, so weit als man mit Netzen reichen kann; und muß der Busen fein glatt angezogen werden, daß die Netze an den Tüchern steif stehen, und die Sauen nicht durchschlagen können. Denn wo die Tücher bloß stehen, hauen sie bald Löcher hinein, und fahren durch; wo aber die Netze abwehren, bleibet es nach.

**Saugarten**, s. Saufang.

**Sauloch**, wird bey dem Dachs der Ort zwischen dem Weydloch und Schwanze genennet, wodurch er des Winters, da er in seinem Bau bleibet, das im Sommer angelegte Fett aus sich heraus sauget, als welches zur Winterszeit seine Nahrung ist, s. Dachs.

**Sauhatze**, s. Schweinsjagd.

**Sauhetzen**, s. Schweinsjagd.

**Sauhunde**, s. Saubeller, Saurüden.

**Saujagd**, s. Schweinsjagd.

**Saukasten**, ist ein Behältniß, darinnen ein wildes Schwein von einem Orte zum andern lebendig gebracht werden kann. Er wird wie ein Bären- oder Hirschkasten, jedoch nach Proportion der Schweine niedriger, von starken eichenen Brettern gemacht, mit eisernen Bändern wohl beschlagen, vorne und hinten mit zwey Schubthüren, und starken eisernen Ringen zum Auf- und Abladen versehen, und innwendig eine Krippe, mit Eicheln zu füttern, hineingemacht. Der Kasten muß auswendig grün angestrichen, und Sauen darauf gemahlet werden. Wenn man Sauen darinnen an Ort und Stelle geführet hat, ziehet der oben auf dem Deckel stehende Mann beyde Zugthüren auf, und rühret das Wild an das Hintertheil; so fähret es heraus, ohne daß es ihm den geringsten Schaden zufügen kann. In einem solchen Kasten können auch Wölfe geführet werden.

**Saule**, s. Weide.

*Saumon*, s. Lachs.

**Saunetze**, s. Saugarne.

**Saurüden**, eine Art starker Jagdhunde, welche zur Schweinshatz gebraucht werden. Dazu werden öfters zottelichte Bauerhunde, wie man sie bey denen

Fleischern, Hirten und Schäfern mehrmals antrift, genommen. Weil die jungen Hunde allzu unvorsichtig anfallen; so muß man lieber zwey, oder dreyjährige alte eingehetzte Hunde dazu nehmen. Es pflegen etliche diesen Saurüden oder Hatzhunden Schellen an die Halsbänder anzumachen, damit das Schwein gegen die Hunde sich nicht zur Wehre stellen möge. Sie können auch wohl der Bachen und Frischlinge mächtig werden; aber die Keuler thun ihnen bisweilen grossen Schaden. Wenn dieser Hunde etliche beysammen sind; so haben sie mehr Courage, und werden lieber ein grosses Schwein mit eifriger Begierde verfolgen, ob sie ihm wohl nicht etwas anhaben können. Sie dauren aber selten lange, und werden nicht alt, weil sie öfters von den hauenden Schweinen ganz zu Schanden geschlagen werden. Es ist auch daher besonders gut gethan, wenn ein Jäger, so oft er Sauen zu pürschen oder zu hetzen auszieher, allemal eine schneidende Nähnadel und Seide bey sich führet, damit er, wenn etwa ein Hund geschlagen wird, selbigem die Wunde sogleich heften kann, indem sie sodenn sauberer heilt, wenn sie gleich so frisch geheftet wird, wie selbige aber sodenn weiter zu curiren, ist bey dem Worte **Hundekrankheiten** zu ersehen. Die sogenannten **Pommerischen Saurüden** sind rauch, langhärig und dauerhaft, packen an, und folgen auf den Ball des Finders sehr gut.

**Sauseile**, s. **Hirschgarn.**

*Sauvageon*, s. **Ente.**

*Saux*, s. **Weide.**

Scarabæus, s. **Käfer.**

**Schaafhorden**, s. **Schirrholz.**

**Schäften der Leinen**, s **Leinen anbinden.**

**Schälen der Bäume**, s. **Rindeschälen.**

**Schaft**, s. **Stamm.**

**Schale**, s. **Rinde.**

**Schanddeckel**, s. **Birke.**

**Schauffelhirsche**, werden die guten und starken Damm- oder Elendhirsche genennet, von ihrem breiten Gehörne, welches insgemein zum Unterschied des Gehörnes der edlen oder Rothhirsche Schauffeln heißt.

**Scheide**, s. **Wels.**

**Scheißbeerholz**, s. **Schießbeerholz.**

**Scheit**, lat. Segmentum Ligni, franz. *Morceau de Bois fendu*, ist ein grosses aus einem Klotz oder Walze gespaltenes Stücke Holz, so man im Ofen oder auf dem Heerde verbrennen will. Was vom Oberholze nicht zum Bauen dienlich ist, wird zu Scheiten geschlagen. Die Scheite aber werden an einigen Orten 2 Ellen, oder 4 Schuh, an andern aber nur sieben Viertel Ellen oder 3 ein halben Schuh, auch wohl nur anderthalb Ellen oder 3 Schuh lang gemacht. Es wäre zu wünschen, daß, was vom Oberholze nicht zum Bauen dienlich, zum Scheitholze, so viel man dessen benöthiget, zureichte, und solchemnach nicht so viele derer zum Bauwesen dienlichen Stämme dem Verderben des

Feuers zu Theile werden müßten. Da nun aber dieses nicht zu ändern, so haben gute Wirthe um so viel mehr nöthig, dahin zu sehen, welchergestalt ihre Hölzer bey Fertigung des Schritholzes nicht noch besondern Schaden leiden. Dieses ereignet sich leider mehr als zu oft, wenn bey Fällung der Bäume der Holzschläger keine Vorsichtigkeit brauchet, sondern so anhauet, daß sie dahin fallen müssen, wo junges Holz stehet, und niedergeschlagen wird. Hernach ist besser gethan, die Holzschläger hauen auf der einen Seite den Baum, der fallen soll, nur etwas, z. Ex. etliche Zoll tief an, und schneiden auf der andern Seite mit der Baumsäge durch; also wird am Stammort, welches das beste Nutzstück des Baumes, nicht so viel in die Spåne gehauen, welches an einem dicken Baum auf 3 Viertel Ellen lang Schaden thut. Die Aeste oder Zacken müssen gleichfalls, jetzt gedachter Ursachen wegen, so viel möglich, dicht am Baum mehr abgesäget, als mit der Art abgeschroten, und die Längen zum Spalten nach richtigem Maaße geschnitten, sodenn auch die Scheite nicht allzu groß, noch zu klein gespalten werden. Am ersten leidet der Verkäufer, am letztern aber der Käufer Schaden. Allermassen eine Klafter grosse Scheite klein gespalten, und wieder aufgesetzt, eine mehrere Höhe von 1 Achtel verschaffet; doch aber ist auch nicht recht, wenn die Scheite gar zu Splitter gespalten, und also eingeschlagen sind, daß Höhlen bleiben.

Die Klåfterschläger sollen ordentlicher Weise vereydete Leute seyn, vorgedachtes pflichtmäßig beobachten, und auch also das in Klaftern, Malter oder Schragen, nach jedes Ortes Gewohnheit, einlegen, Kleppel, Wipfel, und was der Keul nicht hält, mit darzubringen. Wo dürre, wandelbar, windbrüchig, und zum Wachsthum untüchtig Holz an den Enden, die ihnen angewiesen, vorhanden, müssen sie dasselbe vor dem grünen ausarbeiten, und anderes ungeschlachtes Holz, welches dem jungen Stammholz schädlich, auch sonst leichtlich verdorret, und verfaulet, fällen und schlagen, beydes aber mit dem guten vermengen. Die Klötzer und Walzen müssen nach einem Maaße mit der Säge von einerley Länge geschnitten, nicht zerspalten, und nicht ganz in die Klaftern, hiernächst die Scheite fein dichte in einander, und nicht auf die flache Seite oder Schärfe hohl geleget werden. Oesters lassen genannte Holzarbeiter allzu lange Stöcke, die doch nur 9 bis 12 Zoll hoch seyn sollen, stehen, und schroten das Holz, so gesäget werden könnte, mit der Art, wordurch nicht wenig nutzbares Holz zum Verfaulen, und Verderb der Axen an den Wagen, und Zerrückung des eingespannten armen Viehes, an Stöcken bleibet, auch wegen des vielen Spånemachens verwahrloset wird.

Die Holzschläger aber brauchen hierinnen grosse Vortheile vor sich, besonders, wenn es Hofe- und nicht Lohnholzschläger sind. Sie machen oftmals nicht allein die Klaftern zu niedrig, und zu schmal,

schmal, sondern wenden auch vielen Fleiß daran, die Scheite recht locker nur gegen- und auseinander mit der scharfen Ecke, oder mit denen langen Astenden, dergleichen sie mit Fleiß daran lassen, zu legen, daß manchmal noch ein Scheit darzwischen eingeschoben werden könnte. Es gehöret sich in den Klastern, zumal wo solche nur einzeln gesetzet werden, von denen an beyden Seiten gerade aufgesteckten Stänglein, darzwischen das Holz zu liegen kommt, 2 Einlagzwengen, welche die gesetzten Klastern zusammen erhalten, einzulegen, und zwar die erste von unten auf eine Elle, und die andere zwey Ellen hoch, welches nur gerade Astzwiesel seyn dürfen; hierzu aber suchen die Holzschläger oft die allerkrümmsten Zwiesel aus, und lassen viel Reisig daran, welches das Einklastern bald werkstellig machen hilft, wodurch jedoch dem Besitzer des Holzes, in Betracht der Handdienste, und hernach der Fuhren Schaden verursachet wird. Unterlagen sollen über dieses nicht von Lattenstangen, und spaltigen Scheiten, sondern dürre Stangen seyn, und alle Sorten Holz besonders eingeschlagen werden, damit die Kern- oder Lagerscheite von denen Klötzen besonders, also auch die Stockscheite aus denen ausgerotteten Stöcken, und die Böttigerscheite, so groß und stark gelassen werden, wiederum allein zu stehen kommen, mithin ein Unterschied wegen des Holzpreises desto füglicher zu machen ist.

**Scheitflösse**, s. Flösse.

**Scheitholz**, lat. Lignum sectum, franz. *Bois fendu*, heißt insgemein das in Klastern gesetzte Brennholz, zum Unterscheid des Bauholzes, wiewohl auch die Böttgerscheite dazu gezehlet werden können. s. Holz, Flößholz, Scheit.

**Scheithauer, Scheitschläger, Klasterschläger**, heisset man diejenigen, so in dem ihnen angewiesenen Oberholze, die zu Bau- Brenn- oder Böttgerholz bestimmte Bäume fällen, auszeichnen, und was Brenn- und Böttgerholz anbetrift, zu Scheiten schlagen, solche in Klastern setzen, auch den Abraum auf- und zusammen machen. Ihr Werkzeug bestehet in einer Baumsäge, guten Holzaxt, Beil, und etlichen eisernen, und büchenen Keilen; ingleichem Spaten, Schüppen und Radehauen zum Ausrotten. Was sie bey dem Scheitschlagen zu beobachten haben, ist unter dem Worte Scheit bereits erwehnet worden. s. a. Holzhauer.

**Scheitschläger**, s. Scheithauer.

**Scheitschlagen**, Scheit.

**Schellen**, deren Gebrauch bey dem Wachtelfang. s. Wachtelfang.

**Schellente**, s. Ente.

**Scherpgenholz**, s. Haubeerenholz.

**Scheubel**, heissen die Jäger, wenn der Hirsch bey hartem Boden, Gras und Erdreich abschiebet. Solches ist so breit, als die Fehrte, und läßt sich ganz heraus heben.

**Scheuchen, Scheuchung**, heist das

das Wild durch Anlegung Feuers, oder durch allerhand Zeichen und andere Dinge von den Feldern und Wiesen abhalten. In der **Chursächsischen Landesordnung** von 1555 ist versehen, daß denen Leuten, so an- und innerhalb der Wildbahn gesessen sind, nachgelassen seyn solle, mit Hunden, so keine Jagdhunde sind, das Wild abzuscheuchen. Auf gleiche Weise pfleget man auch die Sperlinge und andere Vögel von denen Getreidefeldern, wie auch von den Kirsch- und andern Bäumen zu verscheichen. s. **Scheusal.**

**Scheuchung**, s. **Scheucher.**

**Scheusal, Scheusel**, lat. Terriculamentum, franz. *Epouvantail*, heißt ein auf dem Felde oder in einem Garten aufgestecktes, und nach Gelegenheit entweder mit allerhand zerrissenen alten Lumpen, oder andern dergleichen Zeug versehenes Zeichen, um dadurch sowohl die Vögel, als das Wild zu scheuchen und abzuhalten, daß sie den Früchten nicht Schaden thun. s. a. **Scheuchen.**

**Scheusel**, s. **Scheusal.**

**Schied**, ist ein Fisch, der an Grösse und Gestalt fast den Nörflingen gleich kommt. Sein Rücken siehet bräunlicht, der Bauch aber weiß. Er hat schwarze Augen mit einem gelben Umfang, am Bauche 5, und an dem Rücken nur eine Floßfeder. Er hat seinen Strich im May und Junio, und ist ein treflich wohlschmeckender Bratfisch, wird aber ausser der Donau und dem Attersee sonst in wenig Wassern gefunden.

**Schiefer**, s. **Splitter.**

**Schießbeerholz, Schißbeerholz, Scheißbeerholz, Schißbeerbaum, Scheißbeerbaum**, ist eine Art Buschholzes, so von dem üblen Geruch und Geschmack der Frucht und des Holzes seinen Nahmen führet. Man findet dessen viererley Arten.

Die **erste Art** ist dunkelbraun, mit weissen kleinen Pünktlein auf der Schale bemerket, welches die Pulvermacher wegen seiner hierzu sonderlich diensamen Kohlen gerne suchen, und führet ein Laub, fast wie eine saure Kirsche, welches auch etlicher Orten **Spillbäume** genennet wird. Unter der braunen Rinde lieget ein gelbes Bast. Es trägt gelbe blümlein, aus welchen Beerlein erfolgen einer Erbse groß, so erstlich grün, hernach gelb, und endlich schwarz werden, in der Mitten zertheilet sind, und zwey Körnlein beschliessen. Das gelbe Bast oder die innere Rinde hat die Kraft, abzuführen, wie die Rhabarbar, und soll dasjenige, so von der Wurzel abgeschälet wird, das beste seyn. Wie denn besonders die Landleute eine Purganz davon machen, die aber stark angreifet. Es wird sonst auch wider die Gelb- und Wassersucht, verstopfte Milz, Krätze, und das dreytägige Fieber gebrauchet. Sie muß aber im Frühlinge gesammlet, und im Schatten getrocknet werden. Von der frischen Rinde und Wegedorn wird eine Salbe wider die Krätze gemacht. Das Laub ist dem Rindvieh, sonderlich den Kühen, gut.

Die

Die andere Art trägt schwarze Beere, in Form einer Wachholderbeere, ausser, daß sie in solchen, doch etwas kleinern Träublein, wie die Arlsbeere wachsen. Sein Holz ist veste, auch denen Schustern zu Schuhpflöcken sonderlich angenehm, und die Jäger machen davon Stricknadeln. Sonst wird es auch zu Stielen in die Buttersässer, und von den Büchsenmachern zu Ladestöcken gebraucht.

Die dritte Art, Rothschießbeerenholz, und sonst auch Calinichen, oder Calinkenbeerholz genannt, ist gleichfalls lichtgrau von Schalen, worunter aber eine gelbe lieget, und hat ein Blatt, fast dem Maulbeerlaube gleich, trägt eine, in eben solchen vorgemeldeten Träublein formirte, doch stinkende rothe weisse Beere, welche, gleichwie das Holz, von einem sonderlich starken und dem Menschen sehr unangenehmen Geruche ist. Sonst werden auch diese Beere bey dem Vogelfange, an statt der Ebereschenbeeren, gebraucht, wenn diese nicht gerathen. Das Landvolk kochet sie auch, und macht eine Art von Muß davon. Das Holz ist zwar hohl; wird aber von den Jägern ebenfalls zu Strickenadeln gebraucht. Auch dienet es den Pulvermachern zu Kohlen.

Die vierte Art desselben heißt insgemein Knitschelbeeren, oder grüner Faulbaum, und hat grüne Blätter, fast wie Citronenblätter. Die Rinde desselben gleichet dem Faulbaume; es bleibet aber nur im Strauch. Wenn die Zweige von oben herunter das Erdreich ergreiffen; so schlagen sie Wurzel, sind dahero in Zäunen nützlich mit einzulegen. Es mehret sich stark, und ist zur Feuerung nützlich zu gebrauchen.

**Schießbüchse**, s. Büchse.

**Schiessen, das Holz**, s. Werfen.

**Schiessen**, s. Zu Holze schiessen.

**Schießgeld**, s. Pürschgeld.

**Schießheerd**, s. Pantera.

**Schießhütte**, vor Füchse, Krähen, Wölfe, s. Fuchsfang, Krähenhütte, Wolf.

**Schießhund**, s. Vorstehender Hund.

**Schießkarren**, s. Karrenbüchse.

**Schießpferd**, **Schußpferd**, **Treibepferd**, ist ein zum Weydewerk dergestalt abgerichtetes Pferd, daß es nach dem Willen des Weydmanns den Kopf beständig auf der Erden hält, als ob es grasete, auch sich von demselben nach Gefallen vor sich, hinter sich, und auf die Seite treiben läßt, damit man das Wildpret desto leichter hinterschleichen, ohnvermerkt desselben zum Schusse kommen, und es also fällen möge. Es muß aber hierzu insonderheit ein Wallach, und zwar, was die Farbe anbelanget, ein lichtbrauner oder ein Lichtfuchs seyn, weil diese Farben sehr gemein, und das Geflügel oder grosse Federwild derselben am meisten gewohnet ist. Je grösser und höher man das Pferd hierzu haben kann, je besser ist es, damit sich der

Weydemann hinter ihm nicht so viel bücken dürfe. Ein solches Pferd nun abzurichten, soll man ihm ein starkes, doch nicht scharfes Nasenband, oder sonst sogenannte Schießleine mit zweyen Zügeln anlegen, die zwey vördern Füsse mit Fesseln spannen, und an einem jeglichen Fusse einen Zügel von dem Nasenbande, jedoch anfänglich nicht zu niedrig, binden, damit es erstlich gewohne, und verstehe, was man von ihm haben will. Denn durch solches Binden wird es gezwungen, den Kopf unter sich, und zur Erden zu halten, als ob es grasen oder weyden wollte. Also gebunden soll man das Pferd fort gehen, und wiederum stille stehen lassen, wenn es denn stehet, um dasselbige herumgehen, es schmeicheln und klopfen, nachmals wieder etliche Schritte vorwärts schreiten, und wenn es also durch die stäte Uebung fortgehet, und stehet, so oft man will, soll man den Hahn am Rohre oder an der Flinte auf- und abziehen, und öftermals schnappen lassen, auch bisweilen nur mit Pulver über dem Pferde losbrennen, damit es des Auflegens oder Schiessens gewohne, und wenn es dazu stille stehet, soll man es caressiren, ihm schöne thun, und ein wenig Gras oder Haber zu fressen geben; so wird es endlich schon verstehen lernen, was es recht oder unrecht thut. Hat man es nun eine Zeitlang so geübet, daß es alles willig und gerne thut; so soll man ihm die Riemen am Fuß loslassen, und versuchen, ob es auch ungebunden grasen will. Und wenn es also mit Niederlassung des Kopfes sich willig und gerne führen lässet; so soll man anshören, und es auf einmal nicht zu sehr üben und abmatten oder verdrüßlich machen. Hernach soll man es gewöhnen, daß es sich treiben, und wenden lasse, auf welche Seite man will; und so oft es anfangs einen Schuß leidet, muß man ihm allwege etwas zu fressen geben, so wird es endlich das Schiessen gerne hören, und es willig leiden.

**Eine andere Manier ein Schießpferd abzurichten,** ist folgende: Man erwählet ein Pferd, so nicht scheu, noch gar zu hitzig, vielweniger untreu ist, sondern das den Schuß von Natur gut verträget. Dieses machet man anfänglich unter dem Reuter im Schritte und Trabe wendig, gelinde auf den stricken am Kappzaum, und sowohl um den Pilier, als ohne denselben verkehrt und gerecht den Schenkel weichen. Wenn es dieses unter dem Reuter willig thut; alsdenn bringt man es dahin, daß es sich von einem zu Fuß, eben so vor sich, hinter sich, seitwärts, und um die Säule treiben lässet, auch auf der Schießhalfter gelind ist, und sich damit leiten läßt. Hierauf nun muß man ihm den Kopf von sich selbst, als ob es grasete, auf den Boden tragen lernen. Dazu nimmt man grünes Siegelwachs, machet zwey Kugeln, so groß, als Taubeneyer, daraus, wickelt solche Kugeln in eine Blase oder ein reines Tüchlein, ziehet einen doppelten Bindfaden durch, und machet in der Mitte einen grossen Knoten, damit man die Kugel nach Belieben wieder aus den

Ohren ausziehen könne, doch daß ihm ja nichts von dem puren Wachse in das Ohr falle, als welches dem Pferde sonst höchst schädlich wäre. Von diesen Kugeln nun stecket man in ein jedes Ohr eine, machet sie aber zuvor weich, um sie desto besser hineindrücken zu können; alsdenn legt man ihm die Schießhalfter an, und arbeitet ihm auf der Nase gemächlich damit, so wird es eine oder zwey Stunden lang von sich selbst, und ohne Hülfe des Springgezeugs, die Nase auf den Boden halten, auch den Schuß desto weniger hören, und solchen um so viel lieber vertragen. Wenn man dieses des Tages zweymal treibet; so wird das Pferd, wenn man nur gelinde mit ihm umgehet, und es nicht mit Schlägen tractiret, den Kopf beständig an der Erde halten, auch in wenig Tagen sich zurücke ziehen, und auf die Seite treiben lassen, wie es ihm vorhero unter dem Reuter gewiesen worden. Wenn nun solches Pferd seine Dienste zu thun, ausgeführet werden soll; so muß man solches nicht alsbald gegen das Federwild gerade zu treiben, sondern es im Gegentheil gegen den Wind führen, bald von, bald zu dem Wilde treiben, auch hin und her wenden, damit das Federwild vor dem Pferde sicher gemachet werde; sonsten, wenn es den Wind vom Menschen ein wenig innen wird, stehet es alsobald auf, und die Federn tragen das Fleisch davon.

**Schießpulver**, s. Pulver.

**Schiften**, heißt bey den Falkenierern, denen Habichten frische Schwingfedern aufsetzen, wenn sie die alten zu Zeiten zerstossen.

**Schild**, ist bey dem Weydwerke ein Stücke Leinwand, darauf eine Kuh, ein Pferd, oder ein Hirsch mit lebendigen Farben gemahlet ist. Dieses brauchen die Jäger und Hünerfänger, die Rebhühner damit nach dem gelegten Zeuge zu zutreiben. Der Schild wird mit hölzernen Stäben auseinander gespannet, und hat oben ein Loch, daß der Hühnerfänger, welcher solchen in den Händen und vor sich her trägt, durchsehen kann. In starkem Winde aber ist die Kuh besser zu gebrauchen, weil man sich an dem Schilde gar zu müde halten muß, s. Rebhuhn.

**Schildente**, s. Ente.

**Schilffdornreich**, s. Dornreiche.

**Schindelbaum, Schindelstam**, heisset ein Baum, daraus Schindeln geschlagen werden können. Das Tannenholz tauget hierzu am besten, und noch besser, als das fichtene; nicht sowohl wegen der Dauerhaftigkeit, indem manche fichtene Schindel länger im Wetter, als eine tännene dauret; sondern wegen der Harzgallen, welche in denen fichtenen Stämmen zwischen den Jahren, oft wie ein Thaler groß, verborgen sind. Wenn nun ein solcher Stamm zu Schindeln gespalten wird; so bekommen dieselben dergleichen harzige Risse, welche hernachmals von der Sonnen im Dache ausgeschmolzen werden, und dem Einflusse des Regenwassers und des Schnees dardurch eine Oefnung machen. Es

muß aber ein guter tüchtiger Schindelstamm gleichspältig seyn, welches der Holzhändler oder Schindelmacher gerecht nennet. Denn wie alle Art Holzes, wenn es zumal in Wetter oder Winden erwachsen, sich drehet und windisch herumläuft, gleichwie andere rankichte Gewächse, als Hopfen, Baumwinden, je länger je lieber ꝛc. jedesmal gegen die rechte Hand ihren Anflug nehmen; also thut auch dieses Holz. Gehet nun ein solcher Schindelbaum ein wenig gedrehet; so ist er zu Schindeln undienlich. Dieses wird schnellgehend genennet. Gehet er aber gerade in die Höhe; so gehet er gerecht. Hernach muß er nicht wammerich gewachsen seyn. Denn mancher Baum spaltet wohl gerecht oder gerade, er ist aber wammerich, das ist, er reisset nicht gerade hindurch, sondern splittert und zasert sich bey dem Spalten, und ist solchergestalt unbrauchbar. Diese beyden Stücke oder Fehler aber kann der Schindelmacher gar bald inne werden, wenn er aus dem Baume ein klein Spänlein eines Fingers lang und einer Hand breit heraus hauet, und selbiges ein paarmal spaltet. Denn dieses weiset ihm gleich die Güte des Baumes, wiewohl diese Probe von den Forstbedienten nicht gerne verstattet wird. Es muß auch ein zum Schindeln dienlicher Baum nicht Kernästig seyn, das ist, wenn er starke Aeste hat, welche er von Jugend auf getrieben, und die ihm aus dem Kerne gehen. Denn solche drücken das Holz nach und nach, daß es nicht gerade oder gleichspältig bleibet. So muß er auch keine rothe Seite haben. Nemlich wenn er etwas krumm an einem Rande heraus, und nach und nach wieder in die Höhe gewachsen ist; so wird die äusserste Seite roth; und wenn man dieselbe spalten will; so springet das Holz oder die Späne weg, als wie eine Rübe; und dieses schicket sich zu Schindeln keinesweges. So muß auch ein solcher Baum nicht Eisklüftig seyn, wenn nemlich derselbe in starken Frösten von der Kälte dergestalt von einander gezogen worden, daß er wie ein zerfrorenes Ey von denen Aesten an, bis in die Wurzel, zerborsten und zerrissen ist, welcher Riß hernachmals in der Saftzeit in der Schaale mit Safte wiederum angelaufen, und zugewachsen. Er muß auch nicht Kernschälig seyn, welches an vielen, zumal Tannenstämmen, gefunden wird, und doch am allerwenigsten zu erkennen ist; indem man davor hält, daß bey starken Winden die Jahre innwendig im Baume zerschoben werden, welches hernachmals, weil das Holz innwendig allezeit trocken bleibt, nicht wieder zusammen wächset, und dergestalt ebenfalls zu Schindeln untauglich befunden wird.

Hiernächst muß der Schindelmacher jedesmal dahin sehen, daß er solches Holz in Gründen oder Winterseiten suche, allwo es schattig und mastig erwachsen ist. Denn solches spaltet gemeiniglich gerne, weil es grobjährig, das ist, wie jedes Jahr die Ringel auf dem Stamme anzeigen, daß es noch einmal so hoch oder dicke, als das, so in der Sonne stehet, im Safte auf-

aussetzet; wiewohl dergleichen Schindeln im Wetter kurze Zeit dauren, immassen solches Holz sehr porös und schwammig ist, und alsobald vom Regen gefressen wird. Es dienet aber das meiste erwachsene Holz zu Schindeln deswegẽ nicht, weil es erstlich selten recht spalket, und zwar wegen seiner Vestigkeit und Zähigkeit, die es von der Sonnen erlanget; und hernachmals auch in selbigem Holze der Kern meistentheils nicht in der Mitten, sondern ein Drittheil gegen der Sonnen Aufgang zu, zu finden ist. Denn die Sonne erhält die Jahre gegen Aufgang und Mittag durch ihren hitzigen Schein kleiner; hingegen aber horniger und härter, als auf der Nord- oder Winterseiten, allwo sie den Stamm nicht so bescheinen kann, und dahero der Saft höher aussetzet, welches der Holzverständige die hohe Seite nennet; wiewohl an diesem ungleichen Kerne hauptsächlich die stärkste Wurzel des Baumes mit Schuld ist, daß, wohin dieselbe stehet, auf selbiger Seiten auch der fetteste Saft in den Baum gehet.

Im übrigen war dieses Schindeln zwar ehemals, als man in Deutschland überflüßiges Holz hatte, eine gute Wald- und Forstnutzung. Es ist auch noch jetzo in solchen Gegenden, wo nicht viel Stroh, oder keine Gelegenheit, Ziegel oder Schiefer zu bekommen ist, gleichwohl aber noch viel Wald und Holz ist, eine wichtige Nutzung. Allein es wäre doch zu wünschen, daß sowohl an diesen Orten alle Mühe angewendet werden möchte, die Abnutzung des Holzes zu Schindeln zu vermeiden, und andere Materialien zu Dächern aufzusuchen, als auch, daß an denenjenigen Oertern, wo wenig oder kein Holz, und wo Ziegel und Schiefer zu haben, alle Schindeldächer abgeschaffet, solchergestalt aber nicht nur diese wichtige Holzverschwendung verhütet, sondern auch der vielen Feuersgefahr, so von Schindeldächern entstehet, dadurch abgeholfen würde. Es zielen auch dahin die in verschiedenen Ländern Deutschlandes ausgegangene Verordnungen, alle Schindeldächer abzuschaffen. Jedoch könnte man auch in reichen Holzgegenden den Gebrauch der Schindeln einschränken, und insonderheit ihre Ausfuhre auf vielerley Weise, wie auch in andern Gegenden, die Einfuhre schwer machen, wenn man nicht immer das eigene und gegenwärtige Interesse dem allgemeinen und zukünftigen Schaden oder Nutzen in solchen Sachen vorzuziehen, und bey dem alten zu bleiben, gewohnet wäre.

**Schindelstamm**, s. Schindelbaum.

**Schipgen**, s. Hollunder.

**Schirm**, s. Jagdschirm.

**Schirmer**, s. Retter.

**Schirrholz**, **Geschirrholz**, Wagnerholz, wird insonderheit dasjenige Holz genennet, welches zur Wagnerarbeit dienlich ist. Dergleichen Holz ist in allen Landwirthschaftsgütern, in grossen und kleinen besonders nöthig, da lässet man von Rothbuchen und Birkenselgen von dem im Winter gehauenen Holze aushauen, und wenn solche 2, 3 Jahr

Jahr vorräthig stehen, sind sie desto besser. Aus grünen Felgen Rade zu machen, taugt gar nicht. Wann die Felgen ausgehauen sind; so thut man wohl, daß man solche auf ein paar lange Stangen die Quer darauf hinleget, und sodenn von Spähnen Feuer drunter machet, da selbe etwas mit Rauch belaufen; so sind sie nicht nur ehender zu verarbeiten, sondern sie dauren auch etliche Jehr im Vorrath zu haben, daß der Wurm nichts schadet. Desgleichen ist auch mit den Axthölzern zu thun, welche man von Eichen, Rothbuchen, Ilmen, Rüstern und Aschenholze nimmt. Die Axen, so aus einem Stück Holz gemacht werden, so zwey oder vierspältige giebt, sind die besten; ist der Baum schon stärker, so ist er nicht mehr so zähe, und schon brüchiger, und die nur rund und ungespalten seyn, halten auch nicht so gut, als die gespaltenen. Zu den Armen am **Voder-** und **Sporer** am **Hinterwagen** muß man auch vom zähesten Holz, wie kurz vorhero gesagt, nehmen, und nur von zweyspältigen; können die Sporer aus dem Ganzen, als wie eine Gabel seyn, ist es desto besser, Zu **Naben** aber soll man nicht ausgetrocknetes Holz nehmen; von grünen Naben und dürren Speichen werden die Räder im Bocke vester. Denn wenn die dürren Speichen in die grünen Naben eingesetzet werden, so ist ganz natürlich, daß das grüne Holz zusammen trocknet, solchergestalt denn trocknen die Speichen desto vester, und derber in die Nabe ein, und da die grönen Naben gern aufreissen; so werden solche mit den eisernen Rinken gebunden, und um desto mehr bindet sich dann die Nabe enger ein, daß also die Speichen im Bock vester stehen müssen. Zum Nabenholze ist das beste, Ahorn, Lennen, Ilmen, Rüstern, und Aschen, wiewohl gar viele Naben wegen Ermangelung hier benannter Hölzer, von Eichen müssen gemacht werden. Allein wann eichene Axen und eichene Naben auf einander gehen; so brennt dieses Geschirr gar leicht auf einander, und muß man es dann desto fleißiger in guter Schmiere halten, wenn die Axen und ganze Wagen nicht anbrennen sollen.

Zu **Speichen** sortiret man junge Eichen, Rüstern, Ilmen und Aschen aus. Eichene Stangen, die nur zwey und vierklüftige Speichen geben, sind die allerdauerhaftesten, auch sind 8, 10 und 12 klüftige nechst diesen recht gut. Die Wagner oder Radmacher schaffen sich hierzu wohl junge Eichen an, die 6 bis 7 Fuß in der Peripherie haben, damit sie aus einem Schrote wohl 20 und mehr Speichen herausspalten können, und dieses Holz ist auch nicht so hart und zähe, in der Arbeit zu schneiden, alleine es hält auch nicht so lange als jenes, und wann man Speichen 6, 8 Jahr im Vorrath und trocken liegen haben kann, und besonders vorher beräuchert (wie bey den Felgen gedacht), desto dauerhafter sind sie.

Zu **Deichseln**, **Langwagen**, und **Letterbäumen** sortiret man Birken, Rothbuchen und Eichen aus; es müssen dieselben aber Anfangs nicht ganz über

über und über geschält werden, denn sonst reissen sie sehr auf, sondern an beyden Enden bleibet die Rinde oder Schaale einen Fuß lang völlig dran stehen, und in der Rinde auf der ganzen Stange durch, wird nur die obere grobe oder harte Rinde meist beschnitten, und dann Flecken- oder Strichweise die Unter- oder Bastrinde bis aufs Holz auch, und setzet man sie alsdann aufgerichtet in die Luft, daß sie nach und nach abtrocknen. Wann sie also etliche Monate gestanden, schälet man sie vollends reine, ohne bis an beyden Enden, und kann man dieselbe an einem trockenen Orte in Verwahrung bringen.

Zu **Lettern, Schwingen, Zuggeschirre, Keil- und Nagelholze**, nimmt man in Acht, was bey den Speichen angeführet ist, zu **Pfluggrindels** oder **Pflugbalken** gehören Eichen, Buchen, Birken, und Rüsternstangen, die besten sind die stammenden, die man wie die Letterbäume zurichtet. **Grindel, Säulen, Pflughäupter** macht man von Eichen, Buchen, Rüstern, Ilmen, Aepfel- Birnbaum- Aschen- Lennen- und Ahornholze, **Pflugstürze** oder **Pflugrüster** kann man von Weiden, Birken, Eichen, und allerhand zähen Laubholze, machen, was sich nur dazu schicket, und eben so krumm gewachsen ist. Die **Streichbreter** aus gespaltenen Eichen, und Rothbuchenholze, sind dauerhafter, und gehen glätter, als die von geschnittenen Bretern, desgleichen sind die aus gespaltenen Eichen, Buchen und Aspenholze verfertigte Pflugladen die besten. **Egebalken** werden von Eichen, Rothbuchen, Birken, und dergleichen zähen Holze gemacht; es müssen dieselben aber gespalten, und nicht von runden einfachen Stangen seyn, weil letztere im Bohren gerne aufreissen. Zu **Egescheiden** ist das beste junge Eichen, Söhlweiden, Patscherpen, Rüstern und Aschen. Alle dergleichen Nutz- und Schirrholz ist in den Herbst- und Wintermonaten zu fällen und zu hauen. Denn dasjenige, so vom März bis September gehauen wird, wird nicht nur leichte rissig, sondern es ist auch nicht so beständig, und ist hiervon ganz natürlich dieser Schluß zu machen: Da der Saft des Holzes verdünnet und flüchtig, in allen Theilen des Baumes ist, folglich ist es nicht so zähe und nicht so veste.

Zu **Baumpfählen**, woran die jungen Bäume im Frühlinge und Herbst angebunden werden können, schicken sich die gespaltenen oder geschnittenen Baumpfähle, in die Linien und nach der Schnur am besten. Die aus mäßigen Stangen gemachten, sind die dauerhaftesten. Wann aber die Bäume durch Sturmwinde, und dergleichen sehr beweget worden, widerstehen die ungespaltenen eher, als die gespaltenen, weil diese öfters durch- und abbrechen, sie müssen denn von gespaltenen Eichen seyn. Jedoch dieses nutzbare Holz ist zu andern Sachen zu gebrauchen. Hier verrichten es Kiefern, Fichten, Tannen, Weiden, Aspen und dergleichen geschälte Stangen, und werden so lange gebraucht, bis der Baum ohne

Pfah

Pfahl stehen, und sich selbst erhalten kann.

Zu Hopfenstangen, sind die Kiefern, und nächst diesen die Fichten und Tannen die dienlichsten, allein es können es auch gar wohl die Erlen und Aspen verrichten. Ob nun zwar letztere bey dem Hopfen eher stockigt und brüchig werden; so ist doch besser, man recrutire die Hopfstangen öfters mit Erlen- und Aspenstangen, als daß man mit Schaden die Tangel- oder schwarze Hölzer und Wälder, durch das Hopfstangenhauen, ausleuchtet. Man schält auch die Stangen nicht reine ab, damit sie nicht so aufreissen, da sich dann in die Risse die Nässe und Regenwasser hinein setzt, und solche bald zum Anstocken bringet, wie dann auch der Hopfen, sich an der noch etwas daran stehenden Rinde, besser hinauf hilft, und anklammern kann, daß er mit seinen Spitzen vom Winde nicht so leicht zurück, und herunter getrieben wird.

Zum Zäunemachen, und Ausbessern, versiehet sich ein sorgfältiger Hauswirth auch zu rechter Zeit mit Holze. Diese Zäune werden auf unterschiedliche Art gemacht; als wo man schwarze Hölzer hat, macht man Schleussen oder Splittzäune; dieselben sehen nun wohl gut aus, und können auch 20 und mehr Jahre dauren, wann nur fleißig darnach gesehen, und solche nachgebessert werden. Wo sie aber im harten Anfall des Windes stehen, werden sie bald wandelbar, weil sich der Wind wie in denen Windmühlenflügeln einleget, wo aber dergleichen Zäune etwas in Geduld stehen, sind sie reinlich und fein anzusehen. Ferner die Vitzzäune, so von Kiefern, Fichten, oder Tannästen gemacht werden, sind auch gut, kosten nicht viel, es setzet auch weder das Vieh oder Federvieh so leicht darüber. Wenn man nun die Aeste in Gehauen von den gefälleten Bäumen haben kann, so ist es gut, allein so man selbige von den stehenden Bäumen abschneiden soll, ist es dem Eigenthümer der Bäume höchst schädlich, immassen hierdurch die Tangel- oder schwarze Hölzer entkräftet, und folglich in ihrem Wachsthume zurück gehalten werden. Noch verwahrsamer aber sind die von Gerten, oder Reise geflochtenen Zäune, wo solche im trockenen Boden zu stehen kommen. Es werden dazu eichene Pfähle oder Stöcke genommen, recht dichte mit Werftweidereisen geflochten, und oben drauf eine Schicht Dornbunde die Länge, und eine die Quere darauf geleget; so kann solcher Zaun wohl 20 Jahre dauren; kommt ein dergleichen Zaun in feuchten und nassen Boden; so sind die Erlenweiden- und Rüsternpfähle gut, wenn diese aber nicht geschälet werden; so schlagen viele Wurzeln, werden auch oben grün und treiben Zweige, daß es nach und nach einen halb lebendigen Zaun abgiebet. Zum Zaunreisse ist, wie gedacht, das Werftweidene das vornehmste, nächst diesem, Haseln, Sand- oder Hegerweiden, Patscherpen, Kiefern, Fichten und Tannen, auch kann man von Bruch- und andern Weiden, wie auch Birken- Rüstern- und Ilmenreiß dazu brauchen. Letztere 5 Arten aber dauren nicht gar

lan-

lange, derowegen thut ein Landhauswirth wohl, wann er leere Plätze, oder Ränder hat, daß er auf nassen oder feuchten Plätzen, Werst- oder Hegerweiden anleget, auf sandigten oder hohen Flecken aber Patscherben; so kann er von diesen Arten eine solche Einrichtung machen, daß er beständig Zaunreiß zu Zäunen hat. Am allerbesten aber ist die Anlegung lebendiger Zäune, von Dornen und allerhand Buschhölzern, welche entweder durch Anpflanzung oder von Holzsaamen zu ziehen. Wann diese ordentlich im Schnitt gehalten, und mit Wieden die Aeste durch einander gebunden werden; so wird es vor Menschen- und Vieheinbrechung das dauerhafteste und sicherste, und wird dadurch viel Holz ersparet. Die Zaunreise müssen im Februar und Anfange des März gehauen werden.

Zu **Weinbergen** sind die ein Jahr im Trockenen gelegenen, und von kernigten und kienigten Kiesern gespaltenen **Weinpfähle** sehr gut, die aber vom Splint gemachet werden, dauren nicht lange, faulen in der Erde, und durch das öftere nachschärfen, werden sie bald zu kurz und unbrauchbar. Die von den Kiefern kernigten Aeste sind gar dauerhaft, nur daß sie in Weinbergen nicht so zierlich, wegen ihrer Krümme, stehen, und ein schlechtes Ansehen machen. Wo Teiche bey einem Landgute sind, soll man billig **Pfosten**, zu denen Fluthgerinnen, auch **Reffstäbe** im Vorrath haben, daß, wann ja durch grosse Wassergüsse, oder sonst Alters halben, und durch Verfaulung, von denselben was schadhaft würde, man solches, welches auch die Nothwendigkeit erfordert, sofort repariren, und in Stand setzen könne, und sich nicht erst nach hierzu erforderlichen und brauchbaren **Holze** umsehen dürfe.

Zu den **Schafhorden** sucht man auch bey Schlagung des Holzes oder Abtreibung der Werst- und Hegerweiden, die nöthigen Gerten und Spiesse aus; die Haseln sind die besten, sonst aber auch die Werstweiden, desgleichen auch Klöppel oder Aeste und Zacken, von Eichen, Buchen, Maßholdern, und dergleichen vesten Holze zu Hordernpfählen. Es werden zwar auch die Schaafhorden von schmalen dünnen Brettern oder Latten gemacht, jedoch wo man geschmeidig Reiß zu Gerten haben kann, sind die geflochtenen vester und besser, denn bey etwan sich ereignendem Unfall, wenn fremde Hunde oder Raubthiere in die Horden nächtlicher Zeit übersetzen, kann die Heerde nicht so leicht durch diese, als wie durch die, so von Latten oder Bretern gemacht seyn, durchbrechen. Es liegen die Schaafe auch hinter den geflochtenen Horden vor den Winden schauriger und ruhiger. Ueberhaupt ist einem Hauswirth in seiner Oeconomie etwas nöthig und nützlich, so ist es das Nutz- und Schirrholz, und soll man billig, wenn man Holz zur Feuerung verbrauchen will, jedesmal dasselbe durchsehen, ob nicht etwas Nutzholz darunter sey, und solches entweder zum eigenen Gebrauch, oder zum Verkauf aussondern. Und so er auch wenig eigenthümliche Waldungen, oder in

in denselben gar nichts sonderlich nutzbares hätte; so muß er sich bey Zeiten in Vorrath Nutz- und Schirrholz anschaffen.

**Schlabeere**, s. Creuzdorn.

**Schlägel, Schlegel**, wird 1) der mit einem langen Stiel versehenen Zapfen von der Ablaßrinne eines Teiches genennet; 2) Bey dem Weydwerk aber bedeutet es die Keule oder den Hinterlauft von einem Rehe. s. Rehe.

**Schlafapfel**, s. Dornrose.

**Schlafkolbe**, s. Dornrose.

**Schlafkunze**, s. Dornrose.

**Schlag**, heißt in dem Forst ein abgeholzter Platz, welcher zu künftigem Wiederwachs geheget, und sonst auch Gehau genennet wird. s. Gehau.

**Schlagbäre**, sind diejenigen Bären, welche nicht nur über das grimmige Zerreissen der Menschen und Thiere von der Natur mit einer grossen Härtigkeit versehen sind; sondern auch dabey in denen vordern Tatzen eine solche ungemeine Gewalt und Stärke haben, daß sie einen Reuter mit dem stärksten Roß darnieder schlagen können, welche ungeheure Bestien sonderlich in dem Alpgebürge häufig gefunden werden.

**Schlagbauer**, ist ein Vogelbauer, der ungefähr 3 Fuß lang also erbauet wird, daß in der Mitten ein besonder Behältniß ist, dahineinein die Lockvögel gestecket werden; die andern beyden Seiterbauer bekommen Fallgitter, welche man, vermittelst zweyer Stellhölzer, und einer in Bauern bevestigten und mit Sprossen versehenen Zunge also aufgestellet, daß der nach denen Lockvögeln und hier befindlichen Futterkörnern hinlaufende Vogel auf die Zunge kommen, und diese bewegen muß, daß die Stellhölzer umfallen, mithin zuschlagen, und ein Versperren des Ausgangs aus dem Bauer verursachen. Mit solchen Schlagbauern können allerley kleine Vögel einzeln gefangen werden. Diejenigen, welche man zum Wachtelfang braucht, deren Fallthüren sind nur beweglich, solche stossen die Wachtelhähne selbst auf, wenn sie zu der darinnen stehenden Sieke wollen, die hernach bald wieder zufallen, und herauswärts sich nicht aufmachen lassen. Dergleichen Schlagbauer setzen die Vogelsteller ins Getreide, wo sich Wachteln aufhalten; und lassen sie des Nachts stehen, da sie denn oft des Morgens mehr als eine gefangene Wachtel darinnen finden.

**Schlagbaum**, lat. Repagulum, franz. *Bacule*, ist bey der Jägerey eine Falle, vor die Raubthiere, welche man an denen Orten anrichtet, wo wegen der Felsengebirge, oder auch der vielen Brüche und Moräste halber, keine Bärenfänge, Wolfsgruben, und dergleichen angebracht werden können. Man macht sie an Orten und Enden, wo die Raubthiere ihre Stege und Wechsel haben, folgender Gestalt: Man leget zwey büchene Stangen neben einander in die Erde, daß nichts davon zu sehen ist, lässet aber so viel Raum, daß eine dazwischen liegen kann; alsdenn nimmt man eine lange Stange von eben solchem

solchem Holze, die darzwischen einpasse; vorne zu beyden Seiten werden zwey starke Gabeln von birkenem oder anderm Holze geschlagen, und darüber ein Querholz geleget. Hierzu wird ein Kranz von Saal- oder andern zähen Weiden geflochten, wodurch die mittlere lange Stange empor bevestiget wird, daß die Thiere solchen Wechsel und Gestelle des Sommers durch gewohnen. Diese Stellhölzer aber müssen ihre Rinde behalten, auch soviel möglich, zumal an der Schlagstange, das Laub oder Aestlein gelassen werden, damit alles recht wild aussehe. Auf den Seiten wird es mit altem Reißig oder Aesten verworfen, und ist nöthig, die Beywege zu hindern.

Diese Maschine bleibet des Sommers durch stehen, daß die Thiere deren gewohnen. Wenn es nun um Michaelis hinkommt, da die Häute und Bälge der Raubthiere am besten, man auch ihre frische Spur findet, und es der Mühe werth geachtet wird; so schleppet man durch die Bäume ein paar Tage nacheinander Luder, und kirret sie. So man nun gewiß was merket, stellet man auf, und setzet in der Mitten der Schlagstange eine Stütze; leget sodenn nach der Stärke des Wildes, hinten von Holz oder Steinen ein schweres Gewichte, nimmt den Kranz und stecket über das Querholz durch den Kranz ein Stellholz vorne kurz an; mit dem andern Ende innwendig bindet man eine doppelte und dreyfach gedrehte pferdhärene Schnur, oder doppelt messingenen Drat um das Unterquerholz, so genau aufgestellet, und die Schnur quer über gezogen, nach des Thieres Grösse, hinten angebunden wird. Wenn nun alles gestellet ist; so stößt man von der andern Seite die Stütze mählig ab, und so man es haben kann, wirft man einige Losung von dergleichen Thieren unter den Schlagbaum, daß sie sie nichts merken; so kann es nicht fehlen, daß sich nicht etwas fangen sollte. Wie aber insonderheit die Schlagbäume zu Dachsen, Füchsen und Mardern einzurichten, davon s. **Dachsfang, Fuchsfang, Marderfang.**



**Schlagen**, heißt 1) wenn eine wilde Sau etwas mit ihrem Gewehr, oder auch ein Bär oder anderes Raubthier, ein anderes mit seinen Klauen beschädiget; 2) wird es auch von Wachteln gesagt, wenn sie ihren Laut hören lassen, s. Wachtel.

**Schlagen**, mit dem Weydmesser, s. **Blat.**

**Schlagheftel**, s. **Schwangheftel.**

**Schlagholz, lebendiges Holz, Unterholz**, wird das Laubholz genennet, welches unter dem Oberholze jung abgehauen wird, daß es Stöcke bekömmt, und also fort das erste Jahr davon wieder ausschlägt, Sommerlatten treibet, und nachdem der Boden gut, oder das Holz nach seiner Art gewächsig ist, in achtzehen, fünfzehen, mehr oder weniger Jahren, wieder schlagbar wird. Wenn kein Oberholz vorhanden, fällt der Name Unterholz weg und wird es sodenn nur **Schlagholz oder lebendiges Holz** genennet, weil es beständig fort-

wächst

wächset, und weiter keines Säens noch Pflanzens bedarf, sondern allezeit vom Stocke wieder ausschläget. Das Schlagholz giebt gute Gräserey, und kann, nachdem man die Gehaue drey, vier oder mehr Jahre geschonet hat, alsdenn zur Viehweide gebraucht werden. Die Zeit, in wie viel Jahren das Schlagholz abzutreiben, muß ein jeder Hauswirth und Pfleger selbsten nach seiner Gelegenheit anordnen, und den Hau, wie er das Holz am besten nutzen kann, und nachdem er solches für seine Haushaltung bedürftig ist, einrichten. Wo so viel Schlagholz vorhanden ist, daß man alle Jahre eine gewiesse Revier oder Anzahl an Aeckern abtreiben kann, bleibet es ein steter Nutzen; sonderlich wenn der Stock kaum 3 bis 4 Zoll hoch gelassen, und fein glatt abgehauen wird; so schläget es auf denen beyden Seiten in unterschiedenen Sommerlatten aus, und wird von Gehau zu Gehaue dichter. Denn wo zuvor nur ein Stamm gestanden, schläget es hernach wohl in 10 bis 12 Sommerlatten, und folgends in so viel Stämme aus. Vom Ausgange des Mayen an, bis wieder in den Herbst, oder, deutlicher zu sagen, von der Zeit an, da das Laub heraus bricht, und bis es wieder abfället, soll man kein Schlagholz fällen. Denn es schläget nicht wohl wieder aus, weil der Saft die Sommerszeit über schon in dem Stamme, in die Aesten und und Blättern, und nicht in der Wurzel, oder vielmehr in jenem allzuflüßig, und nicht mehr verdicket ist, daß er leicht ausdunstet, (s. Saft im Holz), über dieß auch die Sommerhitze den Wiederwachs hindert.

Die rechte Zeit, das Schlagholz, oder Unterholz zu fällen, ist vom letzen September bis November, sobald das Laub anfängt zu fallen, oder vom Jenner bis zu Anfang des Aprils, ehe das Laub ausschläget. Am besten ist es, man lasse erstlich die gröste Kälte vorbey, und lasse alsdenn erst den Holzhieb angehen, weil sonsten der starke Frost auf den abgehauenen Stock allzustark eindringen, und Schaden verursachen möchte. Zum längsten soll das angewiesene Schlagholz noch vor der Mitte des Aprils gefället seyn, und sobald möglich aufgeräumet, und aus dem Gehaue herausgeschaffet werden, damit an den jungen Sommerlatten kein Schade geschehe. Bey Abtreibung des Schlagholzes soll wohl in acht genommen werden, daß der Hieb oder Schnitt fein glatt und schräge gehe, damit der Regen, Kälte und Schnee nicht eindringen, und Fäulniß verursachen könne. Einige hauen es gar kurz an der Erde weg, andere lassen auch einen Stock von einer Viertelelle oder mehr stehen, daß die Sommertatten und Sprossen häufiger wieder ausschlagen. In denen Gehauen des Schlagholzes hat man nöthig, ehe etwas zu Feuerholze angewiesen wird, daß man dasjenige Holz, so zu Hopfenstangen, Reifstäben, Latten, Leiterbäumen, Darrhordenstäben, u. s. w. zu gebrauchen, zuvor aushauen lasse, indem solches theurer und nützlicher an den Mann zu bringen, als das Brennholz. s. **Holz**, **Buschholz**, **Gehau**, **lebendiges Holz**, **Holzschlag**.

**Schlagwand**, s. **Wand**.

**Schlaiffe**, s. Schleiffe.

**Schlammbeisker, Schlammpeisker**, ist ein Fisch, welcher in sumpfichten Tümpfeln und Morästen gefangen wird, allwo er sich dergestalt in den Schlamm hinein wühlet, daß man ihn heraus graben muß. Man findet ihn dahero um die Spree, und deren Gegenden, um die schwarze Elster, ingleichem um die Leipziger und andere in der Ebene liegende Gegenden, wo es sumpfichte Plätze, auch verschleimte Teiche und Seen giebt. Er siehet der Länge nach fast wie eine Aalraupe, wegen seines schwachen Leibes aber, wie eine Schlange aus, hat sehr viel Rogen in sich, und kann, wenn man ihn in ein breites Glas setzet, und nur schlechtes Wasser darauf giesset, ohne andere Speise zwey bis drey Monate leben. Wenn man ihrer etliche in einem Gefässe beysammen aufbehält, oder sie drückt; so zwicken sie wie die Mäuse. Sie haben ihrem Ursprunge nach einen sumpfichten und moderichten Geschmack, dahero auch die Nahrung, so von ihnen kömmt, unrein, zäh und schleimig ist. Die Bauren bestreuen sie mit Salz, und lassen sie eine Zeit lang sich durch einander winden, damit der äusserliche Schlamm etwas von ihnen abgehe; alsdenn richten sie solche mit einer guten Zwiebelbrühe und mit Speck oder auf andere Art zu, und essen sie mit Appetit. Man kann sie auch, wie die Brücken mit Essig, Pfeffer, Lorbeerblättern, und andern Gewürzen einlegen, und mariniren. Sonsten ist von ihnen merkwürdig, daß sie in einem hellen Glase, darinnen Sand und Wasser ist, das Wetter anzeigen. So lange es helle und gut Wetter ist, halten sie sich ganze stille, soll es aber ungestümm und trübes Wetter werden, fangen sie an, sich zu bewegen, und das Wasser trübe zu machen. s a. **Beisker.**

**Schlechtfalke**, heißt bey einigen der Blaufuß, s. **Blaufuß.**

**Schlechte Nase**, was es bey einem Leithunde heisse, und wie ihm dergleichen gemacht werden könne, s. **Leithund.**

**Schlechter Hirsch**, s. **Spiesser.**

**Schleendorn**, s. **Schwarzdorn.**

**Schlegel**, s. **Schlägel.**

**Schlehendorn**, s **Schwarzdorn.**

**Schlehenstrauch**, s. **Schwarzdorn.**

**Schleichen**, wenn es vom Luchs gesagt werde, s. **Luchs.**

**Schleie**, s. **Schleye.**

**Schleiffe, Schlaiffe, Schlinge**, lat. Tendicula, franz. *Lacet*, ist nichts anders, als ein oder mehr zusammen gedrehetes Pferdehaar, daran man das eine Ende zu einer Schleiffe knüpfet, und durch diese letztere hernach das andere Ende hindurch ziehet, auch also in die Rundung richtet, daß sich ein Vogel darinnen fangen muß. Man kann sie auch aus Seide oder andern Fäden verfertigen. Wenn das Federwild an dem Halse damit gefangen wird, so heisset man es Schlingen. Fänget man sie aber an den Füssen; so nennet man es **Schleiffen.** Die gemeinste Art der Schleiffen, womit man nicht allein Feld- oder

der Rebhüner, sondern auch Wachteln, und dergleichen fangen kann, ist diese: Man machet drey oder vier Schleiffen an einen Bügel, so an beyden Seiten Spitze hat, also daß man ihn in die Erde stecken kann. Dergleichen stecket man unterschiedliche in die Hecken, Furchen, Fußsteige u. s. w. solchergestalt, daß, wo sie eine Schleiffe oder Bügel verfehlen, sie doch in die andere laufen; daselbst kann man sie auch, sowohl zur Winter- als Sommerszeit körnen. Um Jacobi kann man die Rebhüner am besten damit fangen; denn da sind sie kaum halbwüchsig, und halten sich deswegen in den Gebüschen und kleinen Sträuchern auf, woselbst man ihnen stellen kann.

Die **Schnellschleiffen** werden folgendergestalt zugerichtet: Man macht in 2 hölzerne Pflöcke Kerben, spitzet sie unten, und schlägt sie in die Erde, also, daß eine Kerbe diesseits, die andere aber jenseits gekehret sey. Dazu wird ein anderes rundes Hölzlein an beyden Enden viereckigt geschnitten, daß es in der in beyden Pflöcklein gemachten Kerbe recht einschliesse, und daran machet man drey oder vier Schleiffen. Dieses wird ferner an eine lange schwanke Ruthe gemacht, so in der Mitte mit einem starken Bindfaden oder Hasenzwirne angebunden ist. Diese Ruthe wird am dicken Theile gespitzet, und also vest in die Erde gesteckt, daß dieselbe, wenn sie gebogen wird, recht in die Kerblein der eingeschlagenen zwey Pflöcke gehe. Es komme nun nun ein Huhn von vorne oder von hinten her; so läuft es das Hölzlein mit der schwanken gebogenen Ruthe, daran die Schleiffen angemacht sind, ab, und schnellet die Ruthe den Vogel, der es abgelaufen, entweder bey dem Kopfe oder bey den Füssen, wo es ihn ergriffen, in die Höhe, s. a. **Dratschleiffen**. Das oben citirte **Hasenlaufen** soll **Hasenlauschen** heissen, und ist davon nachzusehen im Artickel: **Wildbann.**

**Schleiffen, Schleussen**, sind ganz dünne und lange Spalten oder Späne von den geschlachtesten Scheiten des föhrenen Holzes, zwey bis drey Finger breit, und so lang als die Scheite an sich selbsten sind, so an vielen Orten von den gemeinen Leuten anstatt der Lichter zum Brennen gebraucht werden. Diese Scheite werden, nachdem sie breit sind, nach der Länge zwey bis dreymal gespalten, nachgehends oben in die Fugen oder Fälze, woran man sehen kann, wie der Stamm von Jahren zu Jahren gewachsen, der **Schleussenschnitzer**, welcher ein an der Spitze etwas gekrümmtes und mit einem dicken Rücken versehenes Messer ist, angesetzt, und so durchgedrücket, daß man von dem Schleißspalten einen ganzen Span herab bekomme. Diese Schleiffen, wenn man einen guten Vorrath davon hat, leget man sodenn auf den warmen Ofen, damit sie recht austrocknen, und hernachmals desto besser brennen mögen. In Holzländern, da diese Schleissen am meisten bekannt sind, bindet man deren eine gute Anzahl zusammen, und bedienet sich ihrer bey Nachtzeit anstatt der Fackeln, von einem

Ort

Orte zum andern zu leuchten. Auf Heu- und Getreideböden, in Ställe, Holzschoppen, und Kammern soll man nicht mit Schleissen gehen, als wodurch schon öfters Haus und Hof, ja wohl gar ganze Dörfer und Städte abgebrannt, und in die Asche jämmerlich verfallen sind. Es ist übrigens auch dieses eine Holznutzung, wodurch das Holz unnöthig verschwendet wird, sonderlich da man dazu die jungen und besten Stämme nehmen muß, gleichwohl aber durch andere Dinge diesen Zweck erlangen könnte, wenn man in denen Holzländern nicht so sehr an dem alten Gebrauche hienge.

**Schleissenstamm**, ist ein forener oder kieferner Baum, welcher, wie der Schindelstamm, gleichspaltig und ohne Aeste, vornemlich aber kleinjährig oder dürre erwachsen seyn muß; denn je kleiner der Stamm von Jahren ist, je dünner und wohlbrennender wird die Schleisse, welches man mit Aushauung eines kleinen Spänleins, wie bey dem Schindelbaume, gewahr werden kann. Es ist aber und wird dieses Holz zu Spaltung deren Schleissen sonderbar gut zubereitet, wenn es gefället so lange im Wetter liegen bleibt, bis die Schale herunter gehet, und dasselbe in dem Spint oder Splint, oder auch in dem äussersten weissen Holze, welches bis auf den Kern gehet, grau worden ist; denn alsdenn tauget es noch besser hierzu, als wenn es frisch weg zu Schleissen gespalten wird.

**Schleppen**, heissen die Jäger den Fuchs körren. Sie braten nemlich einen abgestreiften Fuchs oder eine Katze, nachdem das Eingeweyde herausgenommen worden, bestreichen solchen mit Gänsefett und etwas Kampher, und schleppen es eine Strecke bis an den Ort, da sie ihn hin verlangen. Andere nehmen auch nur das Geschneide vom Wildpret zum Schleppen. Ja es kann auch noch auf mehrerley Art geschehen, s. **Fuchseisen**, **Fuchsfang**.

**Schleusen**, s. **Kiehnholzspäne**.

**Schleussen**, s. **Schleissen**.

**Schleye**, **Schleie**, lat. Tinca, franz. *Tenche*, ist ein Fisch, der sich gerne in weichen, moderigen und sumpfichten Wassern, Teichen und Gräben aufhält. Er gelanget zu einer mittelmäßigen Grösse; wiewohl er auch bisweilen zu zwey bis drey Pfund schwer wird, ist etwas breit, schwärzlicht auf dem Rücken, und schwarzgelb auf dem Bauche, mit blaulichten Floßfedern. Die Schuppen sind so klein, daß man sie ohne Vergrösserungsglas nicht erkennen kann; und weil er noch dazu mit einem dicken Schleime überzogen ist; so ist solches Ursache, warum man ihn bis dahero sowohl, als den Aal, unter die glatte Fische gezehlet hat. Seine Nahrung bestehet in nichts, als Schlamm und kleinen Würmlein, die im Schlamm und Moder wachsen. Er wächset geschwinde, und kommt bald zu seiner Grösse, wazu ohne Zweifel das meiste mit beyträgt, daß es ihm niemals an erstgedachter seiner Nahrung mangelt. Was einige von ihm vorgeben, daß er nicht laiche, sondern vom Schlamme und

faulen Schilfe in den moosichten Wassern gezeuget werde, ist falsch. Denn er laicht des Jahres zweymal, als einmal um Ostern (im März), und das anderemal, wenn der Roggen und Waitzen blühet, im Junio. Man will zwar auch von denen Schleyen sagen, daß sie sich mit denen Schlangen beliefen; welches aber eben so ungegründet ist, als wenn man vorgiebt, daß sie sich, wenn man sie in einen Topf thäte und einige Tage in die Erde grübe, alsdenn in Schlangen verwandeln sollten.

Man hat sie gerne in den Karpfenteichen, darinnen viel Schlamm ist, damit sie denen Karpfen einen Weg durch den Schlamm machen, daß sie durchgehen können. Sie sind besser mit dem Hahmen, als mit Garnen oder Reussen zu fangen, weil sie, wenn ein Teich abgelassen wird, allemal dem Wasser nach in die Hahmen gehen; doch kriechen sie zur Laichzeit noch eher in die Reussen. Sie haben ein hartes Fleisch, und geben keine gesunde Nahrung, sondern können gar leicht ein Fieber verursachen, sind auch daher meistentheils nur eine Speise der gemeinen Leute, und werden auf grosser Herrn Tafel nicht sonderlich geachtet. Weil sie sehr nach Schlamm schmecken; so bestehet ihre Zubereitung darinn, daß sie vorher, ehe man sie kocht, in heissem Wasser mit Asche und Salz abgerieben werden, alsdenn reisset man sie auf, nimmt ihnen das Eingeweide heraus, und schneidet sie, wenn sie groß sind, in Stücke. Sie können wie andere gemeine Fische gesotten, gerüstet und gebacken werden, insonderheit sind sie nicht unangenehm zu essen, wenn sie auf dem Rücken gerissen, umgekehrt, und auf dem Roste gebraten werden. Nach der gemeinsten Art werden sie mit einer sauren Speckbrühe also bereitet: Indem man sie gehörig vorbereitet und absiedet, bräunet man etwas Mehl in gegenugsamer Butter, gieset Brühe und Essig daran, würzet solches mit Pfeffer, läßt es ein wenig kochen, und legt nachher die abgesottenen Schleyen darein. Ferner brennet man würflicht geschnittenen Speck in einem Tiegel braun, und schüttet solchen auch an dieselben. Wenn sie nun angerichtet sind; so streuet man endlich noch über selbige würflicht geschnittene und in Butter geröstete Semmel, so ist es gut. Man bedienet sich dieses Fisches sonst auch bey der gelben Sucht, und bindet ihn unten auf die Fußsohlen. Auf dem Rücken aufgerissen, umgewendet, und mit der inwendigen Seite auf die flachen Hände und Fußsohlen eines Kranken gebunden, soll er die unmäßige Hitze stillen. In Haupt- und Gelenkschmerzen leget man lebendige Schleien, eine nach der andern, auf den Nabel, bis sie sterben.

**Schleyereule**, s. Eule.

**Schleyermeise**, wird von einigen die Schnee- oder Mehlmeise genennet, weil sie auf dem Kopfe eine weisse Platte hat, siehe Meise.

**Schleykarpfen**, sind nichts anders, als Spiegelkarpfen, welche, nachdem sie ihren Spiegel, oder die grossen Schuppen, voraus

aus selbiger bestehet, verlohren haben, endlich so nackicht und glatt, wie eine Schleye, werden. f. Karpfe.

**Schlichten**, den Meuler, ein Kunstwort in der Kohlenbrennerey, f. Meuler.

**Schliefer**, f. **Dachshund.**

**Schlingbaum**, f. **Gerberbaum, Mehlbaum.**

**Schlinge**, f. **Schleiffe.**

**Schloß**, nennen die Jäger diejenigen Knochen an einem Wild, welche sich voneinander thun, wenn es seine Jungen gebähret.

**Schloßtritt**, heißt bey der Jägerey derjenige Tritt, der, wenn der Hirsch von seinem Lager oder Wohnbette aufstehet, mitten in demselben gefunden wird. Er machet solchen mit dem rechten Vorderfusse, welchen er unter sich geleget hat, worauf er sich im Aufstehen stemmet. Es ist dieß ein Zeichen, wodurch der Hirsch von dem Thier erkannt werden kann. Denn das Thier oder Wild thut solches nicht, sondern tritt mit dem Linken im Aufstehen zur Seite hinaus.

**Schluff**, **Schlupf**, nennen die Jäger einen Ort, wodurch ein Thier seinen Gang und Schlich durch eine Hecke oder Gehäge, nach einem Felde, Weinberge, Garten oder dergleichen hindurch nimmt.

**Schlupf**, f. **Schlupff.**

**Schluß**, heißt der Jäger, wenn der Hirsch mit den Hinter- und Vorderschalen so gerade in einander kommt, daß es aussiehet, als ob es mit denen Schalen nur von einem Laufte geschehen wäre. Das Thier kann solches nicht, oder doch gar selten thun.

**Schlußgraben**, bey Teichen, f. **Teichfischerey**, Nro. II. 4).

**Schmack**, f. **Gerberbaum.**

**Schmählen**, f. **Schmehlen.**

**Schmalenten**, kommen den gemeinen wilden Enten in allem sehr nahe, nur daß sie um ein merkliches kleiner sind. Sie brüten in grossen Sümpfen und morastigen Oertern, und ziehen auch wie jene.

**Schmalholz**, heißt bey der Kohlenbrennerey das dünne Holz, welches bey Richtung eines Meulers auf dem Rande auswärts herum geschüttet wird.

**Schmalrehe**, sind so so viel, als die jungen Riecken, f. **Rehe.**

**Schmalthier**, **Schmalwildpret**, heißt bey der Jägerey das wilde Kalb, welches in das andere Jahr seines Alters gehet; wie wohl ihm manche Jäger solchen Nahmen auch eher, und gleich nach der Brunst oder Winterverhärung beylegen, weil sie vom Schmalthiere mehr Pürsch- oder Fanggeld, als vom Kalbe bekommen, f. **Kalb, Hirschkalb.**

**Schmehlen**, **Schmählen**, es schmählet, wird in der Jägersprache von einem Rehe gesagt, wenn es sich durch einen lauten Ruf hören läßt. Denn wenn ein Rehe, es seye ein Bock oder eine Riecke, unvermuthet etwas vernimmt, oder kriegt es kurz im Winde, es sey ein Raubthier oder ein Hund, oder ein anderes Wild,

Wild, oder auch ein Mensch, und hat es nicht erst recht gesehen, was es ist; so fängt es stark an, zu schreyen, oder wie die Jäger sagen, zu schmehlen, daß man es gar weit hören kann, ziehet immer von ferne herum, und schmehlet immer fort. Wird es aber den Menschen, oder den Hund, oder was es sonst etwan ist, recht inne; so fliehet es schnelle fort, und will nicht schmehlen, womit sie aber dem Schützen, welcher sonst nach anderm Wildpret passet, oder schleicht, manches verjagen.

**Schmeissen, Geschmeisse**, franz. *Mutir*, wird von den Vögeln gesagt, wenn sie die Excrementa von sich gehen lassen, oder den Koth hinten von sich werfen.

**Schmerl**, ein kleiner Raubvogel, den man im gemeinen Sprichwort der Lerchenzuchtmeister nennet, weil sie, wenn sie mit ihm von hier wegziehen und wieder kommen, sich ungemein vor ihm fürchten, und zwar noch mehr, als vor dem Baumfalken. Es ist ein kleines, zartes, gesperbertes Vögelein, in der Grösse wie ein Krammetsvogel mit gelben Fängen. Er ist wohl abzutragen, und beherzt zum Baitzen. Denn ob man ihn wohl nur zu kleinen Vögeln, als Lerchen, u. d. g. braucht; so sollen doch ihrer 2 oder 3, wenn man sie an ein Feldhuhn ließe, dasselbe fangen.

**Schmerl, Schmerling**, lat. Fundulus, Lochia, Cobitis, Cobites barbatula, fluviatilis, franz. *Loche*, *Lochette*, *Nadelle* ist ein kleines Fischlein, und noch etwas kleiner als die Gründlinge, so sich in reinen, harten und steinigten fliessenden Wassern aufhält. Und ob man diesen Fisch schon in kleine Teiche zu versetzen probieret hat; so verlieret er doch darinnen seine Güte wegen des Schlammes, so daß allezeit die Bachschmerlen diesen vorgezogen werden. Er ist nach mittlerer Grösse Fingers lang, auf dem Rücken schwärzlicht, und überall mit kleinen Flecken bestreuet, am Bauche aber weiß. Von seinem Maule hängen ihm vier Flossen herab, wie ein Bart; selbige kann er lang und kurz machen, fast wie die Schnecken ihre Hörner; Er hat 6 Floßfedern, und die an dem Schwanze ist nicht gespalten. Er wird vor eine sonderbare Delicatesse, und vor gar gesund gehalten, so daß er auch kranken Personen und Wöchnerinnen gegeben werden mag. Die grössesten, welche doch nicht über eine Hand breit aufs höchste erwachsen, hält man vor die besten, und zwar vom November bis gegen den May. Denn nach Ostern hin, gehet ihre Laichzeit an, da sie viel schmeidiger, und wie alle Fische im Laichen, viel unschmackhafter und unverdaulicher sind. Sie werden am besten in Senkreussen gefangen.

Wenn man sie recht wohlschmeckend haben will; so soll man sie in süsser Milch oder Rahm sich dicke saufen lassen, und sodenn kochen. Sie werden aber entweder aus dem Saltze gesotten, und mit Essig abgeschreckt, damit sie blau anlaufen, oder auch im Weine ersäuft, mit demselben abgesotten, und mit Butter, Zucker, und Muscatenblumen abge-

gewürzet. Sie sind auch gut aus Schmalz zu backen. Nicht weniger lassen sich die grösten von ihnen mariniren, und wie Brücken einlegen, da sie sich denn sehr lange halten, und recht delicat schmecken. Frisch hergegen können sie auf folgende Art am schmackhaftesten zubereitet werden: Man setzet Wasser in einen Fischkessel über das Feuer, und wirft auf eine Kanne Schmerlen ein gute Handvoll Salz hinein, die Schmerlen aber begiesset man insbesondere mit Essig. Sobald das Wasser anfangen will, zu sieden (denn, wenn dieses wäre, so würde ihnen die Haut ganz abgehen, welches ein jedes wohl in Acht nehmen muß, daß die Fische nicht wie geschunden aussehen), so legt man die Fische hinein, und nimmt sich dabey wohl in Acht, daß kein Essig mit hinzu komme; so werden sie auf diese Art fein blau und krumm. Wenn sie genug gesotten, nimmt man sie herunter, sprengt ein wenig kaltes Wasser darüber her, decket sie einige Zeit oben mit Papier zu, richtet sie in eine Serviette an, und giebt guten Weinessig auf die Tafel. Wem es beliebt, der kann sie auch mit grüner Petersilien garniren. s. a. Gründling.

**Schmerlengrube, Schmerlenteich**, kann, wo man bey einem Gut einen frischen und steinigten Bach hat, also angeleget werden: Lasse in einem solchen Bach eine Grube machen, eines halben Mannes tief, vier Ellen lang und drey Ellen breit. Darnach lasse eine Flechte mit ziemlich weiten Löchern machen, die so groß seyn, daß, wenn sie in die Grube gesetzt wird, von allen Seiten einer Hand breit Raum zwischen den Wänden der Grube und der Flechte ledig bleibe, welcher mit Schaafmist wohl ausgefüllet werden muß. Den Boden beschütte einer halben Hand hoch mit Kieselsteinen, und wirf etliche Stücke von einem alten Mühlsteine darzu, daß die Schmerlen sich daran streichen können. Alsdenn nimm 2 oder 3 Kannen frischer Schmerlen, die Rogen im Leibe haben, und besetze den Teich um Martini damit, daß sie auf den Frühling laichen können. Speise sie zuweilen mit Mahn, oder Leinkuchen; so werden sie sich unglaublich vermehren. Man kann auch der Gruben zwey oder mehr machen, und die Schmerlen in der einen laichen lassen, in den andern aber speisen, und zum Genuß fischen.

**Schmerlenteich**, s. Schmerlengrube.

**Schmerling**, s. Schmerle.

**Schnabel**, lat. Rostrum, franz. *Bec*, ist der Theil an dem Kopfe eines Vogels, welcher so hart, wie Horn ist, und womit er seine Nahrung annimmt. Sie sind von mancherley Gestalt und Grösse, nachdem die Vögel desselben, nach ihrer Art benöthiget sind, breit und kurz, lang und spitzig, rund und glatt, gerade, gekrümmet, u. d. g.

**Schnabel**, werden auch an der Gabel, so man zu Abrichtung der Hünerhunde gebrauchet, welche sich im Suchen so tief auf die Erde gewöhnen, die beyden Spitzen der Stange genennet. s. vorstehender Hund.

**Schnabelfisch**, s. Schnepel.

**Schnarrdrossel**, s. Drossel.

**Schnärre**, s. Schnarre.

**Schnaitbegehen**, siehe Donensfang.

**Schnarr, Schnarre, Schnärre, Schnerr**, ist eine der grösten Art der Krammetsvögel, welche man auch Mistler zu nennen pfleget. s. Ziemer.

**Schnarr, Schnarrichen, Schnerz, Schnarrwachteln, Wachtelkönig**, eine wirkliche Art der Wachteln, nur daß dieser ihre Beine länger, und auf Schnepfenart gestreckt sind. Sie haben ihren Nahmen vermuthlich von ihrem Geschrey erhalten, indem sie nicht so reine und deutlich, wie die eigentliche Wachteln, einander ruffen. Den Winter ziehen sie weg, und kommen im Frühling wieder. Sie halten sich zur Sommerszeit im Gras und Korne auf, und mästen sich darinnen bis auf den Herbst ziemlich fett.

**Schnarre**, s. Schnarr.

**Schnarrichen**, s. Schnarr, Schnerf.

**Schnarrwachteln**, s. Schnarr.

**Schneckenordnung, Schneckenrundung**, heißt bey der Jägerey ein gehauener Weg, gleich den andern Flügeln, dessen Rundung aber immer enger und enger lauft, und nirgends zusammentrift.

**Schneckenrundung**, s. Schneckenordnung.

**Schneeball**, s. Schwalckenbeere.

**Schneebrüchiges Holz**, heisset dasjenige, welches der grosse angelegte Schnee zu Boden gedrücket hat. Wo ein Hausvater oder Landwirth dergleichen Holz in seinem Walde findet; so soll er von dem andern noch aufrecht stehenden Holze durchaus nichts angreifen, sondern dieses alles vorher wegschaffen, und entweder zu Scheiten schlagen, oder was dazu dienlich, zu Bauholze anwenden lassen. Es ist auch nicht rathsam, daß man denen Förstern und Forstknechten, wie an einigen Orten der üble Gebrauch ist, das Schneebrüchige Holz, als ein Stück ihrer jährlichen Besoldung, überlasse, und ihnen solches nach Gefallen wegzugeben vergönne. Denn ob es wohl seyn mag, daß einige die Ruhe des Gewissens höher als den Profit achten, und also mit dem, was ihnen von Rechtswegen gebühret, sich vergnügen; so sind doch hingegen wieder so viele, oder wohl weit mehr andere Forstbediente, die gerne weiter greiffen, und sich überall ein unerlaubtes Extra machen wollen, also, daß unter dem Vorwand des Schneebrüchigen oder Wipfeldürren Holzes auch viel gutes Holz unter dem Wische mit hinweg gehet, und heimlich verpartiret wird. Es ist daher am besten gethan, man lege denen Forstbedienten etwas mehr Besoldung zu, und benehme ihnen diese und andere Gelegenheit, der Accidentienmacherey, und weiter zu greiffen, als ihnen gebühret.

**Schneegacken, Schneekacken**, werden bisweilen die Dohlen genennet, weil zur Winterszeit mit

mit ihrem vielen Geschrey den Schnee und stürmisches Wetter verkündigen. f. Dohle.

**Schneegans**, ist eine Art kleiner wilder Gänse, welche weisser Farbe sind, und sehr hoch fliegen. f. Gans.

**Schneegarn**, f. Schneenetze.

**Schneehaube**, ist eine Art von Garnen, oder Netzen, welche besonders zum Rebhühnerfang dienlich ist, und also gemacht wird: Man strickt ein Stücke spiegelicht Garn von Bindfaden, welches mit einer Masche angefangen, und bis auf 20 Maschen zugenommen wird. Alsdenn wird auf einer Seite, wie auf der andern, immer weiter zugenommen, und also fortgestricket, bis es vier Klaftern lang ist. Hernachmals werden die beyden Enden zusammen gestrickt, daß es nunmehr viereckicht ist, und vier gleiche Wände giebt, welche aber also eingetheilet werden, daß in jeder Ecke ein Spieß, eines Daumens dicke, von vestem Holze eingebunden wird. Hierüber wird wiederum ein viereckichtes Stücke Garn auch spiegelicht gestrickt, daß es gleich so weit und breit ist, damit es als eine Decke auf dem erst gestrickten viereckichten Garne lieget, und wird solches auf demselben angestrickt und vervestiget. In den Seitenwänden aber schneidet man etliche Maschen heraus, und strickt hingegen in jeder eine Einkehle hinein, als wie in einem Garnsacke. An der Decke oder dem Himmel wird in der Mitte auch ein Bindfaden mit einem kleinen Heftel angebunden. Diese Schneehaube wird also zur Winterszeit, wenn Schnee gefallen, dahin gestellet, wo sich Rebhühner einfinden. Die vier Spiesse am Garne werden recht in das Gevierte in der Erde veste eingestochen, und zwar so, daß das Garn recht straff stehe. Der Heftel an dem Himmel wird ebenfalls veste eingebracht, welcher dazu hilft, daß, wenn in der Haube Hühner sind, sie mit dem Himmel nicht so hoch auffliegen können. Nach diesem streuet man Weitzen, Gerste, und dergleichen, und körnet die Hüner vorhero dahin an, wo die Schneehaube zu stehen kommt, macht im Schnee glatte Steige nach den Einkehlen zu, wirft auf selbigen Getreyde die Länge hin, in der Haube desto mehr, und auch ein Büschel Weitzenähren, daß sie darinnen was zu hacken finden. Wenn sie nun also dem Futter nachgehen, und zu den Einkehlen hinein kriechen; so können sie, da dieselben inwendig ganz enge sind, nicht wieder heraus, bis man sie auslöset. Dieses ist gewiß eine gute Erfindung, die auch nicht viel kostet, und kann man sich ihrer etliche vor wenig Kosten in Vorrath machen.

**Schneehuhn, Steinhuhn, weiß Rebhuhn**, lat. Lagopus, franz. *Perdrix blanche*, ist ein wildes Hühnergeschlechte, welches in denen Alpen- und Pyrenäischen auch andern hohen und kalten Gebürgen allein in dem Schnee seinen Aufenthalt hat. Es ist mit schneeweisen Federn bedecket, ohne an dem Halse, woselbst es mit einigen schwarzen Flecken bezeichnet ist. Der Hahn ist etwas grösser, als das Huhn oder die Henne,

Henne, und hat vom Schnabel, der auch schwärzlicht ist, gegen den Augen einen schwarzen Strich, und röthere Augbraunen, dergleichen die Weiblein nicht haben; im Schweiffe sind sie auch etwas schwarz. Ihre Füsse sind rauh, und sehen wie die Hasenläufte. Diese sind ungefähr so groß, als eine Taube. Es giebt aber noch eine andere Art, die fast der Wachtel gleich kommt, jedoch viel stärker, und mit weissen und Safrangelben Federn versehen ist. Sie haben ein schwarzes, doch wohlschmeckendes Fleisch, welches viel flüchtiges Salz und Oel bey sich führet, und gute Stärkung giebt. Sie fliegen nicht weit, und werden gekirret, dabey man sie denn zu pürschen oder mit Bögen und Maschen oder Schleiffen zu fangen pfleget.

**Schneekacken**, s. Schneegacken.

**Schneemeise**, s. Meise, Schleyermeise.

**Schneenetze**, **Schneegarn**, ist ein Garn, welches zur Winterszeit, wenn es stark geschneyet hat, bey dem Rebhünerfange so gut, als der **Tyras** des Sommers, gebrauchet wird. Es ist auch demselben fast allerdings gleich, nur daß der Tyraß wegen der jungen Hühner, Wachteln und Lerchen enge, das Schneegarn aber von weissem und subtilen doch starken Zwirne gestrickte und weitere Maschen hat, und solcher Weite halber auch grösser gemacht werden kann. Dieses Schneegarn oder Schneenetze wird seiner Grösse nach in seinen Säumen gezogen, welche an beyden Enden zum wenigsten 10 bis 15 und mehr Klaftern vorgehen, damit die zwey Männer, so es regieren, und damit überlauffen, nicht zu hart auf die Hühner zugehen, und sie darüber aufstäuben. Diese Säume werden mit einer besondern Schleiffe fein artig zusammen gewunden, daß es sich nicht verwirret. Wenn man nun im Winter bey stark gefallenem Schnee, ein Volk Rebhühner von ferne liegen siehet; so breiten ihrer zwey das Schneegarn aus, fassen die Säume so lange, als sie können, und gehen also gerade auf die Rebhühner zu. Einer oder zwey folgen hinten nach, und geben ein Zeichen, wenn die vorangehenden nach der rechten oder linken Hand zu viel abweichen. Wenn die Hüner das Garn über sich werfen sehen; so stehen sie auf, und verwickeln sich in den Maschen. Das Garn wird, wie der Tyras, gemeiniglich niedrig, und wie man die Hand von sich strecket, gezogen und geführet. Wenn das Huhn, so unter dem Hauffen Schildwache hält, sich schnell unter dem Schnee verbirgt; so ist es ein gewisses Anzeigen, daß die Hüner gerne halten, und ein guter Fang zu vermuthen. Wenn aber dasselbe anfängt zu schreyen, und die andern für der bevorstehenden Gefahr zu warnen; so stäuben sie auf, und ist ihnen nichts abzugewinnen.

Die Ueberziehung mit dem Schneegarn geschiehet am besten des Morgens, ehe die Hüner aus ihrem Nachtlager aufbrechen, und das Geässe suchen; alsdenn liegen sie noch hart, und halten

halten am liebsten. Ingleichem wenn sie des Abends ihr Nachtlager machen, sind sie ebenfalls gut mit diesem Garne zu fangen; bey Tage aber thut es selten gut, und also auch; wenn der Schnee zu hart kirret. Jedoch wenn sie aufstäuben, und man sie recht im Gesichte behalten, und dabey abmerken kann, daß sie wiederum im Schnee ein Lager gescharret haben; so kann mehr als einmal, ja des Tages unterschiedliche mal nach ihnen gezogen werden. Wenn der Schnee flach und windwehig ist, darf man die Hüner mit dem Schneegarn nicht suchen, und kann ihr neugebrochenes Lager, welches sich sonst bald wie eine Schweinsuhle ansehen lässet, leichtlich gefehlet werden. So liegen auch die Rebhühner in windigen Zeiten ohnedieß lieber in Hecken und Gräben, als in offenen Feldern.

**Schneevogel**, ist ein Vogel, welcher in Pohlen und Preussen häufig angetroffen wird, und seinen Nahmen daher bekommen hat, weil er bey einbrechendem Winter mit dem Schnee seine Ankunft hat, und mit demselben auch wieder davon ziehet. Er ist in der Grösse einer Lerche, hat weisse oder lichtgraue, mit wenigem schwarzen gemischte Federn, und ein fettes wohlgeschmacktes Fleisch.

**Schneidelholz, Schneitelholz**, werden unter dem hochstämmigen Laubholz diejenigen Bäume genennet, welche sich gerne schneideln, d. i. ihre Aeste von dem untersten bis zu dem obersten, ja auch wohl zugleich ihre Gipfel mit aus- und abhauen lassen, also daß nichts, als der Stamm stehen bleibet, welcher wieder ausschlägt, und neues Holz und Aeste treibet.

Dieses **Schneideln, Schneiteln und Schnitteln**, lat. Putare, franz. *Elaguer*, *Emender*, *Essarer*, ist meistentheils an denjenigen Orten im Gebrauch, wo man am Holze Mangel hat; insgemein aber werden die in Brahnen, an Wiesen und Holzrändern, in Gewöhrigten, an Gärten und in Hecken stehende Bäume geschneidelt, und solches, nachdem das junge Holz geschwinde oder langsam nachwächset, alle 3 oder 6 Jahre wiederholet. Das beste Schneidelholz sind: die **Linde**, die **Weide**, die die **Erle**, die **Esche**, die **Ahorn**, die **Pappel**, die **Birke**, die **Ilme**, oder **Rüster**. Es werden zwar die Eichen auch geschneidelt, jedoch nicht mit solchem Nutzen, wie die obige. Denn man weiß aus der Erfahrung, daß durch das Schneideln der Saft auf denen Seiten mit Gewalt aus dem Hiebe wiederum in die Schößlinge dringet, dagegen aber in denen Gipfelästen, als die er nicht erreichen kann, aussen bleibet, wodurch denn dieselben trocken und dürre werden; massen das eichene Holz ohnedem porös ist, und insonderheit der Spint, oder das Weisse, die Feuchtigkeit gern an sich ziehet, daß also der Baum mit Gewalt von der Nässe oben hinein faulen muß; und wenn er alsdenn gehauen und genutzet werden soll, wird inwendig, anstatt des vesten Kerns, Mulen oder Erde gefunden. Das Tahgelholz,

gelholz, als Fichten, Kiefern und Tannen können das Schneideln nicht vertragen.

Schneideln, s. Schneidelholz.

**Schneidemühle, Sägemühle, Bretmühle**, ist eine Art von Mühlwerk, so meistens vom Wasser, Wind, von Thieren oder Menschen, Federwerk oder einer Art Perpendickel, getrieben wird. Es ist daran eine grosse Säge dergestalt eingerichtet, daß sie durch Bewegung des Mühlrades auf- und niedergehet, und vor derselben der Block immer fortrücket, bis er zum Ende durchgeschnitten oder getrennet worden. Ein sehr nutzbares Stück der Hauswirthschaft, wo man ein bequemes Treibwasser mit einem guten Gefälle, auch viel baubares nicht weit herzuführendes Gehölze haben kann, sonderlich wenn grosse Städte und Märkte in der Nähe sich befinden, woselbst es viele Tischer, Zimmerleute, und dergleichen Handwerker giebet, welche Pfosten, Bretter und Latten zu ihrer Nothdurft bedürfen.

A) Wir bleiben vor jetzo bey der gemeinsten Gattung solcher Mühlen stehen, die nemlich vom Wasser getrieben werden, und wollen zuförderst noch eine nähere Beschreibung von ihrer **Beschaffenheit und Einfluß in das Forstwesen** geben.

1) Insgemein muß bey dieser Gattung von Schneidemühlen das Wasserrad nach der Höhe eines Gefälles, wie auch Breite und Menge des Wassers, entweder mit weiten oder engen Schaufeln von dünnen, leichten Tannenbrettern gemacht seyn, damit es nicht so schwer, sondern fein flüchtig und schnell umlauffe, und die Welle mit dem daran gemachten innern Stirnrade und Kämmen zugleich umtreibe, welche Kämme die **Kummtwelle** und das **Schwungrad** treiben, und sodenn am Ende derselben den **Krummzapfen** umdrehen, daß solcher, wie an einem Schleifstein den **Lenker**, welcher unter dem Gatter angemacht, das Gatter und die Brettsäge zugleich auf- und niederschiebe, und den Brettkloz durchschneide. Weil nun die Säge in ihrer Bewegung auf und nieder beständig an einem Ort bleibet; so muß der Brettkloz alle Schnitte gegen die Säge rücken, und wird hierzu das **Schiebezeug** durch das Gatter beweget, daß die **Schiebestange** den **Zahnring** eingreife und fortrücke, welcher das **Getriebe** und **Stirnrädgen** unter sich umtreibet. Die Welle an dem Stirnrädgen hat darneben ein Getriebe, welches über sich den **Kammbaum** an dem Wagen angreift, und solchen allgemach fortschiebet. Wenn nun der auf solchem Wagen vest geklammerte Brettkloz einmal durchschnitten ist; so wird der Wagen zurück geschoben, so entweder von dem Müller, oder vermittelst eines absonderlichen Getriebes, nach eines jeden Invention, geschiehet, und der Kloz losgemachet, nach Stärke der Bretter oder Pfosten vornen und hinten gestellet, und zum neuen Schnitt angesetzet.

Diese Art Sägmühlen sind fast aller Orten bekannt, und man suchet sie immer mehrers zu verbessern. In Holland z. Er. hat

hat man erfunden, viel Sägen nebeneinander zu stellen, durch welche ein ganzer Block in so viel Bretter oder Pfosten, als seine Dicke austragen kann, auf einmal getrennet wird, da sonsten erstgedachter massen, wo nur eine Säge ist, wenn der Schnitt zu Ende, man den Block zurücke lauffen lassen muß, so oft, bis er ganz zerschnitten ist. Diese Mühlwerker werden von dem Wind getrieben, wovon eine dergleichen in Berlin zu sehen seyn solle. Insonderheit ist die Einrichtung derselben mit seinen Sägeblättern eine Verbesserung von beträchtlichem Nutzen, inmassen durch Berechnung erwiesen ist, daß, wenn man von 12 Schneideblöcken, jeden zu 6 Ellen, bey den groben Sägen nur sieben ein halb Dutzend Bretter bekommt, man dagegen mit seinen Sägblättern 9 bis 15 Dutzend Bretter, jedes von beyden Sorten neun Zoll breit, erhalte.

2) Wie durch Schneidemühlen das Holz recht gut verwerthet werden könne, ist in dem **Forstmagazin** im 6ten **Band**, S. 343. gezeiget worden. In dieser Rücksicht hat sich also auch ein Förster um die Sägmühlenwerker zu bekümmern. **Herr Döbel** hat in seiner **Jägerpractica** 3ten Th. in einem besondern Capitel vom Brettschneiden Säge- und Schneidemühlen gehandelt, mit der beygesetzten Ursache, daß dabey ein Forstmann, und wer die Aufsicht eines Waldes oder Holzreviers zu besorgen habe, zum Nutzen des Eigenthümers wohl überlegen solle, wie er die nutzbaren Bäume in ganzen Klötzen oder Blöcken versilbern, und mehr herausbringen möge, als wenn er solche zu Scheitern oder Klaftern schlagen lässet.

**Herr Kuhn** in der **Abhandlung** von der **Conservation des Holzes**, schreibet S. 5. „Dem in dem Forstwesen lernenden Anfänger ist der Maasstab unumgänglich nöthig, ansonsten er mit denen Holzhauern, Zimmerleuten und Schneidemüllern nimmermehr zurechte kommen kann, in so fern anderst kein Betrug hierunter vorgehen solle. Z. Er. nach dem **anspachischen Kettenmaaß** hält ein gemeiner eichener, buchener oder weicher Schroth, der überfüderich ist, in der Peripherie oder Umkreis im Messen 6 Schuhe, und der Diameter oder Durchschnitt giebt 2 Schuhe. Wann der Block nun auf die Mühle geführet wird; so kann der Forstbediente vorhero schon wissen, wie viel der Müller, ausser denen sogenannten **Schwarten**, an anderthalb, 1 Viertel oder einzölligen Brettern davon liefern muß; dann die Säge nimmt von jedem Schnitt einen Viertelszoll in die Späne hinweg, mithin ist ja leicht auszurechnen, wie viel Dielen oder Bretter nach der Stärke fallen müssen? Und wer dieses nicht genau observiret, oder den Block nicht auf das genaueste zeichnet, der wird mit sehenden Augen blind gemacht, und das mittlere Brett gehet verlohren, so doch das Beste allezeit ist. Noch mehr Betrug gehet auf den Schneidemühlen vor, wenn die Müller die Bretter untereins verwerfen, und die Bauren solche

che zur herrschaftlichen Bedürfnisse an Ort und Stelle fuhrweis überliefern müssen; dann wann die Schröthe, wie schon gedacht, vorhero nicht gemessen und wohl gezeichnet, dann solche nach dem Schnitt alleine zusammen geleget werden; so hat die Herrschaft den Schaden, und der Forstbediente es seiner Nachläßigkeit zuzuschreiben.

**Herr Moser** hat ebenfalls in seinen **Grundsätzen der Forstökonomie**, S. 418. ein besonders Capitel von Sägemühlen gesetzet. **Herr Beckmann** in seinen **Beyträgen zur Verbesserung der Forstwirthschaft** zeiget Seite 23. wie nöthig es sey, daß ein Forstmann die nöthige Begriffe von denen Schneidemühlen und denen dabey vorkommenden Arbeiten habe. Er schreibet: „Wir wollen eine Schneidemühlen besuchen. Es gehet daselbst gleich über einen Brettklotz her, aus welchem sogenannte **ungesähmte Bretter** geschnitten werden sollen. Es wird auf diese Art von solchem Klotz nur oben und unten eine **Schwarte** oder sogenanntes **Seitenbrett** weggenommen; an denen übrigen beyden Längen aber keine. Mithin behalten die daraus geschnittenen Bretter an beyden Seiten, ihrer Länge nach, die Rinde des Baumes, und werden an solchen ungleich, rauh und höckericht. Dahero sie auch, eben dieser unbearbeiteten Seitenlängen wegen, **ungesähmte Bretter** heissen. Die ihnen entgegengesetzten gesähmten sind hingegen an ihrer Seiten bereits durch den Schnitt der Säge gerade, gleich und eben gemacht, und in dieser Absicht von dem Klotz, aus dem sie geschnitten worden, vier Schwarten, nemlich eine oben, eine unten, und eine auf einer jeden Seite, und eben so viele Seitenbretter, weggenommen. Wenn man also aus einem Brettklotz nur ungesähmte Bretter schneiden lässet; so bekommt man erstlich zwey Schwarten und eben so viel Seitenbretter weniger, die an denen Seiten der Breter ganz unnütze sitzen bleiben. Denn der Zimmermann oder ein anderer Handwerker, der sie verarbeiten soll, kann sie zu der allermeisten Arbeit nicht eher brauchen, als bis er erstlich diese unnützen und ungleichen Seiten mit vieler Mühe und Zeitverlust weggehauen, und solche, um sie auf unterschiedene Art aneinander fügen zu können, gleich und schlecht gemacht hat. So büsset man also nicht allein dieses Holz, das ausserdem zwey nützliche Schwarten, und zwey brauchbare Seitenbretter gegeben hätte, ein, sondern muß auch noch zweytens denen Zimmer- und Handwerksleuten die Mühe, solches in die Späne zu hauen, theuer genug bezahlen. Auf der Schneidemühle aber wäre dieses leicht gethan gewesen. Man siehet leichte, daß diese Vorstellung sich vorzüglich auf die einiger Orten gewöhnlichen ungesähmten Spintbretter beziehet. Bey dieser ist der erwiesene Schaden allerdigs beträchtlich, welcher hingegen bey denen dünnen und schlechten, zu allerhand Gebrauch zu verwendenden Schlagbrettern nicht viel sagen will.

Ein Förster muß die Sägklötze oder Rahmen im Walde auszeichnen. In dieser Rücksicht schreibet **Herr Weyland** in der **Abhandlung von Jagd- und Forstsachen**, S. 136. Es kann hiebey grosser Unterschleif vorgehen, wann die Sägmüller denen Förstern mit der krummen Hand beygehen, daß sie darauf die schönste hochstämmige Bäume, so bereits Holländerbäume sind, oder in kurzer Zeit werden dörften, vor Sägklötze anweisen; das Gipfel- und anderes Abfallholz aber bleibet nachgehends zum Verfaulen in denen Waldungen liegen. Diese Klötze sind nun zwar verschiedener Gattung, doch müssen sie so beschaffen seyn, daß man daraus 12 bis 16 Zoll breite Dielen schneiden kann, und werden hierzu gerne kurzstämmige, abgängige oder solche Bäume genommen, die nicht geradrissig sind, oder sonsten Fehler haben, daß man sie zu Holländer oder Bauholz nicht gebrauchen kann. Woferne aber eine Sägmühle in abgelegenen Gebürgen befindlich wäre, woselbsten weder Holländer, noch Bauholz angebracht werden kann, und doch der Ueberfluß an Holz vorhanden ist; so wird es besser gethan seyn, daß man dergleichen Holz zu Dielen schneidet, als in dem Walde verderben lässet. Es kommt überhaupt hiebey auf die Prudence eines erfahrnen Försters an, welcher überschlagen muß: 1) Wie viel Dielen aus einem Kloz geschnitten werden können? 2) Wie viel daraus könne erlöset werden? 3) Was Hau- Fuhr- und Schnitterlohn koste? 4) Ob man folglich nicht besser thue, wann dergleichen Klötze zu Bau- und anderm Holze verwendet werden.

B) **Was hat man zu beobachten, wenn eine Sägemühle von neuem erbauet werden solle?**

a) Vor allen Dingen ist wohl zu überlegen 1) was für Nutzen wohl daher zu gewarten? 2) Ob an dem Ort, wo sie erbauet werden solle, ein beständiger Wasserfall befindlich? 3) Wie lange die Holzung, aus welchem etwas auf die Mühle zu schneiden kommen solle, nachhalten könne? 4) Ob nicht solches Holz auf einer andern Mühle gelegener zu schneiden sey? 5) Ob man eines sichern und beständigen Abgangs der Bretter und anderer Waare versichert seyn könne? S. die Fürstl. **Lüneburgische Forstordnung.**

Dergleiche Säg- und Schneidemühlen werden nicht aller Orten denen Privatpersonen ohne Vorwissen und Erlaubniß der Herrschaft oder deren Räthe gestattet. Z. Ex. die **Herzoglich-Würtembergische Forstordnung** S. 32. besaget: „Es soll hinführo niemand in dem Herzogthum und Schirm, ohne Fürstl. und der Rentcammer Vorwissen und Vergönnen, Sägmühlen zu erbauen und anzurichten gestattet werden. Desgleichen sollen die Forstmeister in der Sägmüllere Pflicht und Staat inseriren, daß sie kein verdächtiges Gesind und Wilderer beherbergen, sondern wo sich dergleichen bey ihnen einschleichen, sie dem Vogt und Forstamt solches anzei-

anzeigen. General-Rescript dd. 3. Octobr. 1732.

β) Was die Einrichtung einer solchen Sägemühle an sich selbst betrift; so ist nöthig,

1) daß der Sägmüller von der Cammer angenommen und beeidiget werde.

2) Ist dahin zu sehen, daß alles, was zu Blöchen dienet, darzu gehauen werde. Die Herzoglich-Würtembergische Forstordnung, S. 42. will: „Mit denen Sägblöchern, und sonderlich denen, so man zu geben schuldig ist, soll es geschehen an Orten, da das Holz zum Zimmern nicht mag gebrauchet werden, und mit den verstandenen und windbrüchigen Kappeten und gestreiften Bäumen, die länger nicht bleiben mögen, und sonst keinen Nutzen, denn gute Sägblöcher geben, und hiemit das gesunde Holz vor diesem keinesweges angreifen, bey Strafe 3 Pfund 5 Schilling Heller, damit solches auch zu gutem Werth gebracht, hingegeben und verkauft werde.

3) Der Müller darf niemand ohne Vorbewußt einiges Holz schneiden; im Fall die Mühle gnädigster Herrschaft zugehöret.

4) Er muß vom allem, was ihm auf der Sägmühle anvertrauet ist, Rede und Antwort zu geben schuldig seyn, damit nichts von dem umgehenden Zeuge verwahrloset werde. Insonderheit muß er auf die Wehr und Mühlengraben fleißig Acht haben.

5) Der Forstbediente hat auf die Fuhrleute zu merken, daß nichts von dem Sägholz über die Zeit liegen bleibe.

6) An denen Orten, wo dem Sägmüller Vieh zu halten vergönnet ist, soll man vigiliren, daß er anderswoher kein Vieh einnehme, dahero das ihm erlaubte Vieh öfters nachzuzehlen ist.

7) Wie viel etwa auf der Sägmühle jährlich mit Nutzen verschnitten werden kann, ist in dem Forstamt auszumachen, und dem Protocoll einzuverleiben. S. Fürstl. Braunschw.-Lüneb. Forstordnung, c. 5. von Sägmühlen.

8) Die Hauung des nöthigen Holzes muß zu gesetzter Zeit geschehen; die Blöche sind richtig abzuzehlen und zu bezeichnen. Es sollen die Blöcher demjenigen, welcher die Aufsicht über die Sägmühl hat, und Rechnung führet, von dem Revierbedienten in Gegenwart eines Oberforstbedienten zugezählet werden, und jeder attestirt dem andern den resp. Empfang und Ablieferung in Rechnung. Siehe Schlesische Forstordnung im Forstm. 2. B. S. 181.

9) Im Schneiden, muß der Müller Fleiß anwenden, daß die Bretter durchaus gleiche Stärke und Dicke haben.

10) Besonders muß derselbe das umgehende Zeug selber zu machen verstehen, und die Sägen recht zu schrenken wissen; auch für allem Dingen dahin sehen, daß er, wie oben gedacht, kü=

keine grobe dicke Sägeblätter gebrauche, sondern so dünne als möglich ist, ob er auch schon deren eines oder zwey im Jahr mehr haben müßte; sonst gehen allemal in einem starken Bloche ein paar Dielen, das vom Schock Bloche gleich ein paar Fuder trägt, die der Schrank davon so viel mehr in Späne mit wegnimmt, zu Schaden.

11) Auf der Schneidemühl muß der Bloch also geleget werden, daß die Nordseite des Baums unten kommt. Allermassen, wann ein Bloch zum Schneiden so angelegt wird, daß die Nordseite nicht unten, sondern an die Seite kommt; so lauft die Säge gerne nach der Nordseite. Die Ursache ist: weil die Nordseite porös ist; so bekommt die Säge mehr Luft und greifet dahin tiefer ein, daß deshalb von unwissenden Sägemüllern solche käulichte Bretter geschnitten werden, die an einem Ende zuweilen 1 Viertel auch einen halben Zoll dicker sind, als am andern, welches dem Herrn Schaden bringt, und denen, welche dieselben verarbeiten sollen, mehrere Arbeit macht. S. Forstm. 3. B. S. 81.

12) Der Sägmüller darf die Bretter zu Vermeidung alles Unterschleifs nicht aus einander brechen, sondern er muß solche im Rammende zusammen lassen, und so ganz von der Schneidmühle schaffen, auch demjenigen, welcher die Aufsicht darüber hat, oder dem Eigenthümer, also im Ganzen überliefern; alsdann aber, wenn sie aufgeschrieben worden, auseinander brechen und aufsetzen. S. Forstmagazin, 3. B. S. 81.

13) Das Aufsetzen geschiehet entweder so, daß die Bretter oder Dielen in einen Triangel gesetzt werden, oder man legt sie in die Länge gerad aufeinander, und zwischen jedes ein paar Hölzer (dieß nennet man Bretter aufhölzlen); das erste taugt nicht viel, weil sie gemeiniglich, wenn sie dicht aufeinander kommen, nicht recht austrocknen, und besonders die kiefernen Dielen da, wo sie aufliegen, ganz blau anlauffen, welches durch die andere Art vermieden wird. S. Forstm. 3. B. S. 81.

14) Die Böden in denen Sägmühlen müssen wohl verwahret seyn, daß keine Sägspäne ins Wasser fallen, und die Fischwasser dardurch abgetödtet und verwüstet werden. S. Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 17. §. 14.

15) Theils Orten muß alle Quartalschluß der Forstschreiber mit dem Sägmüller über das verschnittene und im Vorrath bleibende Säghholz, und wegen der Dielen, richtige Abrechnung halten, und dahin pflichtmäßig sehen, daß alles, wie es in der Forst- und Sägmühlrechnung angeführet, auch also bewandt, und der angegebene Vorrath an Holz und geschnittener Waare wirklich vorhanden sey. Daher ist gut, wenn der Forstschreiber, wo es seyn kann, wochentlich einen Extract von dem, was von Sägblöchen, sowohl für der Sägmühle, als annoch im Wald vorhanden ist, desgleichen was alle

alle Wochen von Holz geschnitten worden, verfertiget, und an die Cammer einsendet, u. s. w. S. Fürstl. Braunschw. Lüneb. Forstordn.

Nachdem in denen Königl. Preussischen Landen vor Zeiten bey denen Schneidemühlen so grosse Mißbräuche, Unterschleise und Diebereyen vorgegangen; so haben der König vor nöthig befunden, im Jahr 1712. folgendes Mandat dieserwegen in das Land zu publiciren: Wir verordnen, daß forthin kein Schneidemüller, er gehöre Uns oder einem Privato, wer der auch sey, bey grosser Strafe, keinen Sägeblock abschneiden solle, wenn nicht derjenige, so solchen überbracht, durch ein glaubwürdig Attestat genugsam bescheiniget, woher er ihn bekommen; massen zu mehrerer Sicherheit alle Blöcke, oder was sonst von Holz aus Unserem Holze weggeschnitten werden möchte, von Unserm Forstbedienten mit dem gewöhnlichen Forsteisen, oder im Fall einige Privati solche überlassen, von ihnen mit einem kennbaren Zeichen bemerket, und von dem Schneidemüller von Tag zu Tag genau, mit Beyfügung des Orts, woher sie gekommen, auch des Nahmens dessen, so sie überbracht, in ein besonder Buch gezeichnet werden sollen, damit man bedürfenden Falls sich daraus genugsam informiren, und weitere Untersuchung anstellen könne; immassen die Schneidemüller gehalten seyn sollen, Unserm Forstamt jeder Provinz, auf Verlangen, diese Bücher und Schnittregister jedesmal unwaigerlich vorzulegen. S. *Mylii* Corp. Const. Magdeb. S. 637.

Zuweilen muß die Sägmühlenadministration die empfangene Blöcher oder Säglöze in die Forstcasse paar bezahlen; welches keinen andern Grund hat, dann den Ertrag der Förste und der Mühle desto leichter und gewisser in Erfahrung bringen zu können. Der Preiß richtet sich nach der Stärke und Schwäche des Bloches, und wird alles nach Zollen bezahlet. s. a. Baum.

C) Gar öfters pflegen die herrschaftlichen Sägemühlen verpachtet zu werden. Was ist davon zu halten? Und wenn es wirklich geschiehet, was ist dabey zu beobachten?

α) Die Ursachen dazu sind, wie bey andern Verpachtungen auch, entweder seine Einkünfte auf einen gewissen und sichern Fuß zu setzen, oder durch den von dem Pachter zu erhaltenden Vorstand oder Cautionsgelder sich in andere Wege helfen zu können. Wir sind kein Feind der Verpachtungen, und die Nützlichkeit derselben ist durch tausenderley Proben schon so ausgemacht, daß wir wohl übel thun würden, erst einige Zweifel darein zu setzen. Nur verhält es sich hier anderst, als bey allen andern Werkern. Der Pachter einer Sägmühle gelobet sein Pachtgeld

geld nicht aufs ungewisse. Der Herr verspricht ihm jährlich so und so viel Blöcher gegen die und die Taxe zu überlassen, und je weniger er also Blöcher erhält, je weniger Pacht zahlt er. Seine Geschicklichkeit und Fleiß kann ihm, wie bey andern Pachtungen, hier nicht mehr erwerben; er kann seine Dielen nicht, wie andere Pächter mit ihrem Getraide thun, auf Theurung sparen, u. s. w. und doch will er nicht nur seine Mühe nicht umsonst, sondern auch noch über dieß einen billigen Profit haben. Diesen muß er nothwendig entweder an dem wohlfeilen Einkauf der Blöcher, oder an dem theuren Verkauf der Dielen gewinnen. In beyden Fällen entgehet der Herrschaft eine Nutzung, die sie sehr leicht geniessen könnte. Die Unkosten, welche am Fuhrlohn rc. aufgehen, lassen sich vollkommen ausrechnen, sie sind gewiß, und der Pachter muß dieselben eben sowohl tragen, als die Herrschaft bey eigener Administration auch, und diejenige Taxe, welche der Pachter auf seine Dielen setzet, wird die Herrschaft noch viel leichter darauf setzen können.

Wir sehen daher keinen Vortheil, welcher in Ansehung der Pachtung übrig bliebe, es müste denn der einige seyn, daß man glaubte, der Pachter bemühe sich mehr um den Abgang. Allein des Administrators pflichtmäßige Obliegenheit ist ein gleiches, und der Abgang fehlt sich nicht, wenn die Waare tüchtig verfertigt wird, immer zu haben, und die Mühle wohl gelegen ist, auch denen Waarabnehmern freundlich und billig begegnet wird; und ohne dieses fällt beym Pachter der Debit auch weg. Die Herrschaft setzet sich über dieß in den Tort, daß sie jährlich eine gewisse Zahl Bäume liefern muß, wann auch schon die selbiges und das folgende Jahr abzutreibende Häue solche nicht geben sollten, welches zu allerley unordentlichen Hauungen und daraus erwachsenden Forstverderben Gelegenheit giebet. Wir schliessen also hieraus, daß der Herr übel thue, wenn er seine Sägmühle verpachte, im Fall es ihm dabey um weiter nichts zu thun ist, als richtige und gewisse Einkünfte zu bekommen. Denen Unterschleissen derer Administratoren lässet sich auch füglich vorbeugen, wenn die Zuzählung richtig geschiehet, und in gehöriger Ablieferung und Abnahme der Rechnung nichts nachgegeben oder versäumet wird. Ist es dem Herrn aber blos um die Vorstandsgelder zu thun, und er weiß keinen andern Weg mehr sich zu retten; so ist der Fall anders, und man erwählet freylich aus zweyen Uebeln lieber das kleinste.

β) Sollte es also aus einer oder der andern Ursache doch zur Verpachtung kommen, so sind folgende Stücke dabey in Acht zu nehmen: 1) Der Sägmüller des Pachters wird eben sowohl beeidiget, als wenn die Mühle in Administration stünde. 2) Man bestimmt, wie viel der Pachter jährlich Blöcher bekommen solle, und richtet sich dabey genau nach der Beschaffenheit seiner Förste, damit man dieselbe nicht zu stark angreifen dürfe. 3) Wird die

die Stärke der Blöcher vestgesetzt und verglichen, welches die geringsten seyn sollen. 4) Muß sich der Pachter verbinden, daß er die gesetzte Zahl auch jährlich annehme und bezahle. 5) Wird der Dielenpreiß regulirt. 6) Die Taxe vestgesetzt, nach welcher der Pachter die Blöcher bezahlen soll. 7) Die Zeit zu Bezahlung der gelobten Pacht stipulirt. 8) Ausgemacht, wie es mit schadhaften Blochen gehalten werden solle. 9) Bestimmt, wer die nöthigen Wege bessern solle? 10) Die baldige Abführung der Blöcher aus dem Forst injungirt. 11) Verglichen, wie es mit der Aufkündigung, mit dem beym Abzug bleibenden Vorrath, den Baukosten und Cautionsgeldern gehalten werden solle. 12) Ein richtig Inventarium über Haus und Geschirr aufgenommen, und der Pachter zu Erhaltung der Inventarienstücke verbunden. Und endlich 13) Die Vesthaltung des über solche Puncte errichteten Contracts, unter Begebung aller Ausflüchte, wechselsweise versprochen.

D) Was für **Holzsorten** sind zur **Schnittwaare** zu erwählen? Wir können kurz antworten: Alles Holz, wenn es nur die gehörige Stärke und Länge hat, kann zu Brettern geschnitten werden. Die gewöhnlichste Schnittwaare aber verfertiget man aus Eichen, Weiß- und Rothtannen, Fohren und Lerchenholz. Deßgleichen von Eschen, Buchen, Linden, Rüstern, Pappeln, Erlen und Weidenholz, Ahorn, Nußbaum, u. s. w. Die eine Art tauget zu diesem, die andere zu einem andern Gebrauch. Verschiedene Schriftsteller geben verschiedene Behutsamkeitsregeln, wie aus dieser oder jener Art von Holze die beste Schnittwaare verfertiget werden könnte. Z. Ex. **Herr Döbel** behauptet l. c. daß die **Kiefernbloche**, welche im Frühjahr und Sommer gehauen werden, nicht lange ungeschnitten liegen bleiben dürfen, weil sonsten der Splint am Holze ganz blau werde.

**E. Sylva**, S. 73. redet von **schwarzen Pappelbäumen**, woraus in Engelland Bretter geschnitten werden, die an der Dauer denen aus Eichen vorgezogen werden. **Herr Ellis, in seinem Anbau des Zimmerholzes** S. 80. schreibet: Bretter von **Ulmen** hat man, damit sie bald trocken werden möchten, im Merzmonat geschnitten, und einen Monat lang in das Wasser gelegt; andere wurden nicht in das Wasser gebracht und also getrocknet. Mit beyden dielete man vor der Erndezeit einen Boden; diejenige, die nicht in das Wasser gelegt worden waren, schrumpfeten zusammen, die übrigen aber nicht. Wens man sie also bald und völlig getrocknet haben will; so lege man sie alsobald in das Wasser. Eben dieser merket von denen Brettern von **Buchen** an: Um den Saft aus diesem Holze zu bringen, daß keine Würmer darinnen wachsen, und sodann lange Zeit gut bleiben mögen, ist nöthig, daß man die Bretter, so bald sie gesäget worden, 4 bis 5 Monat in einen Teich legt, und sie sofort wohl trock-

trocknen lasse. Oder, man lässet im Winter den Baum fällen, und 2 Jahre auf dem Boden liegen, bis das Holz anfängt, fleckicht zu werden; alsdann schneidet man Bretter daraus, und leget sie in frisches Wasser. Kann man aber salzigtes Wasser haben, so würde es besser seyn. In dieser Zeit soll der Saft so tod und hart werden, daß die Würmer weder so leicht, noch in solcher Menge, hineinkommen können. Die Erfahrung muß dieses Vorgeben erhärten.

E) Wir wollen nun auch die **Bretter überhaupt**, und derselben verschiedene **Benennungen** anzeigen. Ob das Wort **Brett** daher zu leiten, weil ein Brett auf denen Schneidemühlen aus runden Stämmen in die Breite gebracht worden, das mögen die Wörtergrübler ausfechten. Wir verstehen darunter ein dünnes, breites und langes Stück Holz, welches auf einer Sägmühlen oder mit der Hand aus einem dicken Baum geschnitten wird, und dessen Name sich theils nach dem Baum, woraus es gefertiget worden, oder nach der Länge, Breite und Stärke, oder nach dem Gebrauch richtet. Ingleichem geben auch die Künstler und Handwerker dem geschnittenen Zeug in dieser oder jener Gegend verschiedene Namen. Was der eine ein **Brett** nennet, betittelt der andere **Diel**, **Theil**, **Planke**, (*Planche*) **Bohle**, **Bort** &c. Diejenige, so auf denen Seiten des Brettklotzes abgeschnitten werden, und folglich etwas von der Baumkante und Rinde behalten, heisset man **Schwartenbretter**. Die Tischler brauchen eine dünne Art zu ihrer Arbeit, welche sie **Herrenbretter** nennen. **Spündebretter**, welche gemeiniglich 12 bis 18 Schuh lang, 12 bis 15 und mehr Zoll breit, und einen guten Zoll, auch wohl fünf Viertel bis anderthalb Zoll dick sind, damit sie nach Gefallen auf den ganzen oder halben Spund ausgezogen werden können. **Gemeine oder Beschlagebretter**, sind von ungleicher Länge, eben wie die Spündebretter, aber nur 8 bis 10 Zoll breit, und ungefehr drey Viertels Zoll dick. Den Unterschied von dem geschnittenen Zeug in Obersachsen bemerket der Herr **von Rohr**: a) die **Fasebretter** bedeuten die dreyeckigten Stücker zu geschobenen Gittern bey Zimmerleuten, Tischern und Böttchern. b) Die **gesäumte Bretter**, wann die Schwarte von allen vier Ecken eines Schneideklotzes abgesäumet oder abgeschnitten worden. c) Die **Kölker- oder Köhlbretter**. d) Die **Schneidebretter**. e) Die **Schwartenbretter**. f) Die **Thorbretter**. g) Die **zöllichte Bretter**.

Nach der **Herzogl. Würtembergischen Forst- und Bauordnung** soll die **Schnittwaare** halten, was auf dem **Neckar** geflösset wird:

1) **Stubenthiel** soll lang seyn 20 oder 16 Schuh; breit 5 Zoll; und an der Dicke halten 4 einen halben Zoll.
2) **Dreyling**, in der Länge 16 Schuh; von 3 Zoll dick; und 14 Zoll breit.



Digitized by Google

3) Zweyling, lang 16 Schuh; 2 Zoll dick, 14 Zoll breit.
4) Bretter, 16 Schuh lang; fünf Viertel eines Zolls dick, und 13 Zoll breit.
5) Rahmschenkel, 20 oder 16 Schuh lang; 5 Zoll breit, und drey einen halben Zoll dick.
6) Latten, 20 Schuh lang; 3 einen halben Zoll breit; anderthalb Zoll dick.

Was aber auf dem Enzfluß geflösset wird:

a) Stubenthiel, 16, 18, 20 Schuh lang; breit 15 Zoll; dick 4 einen halben Zoll.
b) Dreyling, 18 Schuh lang; 3 Zoll dick; 14 Zoll breit.
c) Zweyling, 18 Schuh lang; 2 Zoll dick; 14 Zoll breit.

Und nach der Dicke und Breite sollen die übrige Sorten beschaffen seyn, nur daß die Länge auf 18 Schuh determiniret.

An einigen Orten wird das Eichenholz zu Schiffdiehlen und anderm Gebrauch in folgender Länge und Dicke verfertiget und Schockweise berechnet:

1) Eine Bohle oder Diehle, 4 Zoll dick; 40 Fuß lang, macht 4 Caravellen à 24 Fuß lang.
2) Eine Bohle, 3 einen halben Zoll dick; 36 Fuß lang, macht 3 Caravellen à 24 Fuß lang.
3) Eine Bohle, 3 Zoll dick; 30 Fuß lang, macht 2 Caravellen à 24 Fuß lang.
4) Ein Pfoste, 4 Zoll dick; 18 Fuß lang, macht 1 Caravelle.

So, daß

15 Bohlen, 4 Zoll, 40 Fuß lang, 60 Caravellen;
20 Bohlen, 3 einen halben Zoll dick, 35 Fuß lang, 60 Caravellen;
30 Bohlen, 3 Zoll dick, 30 Fuß lang, 60 Caravellen;
40 Bohlen, 2 einen halben Zoll dick, 36 Fuß lang, 60 Caravellen;
48 Bohlen, 2 einen halben Zoll dick, 30 Fuß lang, 60 Caravellen;
60 Bohlen, 2 einen halben Zoll dick, 24 Fuß lang, 60, und
60 Pfosten, 4 Zoll dick, 18 Fuß lang, 60 Caravellen ausmachen.

Es werden diese Diehlen, Bohlen und Pfosten gemeiniglich von denen ordentlichen Bohlenschneidern mit der Handlängesägen geschnitten, und denen Schifholzhändlern entweder Schockweise, wie hier oben stehet, oder Eichenweise verhandelt.

F) Auf die Frage: Ob es nicht vortheilhaft seye, die Blöche selbsten zu Brettern schneiden zu lassen, und zu verkaufen? Antwortet Herr Oettelt mit folgender Berechnung, welche ein jeder nach der Länge seiner Blöcher und andern Umständen leicht verändern kann.

Wir nehmen z. Ex. ein zwanzigzolliges Bloch, welches 14 Schuh lang ist. Dieses kann folgende Bretter geben, als:

Zwölf Stück gute Bretter, so 14 Zoll breit, und ein Zoll stark sind.

Zwey Schwartenbretter, so 11 einen halben Zoll breit, und 1 Zoll stark sind.

Zwey dergleichen, so einen

nen halben Zoll stark, und 10 drey Viertel Zoll breit sind.

Vier Stück Schwarten.

Diese betragen an Gelde folgendes:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 Rthlr. | 12 Gr. | für 12 Stück Bretter à 3 Gr. | |
| " | " | 4 Gr. | für 2 Schwartenbretter. |
| " | " | 8 Gr. | für 2 halbzollige. |
| " | " | 5 Gr. 4 Pf. | für 4 Stück Schwarten. |

Summa 1 Rthlr. 23 Gr. 4 Pf.

Die Unkosten, welche ich hier in der Gegend aufzuwenden habe, sind folgende:

12 Gr. Waldmiethe für das Bloch.
1 Gr. 4 Pf. Macherlohn.
10 Gr. Fuhrlohn.
4 Gr. Schneide- und Mühlenzins.

Summa 1 Rthlr. 13 Gr. 4 Pf.

Folglich hätte derjenige von jedem zwanzigzollizen Bloche, wenn er solches selbst schneiden und machen ließ, 10 Gr. Profit, welches an einem Schock Blöcher 25 Rthlr. ausmachte.

Lasset uns ferner einen Bloch nehmen, so 34 Zoll im Diameter hat, und 4 Schuh lang ist; ein solches wenn der Sägeschnitt ohngefehr ein Viertel Zoll stark ist, giebt folgende Bretter, als:

Vier und dreyßig Stück gute Bretter, so 1 Zoll stark, und 14 Zoll breit sind.

Vier Stück Schwartenbretter, so 1 Zoll stark, und 12 Zoll breit sind.

Vier Stück dergleichen, so 1 Zoll stark, und 10 einen halben Zoll breit sind.

Zwey Stück anderhalb zollige Bohlen, so 17 Zoll breit sind.

Ein Stück Schwartenbrett von drey Viertels Zoll stark, und 16 Zoll breit.

Ein Stück dergleichen, so nur einen halben Zoll stark, und 16 Zoll breit ist.

Zwey Stück Schwartenbretter, so zwey Zoll stark, und 16 Zoll breit sind.

Zwey Stück dergleichen, so 1 drey Viertel Zoll stark, und 14 Zoll breit sind.

Wenn

Wenn ich diese Stücke nach hiesigem Preise ins Geld setze; so werden sie folgendes betragen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 4 Rthlr. | 6 Gr. | für | 34 Stück Bretter à 3 Gr. |
| = = | 7 Gr. | für | 4 Stück Schwartbretter à 21 Pf. |
| = = | 6 Gr. | für | 4 Stück dergleichen à 18 Pf. |
| = = | 12 Gr. | für | 2 Stück anderthalb zöllige Bohlen. |
| = = | 2 Gr. | für | 2 geringe Schwartenbretter à 18 Pf. |
| = = | 5 Gr. 4 Pf. | für | 4 Stück starke Schwarten à 1 Gr. 4 Pf. |
| Sa. 5 Rthlr. | 15 Gr. 4 Pf. | | |

Die Kosten, welche man um dieses zu erlangen, verwenden muß, sind folgende:

| | | |
|---|---|---|
| 2 Rthlr. | 15 Gr. 6 Pf. | Waldmiethe. |
| = = | 4 Gr. | Macherlohn. |
| 1 Rthlr. | 8 Gr. | Fuhrlohn. |
| = = | 12 Gr. | Schneide- und Mühlenzins. |
| Summa 4 Rthlr. | 15 Gr. 6 Pf. | |

Folglich zeigte sich 1 Rthlr. Profit. Wenn auch in Ansehung des Fuhrlohns die Kosten öfters etwas mehr betragen; so betragen sie auch öfters etwas weniger, und wird daher kein grosser Unterschied heraus kommen.

**Schneidemüller, Bretmüller, Sägemüller,** heißt der Besitzer einer Schneide- Bret- und Sägemühle, von dessen Verrichtungen und Schuldigkeit unter dem Wort: **Schneidemühle** bereits Anzeige geschehen. Hier bemerken wir noch ihre Betrügereyen: 1) Wenn sie die Bretter allzu dünne schneiden, damit sie derselben desto mehr aus einem Baum bekommen mögen. 2) Wenn sie die Bretter aus alten abgestandenen Bäumen schneiden, und darauf solche, zumalen bey den Unwissenden, für gute und frische verkaufen, da sie doch, so man sie zu Fußböden anwendet, leicht weggetretten werden, und so man sie an die Wände annagelt, vom Wetter gar zu bald verfaulen. 3) Wenn sie grüne Bretter für dürre verkaufen, welche hernach, sofern sie also zum Fußboden oder andern Dingen verbraucht werden, allzusehr eindorren, voneinander reissen, und grosse Risse, sowohl in Fußböden, als in Wänden u. d. g. verursachen. 4) Wenn sie bey dem Verkauf der Bretter die ganzen, reinen und dürren oben auf den Wagen legen, in der Mitte aber und unten her viele zerbrochene, unreine, knorzigte und grüne Bretter legen, und also die Käufer damit betriegen. Das Mittel dagegen ist, daß man die Bretter bey dem Einkauf wohl betrachte, oder einen verständigen, und der Sachekundigen Mann dazu nehme, auch den Contract so einrichte, daß, wenn die untern nicht wie die obern sind, man solchen auch nicht zu halten, schuldig seye.

Schneid-

**Schneidmesser**, ist ein Instrument bey der Fischerey, welches von Eisen gemacht, und wie ein halber Mond formiret, auch oben an eine starke und lange Stange angesteckt, und von innen schneidig ist, das Gras und Geröhrig damit abzuhauen.

**Schneisen, Schneissen**, s. **Donen.**

**Schneitelholz**, s. **Schneidelholz.**

**Schneiteln**, s. **Schneidelholz**,

**Schnellen**, mit dem Hängeseil, ist eine Strafe des Leithundes, wenn er auf der Fährte laut werden will.

**Schneller**, franz. *Cliquet*, ist an einem Feuer- oder Flinten-Schloß ein Gefieder, vermittelst dessen der Abzug leicht, und durch ein geringes Anrühren gethan wird, wenn der Schneller gestochen ist.

**Schnellfalle**, nennet man bey dem Weydwerk eine gewiesse Art von Fallen, vermittelst welcher man vornemlich die Wieseln, Iltisse, und andere kleine Raubthiere, oder auch Raubvögel fängt, welche manche Auerhüner, Trappen, Fasanen- Birk- Hasel- und Rebhünerbrut, und bisweilen auch wohl gar die Alten dabey erwürgen, zu geschweigen, was sie dem Landmanne und den Hauswirthen an Federvieh oder sonst vor Schaden thun. Von der Beschaffenheit und Gebrauch dieser Fallen, siehe **Iltisfallen, Iltisfang.**

**Schnell gehend**, s. **Schindelstamm.**

**Schnellschleiffen**, s. **Schleiffe.**

**Schnepel, Schnepelfisch, Schnabelfisch**, ist ein kleiner Fisch, welcher in der Elbe, und in einigen Flüssen der alten Mark, wo sie in die Elbe fallen, gefangen, am Bauche aufgerissen, an die Luft oder mit wenigem Rauch gedörret, und also verführet wird. Er hat ein zartes wohlschmeckendes Fleisch, fast dem Lachs und Forellen gleich, ist aber dabey übeldauig und blehhaftig, und wird gerne mit Reckrüben gekocht, nachdem man ihn vorhero ein wenig im Wasser weichen lassen.

**Schnepfe**, lat. Perdix rustica, Rusticula, Gallinago, französ. *Becasse*, *Beccasse*, ist ein Vogel, der zur niedern Jagd gehöret, und dessen es verschiedene Arten giebet. Die **Wald- oder Holzschnepfen** sind in der Grösse eines Rebhuns, welches noch nicht völlig ausgewachsen ist, ein altes Rebhuhn aber ist von Leibe dicker, obgleich die Schnepfe wegen ihrer langen Flügel viel grösser aussiehet. Sie sind am Kopf und Rücken ganz braun, mit schwärzlichtgestreiften Federn untermischt. Am untern Leibe haben sie die Farbe, welche man an der Brust eines Habichts findet; doch sind die Farben ganz anders eingetheilet. Denn anstatt, daß bey denen Habichten, bey denen Lerchen und andern Vögeln mehr, an denen dergleichen Erdfarbe zu sehen, die dunkelbraunen und schwärzlichten Federn strichweise gehen, und die weißlichten zertheilen; so zeiget sich, daß bey denen Schnepfen gleichsam eine jede dunkle Feder mit weißlichter Farbe eingesaumet ist. Gleichwie das ganze Schnepfengeschlechte vor andern Vögeln darinnen et-

was besonders hat, daß ihr Kopf ganz schmal ist; also ist insonderheit bey dieser Art, nemlich bey denen Waldschnepfen, derselbe nicht wohl eines Fingers breit, so daß man denken sollte, die beyden Augen müßten innwendig einander berühren, und ganz aneinander stehen, denen jedoch der allweise Schöpfer schon Platz zu machen gewußt, und es also geordnet hat, daß solcher schmale Kopf, welcher einem andern Vogel seine Gestalt benehmen würde, den Schnepfen wohl ansteht. Diese Schmäle des Kopfs, wodurch derselbe länglicht aussiehet, hat auch verursachet, daß jener Franzose, welcher die Schnepfe zu deutsch nicht nennen konnte, und von seinem Wirthe doch gerne dergleichen zugerichtet haben wollte, von demselben begehret: Er möchte ihm einen Vogel mit einem langen Gesichte braten; wiewohl er damit vermuthlich mehr auf den langen Schnabel abgezielet haben mag. Denn solcher ist bey diesen Vögeln Fingers lang, und wissen sie damit die in denen Sümpfen und Früschen befindlichen Kräuterwurzeln sehr sauber und geschickt heraus zu bringen und zu geniessen. Es ist zu dem Ende ihr Schnabel von Natur eines Daumes breit, von der Spitze oder vom Ende mit einem Gewerbe versehen, daß sie ihn daselbst gleich einer Dratzange aufthun, und wieder zudrücken können, welches bey keinem andern Vogel zu finden. Ausser diesem haben sie auch einen langen Hals, hohe Beine, und einen kurzen Schwanz, wie ein Rebhuhn. Des Nachts bleiben sie nicht gerne im Holze, aus Furcht für den Füchsen und wilden Katzen, sondern haben ihren Fall auf die Felder und Wiesen; gegen den Morgen aber nehmen sie ihren Wiederfall ins Holz, daher sie, wenn man ihren Flug wahrgenommen, mit Hochnetzen oder Pantieren leicht aufgefangen werden können.

Sie kommen im Frühlinge, bleiben aber nicht lange, und ist ihr Zug, zumal wenn ein warmer Abendregen vorher gegangen ist, und der Wind von Abend gehet, schleunig und in wenig Tagen vorbey. Denn obwohl andere Vögel dem Winde lieber entgegen ziehen, damit sie sich denselben nicht in die Federn wehen lassen wollen, als welches sie nicht wohl vertragen können; so kommen hingegen die Schnepfen mit dem Winde, und lassen sich denselben gerne treiben und fortwehen, wie solches die Erfahrung, zumal im Frühjahre genugsam bezeuget. Sie sind aber zu solcher Zeit mager und ungeschmackt. Im Sommer werden sie wenig gesehen, man findet auch selten den Ort, wo sie brüten; doch ist bekannt, daß sie ihre Brut an der Erde, und meistens 3 bis 4 Junge haben, welche, wie die Rebhüner, von einer drückenden und sich verbergenden Art sind. Sie ziehen Herbstzeit, wenn das Laub fället, und zwar des Nachts, nachdem sie vorhero, wenn sich Tag und Nacht scheidet, vor die Hölzer fallen, und sich mit Nahrung versehen, absonderlich geniessen sie die im Kühmiste befindlichen Graskeimgen gerne, und werden auch an solchen Stätten, wo das Vieh Mittags zu liegen pfleget, meistens gefunden. Sie sind im Fluge wohl zu schiessen, weil sie im-

im Rietgrase und kleinem Gesträuche so vest liegen, daß sie sich fast mit Füssen tretten lassen, ehe sie aufstossen.

Es giebt noch eine grössere **Art Waldschnepfen**, die einen weissen Bauch und kürzern Schnabel haben, und sich allein in grossen Hölzern aufhalten; dahero sie selten angetroffen werden. Den Waldschnepfen sind die **Moos-** oder **Riedschnepfen**, sowohl an Delicatesse als an Farbe der Federn, allerdings gleich, in ihrem Fluge aber viel geschwinder. An Grösse gleichen sie denen Wachteln, ob sie gleich wegen ihrer hohen Beine und langen Flügel merklich grösser, als diese, aussehen. Sie ziehen, wie andere Vögel, nachdem sie hier zu Lande, doch anderst nicht, als in denen grossen Früschen und Morästen, vier bis fünf Junge ausgebracht haben. Ihre Nahrung ist wie der Waldschnepfen, und wissen sie die weissen und zarten Würzelein aus denen Sümpfen so gut, als jene, heraus zu suchen. Die **Haar-** oder **Heerschnepfe** ist etwas kleiner, aber im übrigen der vorigen allerdings gleich.

Die **Wasser-** oder **Pfuhlschnepfen** sind am Leibe nicht grösser, als eine Amsel, auf dem Rücken röthlicht, und aschenfarbicht, am Bauche aber weiß, mit einem schwarzbräunlichten Ringe; oberhalb der Brust, wie auch über und unter den Augen, sind sie ein wenig weißlicht, haben lange dünne Füsse, und einen nicht gar langen Schnabel. Sie halten sich an Flüssen und Bächen auf sandigem Boden auf, und haben ein so zartes und niedliches Fleisch, daß es ihnen an nichts, als an der Grösse mangelt, denen Waldschnepfen vorgezogen zu werden. Eine andere **Art Wasserschnepfen** ist dieser fast gleich, ohne daß sie gesprengte Federn hat, und sich lieber auf frischen mit Wasseradern durchnetzten Wiesen, als an Flüssen aufhalten.

Hieher gehöret auch die **kleine Pfuhlschnepfe**, oder die von einigen sogenannte **Himmelsziege**, welche der Waldschnepfe an Farbe und Gestalt gleich kommt, nur aber viel kleiner ist. Wenn sie auffliehet; so macht sie einen Bogen in der Luft herum, und giebt einen solchen zitternden Thon von sich, welcher bald wie von einer jungen Ziege lautet, deswegen sie auch den Namen der Himmelsziege erhalten hat. Des Nachts, wenn sie auf der Erde, an Sümpfen oder Wassern sitzet, läßt, besonders bey Veränderung des Wetters, dergleichen Ton auch von sich hören. Sie brütet gleich den andern Schnepfen an sumpfichten Oertern, und ziehet auch zugleich mit ihnen weg.

Die Schnepfen werden insgemein mit ihrem Eingewevde gegessen. Wenn sie rein gerupfet, die Haut vom Kopfe gezogen, und die Füsse, wie den Drosseln oder Zippen, gedrehet worden; so wird ihnen der Schnabel, statt eines hölzernen Spreuels quer durch den Leib gestossen, der Vogel gespickt, oder aber ungespickt gelassen, und also unausgenommen an den Spieß gestecket, und bey Kohlen oder hartem Holze ge-



Digitized by Google

gebraten. Man setzet zugleich ein Bratpfännlein, oder sonst ein Geschirr unter, röstet vorher etliche Semmelschnitten in Butter, und leget solche in die Bratpfanne, damit das Abtropfen von der Schnepfe im Braten darauf fallen kann. Die Schnepfe wird öfters mit Butter begossen, und mit Salz besprenget. Wenn sie nun gar gebraten ist, so richtet man die Semmelschnitten auf eine Schüssel oder einen Teller an, und das Eingeweyde darauf, leget die Schnepfe oben darüber, giesset braune Butter, oder eine kurze Brühe von Weinbeersafte, und etwas Gewürze daran, oder setzet halb geschnittene Citronen, anstatt der letztern Brühe, dazu, und giebt sie also hin. Die **kleinen Wasserschnepfen** pfleget man in Weinblätter einzuwickeln, und also zu braten.

**Schnepfe hoch!** s. **Schnepfenschiessen.**

**Schnepfenfalle,** ist eine Falle, die zum Schnepfenfang also zugerichtet wird: Man schlage einen Pfahl in die Erde, welcher eines Daumens dicke ist. An dem Pfahle ist an einer Seite ein Kerb eingeschnitten, der Pfahl kann mit dem Kerbe 4 Zoll über der Erde stehen. Hierzu wird eine Zunge gemacht, von einem starken Stecken, von 7 bis 8 Zoll lang, ist etwas breit geschnitten, an einem Ende ist an der schmalen Seite der Zunge ein flacher Kerb eingeschnitten, und auf der Zunge, und dessen breiter Seite auch ein Kerb. Hiezu kommt das Stellholz, welches 3 Zoll lang seyn kann. Dieses sind nun die 3 Stücke zur Falle. Alsdenn werden von 6 langen Pferdhaaren zwey Schleiffen gedrehet, wie zu einer Dohne, jedoch kann man auch die Schleiffen von feinem messingenem Drate machen, diese stellen sich leichter und besser. Diese 2 Schleiffen bindet man an ein dünnes Leingen, oder starken Bindfaden. Zugleich wird das Stellholz auch mit einem Bindfaden an dieses Leingen nebst denen Schleiffen gebunden. Diese Fallen nun werden auf denen Wildpretssteigen, oder wo das Vieh Steige gemacht, gestellet, und der Pfahl neben dem Steige eingeschlagen, daß also die Zunge über den Steig quer über reiche. Ferner siehet man sich nach einem Stocke um, welcher wie ein Rechenstiel dicke ist. Wäre aber kein solcher Stock eben so nahe dabey gewachsen, daß man ihn so stehend nach der Falle beugen könnte; so muß man an einem andern Orte einen abschneiden, und neben der Falle, ausser dem Steige, einstecken. An diesen Stock wird die Leine mit den Schleiffen und dem Stellholze gebunden.

Die **Aufstellung** geschicht also: Ich beuge den Stock, woran das Stellholz und die Schleiffen seyn, herüber nach der Falle, daß ich das Stellholz mit einem Ende in den Kerb in dem Pfählgen, und mit dem andern auf der Zunge in den Kerb bringen kann. Die Zunge muß aber unten frey stehen, daß sie leicht niedergetreten werden, dabey aber auch sehr leise stehen kann. Neben der Zunge stelle ich die Schleiffen zu beyden Seiten, stecke auch wohl von der Seite ganz dünne Reislein, daß die Schleiffen vom Regen nicht selbst sich zuziehen. Auf beyden Seiten der Falle muß ein

ein Steig mit einem stumpfen Besen fleißig gekehret werden, daß sie fein glatt und schwarz aussehe, weil die Schnepfen dem schwarzen und freyen Erdreiche gerne nachlauffen. Wenn nun die Schnepfe auf dem Steige hinläuft, und tritt auf die Zunge, so schnellet der gebogene Stock auf, und wird sie von der Schleiffe erwischt und gefangen. Hierbey ist aber zu bemerken, daß neben denen Fallen und Stangen, auch allerhand alt Reis und Holz geworfen wird, daß die Schnepfen nicht neben denen Steigen weglaufen, und wirft man ganze Striche quer durch die Dickigte oder Oerter, wo die Schnepfen gerne liegen, und sodenn darzwischen Fallen, so viel man deren anbringen kann. Es ist um die Mühe zu thun, daß man der Fallen eine Parthie zu Hause verfertiget; so sind sind sie alsdenn bald aufzuschlagen und zu stellen. Die Schnepfen fangen sich damit recht gut, und wird einem die Mühe gar wohl belohnet.

**Schnepfenfang**, kann auf unterschiedene Art angestellet werden, wovon die vornehmste in folgendem bestehen:

1) **Schnepfen in Klebgarnen, und Stoßgarnen zu fangen.** Die Kleb- oder Stoßgarne werden hierzu also verfertiget: Die Maschen sind von einem Knoten zum andern 3 und drey Viertelszoll weit, und wird mit 300 Maschen angefangen, und strickt man so gerade fort, bis daß selbige die Höhe von 3 Klaftern bekommen, oder es wird 24 mal herum gestrickt. Hierzu gehöret grober Zwirn von gutem ausgehechleten Flachse. Oben und unten strickt man mit feinem Bindfaden herum, (das nennet man **verhäupt maschet**), nachmals fasset man die Maschen alle auf mittelmäßigen Bindfaden. Zwischen alle 12 Maschen wird ein Ring in den Bindfaden geschleift; doch so, daß der Bindfaden allemal angezogen werde, und die Maschen Busenreich zwischen denen Ringen fallen. Ferner wird eine Hauptleine, kleinen Fingers dicke, von gutem Hanfe gemacht, 12 Klaftern lang; an diese wird das Garn mit denen Ringen gestochen; also ist das Garn fertig. Dergleichen Garne macht man 10 bis 12 Stück, nach erforderndem Falle, daß man den Ort des Schnepfenzuges bestellen kann.

Also siehet man nun einen Ort aus, wo ein guter Schnepfenzug gehet, indem die Schnepfen des Abends aus den Hölzern nach der grünen Saat heraus, theils auch des Morgens wieder zurücke ins Holz fallen. Auch nehmen sie an solchen Orten gerne ihren Zug, allwo in Gebürgen, oben hinauswärts Gründe zusammen schiessen, und sodenn Flächen von Lehden oder Wiesen seyn, über den Flächen aber wieder Vorhölzer, kleine Büsche, Brüche, Wiesen oder Saatfelder dabey sich befinden, ingleichem wo platte Heiden oder Wälder, und Wiesen, junge Schläge und Dickigte dahinter, wie auch wo Feldhölzer seyn, da sie von einem Feldholze zum andern ziehen. Mithin muß man des Frühjahres, im Märzen und im Herbste, als im September und October

tober, einen solchen Ort aussuchen, da man sich des Abends und Morgens vor Holze stellet, und in Acht nimmt, wo ein Zug von Schnepfen gehet.

Dahin werden nun die Garne ein Eckgen vom Holze weggestellet, daß die Garne die Quere des Zuges zu stehen kommen. Hierzu nimmt man feine gerade und glatte Stangen, die eines Armes stark, und zehen Ellen hoch seyn. Alsdenn stösset man Löcher mit einem Pfahleisen, die so weit seyn, daß die Stangen leichte aus- und eingesetzt werden können. Also legt man die Stangen mit den untern Spitzen an die Löcher, bindet an der ersten Stange die Hauptleine, lässet sie auf und an der andern Stange gebunden. Alsdenn wird die erste Stange aufgerichtet, und das Garn nach der andern Stange zu, aufgezogen. Immittelst bindet man an der andern Stange die Hauptleine des andern Garnes an, und ziehet die Leine an der dritten Stange, und bindet sie an, lässet das Garn auch auf, und richtet alsdenn die andere Stange auch auf, und wird also fort ein Garn am andern an denen hohen Stangen angebunden, und aufgerichtet, daß also, wie oben gedacht, der Ort des Zuges quer vor mit diesem Klebgarne bestellet ist. Wenn die ganze Wand oder Reihe der Garne stehet; so müssen an beyden Enden oben an denen letzten Stangen Windleinen angebunden, und an einen Heftel angezogen und verpestiget werden, auf daß die ganze lange Wand mit denen Oberleinen straff stehe. Unten bleiben die Garne frey hängen, wie die Lerchenklebgarne oder Tagenetze. Jedoch, wenn es wendicht ist; so ziehet man durch die untersten Maschen einen Bindfaden, und hänget selbigen an denen Stangen an, daß der Wind die Garne nicht in die Höhe treibe. Doch muß der Bindfaden auch etwas hoch gebunden seyn, daß das Garn Busen fassen kann, wenn eine Schnepfe einflieget, wie denn auch die Garne überhaupt nicht sogar tief zu Boden hängen dürfen, indem gar leichte die Schnepfen so tief nicht ziehen, daß sie unten wegzögen. Die Höhe von denen Garnen ist das nützlichste.

Sind also die Garne aufgestellet worden; so stellen sich ein oder ein paar Jäger neben denen Garnen, gegen Abend und Morgen frühe, können sich auch etwas von grünem Reise Schirme machen, daß sie nicht so blank stehen, doch aber einer gegen den andern die Garne übersehen können, nehmen auch Flinten bey sich, wenn ja eine Schnepfe über die Garne zuweilen zöge, daß sie selbige mit dem Schiessen einholen können. Wenn es beginnet Abend zu werden, oder der Tag des Morgens anbricht; so kommen die Schnepfen gezogen; verschlagen und verwickeln sie sich nun in die Garne, so eilet alsbald der Jäger hinzu, und hebet die Sbeyden tangen von demselben Garne, wo die Schnepfe hänget, geschwinde heraus, und leget sie um, damit er die Schnepfe auslösen kann. Man muß aber fein geschickt und hurtig dabey seyn, daß die Stangen mit dem Garne gleich wieder aufgerichtet werden, auf daß, wenn mehr

mehr Schnepfen kommen, solche wieder parat stehen. Die Garne, wenn es nicht regnet, bleiben also stehen, und hänget man sie, wie oben gemeldet, unten mit einem Bindfaden an, daß sie der Wind nicht in die Höhe, und um die Hauptleinen, wie eine Bratwurst, drehe, welches eine mühsame Arbeit ist, solche Würste wieder heraus zu machen, und würde mit grösserm Appetit eine wirkliche Bratwurst weit eher verzehret, und genossen werden.

Annoch wollen wir auch eine andere Invention, die Garne zu stellen, hier angeben. Es kostet zwar etwas mehr, aber es ist doch mit dem Stellen und Auslösen derer Schnepfen bequemer, und zwar auf diese Art: die Netze oder Garne sind, wie anfangs gemeldet, verfertiget, an beyden Enden der Hauptleinen müssen Schleiffen seyn, worinnen Knebel eingeknöpft werden können, wie wir hier weiter anzeigen werden. Die Stangen sind auf 10 Zoll höher, in denenselben werden oben zwey Kloben oder Rollen gemacht, in jeder Rolle wird eine fein gezwirnte Leine gezogen, woran am einen Ende ein hölzerner Knebel ist. Dieselbe Leine muß aber fast noch einmal so lang, als die Stangen hoch seyn. Alsdenn stösset und stellet man die Stangen nach der Länge ihrer Garne veste ein. Vorhero aber ist oben über denen Rollen eine Hauptleine gemacht, von einer Stange zur andern, so lang als sonst das Garn ist, ingleichem auch 2 Windleinen. Wenn nun die Stangen veste stehen; so werden dieselben mit denen Windleinen auf beyden Seiten vest angezogen. Wie denn auch an der ersten und letzten Stange von der ganzen Wand eine Windleine ist, womit die ganze Wand der Länge nach auch vest angezogen, und an Hesteln gebunden wird; da denn die Stangen, durch die ganze Wand sowohl auf den Seiten, als nach der Länge, mit Windleinen straff und wohl vervestiget stehen, und in denen Rollen die Aufziehelleinen mit denen Knebeln vorhero eingezogen seyn. Wie denn auch in diesen Leinen in der Mitte eine Schleiffe seyn muß, und in der Stange unten ein Hacken, woran die Leine angehänget werden kann. Das Ende von der Leine wird besonders an der Stange angebunden, und so wäre es also zum Stellen gerichtet.

Gehet man nun des Abends oder Morgens zu der Stallung, und trägt die Netze mit herbey: so nimmt man die eine Schleiffe von der Oberleine des Garns, und hänget selbige an den einen Knebel, ziehet die Leine in der Rolle hinauf, und hänget die Leine mit der darinn befindlichen Schleiffe unten an der Stange in den Hacken, lässet die Oberleine auslaufen, macht selbige mit ihrer Schleiffe an der andern Stange, und auch an den Knebel, so an der durch die Rolle befindlichen Leine ist, ziehet also das Netz oder Garn an dieser Stange auch hinauf, und also wird das andere Netz oder Garn gleichfalls an der Leine, so durch die andere Rolle gehet, eingeknebelt, hinaufgezogen, und ebenermassen an den Hacken mit der Schleiffe gemacht.

Gleicherweise verfähret man mit den andern Garnen, und an denen Stangen, stellet sich sodenn, wie zuvor erwehnet, vor oder gleich denen Garnen, und erwartet die Schnepfen auf dem Zuge. Flieget nun eine Schnepfe ein, so bald gehet man hinzu, und hänget die Leine von den Hacken ab, läßt sie geschwinde herunter, und wird dieselbe hurtig ausgelöset, alsbald aber an der Leine durch die Rolle das Garn wieder aufgezogen. Es gehet noch geschwinder, als bey der ersten Anweisung, da man die Stangen umlegen muß; aber wegen derer Haupt- Wind- und Aufziehe leinen, wie auch der Rollen, kostet es etwas mehr. Denen Garnen ist es jedoch zuträglicher, dieweil man selbige des Abends allemal gar bald herunter lassen, zusammen streichen, und abknebeln, selbige auch jederzeit ins Trockene bringen kann. Es ist auch gar bald wieder aufgestellt, dieweil die Stangen immer veste stehen bleiben. Es ist dieses eine recht gute Invention vom Schnepfenfang, auch nützlich, daß man viele Schnepfen damit fangen kann. Obgleich die Garne anfangs etwas kosten, so bezahlen sie sich doch bald wieder; und so man die Garne wohl in Acht nimmt, kann man selbige viele Jahre gebrauchen.

2) Schnepfen werden ferner mit einer gewiessen Falle gefangen, wozu man aber solche Oerter aussuchen muß, die von Viehtriften befreyet sind, oder aber man muß mit dem Vieh, so lange der Schnepfenfang währet, nicht hinkommen, s. Schnepfenfalle.

3) Weiter werden die Schnepfen auch in Schleiffen gefangen. Es kostet zwar diese Invention zu machen, anfangs etwas Mühe; so man es aber genauer einsiehet, ist sie nachhero sehr bequem, und auch wegen des Holzes gar menagierlich. Anstatt dessen, daß man neben den Schnepfenfallen Holz und reissig wirft; so mache man von Weiden, Haseln und dergleichen schwachen Ruthen kleine Horten, welche 6 Ellen lang, und eine Elle oder nur 3 Viertelellen hoch seyn dürfen. Wenn nun der Schnepfenszug angehet; so schlägt man die Horten in einer Reihe weg, zwey und zwey dichte neben einander, dazwischen allemal ein Raum von 7 bis 8 Zoll gelassen wird. In diesen Oefnungen kehrt man auch Steige durch, bindet alsdenn einen Stecken, quer von einer Horte zur andern über, 8 Zoll hoch von der Erde; hieran werden 3 Schleiffen von Pferdhaaren gemacht, und die Schleiffen zum Fangen aufgezogen. Wenn dergleichen Horten einmal gemacht sind; so kann man selbige, wenn der Schnepfenzug vorbey ist, mit den Pfählen allemal aufheben, und ins Trockene bringen, sie können lange Jahre gebraucht werden, und darf man nur die Horten allemal wieder hinschlagen. Man braucht auch nicht alle Jahr Reiß oder Holz zu werfen, sondern nur die Schleiffen aufzuziehen, und gerade hinzuhängen, so stellen sie sich wieder recht gut. Annoch kann man auch in denen Schlägen mit diesen Horten gut ankommen; da sonst das Reiß, so neben her zu werfen, weit zu tragen wäre. Es ist auch überdem vester auf dem Boden, indem

dem durch das Reiß die Schnepfen gar leichte durchkriechen möchten. Wer nun gedenkt, viel Schnepfen zu fangen, derselbe wende den Fleiß dran, und schlage etliche Striche dergleichen Horden durch die Hölzer oder Büscher, besonders wo die Küh- oder Viehlager im Sommer in denen Wäldern seyn.

4) Insonderheit werden die Schnepfen auch in **Lauffdonen** gefangen, s. **Lauffdonen**, Lit. C).

5) Endlich geschiehet auch der Schnepfenfang mit **Steckgarnen**. Es werden aber dazu die ordinairen **Hünersteckgarne** genommen. s. **Steckgarn**, **Rebhünerfang**. Je mehr man Steckgarne hat, desto besser ist es. So kann man auch einen ziemlichen District vor sich nehmen. Wenn man derselben 50 bis 60 Stücke haben kann, reichen sie schon eine feine Ecke. Mit diesen Steckgarnen nun gehet man in die Hölzer, allwo die Schnepfen gerne den Tag über liegen; am besten aber ist es in Dickigten und auch stehenden Hölzern. Auf flachen jungen Schlägen laufen sie so gut nicht. Also stecket man die Steckgarne in einer Reihe, so lang sie reichen wollen. Man muß aber auch jezuweilen Winkel stechen, daß man eine Spindel herauswärts, und die andere wieder herein in die gerade Reihe bringe, besonders wo Steige sind. Wenn nun die Garne gerichtet sind, alsdenn nimmt man etliche Leute, welche Hacken oder derbe Stangen in Händen haben, legt sie eine Ecke von denen Garnen ab und an, in einer Reihe. Nach diesem fangen sie an, zu treiben, rufen einander zu: **Picke ho!** und stossen mit den Stangen, oder schlagen mit den Hacken auf den Boden. Jedoch muß nicht sehr gelermet oder geschrien werden; sondern sie bleiben in ihrer Ordnung, und stampfen vor sich hin, nach den Garnen zu, ganz gemächlich. Wenn denn die Schnepfen das Pochen und Schuttern des Erdbodens vermerken, machen sie sich auf, und laufen nach den Garnen zu, woselbst sie hineinschlupfen, aber weder durch, noch wieder zurücke können, und müssen also warten, bis man sie auslöset. Auf diese Art kann man in einem Tage etliche Treiben thun. Es ist eine vortrefliche Plaisir, giebt auch, wenn der Zug recht ist, brave Ausbeute. Ob es zwar scheinet, daß die Steckgarne viel kosten: so kann doch ein fleißiger Jäger hiezu bald kommen, wenn er sich Flachs kauft, und spinnen läßt, immittelst aber die Garne bey Gelegenheit stricket, und kann er auch dieselben lange Jahre brauchen. Wie denn auch zu den Stellungen feine glatte schmale Steige zu machen, und erhalten werden müssen, daß die Garne nicht überall anhängen, oder zu vieles Holz hinein komme, dardurch die Garne gar leichte beym Herauslesen und Ausheben zerrissen werden. Sonsten geschiehet der Fang insonderheit auch noch mit **Hochnetzen** oder **Pantieren**.

**Schnepfenpfeiffe**, ist ein Pfeiflein, womit man den Laut der Schnepfen nachahmet. Man läßt von Messing eine Pfeiffe eines Fingers dick, und 1 Zoll

 lang,

lang, verfertigen, oben wird ein Röhrgen darauf gelötet, so die Dicke eines Strohhalms hat, und unten, wo es angelötet, spitziger als oben ist. An der Seite ist ein Löchlein, darauf hält man den Finger, damit giebt es den zweystimmigen Laut des Vogels an.

**Schnepfenschiessen**, kann mit besonderer Lust am füglichsten zu der Zeit angestellet werden, da der Zug mit Schnepfen gehet. Zu solcher Zeit stellet man sich mit ein paar Flinten, wozu die Doppelflinten, oder die mit zwey Läuften, besonders gut sind, an dergleichen Oerter, wo die Schnepfen des Abends und Morgens von einem Dickichte zum andern ziehen. Man kann selbige bald hören, indem sie, so sie aufgestoben sind, und gezogen kommen, ihre Stimme mit öfterm **Rätsch, Rätsch** rufen, hören lassen. Man muß sich aber auch allezeit gleich fertig finden lassen, denn sie halten sich nicht lange auf, daß man sie im Fluge herunter schiessen könne. Nachdem es aber sehr oft geschiehet, daß sogleich wieder eine andere Partie hinten her gezogen kömmt; so ist am besten, daß man noch eine geladene Flinte bey sich habe, um damit den andern auch begegnen zu können. Hat man auch einen gut dressirten Hünerhund; so kann hiermit ebenfalls besondere Vergnügung geschehen, wenn man mit selbigem die jungen Hölzer, welche wegen ihrer Höhe noch zu überschiessen sind, absuchet. Stehet nun der Hund veste; so zieht man mit der Flinte hinan, und läßt den Hund einspringen, daß er die Schnepfe auffjagt; worzu aber auch ein hurtiger Schütze seyn muß, daß er sie herunter schiesset.

Ferner kann man das Schnepfenschiessen auch also anstellen: Man nimmt etliche Jungen zu sich, vor welche man vorhero hölzerne Klappern gemacht hat, darzu wird ein dünnes eichenes Brettgen genommen, welches etwan 20 Zoll lang, und 8 Zoll breit, oben aber mit einem länglichten Loche versehen seyn muß, worein man mit der Hand greifen kann; wie denn auch darinnen noch zwey Löcher, 7 Zoll weit von einander, seyn müssen. Durch diese Löcher ziehet man Riemen, wie der Riemer ihre sogenannte Nehriemen sind. Auf jeder Seite wird an den Riemen eine hölzerne Kugel, von der Grösse eines Hünereyes gezogen, und ein Knoten vorgeknüpft; jedoch so, daß die Kugeln, deren also viere sind, auf dem Brette anschlagen können, wenn man selbiges mit der Hand hin und her wendet. Diese Klappern sind weit zu hören. Während der Zeit nun, daß sich die Jungen in einer ordentlichen Reihe anstellen, haben sich die Schützen bereits vorangestellet, und erwarten, daß die Jungen mit ihren Klappern durchtreiben, und die Schnepfen auffjagen, da sie denn denen Schützen zum Schusse kommen, als welche sich allezeit parat halten und passen. Wie fleissig sehen sie sich aber nicht sowohl vorwärts, als zu beyden Seiten um, wenn eine Schnepfe aufflieget, und die Jungen **Schnepfe hoch!** oder **Kirr o!** rufen, wo die Schnepfe gezogen kommt; so daß öfters entweder

man-

mancher aus übermäßiger Hitze vorbey schiesset, oder auch wohl zwey gegen einander stehende Schützen nach einer Schnepfe schiessen, indem ein jeder von ihnen gerne sowohl die Freude als die Ehre haben will, die Schnepfe geschossen zu haben, welches denn in der That eine vortrefliche Lust und Vergnügung ist.

**Schnerf, Schnerz, Schnarrichen, alte Magd, Grössel, Heckschnarr, Kreßler, Schrecke, Wachtelkönig,** ist ein Vogel, welcher insgemein vor den Führer und Wegweiser der ziehenden Wachteln gehalten wird, ob er wohl ausser der Farbe, sonst wenig mit denen Wachteln gemein hat. Denn seine Farbe ist gänzlich, wenigstens am Rücken, wie einer Wachtel ihre Farbe, nur daß er längere Federn, und also auch längere Streiffen hat, welches denn auch verursachet, daß er in etwas dunkeler aussiehet. An dem Halse rings herum ist er hoch- oder röthlichtbraun, und an der Brust hinunter grau, wie ein junges Rebhun. Das Männlein und Weiblein sehen ganz überein aus, so daß von dieses letztern besonderer Farbe nichts zu melden ist. An der Grösse ist der Schnerf, wegen seiner hohen Beine fast noch einmal so hoch, als eine Wachtel; am Leibe aber dürfte er kaum einer gemästeten Wachtel gleich kommen. Der Kopf ist ganz spitzig, mit zweyen schwarzen breiten Linien, und die Brust so schmal, daß mancher kleiner Vogel eine breitere Brust hat. Der Schnabel ist lang, und, kleines mit grossem zu vergleichen, nach dem Storchenschnabel gebildet, wie denn auch seine Füsse, mit welchen er ziemlich schnell laufen kann, auf Storchenart formiret sind. Der Stimme und seinem Geschrey nach würde man diesen Vogel für einen Laubfrosch halten, wenn er nicht in einem Athemzuge die Stimme oft wiederholete. Vor der Wachtel Ankunft soll dieser Vogel nicht gehöret, und wenn man seine Stimme nicht mehr vernimmt, auch keine Wachtel mehr gefunden werden. Er hält sich nur so lange in denen Wiesen auf, bis man Heu machet. Man trift auch seine Jungen, die er, wie die Wachtel, an der Erde ausbrütet, und die, so lang sie keine Federn haben, kohlschwarz sind, daselbst an. Sobald aber das Gras von denen Wiesen abgebracht ist, begiebt er sich in das Getreide, und muß eine Wiese sehr grosses Grummet haben, auch mit Sträuchern sehr bewachsen seyn, wann ein Schnerf sich nach der Heuerndte wieder daselbst einfinden soll. Er wird im Grase und Getreide mit vorstehenden Hunden, auch ohne dergleichen mit Steckgarnen und Tyrassen gefangen: ihn aber im Zimmer zu behalten, ist gar mißlich, weil er sich nicht wohl, Körner zu fressen, gewöhnen lässet; doch gehet es bisweilen an.

**Schnerr,** s. Schnarr.

**Schnerz,** s. Schnarr, Schnerf.

**Schnippen,** wird von den Schwarzamseln gesagt, siehe Amsel.

**Schnitteln,** s. Schneidelholz.

**Schnuren,** sagt man bey der Jägerey, wenn ein Wolf stets den Trab läuft, und mit den hintern

Klauen in die vördersten Tritte jedesmal so accurat eintritt, auch die Tritte so schnurgerade nach einander setzet, daß es ihm kein Hund nachthun kann, weil selbige sowohl mit den hintern in die vordern Tritte fehlen, als auch den Trab nicht so fort führen können; deswegen es auch heisset: **Der Wolf trabet.** Die Luchse und Füchse schnuren ebenfalls, wie die Wölfe.

**Schöpfen, geschöpfet**, sagt der Jäger vom Habicht, wenn er ihn an einen Bach zum Baden oder Tränken stellet.

**Schonen**, s. **Hägen.**

**Schonzeit, Hägezeit, Hegezeit**, heißt diejenige Zeit, in welcher durch hohe obrigkeitliche Verordnung verbothen ist, das Wild zu schiessen. Die Hägezeit mit der hohen Jagd währet von Fastnacht an bis auf den ersten Trinitatis, mit der Niederjagd aber bis Bartholomäi, s. **Hägen, Weydwerk.**

**Schranken**, s. **Schrencken.**

**Schragen**, wird 1) an einigen Orten ein Stoß Scheit- oder Brennholz genennt, welcher drey Klaftern hält, und 9 Ellen lang, und drey Ellen hoch gesetzt ist. 2) Heisset es bey der Fischern ein gewiesses Netz, mit welchem man in kleinen Flüssen fischet. Es ist ein solches Netze ins Gevierte, gleichsam wie ein viereckigtes Tuch, mit kleinen Maschen gestricket, und nimmt man darzu starken Zwirn, oder subtilen Bindfaden; an jedem Zipfel wird ein Ende von einem, wie ein halber Mond, gebogenen Stocke veste gemacht, welche also in der Mitte creuzweise über einander laufen, und daselbst zusammen gebunden werden. Wo diese aber zusammen gebunden sind, wird eine Stange bevestiget, an welcher man das Netz ins Wasser lassen, und wieder heraus ziehen kann. Man muß oftmals hinter einander fein geschwinde in die Höhe ziehen. Denn was eben über solches Netze gehen will, wird also ertappet. Man kann es auch wohl mit einiger Witterung schmieren, daß die Fische desto häufiger darnach gehen, und der Zug glücklicher wird.

**Schranck**, s. **Schrencken.**

**Schrecke**, s. **Schnerf.**

**Schrecken, Schröcken, Einschröcken**, wird von den Vögeln gesagt, welche man vermittelst des Schreckheerdes zu fangen sucht.

**Schreckheerd, Schröckheerd**, ist eine Art von Vogelheerden, so zu allerhand Vögeln gebraucht werden kann, und bey dessen Anlegung folgendes zu beobachten ist: Man siehet sich hierzu an einem Vorholze einen feinen dicken Busch aus, und so dergleichen nicht vorhanden, muß, wo ein guter Zug von Vögeln beobachtet wird, durch Pflanzen und Anbauen hiezu Anstalt gemacht werden. Ehe und bevor aber das lebendige Holz nach Verlangen hoch und dicke genug erwachsen, besetzet man inzwischen dergleichen Platz mit Reissig, jungen Fichten und Tannen, und zwar 75 Ellen lang, 12 bis 15 Ellen breit, und 8 Ellen hoch. An denen 4 Ecken kommen Säulen zu stehen, die 8 Zoll breit, 5 Zoll stark, und 9 Ellen lang sind. Oben in den Säulen müs-

Digitized by Google

müssen zwey Kloben oder Rollen dichte aneinander stehen, die zugleich in einem eisernen Nagel oder Bolzen gehen, desgleichen auch unten; da denn in eine Rolle die Hauptleinen, und in die andere die Zugleinen kommen. Dichte unter diesen Rollen machet man die Quere durch auch Rollen zu denen Querwänden, und an dem einen Ende eine bedeckte Hütte, so hoch als die Säulen, nicht weit vom Gesträuche, unten aber auf beyden Seiten bedeckte Gänge, eine Elle weiter über die Säulen hinaus. Hierzu werden Garne von Bindfaden, deren Maschen 8 Zoll weit sind, gestricket, darein das Inngarn von mittelmäßigem Zwirn kömmt, dessen Maschen anderthalb Zoll weit, die Länge aber 80 Ellen seyn kann. Desgleichen müssen auch an beyden Enden Quergarne zu 17 Ellen ebenfalls gleich jenem kommen, und bis an die Ecken reichen. Obenher wird eine Decke von dünnem Bindfaden an beyden Seitenwänden angestricket, der hierdurch erfolgende Saum aber mit Ringen ellenweit voneinander, desgleichen auch unten die Seitenwände, und oben sowohl als unten die Querwände behangen.

Nach diesem werden oben und unten eines Fingers dicke Leinen in die Seiten- und Querwände, auch in die Rollen eingezogen. Desgleichen kömt noch vorne quer durch an der Decke eine Saumleine; hinten aber wird die Decke an der Querwand angemachet, und die Seitenwände werden an der hintersten Querwand von oben bis unten bevestiget. Oben an den ersten Ringen der Decke und der Seitenwand kömmt eine Zugleine, so an der Oberleine lang weg, und an der ledigen Rolle bis an die Hütte gehet. Ferner muß unten auch an jeder Seitenwand und dem ersten Ringe eine Zugleine gebunden werden, und durch die untersten ledigen Rollen in die Hütte gehen, womit zugezogen wird. Die Oberleinen werden an Hesteln scharf angezogen und angebunden, welche 6 bis 7 Schritte von den Säulen stehen, ingleichem die Unterleinen, deren Hesteleinschlagen nahe an den Säulen geschiehet. Die vorderste Querwand, so nicht weit von der Hütte ist, wird mit grünem Reisig verblendet, daß nichts davon zu sehen, desgleichen die Hinterwand, so hoch sie vom Garne ist. Inwendig werden etliche junge Fichten und Tannen gestecket, welche die Wand verblenden; aber auch so, daß die Decke über deren Gipfel gezogen werden kann. Deise wird alsdenn mit den Seitenwänden zurück bis an die hinterste Querwand zusammen geschoben; auch müssen die Seitenwände auswendig recht gut mit grünen Bäumen verblendet werden, damit dieselben nicht denen Vögeln zu helle in die Augen fallen. Achtzehen Schritte von den Seitenwänden setzet man 10 bis 12 Krackeln oder Antrittreiser von dürren Bäumen, oder grünen ohne Laub, die 12 Ellen hoch sind, und zur Zeit des Stellens müssen ein paar Sperber oder Habichte, ausser denen Antrittreisern, auf hohen Stangen in Kästen aufgestellet seyn.

Ein solcher Kasten bestehet erstlich aus einem Bodenbrete

von 2 Fuß 3 Zoll in der Länge, und 12 Zoll in der Breite. An selbigem sind 2 Seitenbretter 2 Zoll hoch, welche mit gebrochenen eisernen Bändern zusammen, und nebst der Decke also verbunden sind, daß sich alles vermittelst der Zugleinen auf- und zuschliessen. In dem Kasten ist eine Sprungstange, worauf der Sperber sitzet, mit 2 Riemen so bevestiget, daß, wenn der Kasten auseinander gehet, sich die Sprungstange etwas hebet, und diesemnach der Sperber sich regen muß. Ueberdieß gehöret sich, auch alles andere, was bey einem Vogelheerde insgemein zur Stellung nöthig ist, auch hier zu beobachten. Wenn nun alles fertig, und die Sperber in ihre Kästen eingesetzet sind; so giebt man fleißig Achtung auf die Ankunft der Zugvögel, ziehet bedürfenden Falls das Schweberohr, und sobald die Vögel anfussen, die Leinen der Kästen, welche sich hernach öfnen, alsdenn sehen die Vögel den Sperber da stehen, vor dem sie furchtsam in den Heerd fahren, der alsbald zugerücket werden muß, soferne der ganze Flug beysammen bleiben soll. Hierzu gehören 2 bis 4 Personen, daß alles accurat und hurtig zugehe, die Vögel bald ausgelöset, Heerd und Sperber ungesäumt wieder aufgestellet, und jedes ohne Anstand in gehörige Ordnung gebracht werde; denn dieses muß zur Erlangung vieler Vögel helfen.

**Schrencken, Schränken, Schrank, Geschrenke**, ist eines von den vornemsten Zeichen, wodurch sich ein Hirsch in der Fährte vor einem Thier erkennen und unterscheiden läßt. Dieses Zeichen macht der Hirsch, wenn er trabet, und sachte gehet; da denn die Fährte weit auf die rechte und linke Hand gehet. Die Ursache dessen ist, daß die Hirsche breit von Brust und Creuz, die Thiere aber schmäler sind, und also nicht so weit schrenken können, s. Hirsch, **Fährte**.

**Schreyen**, wird von dem Hirsche gesagt, wenn er in der Brunst brüllet, s. **Hirsch, Brunft**-schiessen.

**Schröcken**, s. **Schrecken.**

**Schröckheerd**, s. **Schreckheerd.**

**Schrot, Hagel**, lat. Glareola plumbaria, franz. *Dragée, Larme, ou Poudre de Plomb*, sind Körner von Bley gegossen, womit man nach allerley kleinem Wildpret und Vögeln schiesset. Die kleinste Sorte aber nennet man auch **Dunst**, siehe dieses Wort. Die Schrote rechte zu giessen, dazu gehöret folgender Vortheil: Man läßt eine küpferne Schüssel, am Boden mit Löchern, grösser oder kleiner, nachdem man die Schrote haben will, verfertigen, und richtet sie über ein mit Wasser angefülltes Gefässe, zerlässet darnach das Bley, also daß es nicht gar zu heiß werde, und streuet darüber klein gepülvertes Auripigment, daß es darauf verbrenne; so läutert sich das Bley, und dieses wiederholt man etlichemal. Den oben auf dem Bley verbrannten Schaum nimmt man herab, und füllet die küpferne Schüssel, eines quer Fingers hoch; so kann das Bley nicht so schnell durchfallen. Wenn nun das also geläuterte Bley abermal

recht

recht flüssig zerlassen ist; so wird es allgemach in die Schüssel gegossen, da denn die Schrotkörner fein rund in das Wasser fallen. Oder man nehme eine durchlöcherte, eiserne Schmelzkelle, thue das Bley hinein, und Kohlen oben darauf, lasse es also schmelzen, und in Wasser, darauf Baumöl schwimmet, abträuffen. Oder man zerlasse Bley, reinige es wohl, giesse es in eine Mulde, die mit Kreide oder Wachs wohl ausgestrichen ist, und schwinge es in derselben; so giebt es sich zu Körnern, die hernach durch einen blechernen Durchschlag gesiebet, und gleichförmig gesondert werden. An statt der Mulde kann man auch eine hölzerne Büchse mit einem Deckel nehmen, damit man sich nicht so leicht verbrenne.

**Schrotbüchse**, s. **Büchse**.

**Schuhu**, s. **Eul**.

**Schüsselhechte**, heißt man die mittlere Gattung der **Hechte**, welche weder zu groß, noch zu klein sind, und vor die besten gehalten werden; s. **Hecht**.

**Schüttern**, wird von dem Miehler oder Meuler gesagt, wenn er mit einem dumpfichten Knall über den Hausen fällt. Wo solches herrühre, davon s. **Kohlenbrennen**, Nro. 3) a).

**Schütze**, heisset insgemein derjenige, der mit einem Schießgewehr fertig umzugehen weiß. Insonderheit aber wird ein solcher **Jagdbedienter** darunter verstanden, welchem zwar ein Revier, jedoch an der Grenze, das überwechselnde Wildpret allda fleißig wegzuschiessen, anbefohlen worden. Man pflegt sie deswegen meistentheils **Grenzschützen** zu nennen, vor welche aber eigentlich die Forstsachen nicht gehören; oder es werden auch derer Herren von Adel, die nicht allezeit die Forstgerichtsbarkeit haben, ihre zum Weydwerk bestellten Leute **Schützen** genennet, weil gemeiniglich ihre meiste Kunst im Wildschiessen bestehet. Nur ist zu bedauren, daß ihrer viele nicht eben allezeit erlernte Jägerpursche, der Billigkeit nach, dazu annehmen, sondern meistens aus allzugrosser Sparsamkeit ihre Unterthanen, Knechte, Laqueyen, Schneider, Leineweber, ja wohl gar Schäfer und Schafknechte gebrauchen, sich aber dadurch bey großmüthigen und die edle Jagdkunst liebenden Gemüthern in schlechten Credit, sowohl, als ihr eigenes Interesse zum öftern durch dergleichen Pfuscher in grosse Gefahr setzen. s. a. **Förster**, **Feldhüter**, **Grenzschütze**, **Schiessen**, und **Pürschen**, und von denen sogenannten **Flug**- oder **Luftschützen** bey dem Worte **Flugschiessen**; von denen **Leibschützen** aber bey dem Worte **Büchsenspanner**; wie hingegen von denen **Raub**- oder **Wildschützen** unter dieser letztern Benennung einen besondern Articel.

**Schußpferd**, s. **Schießpferd**.

**Schuttdamm**, s. **Teichfischerey**, Nro. I. lit. B) γ) 8).

**Schutzkolbe**, s. **Teichfischerey**, Nro. I. lit. B) γ) 3) 4).

**Schwaden**, s. **Holzschlag**, lit. B) α) B) d).

Schwäderricht, ist ein selbsterdachter Fischfang der Müller, wenn sie, wo das Wasser unter den Rädern abschiesset, und eine Grube auswühlet, aber hinwieder eine Bank vor sich auswirft, selbige mit Pfählen beschlagen, und allerhand Flechtwerk darum machen, wohinein bey grossen Wassern allerhand Fische getrieben werden, welche bey abgehenden Wassern darinne sitzen bleiben, und den Müllern eine reiche Beute geben, den Fischern aber, so die Wasser gepachtet, grossen Abbruch thun.

Schwalbe, lat. Hirundo, Volucris vaga, Chelidon, franz. *Hirondelle*, *Harondelle*, ist ein kleiner Vogel, von einer wohlproportionirten Gestalt, und sehr schnellem Fluge, welcher einen schwarzen Rücken und dergleichen Flügel, einen weissen Bauch, einen kleinen und kurzen Schnabel, einen ziemlich langen, und in der Mitten zertheilten Schwanz, und kurze schwache Füsse hat. **Aristoteles** theilet sie ein in domesticas, apodes, und falcuas; **Plinius** in domesticas, rusticas, apodes und riparias; **Scaliger** in die **gemeinen, schwarzen** und **braunen**; und **Gesner** in domesticas, silvestres und riparias, d. i. in die **Haus- Spir- Mauer- Kirch-** oder **Thurm-** und in die **Wasser-** und **Rheinschwalben**. Die **Hausschwalben**, welche über dieses noch einen rothen Flecken auf der Brust haben, bauen ihre Nester von Leimen, Spreu und Haaren, und hängen solche an die Häuser, unter die Dachtrauffen, an die Ecken der Fenster, oder inwendig in die Gebäude, an die Balken und Unterzüge. Sie füttern solche mit Pflaumenfedern oder Schafwolle, die sie denen Schafen, da sie sich denselben auf den Rücken setzen, auszupfen, und bringen darinnen bis 5 Junge aus. Die **Mauer-** oder **Kirch-** und **Thurmschwalben** nisten allein in Kirch- und andern hohen Thürmen. Die **Erd- Wasser-** und **Rheinschwalben** machen ihre Nester in Erdlöcher, an hohle Wasserufer, sonderlich aber die letztern an den Ufern des Rheins. Sie lassen sich im Frühlinge sehen, und verkündigen mit ihrer Ankunft die warme Zeit, bleiben den Sommer über bey uns, und ziehen im Herbst; die Rheinschwalben aber bereits zwischen Petri Pauli und Jacobi, wieder davon, wohin aber, ist ungewiß.

Oefters hat man deren ganze Haufen zur Winterszeit zwischen den Bergen an sonnichten Oertern, oder in faulen und hohlen Eichbäumen, ingleichem an grossen Seen und Teichen, zwischen dem Rohr, auf einem Klumpen fast ganz todt beysammen liegend gefunden, welche, wenn man sie in eine warme Stube gebracht, von der Wärme gleichsam wieder lebendig worden, aber nicht lange gedauret haben. Daß aber eben diejenigen, so hinweggezogen, wiederkommen, und ihre vorige Wohnung beziehen, ist daher zu schliessen, weil man oftmals einer Schwalbe einen rothen Faden um den Fuß gebunden hat, welchen sie auf den Frühling wieder mitgebracht. Die Alten, sowohl Männlein, als Weiblein, wissen die Jun-

gen

gen in seiner Ordnung zu äzen, oder zu speisen, daß sie allezeit dem ältesten, oder dem zuerst aus dem Ey gebrochenen zuerst, hernach dem andern in der Ordnung so, wie sie eines nach dem andern an das Licht gekommen sind, ihr Futter darreichen, auch der blinden Jungen ihre Augen mit Schwalben- oder Schellkraut zum öftern bestreichen, daß sie davon sehend werden.

In der **Arzney** werden sie vielfältig gebrauchet, und zwar soll das **Herz** von einer Schwalbe, mit Honig eingenommen, das viertägige Fieber vertreiben; mit Zimmet und Amomo, das Gedächtniß stärken, und den Verstand schärfen; der **Mist**, frisch aufgefangen, mit der Erde von dem Nest und Essig vermischt, und auf die Stirne gebunden, das Kopfweh wegnehmen. Aus **Schwalbennestern** wird ein heilsames Pflaster wider die Bräune bereitet, und aus der **Asche** von verbrannten Schwalben auf mancherley Weise Arzneyen für allerhand Gebrechen der Augen und des Halses zugerichtet. **Erdschwalben**, wenn sie noch nackend sind, zerstossen, mit Bibergeil und Eßig abgezogen, geben ein Wasser, so als ein trefliches Mittel wider die schwere Noth, und allerhand Weiberkrankheiten gerühmet wird.

**Schwalckenbeere, Schweißbeere, wilder Schneeball**, lat. Sambucus aquatica, ein Staudengewächse, welches im Vorsommer weisse träublichte Blumen hat; die am Umfange stehenden sind viel grösser, als die innwendigen, auch weisser, tragen aber keine Frucht. Die innwendigen hingegen lassen, nachdem sie abgefallen, Beeren zurücke, welche roth werden. Diese Staude wächset gern an Hecken und Zäunen, und am liebsten auf etwas feuchtem Boden. Sie ist kein hohes und starkes Gewächse, hat ein vestes dabey zähes Holz, und wird deswegen von den Schustern zu Pflöcken in die ledernen Absätze gesucht. Man hat eine Art davon in den Gärten, die aber keine Frucht träget, und deren ganze Traube in grossen weissen Blumen bestehet.

**Schwalbenschwanz**, s. **Geyer**.

**Schwamm**, franz. *Eponge*, ein Jägerwort, welches dasjenige bedeutet, was die Fersen der wilden Thiere ausmacht.

**Schwamm, Feuerschwamm**, heißt derjenige wilde Schwamm, welcher auf der Wurzel, und aus den Stöcken und Aesten der alten Eichen, Buchen und anderer Bäume wächßt und dürre wird, welchen man auf folgende Art zurichtet: Man kochet ihn in einer scharfen Salpeterlauge, trocknet ihn nach diesem wieder, und wenn er wohl trocken ist, schlägt man selbigen recht derb, so viel immer möglich; da er denn einen guten Zunder zum Feueranschlagen abgiebt. Will man ihn nochmals im Salpeterwasser abkochen; so wird er um so viel eher Feuer fangen.

**Schwan**, lat. Cygnus, Cycnus, Olor, franz. *Cigne*, *Cicne*, ist der gröste und schönste Wasservogel, in Gestalt einer Gans, mit einem sehr langen Halse, der 28 Gewer-

Gewerbe und Absetzebeinlein hat, einen platten und rothen, im ersten Jahre aber gelblichten Schnabel, auf welchem oben unter den Augen ein schwarzer Hügel oder Knoten, in der Grösse einer welschen Nuß, zu sehen, welches ihn sonderlich zieret. Der wilde Schwan aber, welcher um ein merkliches kleiner ist, hat einen beständig schwarzen Schnabel. Beyde haben schwarze Füsse, aber Schneeweisse Federn, die sie doch nicht eher bekommen, als wenn sie ein Jahr alt geworden. Denn vorhin sind sie dunkelfarbig und fast schwarz. Ihr Fleisch ist schwarz, unangenehm und unverdaulich zum Essen. Insonderheit haben die Alten ein hartes ungeschmacktes Fleisch, die Jungen aber, so noch nicht jährig sind, lassen sich eher geniessen, wenn sie mit Würznägelein gespickt, gebraten, und kalt gegessen werden. Im Sommer sind sie fleischichter und fetter, als im Winter, da sie so gute Nahrung nicht haben. Das sonderbareste an ihnen ist die Luftröhre, welche viel länger, als der Hals ist, und gebogen in der Brust liegt. Wenn ein Schwan nach seiner ganzen Länge ausgestreckt wird; so erreicht er die Länge eines Mannes, und hat dreyßig Pfund am Gewicht. Aus denen starken Kielen werden Federn zur groben oder Fracturschrift geschnitten; aus denen kleinen Federn aber, sonderlich aus den Pflaumfedern, welche man ihnen des Jahrs zweymal abrupfet, werden für grosse Herren weiche Betten verfertiget. Die Haut mit den Pflaumen gar gemacht, giebt ein zartes, warmes und dem Magen sonderlich dienendes Pelzwerk. Sie halten sich in Seen und Sümpfen auf, oder in Flüssen, die sich weit ergiessen, und grosse Austritte haben. Man pflegt sie auch gerne in Schloß- und Stadtgräben, zu halten, und ihnen daselbst hölzerne Hütten oder Schwanenhäuslein mit Stiegen zu bauen, daß sie ausser dem Wasser in denselben abtreten können, wiewohl sie selten auf das Trockene kommen, die meiste Zeit schwimmen, und wenig fliegen. Doch dieses ist mehr von denen zahmen Schwanen zu verstehen, darunter man denen Jungen, ehe sie ein Jahr alt werden, das äusserste Gelenke derer Flügel lähmet, oder vielmehr abschneidet.

Es ist sonst der Schwan ein frommer und nützlicher Vogel, der wenig zu erhalten kostet, denen Fischen nichts thut, vielmehr allerhand schädliches in denen Teichen ausrottet. Sie ziehen ihre Jungen selbst auf, ohne daß man mit ihnen so viel Mühe, als mit denen Gänsen haben darf. Sie legen insgemein 5 Eyer, nachdem sie im April ihr Nest dazu gebauet, darinne sie solche in 4 Wochen ausbrüten. Die Jungen sind anfänglich gelbgrün, wie die jungen Gänse. Im May pflegt man diejenigen sonderlich zu berupfen, welche keine Jungen haben. Ihre Nahrung ist Gras, welches sie mit ihrem langen Halse unter dem Wasser hervorsuchen. Sie leben gerne in Gesellschaft ihres gleichen. Ihre Jungen haben sie lieb, und thun keinem andern Thiere einiges Leid. Wenn aber ein Schwan von dem Adler

ler oder Geyer angefallen wird, wehret er sich so wohl, daß er oft seinen Feind übermeistert. Wenn man dieses alles bedenket; so sollte die zahme Schwanenzucht, wenn man sich daselbst darauf mehr legte, wo man Gelegenheit dazu hat, viel nutzbarer, als die Gänsezucht seyn, ob man auch gleich den Nutzen eines delicaten Bratens, und des Fettes entbehren müßte; wiewohl die Jungen auch gemästet und genossen werden können. Die wilde **Schwanenjagd** ist in Dännemark eine besondere Lust, welche zu gewiessen Jahreszeiten vorgenommen, und nahe bey den Inseln, woselbst sich die Schwanen in der See aufhalten, vollzogen wird, da denn gemeiniglich etlich 100 Stück erschossen werden. Der **Schwanengesang**, welchen sie kurz vor ihrem Tode sollen von sich hören lassen, ist mehr vor ein Gedichte, als eine gewisse Wahrheit zu halten. In der **Arzney** wird das Schmalz gebraucht, die Runzeln und Schwülen der Haut zu vertreiben.

**Schwanenhäuslein**, s. Schwan.

**Schwanengesang**, s. Schwan.

**Schwanenhals**, s. Fuchseisen.

**Schwanenjagd**, s. Schwan.

**Schwangheftel, Schlagheftel**, ist eine besondere Art von Hefteln, welche vornemlich bey Anlegung eines Vogelheerdes mit dem hohen Strauche gebraucht werden. s. **Vogelheerd.**

**Schwanschel**, s. Grünzling.

**Schwanz**, werden bey einer Parforcejagd die hintersten Hunde genennet.

**Schwanzschraube**, franz. *Calasse*, ist der hinterste Theil des Laufs an einem Schießgewehr.

**Schwarm**, s. Flug.

**Schwarzamsel**, s. Amsel.

**Schwarzbeerbaum**, wird auch derjenige wilde Kirschbaum genennet, welcher schwarze Früchte träget. Die Schößlinge werden von den Gärtnern fleißig gesucht.

**Schwarzbeere**, s. Heidelbeere.

**Schwarzdorn, Schlehendorn, Schlehenstrauch, Zeitschlehen, wilder Pflaumenbaum, Krickenbaum**, lat. Prunus silvestris, Acacia germanica, Pruneolus, Spineolus, franz. *Prunier sauvage*, eine Art von Dornsträuchern, welche gar langsam mit vielen langen, stechenden, sperrigten Dornen wächßt, und deswegen gar übel zu behandeln ist. Er steht mehrentheils auf dem Felde an Gräben, Tristen, Hecken, am Umfange der Landforsten; auf hohen Gebürgen gar selten. Seine Blätter gleichen den Blättern des Pflaumenbaums, sind aber viel kleiner, und eines zusammenziehenden Geschmacks. Die Blumen sind schneeweiß, wohlriechend, und von 5 Blättgen zusammengesetzt. Es kommen dieselbe niemals anderst, als mit Schneegraupeln und kaltem Winde hervor, welches dem Landmann zu seiner Gerstensaat zum gewiessen Merkzeichen dienet. Die Frucht sind die Schlehen, welche auf allerley Weise nützlich zu gebrauchen, insonderheit aber einen guten Wein und Branntewein zu machen, dienen. s. *Onomatologia*

*oeco-*

*oeconom. pract.* oder **oeconomisch Wörterbuch**, 3. Theil, p. 304. 305.

Das Holz ist gar hart, hat eine weisse, bitter riechende, und noch bitterer schmeckende Blüte, welche zu Ende des Aprils und Anfange des Maymonats hervorkommt. Die Frucht bestehet in einer Art kleiner schwarzbrauner, runder Pflaumen, welche einen gar sauren und zusammenziehenden Geschmack haben. Der in dieser Pflaume enthaltene steinigte Kern ist der Saamen, der, wie alle Dornengewächse, gar langsam aufgehet; dem ohngeachtet aber ist die Schwarzdorne allen neben ihr anwachsenden Loden nachtheilig. Man brauchet diese, wie auch die vorerwehnten Weißdornen zu **Waasen**, in den Gradierhäusern bey Salzwerken; bisweilen auch zu **Hecken und Zäunen**, wobey zu merken, daß man in Anlegung lebendiger Hecken und Zäune die Weiß- und Schwarzdornen niemals untereinander setzen müsse, weil nach wenigen Jahren die ersten von den letzten verdrucket, und dadurch Lücken oder Oefnungen verursachet werden. s. a. **Schwarzdornhecken**. Die Weißdorne hat zu erwehnten Absichten den Vorzuge vor der Schwarzdorne; sie ist leichter zu behandeln, als diese, ihre Zweige wachsen dichter, und verworrener in einander, fangen also in Gradierhäusern mehr Sohle auf; wenn auch die Blätter abfallen, kann man dennoch schwerlich durch die daraus bestehenden Hecken und Zäune durchsehen, und sind endlich dem Gesichte nicht so gefährlich, wenn man sich ihnen in der Dämmerung oder des Nachts nähert.

Die frischen **Blüten** über Nacht in Bier oder Wein geweicht oder abgekocht, und davon getrunken, machen eine gelinde Oefnung des Leibes, und sind eine vortrefliche Blutreinigung. Dieselben gedörrt, gepülvert, und in warmem Weine eingenommen, treiben den Stein und Harn. Das davon abgezogene **Wasser** ist für Heiserkeit, Husten und den Nierenstein gut. Die **Beeren** oder die **Rinden von den Wurzeln** in Wasser, oder saurem Weine gesotten, und ein wenig Honig und Alaun darunter gethan, geben ein gutes **Gurgelwasser**. Einen zähen Wein in acht oder zehen Tagen wieder zurechte zu bringen, soll man Schlehen, ehe sie anfangen blau zu werden, brechen, in einem Mörser klein stossen, hernachmals an der Luft dörren, und in das Faß, darinne der Wein zähe worden, hineinwerfen, und wohl untereinander rühren. Wegen der Gleichheit dieses Strauchs mit andern Dorngewächsen s. a. **Creuzdorn**, **Weißdorn**.

**Schwarzdornhecke.** In dem Artickel: **Lebendige Hecken**, ist bemerket worden, daß die weissen Dornen zwar mehrerntheils zu Hecken gebraucht werden, und daß sie sich an den meisten Orten am besten dazu schicken, daß man sich ihrer aber doch nicht durchgehends bediene, und daß sie auch nicht allenthalben gut zu gebrauchen sind. Es giebt Boden, darinn sie nicht gut wachsen, und über dieses finden

finden sich Umstände, welche verursachen, daß selbst an Orten, wo sie sehr gut wachsen, andere Arten vorgezogen werden. Dieses ist die Veranlassung anderer Gattungen von Hecken. Die schwarzen Dornen nun sind, nächst den weissen, die besten zu lebendigen Hecken. Auch sind sie den weissen sowohl, als allen andern Stauden, zu todten Hecken oder Zäunen, vorzuziehen, denn sie haben vor allen andern die meisten Dornen und Zweige, und sind daher am dauerhaftesten. Der Boden kann niemals zur Ursache angeführet werden, warum man schwarze, und nicht weisse Dornen, pflanzet; denn beyde haben in einerley Boden gute Art, und wo sich ja einiger Unterschied finden sollte; so erfordern die schwarzen einen bessern Boden; dem ungeachtet aber haben wir schon einige wichtige Ursachen angeführet, weswegen sie ein Landmann zu pflanzen habe.

Ein Landmann wird allezeit um so viel besser fortkommen, je mehr er alle Umstände und alle mögliche Vortheile in Erwägung zieht. Wir haben bemerket, daß kein todter Zaun so gut sey, als ein solcher, der von schwarzen Dornen gemacht wird. Wer also sieht, daß er bey besondern Gelegenheiten eines guten Theils von solchem todten Heckenholze nöthig haben werde, wird wohl thun, wenigstens einige von seinen lebendigen Hecken, wo nicht alle, von schwarzen Dornen zu machen, und zwar zu dem Ende, damit das Ueberflüßige, so davon abgeschnitten wird, ihm zu einem guten Vorrathe zu dem jetzterwähnten Endzwecke dienen kann.

Wenn der Landmann diese Ursache hat, seine Hecke von schwarzen Dornen zu machen; so muß er vorher seinen Boden untersuchen, denn er muß wissen, ob sein Boden sie auch tragen könne. Zuerst muß er sichs also zur Nachricht dienen lassen, daß ein sehr schlechter Boden für diese Staude nicht gut sey, und daß sie auch in einem sehr reichen Boden gar zu tiefe Wurzel schießt, und dadurch andere Dinge beschädiget. Ich habe mehr Hecken von schwarzen Dornen, als von allen anderen Stauden, fehl schlagen sehen. Dieses hat bisweilen von dem schlechten Boden hergerühret, noch öfter aber von der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit derer, die sie gepflanzet haben. Auch habe ich öfters an andern Orten, wo eine solche Hecke gut gerathen war, gesehen, daß alle andere herumstehende Gewächse vergiengen, weil ihnen von der Hecke zu viel Nahrung entzogen ward.

Wenn ein Landmann mit einer solchen Kenntniß der Staude den Anfang macht; so wird er etwas vortheilhaftiges für sich ausrichten können. Wenn er also eine solche Hecke anlegen will; so muß er einen solchen Theil seines Landes wählen, wo der Boden reich, aber nicht tief ist. Eine Haselerde, die zween Fuß hoch auf einer Schicht von Stein oder Kley liegt, ist am besten dazu. Findet sich ein solcher Boden auf seinem Lande; so kann er versichert seyn, daß

er

er eine gute Hecke bekommt, und seinen andern Gewächsen keinen Schaden zufüget. Er muß in Pflanzung seiner Hecke auf eben die Art, die wir bey den weissen Dornen vorgeschrieben haben, verfahren, nur muß er den Graben einen halben Fuß tiefer machen, damit er anderthalb Fuß, oder mehr, in die unterste Lage hinein gehet, um den unmittelbaren Fortgang der Wurzeln in das Land zu hemmen. Sie werden sich zwar bey diesen Gelegenheiten unter den Boden des Grabens senken, und an der andern Seite wieder in die Höhe kommen, aber nicht in solcher Quantität.

Ich wollte dem Landmann wohl rathen, sich zur Pflanzung seiner Hecken von schwarzen Dornen eben so zu bereiten, als ich bey den weissen Dornen gesagt habe. (s. **Lebendige Hecken.**). Zuerst muß er einige Jahre vorher ein kleines Stück Landes an einer wüsten Stelle ausgraben, es mit Schlehkernen besäen, wohl verzäunen, das Unkraut, wenn die Pflanzen hervorgeschossen sind, welches aber erst das andere Jahr nach dem Säen geschehen werd, fleißig ausgäten, und sie alsdenn so lange stehen lassen, bis sie die erforderliche Grösse bekommen haben. Wenn sie solchergestalt in Bereitschaft sind; so muß man damit eben so, als mit den weissen Dornhecken, verfahren. Wenn sie sorgfältig eingepflanzt werden, und wenn das, was bey der ersten Untersuchung daran fehlet, sogleich ersetzet wird; so hat man diesen Vortheil davon, daß sie geschwinder ihre gehörige Höhe rrreichen, als die weissen Dornen, und daß sie stachlichter und nicht so wohlschmeckend sind; so wird ihnen von dem Vieh auch nicht so sehr nachgestellet.

Es ist ein beträchtlicher Vortheil dabey, wenn man die Pflanzen in einer kleinen Baumschule von dieser Art aufzieht, und wenn sie in einen reichern Boden verpflanzet werden, wie billig allezeit geschehen muß; so sind ihre ersten Schossen desto kräftiger. Der Landmann thut wohl, wenn er beym Ausnehmen der Pflanzen zu seiner Hecke verschiedene in gehöriger Weite in seiner Baumschule stehen läßt, um solchergestalt einen Vorrath davon übrig zu behalten, um Oefnungen in seiner Hecke damit zu stopfen, oder sich derselben zu einem anderweitigen Gebrauch bedienen zu können, wo sie sich besser schicken, als alle andere Arten von Stauden, zumal wenn noch nichts abgeschnittenes von der Hecke kann gebrauchet werden.

**Schwarzdrossel**, s. **Amsel**, **Drossel.**

**Schwarzer Wurm**, ein dem Nadelholz schädliches Ungezieser. s. **Holzschlag**, lit. B) β) 1).

**Schwarzholz**, wird das Nadel- oder Tangelholz, als Tannen, Fichten, Föhren oder Kiefern genennet. s. a. **Harzholz**, **Holzbau**, **Holzschlag.**

**Schwarzpulverholz**, s. **Schießbeerholz.**

**Schwarzspecht**, s. **Specht.**

**Schwarzwildpret.** Darunter werden insonderheit die wilden Schweine verstanden. s. Schwein.

**Schweberohr**, heißt bey dem Vogelfang der schwarze Bindfaden, so meistentheils bis 50 Ellen lang ist, und woran die Ruhrvögel bevestiget sind.

**Schwebfohren**, s. Forelle.

**Schwefelregen**, s. Aberglauben bey dem Forstwesen.

**Schwein**, lat. Porcus, franz. *Porc*, *Pourceau*, ist ein vierfüssiges Thier, mit einer spitzigen Schnautze und Rüssel, kurzem Halse, niedrigen Beinen, gespaltenen Klauen, und einer starken, mit Borsten bedeckten Haut. Es giebt derselben zwey Gattungen, nemlich zahme und wilde. Von den letztern ist hier die Rede.

Das **wilde Schwein**, lat. Aper, Porcus silvestris, franz. *Sanglier*, *Porc sauvage*, *Porchaison*, wird also genannt, weil es in Wildnissen und Wäldern seinen Auffenthalt hat, und sich niemals zahm machen läßt. Ist ein beherztes und grimmiges Thier, welches, wenn es zu seinen Jahren gekommen, und seine Waffen erlangt, nicht leicht in die Flucht zu bringen ist; sondern seinem Feind tapfer und unverzagt unter die Augen gehet; wiewohl es den Menschen nicht angreift, es seye denn von ihm angeschryen oder verwundet worden. Es führet nach den Jahren seines Alters verschiedene Nahmen. Im ersten Jahre heisset es ein **jähriger** oder **heuriger Frischling**; im andern aber schlechterdings ein **Frischling**; im dritten Jahre wird das Männlein, nach der Jägersprache ein **Keuler**; im vierten ein **angehendes**; im fünften ein **hauendes**, und im sechsten ein **Hauptschwein**; das **Weiblein** aber, wenn es geworfen, eine **Bache** oder **Leene**, franz. *Laye*, *Laisse*, *Lée* genennet, s. **Bache**. Sie **brunften** erst im dritten Jahre; halten aber ihre Brunftzeit nicht allezeit so genau, wie andere wilde Thiere, massen oftmals ausser der Zeit dergleichen Frischlinge gefunden werden. Allein ihre ordentliche Brunst ist zwischen Martini und Andreä, und frischen selbige um Lichtmesse, tragen also mit den zahmen Sauen gleiche Zeit, nemlich vier Monate. Die Bache wirft jährlich nur einmal. Die **Ferklein** sind anfänglich roth und schwarz, nach nach der Quere gestreift; nachgehends werden sie allgemach dunkelbraun oder falb. Sie bringen alle Zähne mit zur Welt, die aber mit der Zeit stärker werden; darunter sind vornemlich vier, einer unten und einer oben auf jeder Seiten, die man **Wehrzähne**, auch **Haderer** und das **Gewärf** oder **Gewehr**, auch **Waffen** nennet. Mit den obern thun sie keinen Schaden; mit den untern aber können sie grimmiglich hauen. Die Jungen folgen der Mutter, bis sie wieder wirft; alsdenn weichen sie den Jüngern, und halten sich beysammen, ihre Nahrung zu suchen. Die Alte vertheidiget ihre Jungen aufs beste, als sie kann, und wenn sie grunzet, fahren selbige unter die Stauden oder das Laub, und liegen daselbst so lange stille, bis die

die Alte wieder ein Zeichen giebt, daß sie hervor kommen sollen.

Die Schweine stehen gerne in Wäldern und Brüchen; um die Zeit aber, da das Korn und wilde Obst reif ist, tretten sie in die Felder, ihre Nahrung besser zu finden, um welche Zeit sie auch feist werden, und bis um Martinii am besten sind. Im Winter brechen sie in den Sümpfen und Wiesen nach Wurzeln und Würmern, und in Wäldern nach Fahrenwurzeln. Wo sie in Feldern und Wiesen zu wühlen anfangen, thun sie grossen Schaden. An dem Wühlen kann man des Rüssels Grösse erkennen, und an den Lachen und Pfützen, in denen es sich wälzet, wie auch an den Bäumen, an denen es sich reibet, wenn es wieder aus der Suhle aufgestanden, siehet man dessen Höhe. Ein stark alt schlagend Schwein wird an der Spur erkannt, wenn es zwischen den Klauen sehr offen und weit gesperret ist, auch viel Koth gefasset hat; ingleichem wenn beyde Laufklauen krumm gebogen gegen einander stehen, die Schalen gewöllt, und auf denen Seiten stumpf, die Ballen stark, vorwärts geschoben, und mit denen krummen Klauen angezogen sind. So sind auch hinter denen Ballen etliche kleine Runzeln, und nahe daran die Afterklauen, zu beyden Seiten breit voneinander stehend, allezeit deutlich zu sehen. Die Bache hat kleinere Ballen; so enge beysammen stehen; die Schalen sind flach und kürzer, jedoch auch krumm gebogen. Die Afterklauen sind höher, und viel näher beysammen, auch nicht so breit von einander. So hat auch die Bache einen kürzern Schritt, als der Keuler.

Ein Hauptschwein gehet auch geschränket, mit denen Ballen ein- und mit denen Klauen auswärts, und schreitet insgemein zwey gute Werkschuh lang. Die Fährte ist drey bis vier Finger breit, und der Schrank eine Spanne weit, nachdem es feiste über den Rücken ist und die Keulen von einander gesperret sind. Das Schwarzwildpret, so noch unter drey Jahren ist, spüret sich alles, sowohl an den Hinter- als Vörderläuften, mit einer Schale länger, als mit der andern; daß sich aber ein starker Keuler, angehend oder Hauptschwein mit gleichen und runden Schalen spüren läßt, kommt daher, weil dieselben mit der Zeit die eine lange Schale nach und nach versteigen und stumpf gehen, daß sie endlich eine solche Runde der Schalen vorne, als ein Hirsch von zehen bis zwölf Enden, bekommen, mit welchen sie öfters den klügsten Weydmann, zumal auf hartem Boden, blenden und verführen würden, wenn sie sich nicht mit dem kurzen Schritte, und weiten Afterklauen, wiederum deutlich zu erkennen gäben. Die Bache schränket gar nicht, sondern gehet ganz gerade schlecht vor sich hin. Die Fährde oder Spur einer trächtigen Bache, welche schon um die Helfte ist, kann man desto leichter merken, und vor gewiß tragend aussprechen, wenn die beyde Hinterläufte eine gute quer Hand hinter denen vordern zurücke bleiben, weit

weit von einander sind, und zu beyden Seiten auswärts stehen. Wenn auch viele Junge im Leibe sind, so sie sperren und schwer machen, schleppen sie oft einen Hinterlauft um den andern; jedoch will dieses, weil hierinnen leicht zu fehlen, gar genau observiret seyn.

Alles **Schwarzwildpret** oder **wilde Sauen** brechen, wo sie hinkommen, durch Mastbölzer oder Fruchtfelder, allezeit gerade aus, fast wie in einer Furche, tief in die Erde, und um die Stämme oder Wurzeln von einem Orte zu dem andern. Sie streiffen auch den Hirsen, das Heydekorn und andere Früchte auf dem Felde. Die zahmen Sauen aber wühlen flach in die Erde hin und her auf runde Plätze, sie kauen und schmatzen auch das Getreide, und speyen es zum Theil wieder aus. Die **Losung** eines wilden Schweins, in der Feist- und Mastzeit, ist schleimigt beysammen, und von starkem Geruch, im Sommer von Früchten, als ein Tannzapfen gedrungen; der Bachen Losung aber ist kleckweise, jedennoch auch unterschiedlich. Die wilden Schweine haben ein scharfes Gehör; sie üben sich von Jugend auf im Hauen und Kämpfen. Die **hauenden Schweine**, so sich einander gewachsen zu seyn merken, fahren, wenn sie kämpfen, zusammen, lehnen sich mit dem Rücken hart an, schlagen einander auf die Vorderblätter mit dem Gewehr, hauen einander viele Ritzen und tieffe Schläge ein, daß öfters einige in solchem Streite lahm, oder wohl gar todt geschlagen werden; so es aber noch ohne dergleichen abgehet, schwellen sie auf ihren Schultern, und wenn wiederum neue Schläge dazu kommen, reiben sie sich an die harzigten Bäume, und heilen sich mit der Zeit wieder aus, davon sie eine dicke Haut kriegen, welche als ein Panzer veste verwächset. So sie aber in währendem Kampfe eines Wolfes gewahr werden, vereinigen sie sich beyde, und verfolgen den Wolf, als ihren gemeinen Feind, mit grossem Eifer. Solche Schweine, wo sie sich aufhalten, sonderlich in der Brunst, geben einen starken süßlichten Geruch von sich.

Das **Lager**, so insgemein in grossen Behältnissen, Brüchen und Löchern, oder grossen Dickichten ist, können sie von Moos, so sie im Rüssel herzu tragen, gar weich machen. So jemand in ihrer Abwesenheit zu diesem Lager kommt, oder hineintritt, kommen sie so balde nicht wieder, sondern machen sich ein anders, bis sie merken, daß lange Zeit an dem ersten Orte niemand gewesen, oder hingekommen. Die grossen Hauptschweine werden am Kopfe, auf der Stirne und an dem Rüssel, wie auch an den Vorderblättern ganz grau, und sind nicht so flüchtig, als die hauenden und angehenden Schweine.

Die **Schweinehatz** oder **Schweinsjagd**, wovon unten an seinem Orte ein mehrers, muß bald um Martini angestellet werden, da sie von den Eicheln, Bucheckern und wildem Obst am fettesten sind; denn hernach werden sie wieder mager.

Wenn man durch Pürschen oder Schiessen wilde Schweine fällen will, muß man gute Leithunde und Saufinder haben, auch ihre Weiden, Wechsel und Fährten ausspüren, alsdenn einen gelegenen Baum ersehen, davon man das ankommende Schwein sehen und treffen möge, alsdenn da hinauf steigen, und dessen erwarten. Das Rohr muß ein groß Bley schiessen, und der Schuß, wo möglich, neben dem vordern Blatte gerichtet werden. Man macht auch ein Geässe von Korn oder Obst, läßt sie erstlich darauf gewohnen, und wenn sie es angegriffen, mag man des Morgens oder Abends, hinter eimm zugerichteten Schirm, oder auf einem gelegenen Baume aufpassen. Es dienet, ein paar Kugelbüchsen bey der Hand zu haben, damit, wenn der erste Schuß nicht recht geglücket, mit dem andern nachgeschossen werden könne. Die wilden Schweine werden nicht finnicht, wie die zahmen; so ist auch das Schweinewildpret gesünder und angenehmer, sonderlich von Frischlingen, daher es vornehmen Tafeln vorbehalten, und die Zimmer von den Bachen, ingleichem die Köpfe, durchgehends vor die besten Stücke gehalten werden.

Die **Vorbereitung und übrige Zurichtuug eines wilden Schweinskopfs** bestehet darinnen: Wenn man den Kopf, in dem die zwey vordern Läufte zusammen genommen, und gegen die hintern gezogen werden, oben am Genicke, so weit als das Ohr langet, und an beyden Seiten der Büge herunter geschnitten, und solche alsdenn vollends herabgehacket; so steckt man zum Maule hinein, und oben am Genicke wieder heraus, einen Spieß, daran man über einem Lohfeuer selbigen senget, und ihn denn endlich mit glüend gemachtem Eisen vollends ganz glatt brennet, dabey aber oft mit Speck bestreichet, damit er nicht schwarzbraun werde. Zuletzt schneidet man das untere Maul los, daß es hange, und sodenn das obere auch, damit sich der Rüssel überhänget. Hierauf wird der Kopf eingewässert, sauber abgewaschen und gescheuret, und zwar mit Wasser, Wein und Eßig, eines so viel, als das andere genommen, ziemlich stark gesalzen, zum Feuer gesetzet (manche streuen ihm auch vorher noch Salz und Pfeffer in das Maul); so wirft man auch allerhand Kräuter, als Rosmarin, Lorbeerblätter, Salbey, Ysop und etliche ganze Zwiebeln hinzu; ja einige thun wohl über dieses noch ganzen Pfeffer, ganze Nelken und Citronenschalen daran, und lässet man ihn so lange kochen, bis er weich genug ist. Wäre auch die Brühe eingekocht, ehe der Kopf recht weich ist; so giesset man nochmals Wein, Wasser und Eßig zu, daß er gehörig weich koche. Ist dieses nun geschehen; so setzt man ihn, sammt der Brühe, darinnen er gekochet ist, aber ja in keinem kupfernen, sondern vielmehr hölzernen Geschirre, weil er vom Kupfer gleich bitter wird, in ein Gewölbe, daß er erkaltet. Bey dem Anrichten schneidet man ihn unten gleich zu, ziehet die Haut ein paar quer Finger um den

Kopf herum weg, daß das Weisse absticht, stellet ihn hernach auf eine Schüssel, besteckt ihn mit Buchsbaum und Blumenwerk, giebt ihm eine Citrone oder schönen Borsdorferapfel ins Maul, und lässet ihn auch wohl mit farbigen *Gelées* garnirt zur Tafel tragen.

Im übrigen richtet man das **Schweinwildpret** eben auf solche Art zu, wie das gemeine, sowohl im Kochen und Einsalzen, als im Braten; nur daß man keinen sonderlichen Speck davon macht, sondern auch die Haut abziehet. **Schweinewildpret lange und gut aufzubehalten**, wasche man solches, wenn es drey oder vier Stunden im Wasser gelegen, sauber aus, lege es in einen Topf, oder, wenn es viel ist, in einen Kessel, nebst ein oder zwey in Stücken zerschnittenen Zwiebeln, gröblicht gestossenem Pfeffer, Cardomomen, Zimmet, Muscatenblumen, Salz, ein wenig Wachholderbeeren, etlichen Rosmarinsträuslein und Lorbeerblättern, wechselsweise geschichtet; giesse Wein, Weinessig und Wasser, jedes den dritten Theil, daran, lasse es zusammen sieden, hernach lege man das Wildpret auf ein sauber Tuch, damit es abtrockne und verkühle; schlichte es folgends in einen Topf, und schütte die Brühe, wenn solche auch ein wenig erkühlet, sammt dem Gewürze und anderm darüber, der Topf muß mit einer Stürze bedecket, mit einem Tuche wohl verbunden, und in einem kühlen Keller zum Gebrauch verwahret werden. Sollte die Brühe, darinnen das Wildpret gesotten, nicht so viel Fett haben, daß der Topf aber ganz damit bedeckt würde; so kann man frisches Schmalz heiß und wiederum kalt werden lassen, und solches darauf giessen, damit das Wildpret und die Brühe völlig bedeckt bleibe, daß keine Luft dazu kommen kann. Solchergestalt hält es sich ein halb Jahr und noch länger gut. Sollte es sich aber, besonders in grosser Hitze, fügen, daß das Fleisch riechend würde, darf man nur Kälberfüsse, auf eben diese Weise, wie das Wildpret, sieden, und die Brühe davon über das riechende Wildpret giessen; es muß aber zuvor etlichemal aus frischem Wasser sauber ausgewaschen, und nachgehends mit frischem Schmalz bedecket werden.

**Das Fett von wilden Schweinen** wird zur Waffensalbe genommen, dienet auch in Seitenschmerzen, und stillet das Blutauswerfen, wenn es in Essig oder Wein eingenommen wird. Die Zähne von einem wilden Schweine gepülvert, bis zu einem Quintlein eingenommen, sind ein eigenes kräftiges Heilmittel wider das Seitenstechen und alle innerliche Entzündung. Es wird auch ein Salz daraus bereitet. Die davon zugerichtete Gallerte oder Gelatina dienet vortreflich im Seitenstechen, unter das Getränke gemischet. Die Geilen geben eine gute Stärkung der männlichen Kräfte. Das **Blut**, sonderlich von Frischlingen, mit Krebsen, Schnecken und einigen feuchten Kräutern destillirt, ist wider die Zehrung und Abnehmung des Leibes ein dienliches Mittel.



Digitized by Google

**Schweindachs**, s. Dachs.

**Schweinsprung**, lat. Astragali Porcorum, sind kleine Knöchlein in den Hinterfüssen der Schweine. Sie werden in der Medicin wider die Beinbrüche gelobet.

**Schweinfisch**, s. Centrina.

**Schweinhatze**, s. Schweinshatze.

**Schweinjagd**, s. Schweinshatze.

**Schweinrüden**, s. Saurüden.

**Schweinschiessen**, s. Schwein.

**Schweinschwerdt**, wird von einigen das Fangeisen genennet.

**Schweinskopf**, s. Schwein.

**Schweinshatze**, **Sauhatze**, **Sauhetzen**, **Saujagd**, **Schweinsjagd**, lat. Venatio Aprorum, franz. *Chasse des Sangliers.* Diese wird im Herbst, da die wilden Sauen von der Eichel- Buch- und wilden Obstmast feißt geworden, am besten angestellet, und die Schweine in einen mit Netzen und Tüchern umstellten Ort zusammen getrieben, allwo in dem Lauffe, vor die, so allein mit Schiessen sich belustigen, oder blos zusehen wollen, ein Schirm aufgerichtet ist. Die andern aber gehen auf die Schweine los, und fällen sie mit Fangeisen. Dieselben müssen aber nicht zu niedrig, sondern von obenher geführet, mit der linken Hand regieret, und mit der rechten Hand nachgedruckt, zugleich der linke Fus unter die linke, und der rechte unter die rechte Hand vest und stark gesetzet, das Schwein aber entweder an der Brust, oder hinter dem Buge gefasset werden. Angehende Schweine, und die darüber sind, werden auch mit Spreng- oder Streifjagen (*par Force*) gejagt oder gehetzet. Wenn man ein solches Schwein im Lager bestätiget, muß man umher nach dem besten Laufplatze sehen, auch wahrnehmen, wo es mit dem Kopfe zu liege, oder seine Ausflucht nehmen werde. Wo ein Bruch oder Morast nahe lieget, da müssen die Tücherlappen vorkommen; wo es aber hinlaufen möchte, da müssen die leichten **Courshunde**, und andere beissige **Saurüden** auf die Hut gestellet werden, damit, wenn es sich auf die Seite wendet, und vorbey springen will, man es mit denselbigen hetzen könne. Die schweren englischen Hunde hingegen, welche zum Theil wegen ihrer Schönheit geschonet, und mit Panzern oder Jacken beschirmet sind, werden von weitem gestellet. Der Jäger, und die er bey sich hat, müssen alle zu Pferd seyn, und gute Hirschfänger bey sich haben.

Wenn nun der **Saufinder**, so hineingelassen worden, vorstehet, und das Schwein anbillet; so fähret es entweder heraus, oder es sperret sich, und bleibet liegen. Solchenfalls muß ein mäßiger Saurüde an dasselbige abgeschicket werden. So bald das Schwein ausreißt, wird es mit leichten Hunden gehetzet, die es bald einkriegen, herumrücken, und, ob es schon wieder fortläuft, dennoch dadurch müde machen und aufhalten. Oefters schläget es auch die besten

besten Hunde lahm und zu Schanden, bis die schweren Hunde zu Hülfe kommen, solches anpacken, und zu beyden Seiten an den Ohren halten, daß es sich nicht rühren kann; da denn der Jäger mit dem Hirschfänger absitzet, und dem Schweine einen Fang giebt, welcher Fang, weil man nicht leicht durchbohren kann, unter dem Vorderblatte geschehen muß. Dieses ist eine sehr lustige Jagd; wobey jedoch derjenige, so **Schweinsköpfe** haben will, nach dem gemeinen Sprüchworte, Hundeköpfe daran wenden muß: weil viele durch die Schweine lahm, oder gar todt geschlagen werden; auch die Jäger, wo sie nicht gute Fürsichtigkeit brauchen, öfters nicht verschonet bleiben. s. a. **Folge Jagd.**

**Schweinsjagd**, s. **Schweinshatze.**

**Schweinslager**, s. **Schwein.**

**Schweinslosung**, s. **Schwein.**

**Schweinsnetze**, s. **Saunetze.**

**Schweinsprung**, s. **Schweinesprung.**

**Schweinspürsche**, s. **Schwein.**

**Schweinsspur**, s. **Schwein.**

**Schweinswildpret**, s. **Schwein.**

**Schweiß**, wird von den Jägern das Blut der wilden Thiere genennet.

**Schweißbeere**, s. **Schwalkenbeere.**

**Schweissen**, heißt bey den Jägern so viel, als bluten.

**Schweißhund**, ist nächst dem Leithunde der nöthigste und nützlichste Jagdhund, massen ohne denselben das von einem unachtsamen Weydemann zu Holz geschossene Wild wohl schwerlich würde gefunden, vielmehr aber von Krähen, Füchsen und andern Thieren verzehret werden, oder auch in der warmen Sommerszeit in wenig Stunden verderben müssen, mithin denen Menschen nicht zu Nutzen kommen. Zu solchem Ende wird der Schweißhund, so bald ein Stücke Wild angeschossen ist, daß solches in der Angst vor Schmerzen in einer Furie weit fortläuft, auf der Fährde oder ausgelassenem Schweiß angeführet, und weil dasselbe, indem es insgemein weydewund, oder durch den Wanst, Mastdarm oder Gescheide getroffen worden, hiervon je länger, je kränker und matter wird, und wenn man ihm Ruhe lässet, in dem nächsten Behältnis sich niederthut und verbirget; so gehet man ihm mit dem Schweißhunde nach, und suchet in der Stille so lange, wenn es auch schon wieder zu Holze gegangen wäre, bis man es mit allen Ein- und Ausgängen beschlossen, und gleichsam bestättiget hat. Hierauf kann man den Hund, welcher eben wie der Leithund, geführet wird, an einem reinen Orte anbinden und ruhen lassen; und sodenn mit dem Pürschrohr hineinschleichen, um das Wild anzutreffen, welches, weil es immer kränker wird, sich gleichsam gutwillig ergiebt, auch letztlich ganz nahe kommen läßt, daß man es vollends niederschiessen kann. Solches ist an denjenigen Grenzen, da man der Nachfolge nicht be-

rechtiget ist, und weder mit der Büchsen, noch mit dem Hunde das angeschossene Wild über die Grenze verfolgen darf, sehr dienlich. Ist aber die Grenze weit abgelegen; so kann das Thier mit einem losgelassenen Blendlinge verfolget werden, und weil ein angeschossenes Wild die gesunden verlässet, und vor Schmerzen, den Brand zu löschen, seine Flucht gemeiniglich nach dem Wasser nimmt, hinein springt, und vor dem Hunde stehet; so kann der Schütze, des Hundes Anschlagen und Laut vernehmen und hören, sodenn nachfolgen, es hinterschleichen und schiessen.

Sonsten hat man noch eine Art Schweißhunde; wenn nemlich von dänischer mittelmäßiger Art eine Hündin mit einem Jagdhunde beleget wird; so fallen die Junge von sehr gutem Geruch und werden auch Blendlinge genennet, welche aber auf der Fährde nicht gerne laut werden. Man hat sie gerne von rothbrauner Farbe, und pflegt sie ebenfalls, wie die Leithunde, jedoch ohne Zuspruch, an einem Leinichen auf der Fährde des Wildes zu arbeiten, daß sie sowohl die Fährde, als den Schweiß suchen, welches eine Menage vor einen Grenzschützen ist, der viel Hunde zu halten nicht vermag. Ein solcher Hund wird auch insgemein zum Schießhunde, hinter dem Schützen herzukriechen, abgerichtet, daß er, so bald geschossen wird, nach dem Schweiß das Wild verfolge, und entweder erlege, oder wiederum ständig mache; weswegen man sie gerne etwas flüchtig hat, einen angeschossenen Hirsch oder Thier einzuholen, oder die Sauen herumzurücken und ständig zu machen, bis man mit dem Schuß ankommen, oder sie beschleichen kann. Sind also gleichsam, als halbe flüchtige Pürschhunde zu gebrauchen.

**Schwerdtstangen**, sind bey dem Vogelheerde Stangen, welche so dicke, als ein Arm sind, und 7 Fuß über der Erde stehen, oben aber breit und ganz dünne geschnitten sind, daran die Oberleinen mit den Stäben hinten und vorne anschlagen müssen.

**Schwimmer**, s. Falke.

**Schwingen**, heissen in der Jägerey mehrentheils die Flügel an dem Federwildpret. Die alleräusserste von den Pennen, oder größten Federn an denen Flügeln, sonderlich des Falkens, heißt die Schwing- oder Schwungfeder.

**Schwingen**, lat. Librare in altum, franz. *Planer*, wird von den Vögeln, und absonderlich von den Falken gesagt, welche hoch in die Luft fliegen oder steigen, und sich in selbiger eine Zeitlang erhalten.

**Schwingfedern, Schwungfedern**, heissen die größten, dickesten, stärksten und längsten Federn an den Flügeln der Vögel und andern Federviehes, welche ihnen hauptsächlich dazu dienen, sich vermittelst derselben in die Höhe, und durch die Luft zu schwingen.

**Schwöhlholz**, ist dasjenige Holz, so den Pechbrennern zu Bereitung des Pechs angewiesen wird.

**Schwungfedern**, s. Schwingfedern.

**Schwunsch**, s. Grünzling.

Sciurus, s. **Eichhorn.**

Sclopetum, s. **Büchse.**

Scrollus. ein Flußfisch, ein gut Theil kleiner, als ein Bärsch, röthlicht auf dem Rücken, an den Seiten grünlicht, und mit vielen rothen Flecken gezeichnet, und unten an dem Bauche weiß. Er findet sich im Donaufluß, und ist gut zu essen, wird aber zur Arzney gar nicht gebraucht.

Scuriolus, s. **Eichhorn.**

*Secbeaux*, s. Gründling.

**Sechsständer**, werden von den Vogelstellern diejenigen alten Finken genennet, welche zu Sangfinken eingesetzet werden. Hierzu erwählet man solche, die am Halse stahlgrün sehen, rothe Brüste und 6 weisse Federn im Schwanze haben. Wollen sie zwar etwa das erste Jahr auf dem Heerde nicht recht singen; so kann man doch versichert seyn, daß man das anderer Jahre recht gute Sangfinken an ihnen bekommen werde.

**Seeamsel**, **Meeramsel**, ist ein Vogel, fast in der Grösse eines Mistlers, welcher viel Schwarzes an sich hat, an der Brust aber sprenklicht ist, fast wie ein Stahr. Er ist anderst nicht, als auf Krammetsvögelheerden zu bekommen, und sehr gut zu essen, wird aber, weil er keinen Gesang hat, selten eingestellet. Wer aber dem ungeachtet solches thun wollte, kann ihn, wie die Krammetsvögel, an Kleyen, so in Milch geweicht worden, gewöhnen. Es ist diese See- oder Meeramsel ein ganz anderer Vogel, als unsere **Wasseramseln**, welche man sonderlich im späten Herbst und im Frühlinge, wenn das Wetter aufgehet, ziemlich lieblich singen höret. s. Amsel.

**Seebarsch**, s. Sander, Barsch.

**Seeforellen**, s. **Forelle.**

**Seehecht**, s. **Hecht.**

**Seekarpfen**, s. **Karpfe.**

**Seelen**, s. Gangfische.

**Seeparsch**, s. Sander.

**Seerachen**, sind eine von der grösten Art Enten, am Leibe ganz weiß, am Kopf aber schwarz. Sie verschlingen in den Teichen die grösten Fische, welche sie in dem Magen und Rachen behalten, bis sie von unten nach und nach verdauen, und das andere nachrücken können. Zum Schuß sind sie schwer zu bringen, weil sie niemals rechten Stand halten.

**Seeschwalbe**, s. **Meve.**

Segmentum Ligni, s. **Scheit.**

**Sehen**, **Sehne**, werden von den Jägern des Hasen Augen genennet.

**Seidenschwanz**, **Böhmlein**, **Böhmerlein**, lat. Garrulus Bohemicus, ist ein Vogel, welchen man nicht alle Jahre zu sehen bekommt, indem er manchmal in vier, fünf und mehr Jahren bey uns nicht durchziehet. Wenn er sich aber auch bey uns einfindet; so streichet er in ungemein grossen Hausen, und wird

 sodenn

sodenn mit den Krammetsvögeln gefangen, weil er noch viel begieriger, als diese, auf die Beeren fället, bleibet aber auch über sechs Wochen nicht bey uns. Seine Leibesgestalt ist an der Grösse, wie ein Kernbeisser, ausser daß er um etwas länglichter aussieht. Auf dem Kopfe hat er eine erhabene Kuppe oder ein Büschlein, welches er im Sitzen merklich in die Höhe recket, und ist an den Augen und unter dem Halse schwarz gezeichnet. Sein Schnabel ist länglicht, wie aller Wurm- und Beerfressenden Vögel, und kohlschwarz. Auf den Enden oder Spitzen etlicher Flügelfedern sitzen hoch Ponceaurothe Stiftlein, wie ein Leimsaamenkorn groß, nicht anderst, als ob sie nur hinangeklebet, und sonsten nicht zu den Federn gehörig, sondern überflüßig wären. Die Farbe dieser Pünktlein ist so hoch, daß kein Mahler eine höhere rothe Farbe zuwege bringen kann. Im Schwanze hat er ziemlich lange schwarze Federn, die am Ende hochgelb sind; im übrigen ist er an der Farbe einem Häher oder Holzschreyer gleich. Sein Fleisch ist zart und lieblich zu essen, als ob es gewürzt wäre; daher es auch an einigen Orten von dem gemeinen Mann das **Pfeffervögelein** genennet wird.

Seine **Nahrung** sind rothe Vogel- und Wachholderbeeren; doch kann man ihn auch in einem Zimmer mit klein geschnittenen Möhren oder gelben Rüben erhalten. Er muß aber frey herum fliegen; denn im Käfige dauret er nicht. Einige nennen diesen Vogel auch den **Sterbevogel**, welches vermuthlich daher kommet, weil man sich insgemein von fremden Vögeln allerhand Vorbedeutungen zu machen pflegt. Man glaubt insgemein, daß diese Vögel aus dem Königreich Böhmen kommen, daher sie auch den Namen **Böhmlein** oder **Böhmerlein** erhalten; sie sollen aber in Böhmen sowohl, als an andern Orten, fremde Gäste seyn. Eine ganz andere Gattung aber sind die am gehörigen Orte schon beschriebenen **Rothbrüstlein** oder **Rothschwänzlein**, welche von einigen sonst auch **Seidenschwänze** genennet werden.

*Seiche*, s. *Hadot*.

**Selbgeschoß, Selbstgeschoß, Selbstschuß**, ist ein also zugerichtetes Feuergewehr, daß ein niedriges Stücke Wild, als ein Schwein, Wolf, Fuchs und dergleichen bey finsterer Nacht, durch Berührung des daran befindlichen Zugfadens solches losbrennet, und sich dadurch selbst fället. Ein solcher Selbschuß wird von drey oder vier starken kurzen Läuften in ein länglichtes Holz geschäftet, die Zündlöcher zusammen gefüget, und ein klein Feuerschloß daran gemacht. Merket man nun einen Wolf oder Fuchs, oder ein wildes Schwein, oder sonst was, das der Mühe werth ist, und man will etwan vor Kälte nicht gerne vergebens aufpassen, oder man kann auch vor Finsterkeit nichts sehen; so wird dieses Selbgeschoß mit kleinen Laufkugeln ordentlich geladen, und an den verlangten Ort gebracht, eine härene Schnur von fünf bis sechs Ellen lang über die Suhle gezogen,

gen, oder vor dem Luder angebunden, nach dem Selbgeschoß gezogen, und am Abzuge leise angeknüpfet. Wenn man nun in der Mitten desselben solches nach der Höhe des Thieres gerichtet, und den Zugfaden hinter den Stift geleget hat; so spannet man das Rad, schüetet Zündkraut darauf, und setzet den Hahn ganz mählich zum Losdrücken, siehet, ohne denselben zu berühren, leise auf, und decket eine starke Holzrinde darüber; so ist es fertig. Wenn denn in der Nacht etwas, es sey, woher es wolle, kömmt, und an den Faden rühret; so gehet alles los, und wird dasselbe entweder gleich liegen bleiben, oder doch nicht weit laufen. Des Tages, so man nichts vermuthet, kann man wohl hingehen, die Rinde sachte aufheben, den Hahn zurücke schlagen und abspannen, und endlich auch wieder vor der Nässe zudecken; so kann weder dem Viehe, noch einigem Menschen, der ihm etwan zu nahe kommt, Schaden geschehen; und daferne künftige Nacht was zu vermuthen, kann es, wie vor gemeldet, wieder aufgestellet, und vor der Nässe bedeckt werden.

**Selbstgeschoß**, s. **Selbgeschoß**.

**Selbstschuß**, s. **Selbgeschoß**.

**Selchholz**, s. **Zelchholz**.

Semen, Piscium, s. **Laich**, **Rogen**.

**Senkreussen**, s. **Fischreussen**.

Sentis Canina, s. **Dornrose**.

*Senva; s'enva, Chiens; Il va la, Chiens; outre vaux. Chiens*, sind im französischen bey der Parforcejagd gebräuchliche Redensarten, womit die Piqueurs den Hunden zurufen, und sie dadurch ermuntern, hinter dem flüchtigen Wilde frisch darein zu jagen.

Sepes, s. **Zaun**.

**September**, **Herbstmonat**, lat. September, franz. *Septembre*, ist der neunte Monat des Jahres, in welchem der Herbst seinen Anfang nimmt, wenn nun den 22sten Tag desselben die Sonne in die Waage tritt, und damit zugleich die andere Tag- und Nachtgleiche oder das Aequinoctium autumnale macht. Dieser Monat hat 30 Tage, und die Arbeiten bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

α) In den **Wäldern und Gehölzen** hat der Förster auf denen in den nächstfolgenden Monaten zu machenden Feuerholzschlägen die Bau- und Nutzstämme fällen, ingleichem auf solchen die Streu hacken und wegschaffen zu lassen; ferner Tannenzapfen zu brechen, auch Bucheckern, Eicheln, den Saamen von Erlen, Birken, nämlich der zeitigen oder weichen Art, sammeln zu lassen. So sind auch die in dem vorhergegangenen Frühjahr gemachten, und dieser Herbstsaat bestimmten Gehaue zuzubereiten. Man kann auch zugleich das Windfällige und dürre, oder anderes dem Walde hinderliches Holz wegräumen und aushauen. Um Mariä Geburt aber, oder kurz hernach, werden auch die Wälder besichtiget, wie die Eicheln, Bucheckern oder das wilde Obst darinnen gerathen, damit man sich mit der Schweinmast darnach richten kann.

β) Bey

β) Bey der **Fischerey** muß man noch bey Zeiten die Behälter und Einsätze räumen und zurichten, weil nunmehr die Fischereyen in den Teichen allgemach vorzunehmen. Denn um alt Bartholomäi gehet insgemein die Fischzeit an. Man muß dahero die zum Fischen gehörigen **Netze, Fischwathen, Hahmen, Kitschergen, Fasse, Tonnen, Wannen, Körbe, Kannen, Wag und Gewicht** u. d. g. hervorsuchen, und alles auf das genaueste visitiren, damit, wo etwas daran zerrissen, oder zerbrochen ist, solches in Zeiten ausgebessert, oder von neuem angeschaffet werden könne. An denenjenigen Orten, wo man im April Fischreussen in Flüssen und Bächen setzen will, kann man jetzt hinter die Fischkörben von den Steinen, Sträuchern und Stöcken einen Fall voraus machen, daß die Hechte, welche bey solchem Geräusche und Schäumen gerne sind, lieber eingehen. Nach Michaelis gehen die Fische wieder in die Tiefe, daher man sich mit der Angelschnure darnach richten, und dieselbe etwas verlängern muß. Es gehet nemlich jetzo der Fisch insgemein eine Elle niedriger im Wasser, als im vorigen Monate, wornach die Angelschnure zu bekielen. Im October noch eine halbe Elle niedriger; die übrige Zeit im Jahre aber bis wieder in den Frühling hinein gehet er auf dem Grunde. So wird auch in diesem Monate bis wieder hinauswärts das Krebsfangen eingestellet.

γ) Bey der Jagd und dem Weydwerk ist folgendes zu merken: Zu dieser Zeit ziehet sich meistens das bishero vertheilte Wildpret aus denen hin- und wieder liegenden Hölzern nach grossen Wäldern und Gehägen zusammen; der Hirsch aber, nachdem er sich gut und feiste befindet, tritt in die Brunst; dahero man nunmehro Brunsthirsche schiessen oder pürschen kann, weil sie anfänglich noch feiste sind, und ehe sie von Nieren abgenommen haben. Die Dachse sind nunmehr auch feiste, und gehen des Abends meistentheils auf die Felder, wo Rüben sind, und wenn Obst geräth, in die Feldgärten, dahero ihnen jetzo am besten des Nachts mit Hunden beyzukommen. So ist auch sonsten jetzt die gelegenste Zeit zum Hetzen und Jagen, weil nunmehr die Dächse von Laurentii bis Thomä, die Füchse von Michaelis bis Lichtmesse, die Hasen von Jacobi bis Matthäi, die Marder von Michaelis bis den ersten Merz, und die Biber von Michaelis bis Ostern, zu jagen, zu schiessen und zu fangen erlaubt sind.

Nunmehr muß sich der **Vogelfänger**, von Egidii oder alt Bartholomäi an bis vierzehen Tage oder drey Wochen nach Michaelis, täglich auf dem Vogelheerde finden lassen; dabey denn zu merken: Wann es einen trockenen Sommer giebet, so giebtes auch einen guten Vogelfang; ist aber der Sommer naß; so ertrinken viele Junge in den Nestern, sonderlich die Lerchen, und alle Vögel, so auf der Erden brüten. Von alt Crucis an müssen auch die Maschen oder Dohnen zum groben Vogelfange zugerichtet, und eingebeeret seyn; sonderlich richtet man in den dunklen Thälern

lern um diese Zeit die Henkbogen auf die Drosseln und Amseln. Vierzehen Tage vor Michaelis fangen die Lerchen an, zu streichen, welche auf den Feldern, wo es viel Haberhalme und andere Stoppeln giebet, fortfliegen, und über Nacht darauf bleiben; da sie denn mit denen sogenannten Kleb- oder Tagenetzen wohl zu fangen sind. Im Neumonden sind sie am besten zu fangen, je dunkler es ist, je besser es ist. Man fänget auch nunmehr die Lerchen mit dem Nachtnetze; es muß aber dunkel und der Mondschein unter der Erde seyn. Vierzehen Tage vor und nach Michaelis ist der beste Finkenstrich, und geschiehet deren Fang auf zweyerley Art: Entweder in Gärten und kleinen Wäldlein, oder auf freyem Felde nach Art des Gereuthvogelfangs, welches letztere auch viel besser ist, zumal man auf diese Weise, nebst den Finken, Emmerlinge, Quäker, Kernbeisser, Grünlinge, Stieglitze, Hänflinge, und andere Vögel mehr fangen kann; da man hingegen bey den Gartenheerden sich über die Finken blos mit Emmerlingen und Quäkern begnügen muß. So gehet ingleichem in diesem Monate der Amsel- und Drosselstrich an. Man fänget auch durch diesen Monat die wilden Tauben, und Turteltauben. Auch der Wachtelfang hält sich in diesem Monate noch gut; denn jetzt sind sie fett; nach diesem verstreichen sie bald aus dem Lande.

Gleichergestalt kann man in diesem, wie im vorigen Monate, mit der Karrenbüchse, oder dem Schießkarren auf die wilden Gänse ausgehen; denn jetzt versammeln sie sich zum Abzuge. Man fähret auch fort, Rebhüner zu fangen. Weil sie aber nunmehro stark zu werden, und weit zu fliegen beginnen, da man ihren Fall nicht wohl beobachten kann: so ist nun, weil sie ohnedem den Tirassen nicht mehr halten, und in die Steckgarne ungerne eingehen, der allerbeste und lustigste Fang mit dem Hochgarne vorzunehmen. Dasselbe wird ungefähr anderthalb hundert Schritte lang, und achtzehen Schuh hoch, an den Ort gerichtet, wo man weiß, daß sie aus dem Holze bey ganz spätem Abend auf den grünen Saamen, oder bey anbrechendem Tage von der Saat wieder gegen das Holz und anderes Gebüsche zufallen. Dabey jedoch ein geschickter Jäger, wenn er nicht etlichemal umsonst stellen will, zuvor erforschen muß, ob die Hüner in ihrem Falle nicht einen Umschweif nehmen, nemlich nicht gerade zu auf den Saamen, sondern vorher einen andern Weg hinaus auf das Feld niederfallen, und erst von dort aus auf den Saamen zustreichen, als welches sie an etlichen Orten zu thun pflegen; da denn das Garn anderst gerichtet, und sie ungeachtet ihres Umschweifes betrogen werden müssen. Endlich schießt man auch in diesem Monate die Haselhüner mit dem Pfeiflein, wie im Merz; sie kommen aber nicht so gerne, weil sie nicht geil, sondern kitt- oder volkweise beysammen sind. Man kann sie in den Wäldern, wo viel Brombeer- und Ebereschenbeeren sind, welche sie gerne fressen, aufsuchen.

*Serin*, s. Zeisig.

Setzen, sagt man von den Rehen und Hasen, wie auch von den Sauen,

Sauen, und anderm Wilde, wenn sie Junge zur Welt bringen, und wenn solches geschiehet, heisset es die Setzzeit, wovon bey Beschreibung jeder Sorten dieser Thiere gehandelt ist.

**Setzlinge**, s. **Karpfe, Satz.**

**Setzteiche**, s. **Karpfenteiche.**

**Setzzeit**, heißt in dem Jagdrechte, und bey den Jägern diejenige Jahreszeit, da das Wild nicht allein trächtig zu seyn, sondern auch Junge zu werfen pfleget. Es ist aber während derselben nicht allein nach denen mehresten Landesordnungen überhaupt alles Jagen verboten, sondern auch daher das Jahr selbst in offene und **verbotene** Zeiten getheilet, wovon die **ersteren** diejenigen heissen, da das Jagen nachgelassen, die **letztern** aber, da solches nicht verstattet wird. Und zwar sind, soviel die **letztern** betrift, vornemlich in Sachsen die **Jagdzeiten** und **Termine** dergestalt determiniret, daß 1) mit den **hohen Jagden**, die sonsten nach der alten Zeit jedesmal von Pfingsten angegangen, auf den ersten Sonntag nach Trinitatis, und 2) mit denjenigen, so besonders **auf Johannis** veraccordiret worden, auf den sechsten Sonntag nach Trinitatis der Anfang gemacht. 3) mit den **Mittel-** und **Niederjagden** aber, welche man vorhero alsbald um Bartholomäi vorigen Calenders exerciret, bis auf den Tag Egidii angestanden und 4) mit sämmtlichen **hohen Mittel-** und **Niederjagden**, so sonst, vermöge der Landsordnung, und getroffenen Vergleiche, mit Fastnachten vormals ihre Endschaft gewonnen, bis auf den Sonntag Invocavit fortgefahren, und alsdenn erst beschlossen werden soll. **Chur-Sächsisch Mandat** von 1702. Diese Verordnung ist nachgehends in dem Mandat von 1712 dergestalt erläutert worden, daß 1) mit dem **Schiessen des Rothwildprets** auf den ersten Sonntag nach Trinitatis der Anfang gemacht; 2) von denjenigen hingegen, so alten Herkommens nach **auf Johannis** veraccordiret worden, damit auf den sechsten Sonntag nach Trinitatis. 3) Mit dem **Reh-** und **Schwarzwildpret** aber, sammt Exercirung der Niederjagden, und was darunter gehörig, auf den Tag Egidii angefangen; und 4) mit allem **Jagen, Schiessen** und **Hetzen**, auf den Sonntag Invocavit der Schluß und Endigung gemacht werden solle.

Sevum Cervi, cervinum, s. **Hirschtalch.**

**Sicke**, s. **Siecke.**

**Sie**, s. **Siecke.**

**Sieb**, lat. Cribrum, franz. *Crible, Sas*, gebrauchet man auch, die Sperlinge, Emmerlinge u. d. g. Vögel zu fangen, die sich um die Scheunen aufhalten. Man stellet unter den Rand des Siebes einen Span, an solchen wird ein Bindfaden gebunden, mit welchem man in der Stube auflauret, und wenn Vögel unter dem Siebe sind, den Span wegziehet. Unter das Sieb werwerden Körner und Spreu gestreuet.

**Siecke, Sicke, Sie**, wird das Weiblein von denen Vögeln genennet.

Sille,

**Sille**, heisset ein ins Dreyeck zusammengeschlungenes starkes Bändlein, oder ein subtiler Riemen von einer Nessel, daran ein kleiner Ring von eisernem oder messingenem Drate mit eingeschlungen ist. Wie diese an einem Vogel, wozu sie eben bestimmet sind, vest zu machen, davon s. **Ansillen.**

Silurus, s. **Wels.**

Silva, s. **Forst, Wald.**

Silva cædua & non cædua, s. **Fällen.**

Silva cordua & non cordua, s. **Abholzen.**

Simius, Simia, s. **Affe.**

Singe, s. **Affe.**

**Singedrossel**, s. **Drossel.**

Sitta, s. **Häher.**

**Sitzen**, sagen die Jäger vom Hasen, wenn er im Lager lieget, oder sich darein drücket.

Smilax Arbor, s. **Eibenbaum.**

**Sömmeriger Satz**, heißt die Karpfenbrut, so ein Jahr im Streckteiche gestanden. Wenn er wohl gerathen, heißt er Faustsatz, weil, wenn man solchen in der Faust hält, an einer Seite der Kopf, und an der andern der Schwanz herausreichet. s. **Satz.**

**Sömmern**, wird von denen grossen, weitästigen, und ihre Wurzeln weit ausbreitenden Bäumen gesagt, welche, so weit, als ihre Wurzeln und Aeste gehen, kein Getreide, Gras, Kraut oder andere Gewächse unter sich auf- und in die Höhe kommen lassen. Denn der Wipfel von denen Bäumen benimmt ihnen die Sonne, die starken Tropfen, so bey Regenzeiten davon fallen, verderben das Gras und Getreide, vornemlich aber das junge Unterholz, und die grossen starken Wurzeln ziehen alle Feuchtigkeit und Nahrung zu sich, und von diesen ab; denn soweit, als ein Oberbaum seine Aeste wirft, so weit breitet er auch insgemein unten seine Wurzeln aus. Jedoch haben diejenige Bäume, so mit Herzwurzeln versehen sind, hiebey etwas besonderes, weil sie ihre Wurzeln nicht so weit umher laufen lassen; sondern vermittelst der der Herzwurzel, welche gerade unter sich in die Erde gehet, die Nahrung aus der Tiefe an sich ziehen, und also den Wiederwachs, Unterholz und Gräserey gerne um sich leiden, und aufkommen lassen. Wo Felder nahe an grossen Hölzern sind, da reflectiret die Sonne so stark von den Bäumen ab, und demmet dergestalt in gedachte Felder hinein, daß alles Getreide davon verbleichet und verschwindet; so frisset auch das Baumlaub Gras und Getreide hinweg, und verdemmet es, daß nichts davon aufwachsen kann. Die Bäume, so am allerstärksten Sömmern, sind die Buche, der Eschenbaum, die Linde und der Nußbaum.

**Sohlhölzer**, s. **Eiche**, Lit. D.) 2)

**Sommerdrossel**, s. **Drossel.**

**Sommereiche**, s. **Eiche.**

**Sommerlatte**, heißt bey dem Laubholze der junge Wuchs, so nach Abholzung eines Gehauigs von Stöcken und Wurzeln ausgeschlagen,

gen, und einen Sommer lang in die Höhe geschossen. In ein junges Gehauig soll kein Vieh, es habe Namen, wie es wolle, getrieben werden. Denn es verbeisset, vertritt und zerbricht die jungen Sommerlatten, wodurch nicht allein auf etliche Jahre Schaden am Wiederwuchs geschiehet, sondern es verdirbet auch meistentheils dadurch der Stock, und schläget nicht wieder aus. Von einer **Sommerlatte** eines zuvor abgetriebenen Stammes lässet sich kein gutes Oberholz oder Baustamm ziehen. Denn ein solches Stücke Holz wird wegen des alten Stocks mit der Zeit, und wenn der Baum stark wird, innwendig meistens wandelbar, dahero man sich bey Erziehung des Bauholzes darnach zu richten, und des Säens zu bedienen hat, s. a. **Lattenholz**.

**Sommerleite**, s. **Leite**.

**Sommerstand**, der Focken und Hirsche, wie auch anderer wilden Thiere, ist unter eines jeden eigener und sonderlicher Beschreibung angezeiget.

**Sonnenuhr**, **Sonnenweiser**, **Sonnenzeiger**, kann ein Weydmann, dem allerdings zu wissen nöthig ist, wie viel es an der Uhr seye, wenn er im Holz oder Felde ist, sich selbsten also machen: Man nehme einen geraden Gras- oder Strohhalm oder ein Rüthlein, etwan von 8 oder 9 Zoll lang, halte die Hand ganz flach, lege selbige zwischen den Daumen auf der flachen Hand also, daß der Halm dahin, wo das erste Gelenk vom Daumen ist, und accurat auf die Lineam vitalem (Lebenslinie), so über der flachen Hand nach dem Daumen zu ausläuft, zu liegen komme, innwendig 6 bis 7 Zoll über der flachen Hand hinein stehe, und mit dem Daumen gehalten werden könne. Am richtigsten ist es, wenn man Vormittags die rechte, und Nachmittags die linke Hand zum zeigen nimmt. Wird diesemnach Vormittags die rechte Hand gebrauchet; so muß solche, wie gedacht, ganz flachgerade mit dem Halm oder Rüthlein gehalten werden, daß die Spitzen der Finger accurat gegen Westen, oder der Sonnen Niedergang zeigen, und Süden oder Mittag gerade vor der Hand seye. Der Schatten dieses Halmes oder Rüthleins zeiget denn die Stunden nach der Uhr also an: Fället der Schatten auf die Spitze des Zeigefingers; so ist es um 6 Uhr; erstrecket sich solcher an die Spitze des Mittelfingers, so folget 7 Uhr; kömmt der Schatten des Halms an den folgenden Goldfinger, so ist es 8 Uhr; auf dem Berg, oder äussersten Gelenke des kleinen Fingers 9 Uhr; auf dem andern Gelenke dieses Fingers 10 Uhr; und auf dem dritten Gelenke um 11 Uhr; um 12 Uhr fällt der Schatten gerade dem Zeigerrüthlein über die flache Hand herunter. Wird Nachmittags ferner hierzu die linke Hand gebrauchet, und selbige mit den Spitzen der Finger gerade nach dem Aufgang der Sonnen gehalten; so zeiget der Schatten auf dem dritten Gelenke des kleinen Fingers 1 Uhr; auf dem mittelsten Gelenke 2 Uhr; auf dem dritten 3 Uhr; nach der Spitze des Goldfingers 4 Uhr; auf dem Mittelfinger, 5 Uhr; und auf dem Zeigfinger 6 Uhr.

Bekanntermassen sömmerm die Bäume auf der Nord- oder Mitternachtsseite mehr, als auf der Süd- oder Mittagsseite; mithin legen sie dort mehr Holz an, als hier; dahero an den meisten Bäumen von aussen zu sehen, daß sie nach Norden zu höhere Seiten haben, auch die Rinde viel rauher anzusehen, und anzugreifen; es wächset gleichfalls an derselben Seite der meiste Moos. Wenn nun einer im Feld die 4 Weltgegenden wissen will; so muß er sich zu den Bäumen wenden, an solchen nach jetziger Vorschrift die Nordseite suchen, sich mit dem Gesichte gerade vor dieselben stellen, welchemnach er die Mittagsseite vor sich, zur rechten Hand aber den Abend, und zur linken den Morgen hat, und siehet. Diesemnach weiß einer, der sich vorgedachtermassen nach der Sonnen richten will, wie er Nord, Süd, Ost und West unterscheiden soll. Ja dieses Merkmaal hat auch bey Nacht, wenn Mond und Sterne unsichtbar sind, seinen Nutzen. Denn wenn man nur etliche Bäume, besonders Eichen, begreifet, und den an der Nordseite gewachsenen starken Moos, und die da befindliche rauhe Rinde observiret; so ist hieraus ebenermassen die Lage der Weltgegenden zu erkennen.

Ferner kann der Hut eines Mannes, zum Erfahren, wie hoch es am Tage sey, folgendergestalt dienen: Nimm den Huth, stelle selbigen auf einen geraden Platz des Erdbodens, oder recht gleich auf die flache Hand, daß die Sonne in den Huth scheinet; denn wird sich finden, daß der Schatten Mittags um 12 Uhr gerade den halben Huthkopf einnimmt, und accurat an das Centrum oder den Mittelpunkt des Hutkopfes reichet. Will einer nun ferner die andern Stunden wissen; so nehme er einen ganzen Tag vor sich, sehe alle Stunden an einem ordentlichen oder angemachten Sonnenzeiger nach, setze den Huth, wie gedacht, auf einen geraden Platz, und mache nach dem Sonnenweiser Marquen an den Huth; so wird solchergestalt eine bequeme Sonnenuhr fertig.

Annoch bemerket man auch die Zeit der Stunden, durch seinen eigenen Schatten, sowohl wenn im Frühjahr das Aequinoctium etliche Wochen vorbey ist, als auch vor dem Aequinoctio des Herbstes, da, wie bekannt, der Mensch in der Mittagsstund seinen eigenen Schatten mit einem Schritt überschreiten kann, und also sowohl Vor- als Nachmittags der Schatten länger fällt. Wenn demnach die Sonne über dem Aequatore, und nach dem Nordpol in den Tropicum Cancri ihren Lauf hat; so trift es mit der Schattenüberschreitung richtig ein; je mehr aber die Sonne nach dem Südpol rücket, je länger ist auch der Schatten des Menschen in der Mittagsstunde. Wer nun ein fleißiger Aufmerker des Sonnenlaufs ist, kann sich wenigstens einigermassen nach seinem Schatten richten, und über dieses zur Frühlings- Sommers- Herbst- und Winterszeit auch nach seinem Augenmaaße, so er der Sonnen Auf- und Niedergang observiret, bald hiernach die Stunden des

Tages richtig eintheilen lernen. Bey Mondenscheine gehet solches gleichfalls ziemlichermassen an, wenn man den Eintritt des neuen Mondes in Acht genommen hat, da denn nachhero dessen Ausgang bald nachzurechnen; anerwogen der Mond mit seinem Ausgang täglich eine Stunde zurück bleibet, welchemnach von einem Tag zum andern leichtlich die Stundenrechnung hiernach zu machen ist.

**Sonnenweiser**, s. **Sonnenuhr**.

*Sor*, wird bey den Falkenierern von einem Vogel gesagt, welcher noch kein Jahr alt ist, und da er noch sein erstes Gefieder hat, welches roth ist. Jedoch wird dieses Wort blos von den sogenannten **Passagiers** gebraucht, siehe **Falke**.

Sorbus, s. **Arlesbaum**.

Sorbus silvestris, silvestris alpina &c. s. **Ebreschenbaum**.

Sorbus minor, torminalis &c. s. **Elsebeerbaum**.

*Souche*, s. **Stamm**, **Stock**

**Spachtenzäune**, heissen die Zäune mit spitzigen Pfählen, so um die Felder und Krautgärten gemacht werden, das Wild abzuhalten. Dergleichen aber werden in den Chursächsischen Landen, gleichwie auch die Winkelhecken nicht gestattet, sondern dagegen nur Reihehecken gehalten, und nach der Erndte müssen sie bey 2 Neuschock Strafe niedergelegt werden.

**Spängroschen**, s. **Spangroschen**.

**Spaltadern**, sind in dem Holze, sonderlich in denen Fichten, Tannen und Kiefern, die Adern, woran man bey einem quer abgesägten Baume sehen kann, wo es sich am leichtesten spaltet.

**Spangroschen**, **Spängroschen**, heißt bey dem Forstwesen das Geld, so diejenigen entrichten müssen, welche Erlaubnis bekommen, bey dem Holzschlagen die Späne zu sammeln, oder das dürre Holz zu lesen und einzutragen. Hiebey müssen die Forstbedienten Obsicht haben, daß dergleichen Leute keine Beile oder Hackmesser mit sich führen, und damit an frischem Holze Schaden thun.

**Spannpflock**, heißt bey dem Weydwerk ein starker Heftel, oder zugespitzter Pflock, woran die Leinen am Ende eines gestellten Garns gebunden und vest gemachet werden. Sie müssen deswegen stark seyn, weil das Garn mit Gewalt auf denselben in seinem gehörigen Stande gehalten wird.

**Sparrholz**, heissen die Bäume, welche sich zu Sparren schicken. Diese sollen im Walde ausgezeichnet, und von dem Jägermeister, Forstschreiber, oder wer sonst deswegen verordnet ist, angewiesen werden. Es sollen aber die Käuffer solches Holz, nach der Churfürstlich-Sächsischen Forst- und Holzordnung von 1560. §. 3 baar bezahlen, und bald aus denen Wäldern wegschaffen.

**Spatz**, s. **Sperling**.

**Specht**, lat. Picus, franz. *Piver*, ist ein wilder Waldvogel, davon es sehr viele, bey uns aber in-

sonderheit fünferley verschiedene Gattungen giebt, und die auch im Sommer und Winter bey uns bleiben. Dahin gehöret:

1) Der **Schwarzspecht**, sonst auch der **Krähespecht**, ingleichem die **Hohl- oder Holzkrähe** genant, ist unter denselben der grösseste, in der Grösse einer Krähe, hat rabenschwarze Federn, und eine schöne rothe Platte auf dem Kopfe. Der Schnabel ist auch schwarz und lang, hinten her dick, vornen aber spitzig zulaufend, in Gestalt eines zugethanen Reißzirkels, von sonderbarer Stärke, daß er in das Holz arbeiten, und mit seiner, wie eine Pfrieme gestalteten Fingers langen Zunge, die Würme heraus holen kann. Dieser Specht hat, wie die andern Spechtarten alle, vor andern Vögeln darinnen etwas besonders, daß er nicht, wie dieselben, an den Füssen vorne drey Krallen oder Klauen, und hinten nur eine hat; sondern er ist von der Natur vorne nur mit zwey, hinten hingegen auch mit zwey Klauen versehen; und zwar sind die äussersten beyden merklich länger und stärker, als die innern, damit er sich, wenn er an den Bäumen auf- und abläuft, desto vester anklammern, und einhäckeln kann. Hiernächst sind diese Art Spechte auch darinnen, gleich denen Elstern und Fasanen, von andern Vögeln unterschieden, daß im Schwanz die mittelsten Federn die längsten sind; da hingegen bey andern Vögeln die äussersten Schwanzfedern länger, als die mittlern seyn. Diese ihre Schwanzfedern sind so hart und steif wie Fischbein, mit welchen sie sich an dem Baume sträuben und fortschieben können. Der Schwarzspecht hecket in holen Bäumen, dahinein er ein zirkelrundes Loch arbeitet, und hat gemeiniglich drey bis vier Junge. Er ziehet nicht weg, wie andere Vögel, sondern bleibet den Winter über da, und ernährt sich meistens mit Ameisen und Bienen. Er kann nicht leicht gefangen werden, wo man ihn nicht bey Nacht in seinem Neste ertappet. Doch wird er auch, wiewohl sehr selten, bey den Leimgestellen betrogen, indem er an solchen als dürren Wipfeln seine Nahrung suchen will, und also behangen bleibet.

2) Der **Grünspecht**, lat. Picus viridis, franz. *Pic verd, Picuerd*, giebt dem Schwarzspecht an Grösse wenig nach, und ist, zumal der Hahn, recht sittiggrün, und wie der Schwarzspecht, roth auf dem Kopfe; die Sicke oder das Weibgen aber ist nicht so schön grün, sondern etwas blässer, hat auch nicht so viel rothes auf dem Kopfe. Sonst ist dieser Vogel in allem an Gestalt wie der Schwarzspecht, suchet seine Nahrung auf solche Art, bringet auch also seine Jungen aus, und ziehet wie jener zur Winterszeit nicht hinweg. Man saget sonst von dem Grünspecht, daß er, wenn man ihm das Loch seines Nests verkeile, die Springwurzel zu höhlen pfleget; und müsse man nur, wenn man derselben habhaftig werden wolle, ein rothes Tuch unter den Baum breiten, da er denn solche Wurzeln fallen liesse.



Google

3) Der Bunt- oder rothen Spechte finden sich dreyerley Arten, so alle am Kopfe, der mit einer schönen rothen Platte gezieret ist, auch am Rücken und Flügeln schwarz, doch so, daß die schwarzen Flugfedern mit vielen weissen Flecken besprenget sind; der Bauch aber ist weiß, und unten, wo der Schwanz ansänget, am Ende des Bauchs, siehet man eben so schöne rothe Federn, als auf dem Kopfe zu sehen sind. Die erste Art von diesem Bunt- oder Rothspechte gleicht an der Grösse ungefehr einem kleinen Neuntödter; die andere aber ist nicht grösser, als ein Kernbeisser; und die dritte ist kaum so groß, als ein Feldsperling.

4) Der Blauspecht, welcher in Oesterreich Klener genannt wird, ist kleiner, als die vorigen, und etwann wie ein Eisvogel, an Farbe, sowohl oben am Kopfe, als am Rücken, und gar im Schwanze hinaus, graublaulicht; der ganze untere Leib aber von der Kehle an ist ziegelröthlicht oder wie ein rothes Band, das die Sonne ausgezogen, und so abfärbig worden, daß man kaum mehr merket, ob es roth gewesen oder nicht. Er hecket, wie jene, in hole Bäume, und suchet seine Nahrung auf denen Bäumen im Gewürme, ziehet auch Winterszeit nicht weg, sondern suchet alsdenn zu seiner Nahrung die todten Fliegen: weswegen er auch öfters in die Gebäude und Gemächer einkriechet, und ist auch auf dergleichen Art habhaft zu werden. Dieser Blauspecht gehet auf die Hanfkörner in die Meisenschläge.

5) Der kleineste unter allen aber ist der Grauspecht, sonst auch das Baumläuferlein, oder Baumkletterlein, der Baumreiter und Baumhacker, ingleichem Knieper, und weil er die Nüsse recht artig aufzuhacken weiß, der Nußbicker, oder Nußpicker genannt, lat. Picus Martis, franz *Piemard, Pieumard, Pimard, Grimpereau*; dieses Vögelein ist nicht grösser, als ein Weidenzeisig oder Zaunkönig; in Ansehung seiner Farbe aber von der Kehlen an, am ganzen Leibe hinunter weiß, am Kopfe und über den ganzen Rücken hin aber braunsprenklicht, nicht anderst, als die Waldschnepfen am Rücken zu seyn pflegen. Er ist den ganzen Tag nicht müssig noch stille, seine Nahrung zu suchen, welche ebenfalls im Gewürme bestehet, hat ein dünnes und vorne krummes Schnäbelein, und brütet seine Junge, deren gemeiniglich viere sind, auch in holen Bäumen aus. Er kommt im im späten Herbst aus dem Walde zwar in die Gärten, ist aber doch schwer zu fangen, wo man ihn nicht, wie die Buntspechte, nur zufälliger Weise mit Leimspindeln bekömmt, die man an den Stamm dicker Bäume halb Manns hoch stecket, und also drehet, daß sie fast am Stamme anliegen. Man möchte sie auch zur Zeit, wenn sie Junge haben, bey dem Loch, worinnen sie nisten, mit Leimspindeln bekommen können.

6) Der Mauerspecht ist etwas selten. Er hält sich in Städten und alten Mauren auf, allwo er sich von den darinnen heckenden Würmern nähret. Er ist

ist ein wenig grösser, als ein Sperling, hat einen langen Schnabel, und kurze Füsse, beyde schwarz, auf dem Rücken graue, am Hals und Bauche weißlichte Federn, und einen kurzen Schwanz. Das Fleisch der Spechte ist nicht gar zart, sondern etwas zähe, jedoch dabey noch von ziemlichem Geschmack, sonderlich im Winter, da sie am fettesten sind.

**Speckenten**, s. Ente, Peifsenenten.

**Speckmaus**, s. Fledermaus.

**Speisefische**, sind von weicher Art und dauren nicht lange nach ihrem Ausfischen; dahero sie viel geschwindere Vorsorge nicht nur zum Versetzen, sondern auch zum Verführen nöthig haben, als die Karpfen, grossen Hechte und andere Fische; wannenhero bald mit ihnen nach der Küche zugeeilet werden muß, daferne kein Abstehen erfolgen, der Koch solche lebendig in die Hände bekommen, und also zum Verspeisen zubereiten soll, welchemnach sie denn insbesondere den Namen Speisefische erhalten haben. Die Perschken sind die weichsten unter allen diesen sogenannten Wassercreaturen, dahero man nach ihnen, wenn sie nebst andern ausgefischet, und auf die Prackbank geschüttet worden, zuerst greifen, und selbige in Eymer, oder dergleichen hölzerne Gefässe, worinnen schon etwas reines Wasser befindlich ist, einlesen muß. Sind ihrer hierinnen genugsame, und anbey Tonnen zum Verführen vorhanden; so schüttet man diese Perschken erst noch in andere Fässer, spület solche mit klarem Wasser ab, und setzet sie endlich gemächlich in die Tonnen.

Die Quappen und Aalraupen sind von gleicher Zärtlichkeit, und müssen auch bald zuerst bewahret und eingesetzet werden. Kleine Hechte können mehr vertragen, als jene Speisefische. Solche thut man bey grossen Teichfischungen in besondere Tonnen alleine, sonst aber unter andere, nachdem sie gleichfalls abgespület worden. Denen Hechten folgen die grossen Carauschen, und Schleyen, welche beyde auch dauerhafter, als erstere zwey Sorten sind; doch ist die Schleye dießfalls der Carausche noch vorzuziehen. Man kann diese untereinander, oder auch jede Sorte besonders, in Tonnen setzen; wegen der Carauschen aber ist noch zu erinnern, daß diese in Hältern leicht fleckicht und schwammicht werden, weil sie keine Rundung im Leibe haben, sondern dünne sind, und sowohl bey dem Ausfischen als Tragen ein weit mehreres Drucken und Quetschen, als die Schleyen, erleiden.

Weißfische gehören auch hieher, davon die grösten zum Speisen, bey dem Fischen der Teiche, ausgesetzet bleiben. Solche sind zwar weicher Natur; weil sie aber nicht unter die guten zu zählen, sondern nur als ein geringer, schlechter Fisch, ja bey grossen Fischereyen als ein Schwein- und Hundefutter angesehen werden; so wird zuletzt an sie gedacht, und vielmahls das arme Volk damit versorget. Die kleinsten von jetzt genannten Fischen, so zum Verspeisen nicht groß genug sind, sollten billig, in Ansehung ihres zarten



Digitized by Google

zarten Wesens, den Vorzug haben, und bey dem Teichfischen zuerst in Eymer, Kannen und kleine Fässer, worinnen rein Wasser ist, gelesen werden. Sie sind aber vor den grossen Fischen, so sie bedecken, nicht bald zu finden; dahero wohl gethan ist, daß selbige möglichst durch die Waathmuschen gelassen, und nicht mit auf den Pracktisch gebracht werden. Was jedoch davon hieher kömmt, muß man bald in Gefässe thun, und in besonderes Wasser, bis nach geendigtem Fischen, setzen, sodenn aber wieder in die Teiche bringen.

Zum **Abfahren** der Speisefische gehöret, daß hierzu allemal die besten bespannten Wagen, der schwache Zug aber zur Karpfenfuhre genommen werde; denn diese stehen das langsame Fahren besser aus, als jene. Wenn die Wagen mit den Speisefischen, Karpfen, nebst Hechten zugleich an den bestimmten Ort ankommen; so müssen erstere allezeit vor denen Hechten und Karpfen behutsam abgeladen werden. Am besten ist es, wenn man das Fischfaß mit den Speisefischen oder Hechten bis neben denHáltern schaffen, und allda die Fische aus dem Fasse recht g linde in eine Streuschwinde, worein zuvor etwas Gras oder Stroh eingebreitet worden, schütten, und alsobald ins Wasser bringen läßt.

**Sperber**, lat. Nisus, Nysus, Accipiter, Fringillarius, franz. *Nise*, *Nyse*, *Eparvier*, *Epervier*, *Eprevier*, ist ein Raubvogel, welcher zwar kleiner, als der Habicht, aber demselben mit Horsten, Abstreichen, und Wegziehen in allem gleich kommt, s. **Habicht**. Den Nahmen **Sperber** führet eigentlich das Weiblein; denn das Männlein, so etwas kleiner ist, heisset man **Sprinz** oder **Sprenzgen**. Die besten sind die, so sich in den den hohen Gebirgen aufhalten. Sie sind braun auf dem Rücken, und haben auf der Brust schwärzlichte Flecken, wie die Krammetsvögel; einen kleinen runden Kopf, einen kurzen, dicken, dunkeln und ziemlich krummen Schnabel, mit einem weißgrünlichten Kreiß umgebene Augäpfel, einen länglichten und starken Hals, lange und spitzige Flügel, gelbe Fänge mit scharfen und spitzigen Klauen. Die Schultern der Flügel sind groß und breit, und die Schwingfedern sowohl als der Schweif, stark und schwarz. Sie sind sehr muthig, nisten gerne auf Tannen, und legen drey Eyer. So lange das Weiblein brütet, bringet ihr das Männlein den Raub zu. Und zwar sind ihr Raub vornemlich Rebhüner, die noch nicht vollkommen groß sind, wie auch junge Fasanen, Birk- und Haselhüner, an welchen sie vor allen andern Raubvögeln Schaden thun, weil sich die Sperber im Holze zwischen und um die Bäume sehr geschickt durchschwenken können. Die Sperlinge können sie auch recht gut fangen, und in Furcht bringen, und zum Baitzen derer Wachteln sind sie recht wohl abzutragen; daher sie auch von einigen **Wachtelhabichte**, die ganz grossen aber insbesondere **weißgesperberte Habichte**, oder auch **Ißländer** genennet werden.

**Ein guter Sperber** soll im Fluge schnell, im Fangen geschick-

schicklich, im Wiederkehren willig seyn, und sich auch gerne häublen, aussetzen, abnehmen und äsen lassen. Sie werden getragen, aber nur auf Feldhüner, Wachteln, Lerchen und kleinere Vögel, und bisweilen aber auch wohl zum Hasenbäitzen gebrauchet. Sie sind von gutem Gedächtniß, und so ihnen Verdruß geschiehet, setzen sie allen Gehorsam auf die Seite, und wollen vielmehr mit Liebe als Furcht gehalten seyn. Ihrer besondern Tugenden halben sollen sie das Privilegium haben, daß, wo unter vielen Falken ein Sperber mit zu Markte getragen wird, die andern alle mit ihm zollfrey durchgehen. Wie man sich des Sperbers bediene, die Emmerlinge zu fangen, davon s. **Emmerlinge.**

**Sperber, Sperbergarn**, franz. *Eprevier*, heißt bey der Fischerey eine Art von Garnsäcken, welche fast die Gestalt der sogenannten Reussen haben, und nachdem sie zu grössern oder kleinen Fischen gebraucht werden sollen, aus weitern oder engern Maschen bestehen.

**Sperberbaum, Sperbaum, Speerbaum, Sperbeerbaum, Sperbirnbaum, Sporapfelbaum, Escheritzenbaum, Speyerlingsbaum**, lat. Sorbus Sativa, franz. *Cormier*, ist ein Baum, der sowohl in den Gärten zur Zierde, als in denen Feldern und Wäldern gefunden wird; wie man ihn also antrift in dem Herzogthum Würtemberg und denen angrenzenden Landen. Seine Blätter bestehen aus 7 bis 8 Paaren, geendet mit einem einzeln, die alle an einem Stiel stehen. Es ist wahr, daß sie vieles denen an dem Eschen- und Vogelbeerbaum gleichen; aber man halte diese dreyerley Blätter zusammen; so wird man an dem Sperberbaumlaub sogleich bemerken, daß es gegen das Eschenlaub viel schmäler, auf dem Rücken weißlicht, und in seinem Umfang eingekerbet ist; und da die Blättlein an dem Vogelbeerbaum meistens ganz bis auf deren Stiel gekerbet sind; so laufen hingegen diese zarte Einschnitte an dem Sperber nur von oben herein bis auf das halbe Laub.

Es blühet dieser Baum weiß, krauselicht. Auf diese Blüte erscheinen länglichte, oder auch runde Früchten, die man nach ihrer Gestalt ganz gut in Aepfel und Birn eintheilen kann; daher sie auch der gemeine Mann hier zu Land entweder Aepfel- oder Birnsperbel nennet. Sie sind bald grösser, bald kleiner, wie alle andere Baumfrüchten von einer Art, je nachdem der Baum in einem guten Boden stehet oder gewartet wird.

Gegen dem Herbst werden diese anfänglich grüne Früchten gelb, und diejenige, so aussen an denen Aesten und gegen der Sonne stehen, bekommen auf einer Seite eine schöne rothe Farbe. So lieblich aber die Farbe von aussen, so rauh, herbe und von einem bittern und zusammenziehenden Geschmack sind solche, daß man sie als Vexierobst auf die Tafel stellen kann, und in diesem Zustand sind sie in der Medicin dienlich, den Blutfluß und Durchlauf zu stillen. Ob sie gleich gerne

auf dem Baum hangen bleiben, bis sie braun und mithin teig geworden; so werden sie doch im Herbst beyzeiten abgenommen, weil sie vielen Nachstellungen unterworfen sind. Man hänget sie sofort Büschelweiß auf, oder leget sie eine Zeit lang auf Stroh, da sie dann bald teig und mürbe werden, und zum essen taugen. Sie schmecken gut, wer sie essen mag. Man bereitet daraus einen Saft und Latwerge, man dörret sie, u. s. w.

Die in das Wasser gelegte Sperber geben ein mittelmäßig Getränke. Wann man aber dieser Früchten in Menge hat, und das Wasser weglassen kann; so sollen sie einen stärkern Cider, als der von den Aepfeln, geben. Die Kraft und Wirkung dieser Frucht S. in **Tabernemont. Kräuterbuch.** S. 1427.

Der Sperberbaum wird nicht allein hoch, und nach dem er an einem ihm tauglichen Ort stehet, zu einem ziemlich grossen Baum, sondern er breitet auch seine Aeste weit um sich her, wann er frey stehet. Wiewohl er etwas langsam wächset; so tauget er doch zu Schlagholz, und wegen seiner angenehmen Blätter und Früchte in die Alleen. Seine Rinde ist an jungen Bäumen glatt und von bleichgelber Farbe, und wächset sehr gerne auch an kalten Bergen und im steinigten Grunde.

Das Holz ist hart und vest und dienet zu Verfertigung mancherley Hausgeräthes. Es suchen solches die Tischer zu einzulegenden Arbeiten und Einfassungen ihrer Hobels; die Büchsenmacher zu Flintenschäften; die Drechsler und Müller zu Spindeln und Zähnen. Besonders ist es dienlich zu Schrauben in Pressen und Keltern, zu allerhand Walzen u. s. w. Ob dieses Holz, wann es in die Kornhaufen gestecket wird, die Kornwürmer nicht aufkommen lasse, ist von uns niemalen probieret worden.



Die **Fortpflanzung** dieser Bäume geschiehet durch Setzlinge, oder durch gesammelten Saamen. Dieser ist platt, braun, in der Grösse eines Birnkerns. Es finden sich in einer Frucht, die jederzeit 5 Saamengehäuse hat, 2 bis 5 Körner, so mit einer zähen Haut umhüllet sind.

In Italien sind sie sehr gemein, woselbst auch verschiedene Species und vielerley Abänderungen angetroffen werden, die man durch Ausstreuung des Saamens ganz wohl erzielen kann. Es geschiehet dieses am besten auf folgende Weise: Man säet den Saamen im Frühjahr in ein temperirtes Mistbeet, hält die Pflanzen vom Unkraut rein, und begiesset sie bey trockenem Wetter; man vergesse aber nicht, denenselben freye Luft zu lassen, damit sie sich nicht zu stark treiben und verderben. Gedachtes Mistbeet wird nur allein zu dem Ende gemacht, damit dardurch das Aufgehen des Saamens befördert werden möge. In diesem können sie bis um die Mitte des Merzen im folgenden Frühjahr bleiben, wo man sofort ein warmes und leichtes Stück Feld zurechte machen muß, um sie darein Reihenweise, je 2 Schuh weit von einander,

ander, verpflanzen zu können. Da sie gar gerne lange Stechwurzeln bekommen; so hebe man solche mit Sorgfalt aus, und bringe sie bald möglichst an die ihnen angewiesene Stelle, daß die Wurzeln nicht trocken werden. Man halte sie den Sommer über vom Unkraut rein, und lege im Winter, zur Beschirmung ihrer Wurzeln, oben auf die Erde etwas Geströde. Im Frühling kann man um ihre Stämmlein den Boden etwas aufgraben, und das Geströde darunter mischen. In dieser Baumschule können sie 3 bis 4 Jahre stehen bleiben, hernach dahin gesetzet werden, wo ihre bleibende Stätte seyn soll. Die beste Pflanzzeit ist im Merzen kurz zuvor, ehe sie zu treiben anfangen. Und obwohlen wir solche öfters an kalten Bergen und auch auf steinigtem Grunde wild wachsend finden; so ist es ihnen doch zuträglicher, wann der Boden warm ist, und so lieget, daß denen Setzlingen die kalte Winde nicht schaden können. Solchergestalt werden sie gut fortkommen und in wenigen Jahren Früchte bringen. Da aus denen von Saamen erzogenen Bäumen zerschiedene Früchten hersürkommen; so kann man von der verlangten Sorte pfropfen und oculiren, oder sie auf Wildlinge ihrer Art versetzen, die man hier und da in denen Waldungen findet. Dieß ist der eigentliche **Sperbaum**. s. a. **Ebreschenbaum, Elsebeerbaum**. Man hat aber noch einen andern Baum, der genennet wird:

**Der wilde Sperberbaum Arlsbeerbaum, Arlesbeerbaum**, latein. Sorbus torminalis, franz. *Alisier*. Diesen muß man bey den meisten Pflanzkundigern, z. Ex. bey **Caspar** und **Johannes Bauhinus**, bey **Tournefort**, **du Hamel**, **Haller** u. s. w. unter dem Geschlecht Cratægus nachsuchen.

Unser Arls- oder Elsbeerbaum hat einwärts ausgeschnittene Blätter, so daß rings um das Blatt fast allezeit sieben grosse spitzige Zähne stehen, und aussen herum fein gezahnet sind (folio septangulo). Sie haben einige Gleichheit mit denen Blättern des Ahorns, nur daß sie kleiner sind. Andere vergleichen sie dem Rebenlaub oder Wasserhollunder, wie **Zwinger** und **Aldrovandus**. **Herr von Heppe, Kuhn** und **Käpler** haben sie als bekannte Dinge, nach ihrer Figur zu beschreiben, mit Stillschweigen übergangen.

Die Gestalt der Blüte, so mit dem Knospenlaub mancher Orten erst im späten Mayen zum Vorschein kommt, ist bey nahe der am Vogelbeerbaum gleich, nur daß sie nicht so gar weiß, und etwas braunborstig aussiehet. Die Büschel- oder Traubenweiß wachsende länglichte Beere, werden im Herbst bräunlicht. In jeder stecken meistens 2 länglichte und braune Saamenkörner.

Von dem Wachsthum und Stärke dieses Baums sind die Forst- und andere Scribenten nicht einerley Sinnes. Ihre Aussage wird aber wohl zu vereinigen seyn, wann man den Boden, die Lage und das Clima in reife Ueberlegung ziehet. In denen

denen **Herzogl. Würtembergischen Waldungen** wächset dieser Baum hin und wieder so stark, daß man **Kelterspindeln** daraus verfertigen kann. Es kommt nur darauf an, daß er an einem guten Ort stehet, und in seiner Jugend nicht zu viel Ungemach erleiden müssen. Junge Bäume bleiben ziemlich lang mit einer glatten Rinde bedeckt. Das Alter bringt Runzeln.

Es suchen dieses Holz die **Drechsler** und **Schreiner**, weil es sich wegen seiner Härte sehr glatt arbeiten läßt. Ob schon **Herr du Hamel** vorgiebt, daß es keine Farbe habe; so findet man es doch öfters schön gestreift, von röthlichtem Ansehen oder brauner Farbe. **Herr Kuhn** schreibet daher aus der Erfahrung: Es ist ein solch hartes Holz, daß man bey dem Abhieb des Baumes seine Härte merken kann, indem, wann man über den weissen Umkreis inner der Rinde, auf das bräunlichte Holz hinein kommt, dasselbe solchergestalt hinwegspratzet, daß es keinen grossen Spahn giebt. Dieses Holz ist demnach zum Brennen zu kostbar, hingegen zu Schreinerarbeit desto nützlicher.

Obgleich dieser Baum häufig in Wäldern aufgehet, stark von der Wurzel ausläuft, und wenn er in Zeiten gehauen worden, aus dem Stock wieder ausschläget; so wollen wir uns doch nicht auf die Selbstbesaamung verlassen, sondern zur Herbstzeit die braune Beere sammlen (welche oft sehr lange hangen bleiben), und sie auf einen hierzu bereiteten Platz aussäen. Wann gedachte Beere verfaulet sind; so gehen die Körner gewiß an (man kann sie aber auch vorhero zerquetschen), der Saame wird unfehlbar unter allem Holz anwachsen. Zur Noth lässet er sich in allerhand Boden anziehen, er mag seyn wie er will; doch ist jedem begreiflich, daß er in einem guten schneller, als in einem schlechten gedeyhet. Er kommt auch gut fort im Schatten, unter Eichen und anderm Laubholz. Man kann sich also desselben bedienen, um die leeren Plätze in denen Hölzern mittlerer Grösse damit zu besetzen. Er ist, wie **Herr Döbel** behauptet, denen Gehauen nicht schädlich, sondern auf denen Schlägen wohl zu dulden, weil er nicht sonderlich verdruckt. Ingleichem tauget er auch zu Schnaitelbäumen, weil er viele Aeste treibet und dabey schnellwüchsig ist. s. a. **Arlesbaum**.

In Absicht desselben Beere, ist der Nutzen folgender: 1) da sie theils nach Michaelis reif, und wie die Mispeln und Sperber, teig werden; so bringet man sie zu Kauf auf die Märkte, und werden von vielen Menschen mit grossem Appetit genossen. Bey dem Abbrechen derselben auf alten Bäumen, hat schon mancher sein Leben gewaget, weil die Aeste bey dem Biegen wie Glas springen. 2) Wenn es keine Vogelbeere giebt; so sind sie zu dem **Einbeeren** sehr gut, indem die Weindrosseln und Kramsmetsvögel sie ungemein lieben. 3) Sie sind anmuthig säuerlich, doch zusammenziehend, und werden wieder den Bauchfluß sehr gerühmet. Man kann sie auch auf-

ausdorren, und zum dienlichen Gebrauch verwahren. Einige räuchern sich mit denen gedörreten Beerstielen, und finden davon Linderung im Zahnweh. 4) Gehören sie mit zur Mast.

**Sperbergarn**, s. Sperber.

**Sperling, Spatz**, lat. Passer, fr. *Passereau, Moineau, Guillery*, ein kleiner Vogel, wovon es vier Arten giebt. **Hof**= oder **Haussperlinge**; **Feldsperlinge**; **wilde** oder **Wald**= und **Holzsperlinge**; und **Rohrsperlinge**. Von den beyden letztern Arten s. **Waldspatz** und **Rohrsperling**. Sie sind so bekannt, daß sie keiner Beschreibung bedürfen. Nöthiger ist es, Mittel zu ihrer Ausrottung vorzuschlagen, da sie aller Orten, im Feld und in denen Gärten den grösten Schaden anrichten. **Peter Kretschmar** in seinen **öconomischen Vorschlägen**, welche zu Leipzig 1744 heraus gekommen, hat ausgerechnet und gezeiget, daß in einem Lande von 100 Städten und 4000 Dörfern, jährlich die Sperlinge 4,400,000 Thlr. kosten, wenn man auf jede Stadt 1000 Sperlinge, und auf jedes Dorf jährlich 500 rechnet. Es können aber junge und alte auf folgende Art ausgerottet werden: Wenn man Sperlinge ausnimmt; so muß das Nest allezeit gänzlich zerstört werden. Denn wenn man dasselbe nur herunter schmeißt, und es auf der Erden, wo es hingefallen ist, liegen läßt, so wird den Sperlingen ein grosser Theil Zeit und Arbeit in Zusammentragung der Materialien zu Erbauung eines neuen Nestes erspart. Die alten, welche sich in der Nähe befinden, gehen unmittelbar darauf wieder zu Werke, und tragen ein Stück nach dem andern wieder weg, bis sie das Nest wieder an seinen vorigen Ort, oder an eine sicherere Lage gebracht haben. Daher ist es am besten wenn man die Nester derselben verbrennt. Da aber viele von diesen verschlagenen Vögeln auf sehr hohe Bäume und Häuser bauen; so kann man nicht leicht zu ihren Nestern kommen. Und auch in niedrigen Oertern stecken zuweilen ihre Nester so tief darinnen, daß man nicht mit der Hand hinzukommen kann. In diesem Falle ist das **Sperlingsnetz** nöthig.

Dieses **Netz** hält ein Mann in seinen Händen, entweder des Morgens sehr frühe, oder des Abends sehr spät, wenn die alten Vögel in ihren Nestern sind. Und wenn das Nest so hoch ist, daß man von der Erde nicht hinauf reichen kann; so nimmt man eine Leiter, und lehnt sie an die Häuser, Scheunen, Taubenhäuser, und dergleichen Oerter, wie auch an die Getreidfeimel und Heuschober, bey welchen es besser seyn würde, wenn sie mit Stroh gedeckt wären. Wenn nun das Netz dicht angelegt ist; so klopfet man, und machet einen Lerm, wodurch sie heraus, und ins Netz zu fliegen genöthiget werden. Auf solche Art kann man eine grosse Menge Sperlinge, sowohl im Sommer als im Winter vertilgen. Man kann auch dabey ein Fangkefig halten, mit welchem man, wenn man mit einem andern Sperlinge versehen ist, der zum Lockvogel dient,

dient, ihrem Geschlechte auch Abbruch thut.

Ferner kann man ihnen Fallen stellen, welche auf einen Baum, Hecken, oder Mauer gesetzt werden. Diese Fallen können auf folgende Art gemacht werden: Man nimmt vier Mauerziegel, welche man auf die schmale Seite solchergestalt setzt, daß sie ein Viereck formiren, und fast zusammen schliessen. Nachgehends stellt man oben drüber einen andern viereckigten Ziegel, vermittelst zweyer oder dreyer Stäbgen auf, welche man inwendig anbringt. Wenn man nun ein wenig Getreyde auswendig um die Falle herum, und innwendig hinein streuet; so werden die Sperlinge dadurch angelockt, sich auf ein aufgestelltes Stäbgen zu setzen, welches sie losdrücken, und sich, indem der Ziegel zuschlägt, fangen. Hierzu kann man noch die Leimruthen setzen, welche auf den Platz, wo die Sperlinge gemeiniglich sitzen, oder nahe bey denselben gelegt werden.

Jedoch halten andere unter allen Arten, die Sperlinge auszurotten, das Schiessen vor die beste. Denn 1) ihre Nester zu zerstören, und die Eyer wegzunehmen ist nicht hinlänglich, weil man die Nester nicht alle finden kann, und zu den meisten schwer zu kommen ist; und sie auch gleich wieder andere bauen. 2) Sie durch Netze zu fangen, macht sie gar zu scheu und achtsam; 3) Sie bey der Nacht in Viehställen, oder andern Orten, wo sie ihr Nachtlager nehmen, zu fangen, indem eine Person sich in einen Winkel mit einem bedeckten Licht stellt, damit nur ein kleiner Theil erleuchtet wird, die andere Person die Sperlinge mit einer Stange austreibt, und eine dritte sie hascht und ergreift, ist zu mühsam, und kommt nichts viel dabey heraus; so wie auch 4) bey dem Fang derselben mit den Netzen im Winter u. s. w. welches alles bey dem Schiessen nicht ist.

Es wird aber hierzu erfordert: 1) eine Büchse von ziemlich grossem Caliber, und kleiner Schrot, den man aber ja nicht zu sparsam nehmen muß; 2) muß man für die Sperlinge eine lange Reihe Spreu und darüber dünn Korn streuen. Diese Reihe muß 10 bis 12 Ellen lang seyn. Sie kann 20 oder mehr Ellen von der Thür, oder dem Ort, woraus man schiessen will, angefangen werden, nachdem die Büchse den Hagel wirft. An dem nächsten Ende muß sie eine viertheil Elle breit seyn, in der Mitte drey Viertheil, und am weitesten Ende 2 Viertheil. Im Winter, wenn es nur kürzlich geschneyet hat, und alles bedeckt ist, und die Misthaufen unter dem Schnee zugedeckt sind, machet man Anstalt, daß einen halben Tag, etwa den Vormittag, kein Stall reine gemacht wird, und die Schweine nicht heraus kommen. So kann man einen oder zwey gute Schüsse thun, von denen man meistens alle Sperlingsarten bekommt.

Die schädliche graue Sperlinge können im Sommer 8 oder 14 Tage vor, und 8 Tage nach Johannis vermindert werden, da

da die Jungen nur erst ausgeflogen sind, denn da sind sie am meisten gefrässig und am wenigsten scheu, sich auf das gestreute zu sammeln. Die gestreute Reihe wird am besten in einem Garten gemacht, besonders wann die Alten drey Wochen oder einen Monat vorher sich gewöhnet haben, mit den Küchlein und jungen Enten daselbst zu fressen. Ein rein gemachter Gong ist bequem dazu, vornemlich wenn auf einer oder beyden Seiten daran Zuckerschotten gesäet sind, damit die Sperlinge sich unter das Schottengesträuch begeben können, und nicht fortfliegen dürfen, wenn sie von einem vorbeyfliegenden Raubvogel erschreckt werden. Jeden zweyten oder dritten Tag kann man schiessen, nachdem sie wohl auf die gestreuete Atzung gewöhnt sind, und sich häufig dabey versammelt haben, aber nicht eher, und man darf nicht fürchten, daß nicht die Sperlinge, die einmal da sind genähret worden, mit grösserer Gesellschaft wieder kommen sollten, auch nachdem man schon zu schiessen angefangen hat. Solchergestalt kann man auf einen Schuß 40, 50 bis 60 bekommen. Aber eher, als zuletzt im Brachmonat, oder im Anfang des Heumonats, muß man keinen Schuß an weniger, als 20 wenden. Bekommt man diese ganze Zeit über 300 Sperlinge; so wird man in der ganzen Zahl kaum 10 bis 12 alte Hähne finden, ob ihrer wohl nach Proportion wenigstens 55 seyn müssen. Denn, wenn man von diesen 300 Sperlingen 12 alte Hähne, und eben so viel alte Sicken, welche den jungen völlig ähnlich sehen, abziehet; so bleiben 176 Junge übrig; rechnet man von diesen 5 auf eine Brut, so kommen 55 Bruten heraus, welche eben so viel alte Hähne erfordern, obwohl nur 12 von selbigen geschossen werden. Die Ursache ist, allem Ansehen nach, daß die Alten vorsichtiger sind, sich schiessen zu lassen, als die Jungen, und eben deswegen soll man mit dem Schiessen bis nach der Mitte des Sommers verziehen, da die Junge ausgewachsen haben, und nur erst ausgekrochen und noch nicht schlau sind.

An manchen Orten werden zwar die Sperlinge auf verschiedene Weise zur Speise bereitet, aber von vielen weder für delicat noch gesund gehalten, in Betrachtung, daß ihr Fleisch trockne und wärme, wie der meisten andern kleinen Vögel ihres, dem Menschen keine gute Nahrung noch Geblüte gebe und mache, sondern den Leib versperre, zur Dörrsucht disponire, und zur unmäßigen Liebesbrunst anreitze; doch mögen die fette junge Sperlinge denen magern Alten, und welche erst von einer Krankheit genesen sind, wohl mehr nützlich seyn, worzu insonderheit die Brühe davon, weil sie den Leib anfeuchtet, und den Bauch erweichet, gelobet wird. Doch soll dieser Vögeln Fleisch wider die fallende Sucht, Trommelsucht, Lendenstein und Gliederkrankheit ein Hülfsmittel seyn.

Der Spatzenmist oder Koth ist, so er warm nach dem Abfallen von den Vögeln bald über die Haut gestrichen wird, eines der besten Mitteln vor die

Sommerflecken. Er soll auch mit Oel aufgewärmet, allerley Zahnschmerzen, so er in das Ohr der schmerzhaften Seite geflösset werde, kräftiglich lindern; und mit Schweinenschmalz ausgestrichen, die Hauptsucht benehmen, gleichfalls Haare, an dem Ort, wo solche ausgefallen, wieder wachsend machen. Zu welchen einige noch setzen, daß dieser Koth in Weine getrunken, der Mannheit zuträglich; mit Speichel zerrieben und so auf den Magen geleget, solchen sehr stärke, und das Erbrechen hemme, pulverisirt aber, wie der Mäuse Koth, laxire, und den verstopften Leib öfne. Die Gebeine von einem Sperling, schreibt Doct. **Roschwitz** in seiner **vollständigen Apothecke**, kommen in das epileptische hispanische Pulver. Ueber dieses soll der Sperling, sonderlich aber das Geschlechte, so **Zaunschlieferlein** heissen, roh mit Salz verschlucket, oder zu Aschen verbrannt, und ein jedesmal ein Quintlein davon in Petersilienwasser oder Meth, vornemlich zur Herbst- und Frühlingszeit eingenommen, den Menschen vor dem Nieren- und Blasenstein sicherlich präserviren, auch sonst zu jederzeit den schon lang verhaltenen Urin zuverlässig befördern; welches alles auch eben so kräftig prästiret, wenn man ein solches Vögelein sonder Blutvergiessen erstlich rupfet, hernach ausnimmt, mit Petersilie, Salz, gepülverten Wachholderbeeren und Ligno nephritico oder Grießholz befüllet, alsdenn mit Rheinwein in einem wohl zugedeckten Hafen kochet, dem Patienten etliche Morgen früh nacheinander nüchtern zu essen, und den erkühlten Wein davon zu trinken giebt.

Spermata, s. **Pappel.**

**Spiegel**, wie er zum Lerchenfang gebraucht wird. s. **Lerchenfang.**

**Spiegelenten**, s. **Ente.**

**Spiegelgarn**, Spiegelnetze, spiegelichte Netze, sind eine Art von Jagdnetzen, so aber eigentlich nicht zum Fangen, sondern nur zum Abhalten und Abwehren des Wildes gebrauchet werden. Die Maschen oder Schmasen sind so groß, als an den Saunetzen. Die Leinen sind in der Stärke, wie die hohen Tücherleinen. Bey jeder Furkel muß eine Windleine seyn. Ein solches Netz stellet so lang und so hoch, als ein Tuch, und hat man derselben bey theils Herrschaften sechs oder acht Stücke, welche bey fünf bis sechs Schuh weit von den Tüchern, so weit der Lauf der Schweinshatze gehet, gestellet, und die Furkeln dieser Netze mit den Furkeln der Tücher, vermittelst der Windleinen, so nicht länger, als vier Ellen seyn dürfen, veste zusammen gebunden werden, solchergestalt, daß, wenn ein ganzer Rudel wilder Schweine im Hetzen angelaufen kommen, und durchbrechen wollen, die dahinter postirte Bauren mit Prügeln und Gabeln dieselben zurück treiben können. Es müssen aber diese Spiegelgarne sehr steif angezogen werden, damit man sich im Fall der Noth an denselbigen in die Höhe schwingen kann, um dem erhitzten Anlaufe der hauenden Schweine zu entgehen. s. auch **Prellnetz.**

Spiegelichte Netze, s. Prellnetz, Spiegelgarne.

Spiegelkarpfen, s. Karpfe.

Spiegelleine, heißt bey den Vogelstellern die Leine, welche an dem bey dem Lerchenfang gebräuchlichen Spiegel bevestiget ist, und womit sie denselben, so, wie es ihnen gut dünket, drehen und wenden können. s. Lerchenstreichen.

Spiegelnetze, s. Spiegelgarne.

Spielhahn, Grügelhahn, lat. Grigallus, Tetrax, ist ein Vogel, dessen es zwey Arten, giebt, grosse und kleine. Die grössere Art wird lat. Grigallus major, und im Deutschen ein Birkhahn genennet, und ist so groß, wie eine Gans, hat einen glatten Kopf, und einen krummen, ungleichen und schwarzen Schnabel, davon am gehörigen Orte weiter nachzusehen. Die kleinere Art aber, lat. Grigallus minor, und im Deutschen eigentlich Spielhahn, oder Grügelhahn genannt, ist einem Rebhuhne gleich, jedoch viel dicker. Beyde nähren sich mit Körnern und Früchten, und sind treflich wohl zu essen. Ihr Fleisch ist zart und wohl verdaulich; sie fallen in warmen Ländereyen ein, und halten sich an düstern Orten auf. Da sie viel flüchtiges Salz und Oel führen; so eröfnen sie, und sind gut vor das Reissen in den Lenden.

Spierapfelbaum, ist ein Baum, der unter das laubtragende Holz gehöret, und mit dem Quitschenbaum in allen Stücken eine grosse Aehnlichkeit hat. Nur wird der Stamm höher, stärker und weit älter, und wächßt auch viel langsamer. Das Holz ist besser zum Brennen und Verkohlen. Er kömmt nicht häufig in den Forsten vor. Die Früchte haben gleich den Elzebeeren einen herben Geschmack.

Spiesse, der Hirsche, s. Geweyhe, Spiesser.

Spiessen, der Leinen, s. Leinen anbinden.

Spiesser, Spiessert, Spießhirsch, lat. Subulo, Cervus bimus, franz. *Daguet*, wird ein schlechter oder junger Hirsch genennet, der sein erstes Gehörne noch träget, oder nur 2 Spiesse aufgesetzet hat, ohne andere Enden. s. Hirsch, Hirschkalb, Kalb, Geweyhe.

Spiessert, s. Spiesser.

Spießhirsch, s. Spiesser.

Spießlerche, Krautvögelein, eine Art Lerchen, grauer Farbe und schmächtig. Sie liegen gerne an den Rändern, wo sie auch ihre Jungen ausbrüten. Sie geben nur einstimmigen Laut, fallen in die Kraut- und Kohlfelder, und kommen unvermerkt weg. s. Lerche.

Spillbaum, s. Faulbaum, Schießbeerholz, Spindelbaum.

Spindelbaum, Spillbaum, Hahnehödlein, Hahnehütleinsbusch, Pfaffenholz, Pfaffenhödlein, Pfaffenhütlein, Pfaffenmützen, Pfaffenröslein, Zweckholz, lat. Evonymus, Anonymus, Evonymus vulgaris granis rubentibus, Carpinus, Tetragoni-

nia Theophrasti, Fusanus, franz. *Fusain, Bonnet de Prêtre*, ist eine Art von Buschholz, welches gerne an Hecken, Zäunen und Gräben wächset, selten in hohen Gebürgen, sondern nur in Vorbergen und Feldhölzern. Seine Blüten sind weiß, von widrigem Geruch, und ein viereckigtes, hochrothes Behältnis hat die orangelben Saamenkörner in sich. Es kommt dieser Baum zu einer ziemlichen Stärke, und wenn er im 6, 8 oder 10ten Jahre abgehauen wird; so treibt er ziemlich frischwachsende Stammloden. Das Holz ist vest, gelblich, und zu feiner Drechslerarbeit, besonders Spindeln, woher die Staude auch den Nahmen führet, geschickt; gleichwie es auch **Zweckholz** heisset, weil sich die Schuhmacher desselben zu Pflöcken oder Zwecken in die Absätze bedienen. Wegen seiner zähen Vestigkeit kann es auch zu Ladestöcken für das Gewehr gebraucht werden; übrigens dienet es zu Waasen und Feuerholz. Von dem Stamm, der eine graue zähe Rinde hat, und 4 bis 5 Zoll, selten aber drüber stark wird, werden die besten Reißkohlen gebrannt. Die Früchte, oder Beeren, welche sich den Hoden eines Hahns vergleichen, resolviren und erweichen, und purgiren über sich und unter sich. Die Blätter sammt der Frucht sind den Ziegen und Schafen tödtlich, wo sie dieselben nicht zum wenigsten von unten und von oben purgiren. Wenn ein Mensch der Früchte 3 bis 4 verschlinget; so wird er davon purgiren, und sich brechen. In Lauge abgesotten, und das Haupt damit bestrichen, tödten sie die Nüsse und Läuse auf demselben, und heilen auch die Krätze; das Haar aber färben sie gelb. Die Blätter und Früchte dieses Spindelbaums führen viel Oel, fixes und wesentliches Salz bey sich. Sonst geben auch wohl einige dem Faulbaume, ingleichem der Rüster, und dem Schießbeerholze (davon am gehörigen Orte weiter nachzusehen) den Namen **Spindel-** oder **Spillbaum.**

Spineolus, s. **Schlehendorn.**

Spinetum, s. **Dorn.**

**Spinnwebengarn**, ist eine Art von einem hohen Netze, womit man den Rebhühnern, und andern Vögeln nachzustellen pfleget. Es giebt derselben entweder **einfache** und **doppelte**, oder **dreyfache**. Die **einfachen** haben Ринken, welche in einer Seime laufen, und sind etwan achtzig oder hundert Schuh lang, und sechszehen oder achtzehen bis zwanzig Schuh hoch. Die **doppelten** und **dreyfachen** sind wie die **Steckgarne** beschaffen. Dieselbigen werden mit Stangen hoch aufgerichtet und gestellet, nach Gelegenheit, so viel derselbigen vorhanden, ohngefehr kurz vor der Dämmerung, wenn sich Tag und Nacht scheidet; alsdenn werden die Hühner gesuchet, und aufgetrieben. Diese Garne kann man zu allerley Sorten von Vögel, grossen und kleinen gebrauchen, und werden auf einerley Art gestellet; nur daß sie zu den wilden Enten, Schnepfen und Rebhühnern, etwas stärker, als zu kleinen Vögeln, seyn müssen. Sonderlich kann denen Wachteln, sie seyn verschlagen oder nicht, fast

fast auf keinerley Weise besser Abbruch geschehen, als wenn nur noch einzelne Frucht stehet; da stellet man diese Gärnlein, so viel derer vorhanden, macht eine Schnure mit Lappfedern, und untermengten Schellen, diese Schnure ziehen ihrer zwey allmählich nach dem aufgerichteten Garn. Wenn nun die Wachteln dem Schellengeräusche entfliehen wollen; so fallen sie in die Garne. Und so wird es auch auf Wiesen in langem Grase gemacht.

**Spint**, s. **Splint**.

Spinus, s. **Zeisig**.

Spinus albus, s. **Weißdorn**.

**Spionhund**, ist eine Art von Hünerhunden, und muß er auch gut revieren und suchen, als ein Hünerhund, nur daß man ihn gewöhnet, kurz zu suchen. Er muß aber auch billig rein dressiret seyn, nur daß man ihn nicht vollkommen zum Vorstehen halten kann, weil man ihn sowohl im Holze, als Felde suchen, auch wohl einen Hasen mit jagen läßt, und besonders, daß er die Fasanen, wo etwan wilde vorhanden sind, auf und zum Baume jage, und vor selbigen stehe und verbelle, daß sie also vor ihm zu schiessen sind, oder daß er auch in langem Getreide, da man selbiges nicht allemal übersehen kann, die jungen Hüner, Fasanen oder Wachteln aufjage, und man selbige vor ihm schiessen könne. So muß er auch ferm apportiren; und gehet es also mit dem Spion vor der Flinte zu suchen, und dergleichen Federwildpret, wie gedacht, zu schiessen, überaus gut und geschwinde von statten. Uebrigens läßt sich auch der Spionhund im Wasser und überall gebrauchen. Sonst aber wird selbiger von einigen auch der Fasanenbeller oder Fasanenhund genennet. s. a. **Fasanenhund**, **Spürhund**.

Spiræa Theophrasti, s. **Mehlbaum**.

**Spirschwalben**, s. **Schwalbe**.

**Spitzschwänzichte Enten**, s. **Ente**.

**Splint**, **Spint**, lat. Alburnum, franz. *Aubier*, *Houbier*, ist derjenige Theil, so sich zwischen der Rinde und dem harten Holz eines Baums befindet. Wenn man von einem Baum die Rinde völlig hinwegnimmt; so siehet man das Holz. Dieses ist ein vester Körper, der den Bäumen zur Stütze und Erhaltung dienet. Daher auch einige Naturforscher gesagt, daß Holz sey bey den Bäumen dasjenige, was die Beine bey den Thieren wären. Man unterscheidet den holzigen Cylinder, welcher den Haupttheil vom Stamme und den Zweigen macht, in **vollkommen** ausgewachsenes Holz und in den **Splint**. Der **Splint** ist ein mehr oder weniger dicker Creis von **unvollkommenem Holze**, welches unter der Rinde liegt, und das eigentlich sogenannte Holz umgiebt. Wir bemerken, daß a) die Holzlagen weich sind, ehe sie zu vestem Holze werden; b) daß sie nicht auf einmal von der Weiche, die sie anfänglich haben, in die Härte des vollkommenen Holzes übergehen. c) Daß sie die vollkommene Härte, deren sie fähig sind, erst nach vielen Jahren bekommen. d) Daß in einem jungen Baum alle Holzlagen, nemlich die sehr sichtbare



Digitized by Google

Holzlagen, die den jährlichen Zuwachs anzeigen, von ungleicher Stärke, Härte und Dichte seyen. e) Daß die innern die härtesten, und die äussern die weichsten sind. Die Verhärtung der Lagen geschiehet also stuffenweise, und von der weichsten Holzlage, bis zur härtesten, findet man einen unvermerkten Fortgang. Nur gleich bey dem ersten Ansehen, erblicket man einen sehr merklichen Unterschied, und diese Verschiedenheit in der Dichte machet die Ungleichheit zwischen dem Holz und dem Splint. Wenn, zum Exempel, eine Eiche quer durchgeschnitten wird; so siehet man unter den innersten Rindenlagen einen mehr oder weniger dicken Circul von weissem, weichen und leichten Holze. Und dieses ist der **Splint**, der das vollkommene Holz umgiebt, welches ganz leicht durch seine Dichte, Schwere und Farbe zu unterschieden ist.

Da die Natur niemals einen Sprung macht, sondern alles nach und nach bewerkstelliget; so hat man sich nicht zu wundern, daß das Holz seine Härte auch nach und nach bekommt. Aber es ist sehr sonderbar, einen Theil dieses Holzes eine gewisse Zeitlang im Stande der Unvollkommenheit, und als ein Mittelding zwischen Holz und Rinde, zu sehen, das aber sogleich zu einem vollkommenen Holz wird. Indessen kann dieses fast an allen Bäumen wahrgenommen werden. Die Eiche, die Ulme, die Kiefer, die Tanne, haben einen vom Holze sehr verschiedenen Splint. Es ist auch etwas ganz sonderbares, daß der Splint von dem grünen Ebenbaum, (Cytisus Alpinus) weiß, sein Holz aber eine ins braune fallende dunkelgrüne Farbe hat. Es ist aber der Unterschied zwischen Holz und Splint nicht allezeit so sichtbar, sondern bisweilen so gering, daß man glauben sollte, es hätten gewisse Hölzer, als die Pappel, die Linde, die Espe, die Erle und Birke, gar keinen Splint. Es kann auch wohl seyn, daß einige dieser Bäume, von dem Mittelpunct bis an die Rinde diesen unmerklichen Fortgang behalten, ohne daß dieser sichtbare Unterschied zwischen dem Holz und Splint wahrzunehmen ist.

Die alten Botanisten, welche sich über diesen Unterschied zwischen Holz und Splint verwunderten, verglichen diese Substanz mit dem Feit der Thiere. *Mr. du Hamel*, aber hält dieselbe mit *Malpighi* und *Grevv*, für ein wahres Holz, das seine Vollkommenheit noch nicht erlanget hat. Der Splint ist wirklich innerlich so beschaffen, wie das Holz; er bestehet aus Wassergefässen, aus dem Zellengewebe, aus eigenen Gefässen, und aus Luftröhren, welche Lagenweis geordnet sind, wie in dem Holz, von dem der Splint nicht wesentlich unterschieden ist, weil aus demselben Holz wird, wann er mit der Zeit eine grössere Dichte erlanget. Da auch übrigens zwischen dem Holz und Splint, sich nichts neues erzeuget; so muß man nothwendig schliessen, daß das vollkommene Holz seinen Zuwachs an Dichte nirgends anders her bekommen kann, als durch die Verwandlung des Splints

Splints in vollkommenes Holz. Es ist etwas ganz ausgemachtes, daß so, wie die Holzlagen desto härter sind, je näher sie sich dem Mittelpunct befinden, der Splint auch desto vester ist, je näher derselbe am Holz liegt. Also kann man für eine allgemeine Regel halten, daß die Holzlagen von ihrer ersten Bildung an, immer dichter werden, bis sie endlich anfangen, einzugehen. Ohne Zweifel giebt es eine bestimmte Zeit, da eine ziemlich merkliche Veränderung in diesen Lagen vorgehet, um den Unterschied zwischen Holz und Splint zuwege zu bringen.

Man könnte fragen: wie viel Jahre darzu gehören, um den Splint in Holz zu verwandeln? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Denn man siehet gewisse Bäume von der nämlichen Sorte, die nur sieben oder acht Lagen vom Splint haben, da andere achtzehen bis zwanzig derselben zeigen. **Herr von Buffon** und **du Hamel**, haben bemerket, daß die gesunden und lebhaften Bäume viel dickern Splint haben, als die, so schmachten, in diesen aber eine grössere Anzahl Lagen von Splint anzutreffen seye, als in jenem. Dieses, so an sehr vielen Bäumen bemerket worden, beweiset, daß der Splint in den lebhaften Bäumen sich geschwinder in Holz verwandle, als in den schmachtenden. Aus den Beobachtungen erwähnter Naturforscher lassen sich folgende 2 Sätze veste stellen: 1) in allen Fällen, da der Baumsaft in grösserer Menge in einen Baum, oder in einen Theil des Baumes dringet, sind die Holzlagen oder die Splintlagen darinnen dicker nach der Menge des Baumsafts, welche auf die Güte des Erdreichs, auf die gesunde Beschaffenheit des Baumes, auf die vortheilhafte Lage, auf sein Alter, oder die Stellung der Zweige oder der Würzeln, ankömmt. 2) Daß der Splint sich desto geschwinder in Holz verwandle, je häufiger der Baumsaft in den Körper des Baums, oder auch nur in einen Theil des nämlichen Baumes dringet.

**Splittbäume**, **Splittholz**, **Splitterholz**, heissen bey dem Forstwesen diejenigen Bäume, welche sich vor andern gut spalten lassen, und daher vornemlich zu Schindeln und Dachspänen gebraucht werden. s. **Schindelstamm**.

**Splitter**, **Spreussel**, **Schiefer**, lat. Festuca, franz. *Eclat de Bois*, *Echarde*, *Fetu*, sind die dünnesten und spitzig zulaufenden Späne von zerbrochenem Holze. Wenn man, wie es leicht und oft geschiehet, sich einen solchen Splitter in den Finger sticht; so darf man nur Heringsmilch, oder auch Hasenschmalz darauf binden; so ziehen sie den Splitter heraus, gleichwie auch Speck dazu dienlich ist.

**Splitterholz**, s. **Splittbaum**.

**Splittholz**, s. Splittbaum.

Spongia silvestris Rosae, s. **Dornrose**.

**Sprätzling**, s. **Aesche**.

**Sprehe**, s. **Staar**.

**Sprehn**, s. **Staar**.

**Sprenckel**, s. Bügel.

**Sprengel**, s. Bügel.

**Sprengjagen**, s. Schweins-hatze.

**Sprengmast**, s. Mast.

**Sprenzgen**, s. Schmerl, Sperber.

**Spreussel**, s. Splitter.

**Springel**, s. Bügel.

**Springen**, geschiehet von den Fischen auf zweyerley Art. Einmal pflegen sie im Teich gegen die Nacht und in der Nacht aufzuspringen, welches ein Zeichen ihrer Gesundheit ist. Sodenn wenn die Karpfen noch bey gelinden Tagen in die Hälter gebracht werden; so pflegen öfters einige auf das Land zu springen; da sie sich also vom Hälter entfernen und verlohren gehen. Dieses zu verhüten, muß man so lange hohe Bretter vor dieselbe anschlagen, bis sie des Orts gewohnen.

**Springfuß**, s. Eichhorn.

**Sprinz**, s. Sperber.

**Sprinzel**, s. Bügel.

**Sprößlinge**, **Sprossen**, heissen die kleinen und zarten Reiser, welche an den Stämmen der Bäume und Stauden an- und auswachsen.

**Sprossen**, s. Sprößlinge.

**Sprossen**, heissen auch die Enden oder Zinken an dem Hirschgeweyhe. s. Geweyhe.

**Sprosser**, **Sproßvogel**, ist der Name einer besondern Art Nachtigallen, welche keinen so rothen Schwanz haben, und um ein merkliches grösser sind, als die ordentlichen Nachtigallen. Hingegen ist ihr Gesang nicht so schön, und werden sie nur darum geachtet, weil sie fast die ganze Nacht hindurch schlagen. s. a. Nachtigall.

**Sproßvogel**, s. Nachtigall, Sprosser.

**Sprünge**, werden von den Jägern der Hasen Füsse genennet.

**Spühlbank**, bey der Fischerey, s. Teichfischerey, Nro. II) 2).

**Spüllbaum**, s. Spindelbaum.

**Spüren**, **nachspüren**, lat. Investigare, franz. *Quester*, *Queter*, wird insonderheit von den Spür- und Jagdhunden gesagt, wenn sie das Wild aufsuchen, und demselben nachgehen. s. a. Spur.

**Spürhund**, lat. Canis sagax, indagator, investigator, franz. *Chien braque*, *Chien de Queste*, *Limier*, ist ein Jagdhund, der das Wild auf der Spur verfolget. Dergleichen sind die am gehörigen Orte beschriebene Leithunde, nur mit dem Unterschiede, daß jene an dem Hängeseil geführet werden, diese aber los gehen, und die eigentlichen oder insbesondere sogenannten Jagdhunde, oder *Chiens courans*, wovon an ihrem Orte ein mehrers nachzulesen. Alle diese Hunde überhaupt haben einen solchen guten Geruch, daß sie auch demjenigen Wilde allein nachfolgen, dem sie zuerst nachgesuchet, und demselben, es mag auch wechseln und sich drehen, wie es will, so lange nachsetzen, bis es dem Jäger

Jäger in die Hände fällt. s. a. Spionhund.

**Spuntpfähle**, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) γ) i).

**Spur**, lat. Vestigium, franz. *Passée*, *Trace*, *Pied*, *Erres*, heißt bey der Jägerey die Fährte, d. i. die Fußstapfen und andere Zeichen, woran der Gang des Wildes abzunehmen, und welchem man also nachgehet, um es aufzutreiben. Dergleichen Spur suchen heisset insonderheit einen Spurgang oder Spurtritt thun, d. i. wenn man jemand aussendet, im Schnee einen gewiessen Weg oder Flügel zu reuten, daß er nachsehe, ob er Wölfe spüret, und wohin sie die Köpfe gewendet. s. a. Fährte.

**Spurgang**, s. Spur.

**Spurtritt**, s. Spur.

**Spurschneiden**, heißt die Spur im Treibeheerde machen.

Squalus, s. Altfisch.

Squalus minor, s. Häselin.

Squallus, s. Altfisch.

**St. Martinsvogel**, s. Eisvogel.

**Staar**, **Stahr**, **Sprehe**, **Sprehn**, lat. Sturnus, franz. *Etourneau*, *Sansonnet*, ist ein Vogel, in der Grösse einer Amsel oder Drossel, hochbeinicht, hat eine ziemlich breite Brust, und einen nicht allzulangen gelblichten Schnabel. Am Kopf, Rücken, Flügeln, Schwanz, Brust und Bauch ist er scheckicht, nämlich schwarz und weißdüplicht; doch mit dem Unterschiede, daß die Männlein an dem Kopfe gar wenig Weisses haben, und also fast ganz schwarz aussehen; insgleichem haben die Männlein um den Hals, und ziemlich weit hinunter an dem Rücken, schöne glänzende Federn, wie an den dunkelfarbigen Tauben zu finden; am ganzen Leibe sind auch die weissen Püncklein bey den Männlein viel kleiner, als bey denen Weiblein, welches sonderlich an der Brust sehr merklich ist, also daß die Weiblein daselbst viel weisser, als die Männlein scheinen. Die Jungen aber haben nicht gleich eine schwarze, sondern eine lichtgraue Farbe, und erlangen nicht eher der Alten Farbe, bis sie das erste Jahr zurücke geleget.

Sie brüten in hohlen Bäumen, sonderlich aber in Alpen; und weil dieser Vogel gerne seines gleichen um sich hat; so geschiehet es oft, daß etliche Paar auf einem Baume zu gleicher Zeit brüten, gleichwie etliche Paar Sperlinge an einem Hause nisten. Ja sie sind so begierig, auf einem Baume ein Loch zur Brut zu finden, daß sie auch so gar willig in die Kästlein brüten, die man ihnen zu solchem Ende an die Bäume hinauf nagelt. Sothane Brut verrichten sie in einem Jahre zwey, auch wohl zum drittenmale, und haben selten unter sieben bis achte bey einer Brut; dahero sich nicht zu verwundern, wenn sie ihren Strich so zahlreich halten; denn sie ziehen im Herbste in grosser Menge beysammen. Sie nehmen ihre Nachtruhe nicht in den Wäldern, ob sie gleich ihre Brut darinnen verrichten, sondern im Rohr in den Teichen, suchen

auch ihre Nahrung nicht in dem Walde, sondern allein in Feldern und Wiesen. Solche bestehet in allerley Gewürmen und verfaulten Graswürzelein; sie gehen auch den Hollunderbeeren, absonderlich aber den Weinbeeren gerne nach, nicht ohne Schaden der Weinberge.

In Häusern muß man den Staaren, wenn man sie frisch und gesund erhalten will, nicht lauter gekochtes Fleisch, zumal keines, das sehr gesalzen ist, vorgeben, sondern sie öfters mit Würmen und Heuschrecken, wie auch mit allerhand Beeren, als Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Kirschen, Drosselbeeren, Ebereschen- und Hollunderbeeren versehen und füttern, nächst welchen sie jedoch sowohl gekochtes, als rohes Fleisch, Brodt und anders bekommen dürfen. Der Staar ist einer der artigsten Vögel, die man hier zu Lande hat; massen er leichtlich kirre zu machen ist, und alsdenn mit allerley lustigen und lächerlichen Stellungen spielet, auch allerley Stimmen der Menschen und Thiere nach machen, und alle Lieder, so ihm vorgepfiffen werden, auf das accurateste nachpfeiffen lernt. Ob er nun wohl solchergestalt unter allen Vögeln etwas zu lernen der geschickichste ist; so passiret er hingegen vor den unbeständigsten. Denn gleichwie er in wenig Stunden oftmals ein anderes Vogelgeschrey oder Gesang treflich wohl nachmachen lernt; also ist es ihm auch nichts ungewöhnliches, daß er, was er etliche Jahr getrieben, wann er etwas neues hört, auf einmal verlässet, und dem neuen anhängt; dahero ein Staar, der ein schönes Lied pfeiffet, vor allen Vögeln, oder allen andern Dingen, die er nachmachen könnte, wohl verwahrt werden muß. Etwas besonders ist an diesem Vogel, daß auch die Weiblein, ob sie schon nicht so fleißig pfeiffen, doch solches zu lernen tüchtig sind.

**Staarenfang**, welcher bald nach St. Johannis angehet, geschiehet sowohl bey der Nacht als bey Tage.

1) Wenn man sie bey der Nachtzeit fangen will, muß man erstlich ein grosses Netz von achtzig bis hundert Schuh lang, und sechzig oder siebenzig Schuh breit, nebst zweyen hohen Seitenwänden verfertigen, deren eine jegliche auf die Seite, wo das Netze am längsten ist, gerichtet wird. Ueber diese kömmt das grosse breite Netz, statt des Himmels; und damit selbiges füglich zugehe, so wird es sowohl, als der Strick, daran es bevestiget ist, mit Ringen versehen; die Ringe aber sollen über anderthalb Schuhe von einander nicht stehen. Darnach nimmt man zwey grosse Stricke, beschmieret sie aufs beste mit Seiffen, damit sie schlüpfrig, auch zum Zuzuge glatt und bequem seyn. Alsdenn nimmt man vier starke Stangen, bevestiget dieselben im Wasser auf das Beste, machet die vier Enden des Netzes daran veste; so ist das Netze im Stande, gestellet und gezogen zu werden. Kommt nun der Abend herbey, daß die Staare einzufallen Lust haben; so muß man sie ein wenig wegjagen, bis die Demmerung einbricht, und sie

sie bey sothaner Finsterniß den auf sie gerichteten Zug und Netze nicht wahrnehmen können. Nachdem nun einige zu diesem Weydwerk gehörige Personen die besondern Hausen der Staare hin und her auf- und in das grosse Lager, wo das Netze gerichtet, eingetrieben haben; so gehen ihrer viere an die vier besagte Stangen, deren zwey, ein jeglicher eine vordere Stange, zum Zuzuge haben muß. Wollen sie nun das Netz zuziehen, so geben sie mit der hierzu gelegten Losungsschnur durch Zeichen die Losung; darauf ziehen sie so stark und gerade, als sie zu ziehen vermögen, die angeknüpfte und mit Seiffen bestrichene Stricke, binden sie auf das eiligste mit dem grossen Netze los, daß es über das Wasser und über den Schilf fallen kann, laufen anbey schnell den Seitenwänden zu, drücken sowohl diese als den Himmel, allerwegen nieder, und sehen insgesammt um und um fleißig zu, wo die Staare durchbrechen wollen, daß daselbst gewehret wird. Etliche pflegen die gefangenen Vögel auf der Brust zu würgen; weil aber solchen Vögeln der Schweiß auf der Brust zusammen rinnt, davon sie sich nicht halten und gut bleiben können; so ist es am besten, wenn man ihnen vorne am Untermaule oder an der Kehle die Aederlein entzwey drückt, und zerknirschet, denn so können sie auch den Schweiß oder das Blut durch den Mund von sich geben. Den folgenden Morgen werden die erwürgten Staare auf einen Rasen geleget, getrocknet, ausgewendet und zusammen gehängt, darauf die nassen Garne ausgebreitet, vom Koth und Schilfstoppeln gereiniget, getrocknet, und, wo Löcher hinein gekommen, ausgebüsset.

Etliche stellen auch wohl das Netze in einen Winkel des Teichs vor der Staaren Lager, auf sechs oder acht Stangen, und verwahren dasselbige um und um an dem Himmel und an den Seitenwänden. Wenn nun die Staare des Nachts in ihr Lager gefallen, und die Vögel im ersten Schlaf sind, ziehen sie hinter ihnen eine Schnur mit Schellen her, und treiben also die Staare mit Gewalt unter die Garne, werfen sodenn die Vorderstangen geschwind nieder, und hernach auch die andern, daß das Garn auf sie fället und sie bedecket. An einigen Orten sollen sie auch bey der Nachtzeit mit dem Hahmen nebst einem Lichte gefangen werden. Der Hahmen wird nemlich in oder hart an das Wasser geleget, und auf beyden Seiten Flügel gestecket; gleichwie an dem Rebhünerzeuge. Hinter dem Hahmen wird auf einem in die Erde gestossenen Pfahle oder Stocke eine Leuchte oder Laterne mit einem Lichte gesetzet, und hernach, wenn es recht dunkel worden, die Staare oberzehlter massen mit der Schnur und Schellen getrieben; so gehen sie nach dem Lichte, und kommen in den Hahmen.

2) Die Staaren bey Tageszeit zu fangen, bedienet man sich zweyer Wände, welche wohl verdecket und grün seyn müssen; denn es ist ein Vogel, der, wenn er das geringste merket, nicht so leicht mag betrogen werden.

Hiernächst braucht man dazu zwey lebendige Ruhrstaare, und ausgestopfte Bälge von todten Staaren, welche man neben das Netze hinstellet. So bald ein Flug vermerket wird, ziehet man die beyden Ruhrstaare an; die fliegenden erblicken hierauf nicht nur diese zwey, sondern auch die aufgesteckten todten, welche sie vor lebendig halten, und fallen bald ein.

**Stabholz, Staffholz, Stavsholz**, heißt ein zugerichtetes Eichenholz, woraus die Dauben zu allerley Fässern gemacht werden.

**Stadtröthling**, siehe **Rothschwänzlein**.

**Stände**, f. **Fasanerey**.

**Ständer**, heißt die aufrechtstehende Rinne an einem Teich, wodurch derselbe vermittelst der Vorsetzbrettgen angespannet und abgelassen werden kann. siehe **Münch**.

**Staffholz**, f. **Stabholz**.

**Stafferatten**, ist eine Art Fischnetze mit Stangen oder Stäben ausgespannet, um dadurch in gewiesser Breite gezogen werden zu können.

**Stahr**, f. **Staar**.

**Stallung**, f. **Zweigrecht**.

**Stamm, Schaft**, lat. Caudex, Stipes, Truncus, franz. *Souche*, *Tronc*, heisset eigentlich das Stück an einem Baum, so zwischen der Wurzel und den Aesten befindlich ist. f. a. **Baum, Abvisirung eines Baums**. Insonderheit bedeutet das Wort

**Stamm**, lat. Stirps, franz. *Futoie*, *Futaye*, die jungen in der Baumschule aus Kernern erzeugten Bäumlein. f. **Baumschule**. **Wilde Stämme oder Wildlinge** aber heisset man diejenige, so in Hölzern und Wäldern von sich selbst wachsen. Die in der Baumschule gezogene sind besser, indem dauerhaftere, gesündere und frischere Bäume daraus entstehen.

**Stammende**, f. **Höllende**.

**Stammgeld, Anweisegeld**, ist in grossen Waldungen gebräuchlich, da des Jahres 2 Anweisetäge, einer im Frühling, und der andere im Herbst gehalten werden. Hier wird den Handwerkern das Nutzholz angewiesen, wovor sie den Förstern ein gewiesses Geld geben müssen. Eine Herrschaft hat aber Acht zu geben, daß der Bediente hiebey keine freye Hand habe, damit die starken Bäume nicht zu mittlern, und die mittlern zu Schalholz gemacht werden. Auch ist genaue Aufsicht zu halten, daß die Käufer die angewiesenen Stämme, nicht nach eigenem Gefallen mögen fällen lassen, damit solches nicht in bestwachsendes Holz geschlagen, und dieses davon verderbet werden möge.

**Stammholz**, heissen die gerade in die Höhe gewachsenen Bäume im Gegensatz des Schlagholzes der Sträucher und Stauden. f. a. **Oberholz**.

**Stammloden**, f. **Loden**.

**Stammwasen**, nennet man ein laubtragendes Holz, welches von den Stämmen eines Holzes, das jung abgetrieben worden, gezogen

gen wird. Sie sind an einigen Orten so gut, als das beste Feuerholz, und fället dieses gemeiniglich in Landforsten und Feldbüschen vor, die laubtragendes Holz haben, und jung abgetrieben, vom Stamme mit sehr häufigen und schnellwachsenden Loden wieder ausschlagen; denn bey Nadelholze, so vom Stamme nicht wieder ausschlägt, und nur allein vom Saamen durch mißliche und kostbare Arbeit unmittelbar fortzubringen, auch nach zwanzig bis dreyßig Jahren erst in den besten Wachsthum zu kommen anfängt, wäre es übel gethan, solches jung wegzunehmen. Dergleichen laubtragende Oerter treibt man alle zehen, zwölf bis funfzehen Jahr ab, dabey folgendes zu bemerken:

a) Man thut sicher, daß man solch schwaches Unterholz, so bald zu Ende des Winters der Schnee weggehet, hauet, damit man vor dem Ausbruche der Knospen fertig werde, sonst verbluten sich die Stämme zu sehr, und die Wasen werden von schlechter Güte. Mitten im Winter ist es mißlich, schwaches und junges Holz, oder vielmehr Buschwerk zu hauen. Fallen heftige, trockene Fröste mit abwechselndem Schnee- und Thauwetter darauf; so dringet das wilde Wasser in die abgehauenen Stämme ein, die Wurzeln leiden Schaden, schlagen auch wohl gar nicht wieder aus. Will man ja das etwan darzwischen stehende Bau- und Gerätheholz von dauerhafter Güte haben, und zu dem Ende die Hauung vor dem Eintretten oder Verdännerung des Saftes vornehmen, welches bey annoch stehendem Unterholz nicht wohl thunlich ist; so wird am sichersten die Fällung im Herbste, so bald das Laub gelb wird, und häufig abzufallen beginnet, vorgenommen. Es müssen sodann die jungen Stämme etwas höher, als gewöhnlich, abgehauen werden; so trocknen die Stämme oben ab, ehe der harte Winter einbricht, und der oben erwehnte Schaden ist nicht zu befürchten.

b) Das Abhauen im Frühjahre muß kaum einer halben queren Hand hoch über der Erde geschehen; so treiben die Wurzeln frische Loden, jede Lode schlägt um sich her frische zarte Wurzeln, und jede dieser Wurzeln treibt bey der nächstfolgenden Hauung wieder Loden, so daß sich der ganze Boden mit solchen fruchtbaren Wurzeln endlich durchziehet. Hauet man hergegen die jungen Stämme zu hoch ab; so kommen die Loden, vornemlich wenn es etwas späte im Frühjahre geschiehet, insgesammt über der Erde am Stamme hervor; fähret man mit solchem Hauen zum zweyten und drittenmale fort; so verhärtet sich der Stamm, wird moosicht, fängt endlich gar an, zu verstocken, die Wurzeln verhärten sich mit der Zeit, treiben die Nebenwurzeln schwach und tief; so ist es um den fernern Ausschlag vom Stamme und von der Wurzel, gleichwie bey überständigem Holze, geschehen; es sey denn, daß in Zeiten die Stämme nahe an der Wurzel abgehauen werden, dadurch sich denn

denn solche zu Zeiten wieder erfrischen. Wird das Waßholz in der Absicht im Herbste gehauen, daß man das Baumholz zum Bauen in gehöriger Güte haben will; so müssen aus nun erwehnten Ursachen die Stucken über einer queren Hand hoch über der Erde bleiben, und erfolget alsdenn der Ausschlag der Loden wie vorhin. Hieraus ist zu ersehen, in wie weit diejenigen Recht haben, welche behaupten wollen, daß ein Stamm nicht mehr denn ein- höchstens zweymal wieder ausschlage, und wie weit deren Vorgeben gegründet sey, welche behaupten, daß das Ausschlagen und Wuchern der erfrischten, oder immerfort nach nicht gar vielen Jahren abgehauenen jungen Stämme ohne Aufhören fortwähren könne. Durch Ueberständigkeit, durch Hauen zur unrechten Jahreszeit, sonderlich, wenn es einigemal hintereinander geschiehet, durch ungeschicktes Hauen, kann der beste Ausschlag von Stamm und Wurzeln verderben, durch gehörige Behandlung aber beständig erhalten werden.

c) **Mit dem Oberholze verfähret** man, wie im Artickel **Holzschlag** gesagt worden; ausser daß man weit mehrere Laßreisser kann stehen lassen, weil solche schwach, und wegen der bald wieder vorfallenden Hauung zeitig genug Luft gemacht werden kann, daß deren grosse Anzahl dem Unterholze nicht schädlich wird. Selbst mehrere Oberständer und Bäume schaden so viel nicht, wenn man nur schwaches Wasenholz ziehen will, weil das Unterholz so lange im Wachsthume bleibt, bis es die Aeste des Oberholzes erreichet, welches in diesem Falle nicht höher wachsen darf. Nur rauhes Oberholz mit weit ausgebreiteten niedrigen Zweigen darf nicht stehen bleiben.

Ein auf diese Art behandelter Ort kann dem Viehe im dritten, vierten, höchstens im sechsten Jahre ohne Bedenken eingegeben werden. Die Stammloden entwachsen dem Anfalle desselben nicht nur in kurzer Zeit, sondern sie kommen auch so gar häufig hervor, daß kaum der zehente Theil davon kann stehen bleiben, und schadet gar nicht, vielmehr ist es einer solchen Dickung zuträglich, wenn das Vieh die schwächern zwischen den stärkern stehenden Loden einzeln abschlägt, weil jene den Wachsthum dieser nur aufhalten, und endlich doch vergehen müssen. Gras pfleget in dergleichen Oertern sechs bis acht Jahre lang im größten Ueberfluß zu seyn, und wo dieses ist, wird das Kuhvieh den Loden nicht leicht Schaden thun, wenn es nicht in einem grossen Haufen enge beyeinander gehalten wird.

Ein erfahrner und verständiger Forstmann kann nicht nur den Wachsthum des Holzes, sondern auch die Verlängerung der Weide befördern, wenn er in Zeiten durch einen ausgedehnten Durchzug mit den Hornviehheerden, im Vorsommer die schwächern Loden, wenn erst eine hinlängliche Anzahl der Stärkern dem Viehe entwachsen ist, tilget. Hierzu aber gehöret grosse Aufmerksamkeit und Beurtheilung.

Saamen-

Digitized by Google

Saamenloden sind bey solchem Betriebe nicht wohl fortzubringen, sie bleiben gegen die andern gar sehr zurück, sind viel zärter, und stehen allezeit zwischen den Horsten. Will man deren Verbeissung abwenden; so muß man die Viehheerden in den ersten Jahren nicht vor dem Ende des Julii, da die Spitzen der zarten Loden den wässerigen Saft verlohren, und bereits zähe und holzigt, die Blätter aber spröde werden, hinein lassen. Alsdenn aber nimmt die Dickung der Stammloden so überhand, daß die gar geringen Saamenloden darunter ersticken. In solchem Falle ist kein anderer Weg, einständig Holz in die Höhe zu bringen, als durch Pflanzen junger wohlgewachsener Stämme.

**Stand**, lat. Latibulum, franz. *Gite*, nennen die Jäger denjenigen Ort, wo sich das Wild aufhält. Viele der wilden Thiere halten sich zu gewiessen Zeiten in den Waldungen an einem Ort so beständig auf, daß sie der Jäger alle Tage zu gewiessen Stunden allda antrift, und seine wieder dieselben gerichtete Absichten nach Belieben werkstellig machen kann. s. a. **Lager**.

**Standarte**, s. **Ruthe**.

**Stange**, lat. Pertica, franz. *Perche*, ist eigentlich nichts anders, als eine Art von Latten, nur mit diesem Unterschied, daß die Latten viereckigt, die Stangen aber rund sind. Sie werden zu Errichtung mancherley Zäune, Verfertigung des Gerüsts bey Erbauung der Häuser, oder sonst zu nöthigen Angelegenheiten in Haushaltungen gebraucht; als zu Feuerhacken, zu Stielen in allerhand eiserne Gabeln und Hacken; zum Aufhängen und Abtrocknen der Wäsche, zum Anlauf des Hopfens, und anderer Gewächse, ingleichem zu andern Gelegenheiten mehr. Welchergestalt nun solche nutzbar zu hauen, daß denen Holzungen kein Schaden widerfahre, suche bey **Schirr- und Schlagholz**. Zu **Zaunstangen** sollte aus den Gebüschen gar kein gerades junges Holz, noch solches, das frische Kronen, oder Wipfel hat, sondern nur lauter krummes, dürres, und dasjenige, so wegen des andern stehenden starken Nebenholzes nicht fortwachsen kann, gehauen werden; welches aber Unterthanen, denen ohne Anweisung Stangen zu holen, erlaubet wird, selten beobachten, sondern solche nehmen die geradesten, und die am besten gerissen werden können, am liebsten. **Hopfenstangen** sollen gerade seyn, dergleichen auch gar füglich zu erlangen, ohne daß man die, so im besten Wuchs stehen, abhauen darf, wenn nur die überflüßigen aus dicken Gehägen genommen werden; zumal dergleichen, so 20 Jahr alt sind, viele Hopfenstangen alljährlich hergeben, und demnach darf man nicht zum Schaden des Holzes hauen.

**Stangen**, werden auch bey den Jägern die einzelnen Spitzenhörner, oder Enden am Hirschgewey he genennet, s. **Geweyhe**.

**Stangenholz**, heißt bey dem Forstwesen das zum Stangenmachen dienliche Holz, welches sonst auch Lattenholz genennet wird, s. **Stange, Lattenholz**.

Statilinium, s. Ablaß.

Statio venatoria, s. *Relais*.

**Staude, Staudengewächse, Gestäude, Strauch, Gesträuche, Strauchwerk**, lat. Frutex, Arbustum, franz. *Arbrisseau*, *Buisson*, ist ein holziges Gewächse, welches aber nicht zur Höhe eines Baumes gelanget, auch nicht einstämmig wächset, sondern mit vielen Nebensprossen ausschiesset. Man theilet diese Staudengewächse nicht ohne Grund in ganze und halbe Stauden ein. Ganze Stauden sind von geringerer Höhe, Dicke und Alter, als die Bäume; und wenn auch einige derselben den Bäumen zuweilen ziemlich gleich kommen; so sind es doch gar seltene Fälle, und noch seltener findet man Stauden von solcher Höhe, Dicke und Alter gesund; sie sind meistens hohl und innwendig faul. Man sieht hieraus gar leicht, daß die Grenze zwischen Bäumen und Stauden nicht ganz genau bestimmet werden kann, indessen wird man von dieser Unterscheidung einen grossen und augenscheinlichen Nutzen wahrnehmen. Die geringsten Gattungen von Stauden, welche fast dem Kraute gleich kommen, werden **halbe Stauden** genannt. Sie unterscheiden sich vom Kraute, daß sie von der Wurzel an etliche Fuß hoch einen Holzstengel treiben, welchen man durch das Abscheelen der Rinde erkennt, und erreichen diese halbe Stauden nur ein Alter von 2, 4, bis 8 Jahren. Man nennet diese beyden Arten Holz insbesondere auch **Buschwerk, Buschholz**, in weitläuftigerm Verstande aber giebt man allen, was nicht über 6, 8, bis 10 Fuß hoch wächset, diesen Namen. Ihr Gebrauch zu Hecken und Zäunen, und wie sie dabey zu warten, s. Dornrose.

**Staudenschnapper**, ist ein kleiner Vogel, in der Grösse einer Hansmeise. Das Männlein ist am Kopfe schwarz, unter den Augen schön weiß, am Rücken hinab bis auf die Mitte ist es auch schwärzlicht, hernach wird es bräunlicht, bis dahin, wo der Schwanz angehet, da es wieder weißlichte Federn hat. Der Schwanz ist zur Helfte dunkelschwarz; an der Kehle ist es ebenfalls kohlschwarz, wie am Kopfe; an der Brust aber ist es hoch ziegelroth; weiter hinunter ist es wiederum weiß, bis zu dem Schwanze. Der Schnabel ist sehr subtil, und wie die Füsse ganz schwarz. Das Weiblein hingegen hat nichts von allen diesen Farben, und ist nur über und über dunkelbraun, wie die Weiblein den Rothschwänzlein. Der Gestalt nach kommt dieser Vogel einem Rothkehligen gleich. Denn er hat eine breite Brust, und macht, wenn er stehet, eben solche Geberden, wie dasselbe. Er ist der erste unter allen Wurmfressenden Vögeln, der im Frühlinge zu uns kommt, oder er ist der erste mit, der sich schon im Merz auf den Gipfeln der Stauden sehen und hören läßt. Er brütet in dicken Stauden, besonders im Wachholdergebüsche, nur auf der Erden, oder doch kaum Spannenhoch, machet aber sein Nest sehr dichte und dauerhaft, mit Moos, Wollen, und was er in der Nähe findet. Er hat meistens

4 bis 5 Junge, nähret sich mit allerley Beeren, Fliegen, Schnecken und Gewürme, und ziehet frühzeitig im Herbste mit andern Vögeln hinweg.

**Stavholz**, s. Stabholz.

**Stechapfel**, s. Stechpalmen.

**Stechbaum**, s. Stechpalmen.

**Stechpalmen**, **Stechbaum**, **Stechapfel**, **Christdorn**, **Walddistel**, **Zwieseldorn**, **Hülsenbaum**, **Hülschenholz**, **Kleesebusch**, lat. Agrifolium, Aquifolium, Hexaculeata, franz. *Houx*, *Hous*, ist ein Strauch, der sich gar selten auf Gebürgen, sondern meistens in flachen Landforsten, Heiden und Angern findet. Wie alle Vegetabilien, also ist auch diese Pflanze in ihrer Art **unterschieden**. Theils, sonderlich diejenigen, die entweder in denen Gärten einer besondern Cultur geniessen, wachsen gleichsam Palmenartig in die Höhe, erlangen auch mit der Zeit eine zu ihrem Wachsthum proportionirte Stärke; andere bleiben dünne und niedrig, oder gar strauchicht, je nachdem sie Raum und Luft zu wachsen haben, oder verdränget und verdumpfet werden. Theils haben natürliche **vergoldete**, andere **versilberte**, noch andere **scheckichte**, und endlich die **wilden**, die wir hier hauptsächlich vor Augen haben, **dunkelgrüne, recht laquirte Blätter**. Wie denn auch einige mit ganz **glatten Blättern** versehen seyn sollen, da sich doch die meisten ihrer Art, sonderlich die wilden, sehr stachlicht darstellen, und einer unbehutsamen Hand gar empfindend begreiflich machen.

1) Ihre nähere Beschreibung anbelangend; so ist die **Wurzel** sehr zasericht, und ob sie gleich bey jungen Stämmen anfangs sehr weit auszulaufen scheinet; so hält sie doch bey stärkerm Wachsthum gar bald inne, erstärket sich, und wird zuletzt gar knollicht, höckericht und uneben, läuft übrigens meistens nur zur Seiten aus, und greifet nicht sonderlich in die Tiefe, wie man denn an allen ausgerotteten Pflanzen niemals keine Pfeilwurzel beobachtet hat. Das **Holz** derselben sollte sich seiner aderichten braunen Farbe sowohl, als der Vestigkeit wegen, zur Tischlerarbeit eben so gut, als das von den Nußbaumwurzeln, gebrauchen lassen. Der Stamm dieses Baumgewächses wächßt gemeiniglich in einem sehr geraden Schafte in die Höhe, ohngeachtet selbiger, wenigstens in der Jugend, gleich von unten auf mit Zweigen besetzt ist. In der Mitte desselben läuft in den ersten Jahren eine ordentliche, obwohl gar enge Markröhre in die Höhe, welche sich aber nach und nach gänzlich verlieret, und endlich in einen braunrothen sehr vesten **Kern** verwandelt wird, welcher sich auch von Jahren zu Jahren verstärket. Das **Holz** selbst ist von einer gelblichten Weisse, fast auf Buchenart, und dabey, sonderlich wenn es recht trocken geworden ist, von ausserordentlicher Vestigkeit, daß es sich auch alsdenn nicht gerne arbeiten läßt, ob es wohl sonsten, und wenn es noch grüne heißt, sehr weich und schnitzbar unter dem Messer, dabey sehr zähe ist, und seiner faserichten Natur ohngeachtet, nicht gerne spaltet. So lange es jung

jung ist, ist es auch sehr biegsam, auch noch, nachdem es trocken geworden; wenn es aber stark gewachsen, oder getrocknet ausgearbeitet ist, pfleget es eher zu brechen, als allzuviel nachzugeben, worinnen es der Natur des Buchenholzes ziemlich nahe kommt. Die **Rinde** ist hastig, zähe, sehr glatt, schleimicht, ziemlich stark, und in der Jugend laubgrün. Im Alter aber wird sie grau, überkommt hier und da, sonderlich unten am Stamme, oder in den Zwieseln, Moosflecke, berstet auch wohl gar auf, daß man also auch hier die wahrhafte Buchennatur wahrnehmen kann.

Der **Gestalt** nach wächßt dieser Baum, wenn er in der Wildniß ihm selbst überlassen ist, nach Unterscheid, ob er frey stehet, oder von andern Bäumen überschattet wird, entweder Pyramidenförmig, oder strauchartig. Da inzwischen derselbe sowohl das Ausputzen verträgt, als auch sonst die Gartenscheere sehr wohl annimmt; so läßt er sich in alle Gestalten zwingen, die man ihm geben will, zumal seine an sich zähe und sehr biegsame Aeste, gleich am untersten Stamme und von der bis in die äusserste Spitze, in sehr reicher Anzahl ausschlagen, und nicht leicht eher abfallen, bis sie durch ein übersteigendes Wachsthum in freyer Luft dazu gezwungen werden. Daß man solche Stämme also auch hierinnen nach Buchenart tractiren kann.

Die **Blume** dieses Gestäudes wächßt in kleinen, weissen, oder vielmehr nur weißlichten zarten Blättern, innwendig mit proportionirten grünlichtgelben Fasern versehen, fast träublicht, eines nicht unangenehmen Geruchs. Aus dieser erfolget die **Frucht**, welche in **Beeren** bestehet, welche anfangs grasegrün, hierauf nach den unterschiedenen Graden der Reife gelblicht, endlich roth, und zuletzt bräunlichtschwarz werden. In der Grösse sowohl, als übrigen Gestalt kommen selbige mit den Ebischbeeren ziemlich genau überein. Sonst giebt es auch noch Bäume dieser Art mit anderst gefärbten Beeren. Uebrigens bestehen diese Beere unter der Haut, gleich den erwehnten Ebischbeeren in einer gelblichten fleischigten Substanz, welche süßlicht, und etwas eckel riechet, und sehr viscös ist. In derselben findet man, und zwar in jeder Beere, ordentlicher Weise vier länglichte sehr harte und steinigte neben einander gesetzte **Saamenkörner**, welche mit ziemlicher Gewalt müssen entzwey geschnitten werden, ehe man das in denselben enthaltene nußartigte Wesen zu Gesichte bekommen kann.

Von den übrigen **Eigenschaften** dieser herrlichen Pflanze noch etwas zu gedenken, so blühet dieselbe im Vorsommer, und zwar von Walpurgis an bis Viti und weiter hin. Die Beeren aber werden im ersten Jahre nicht reif, sondern müssen zwey Sommer zu ihrer Zeitigung haben, welche sie endlich im zweyten Jahre um Martini herum erlangen. Wie nun dieses Gewächse Sommer und Winter seine Blätter behält, also findet man auch an demselben immerzu reife und unreife Beere, welche eben wie die

Blätter

Blüthen, gleichsam in Büscheln und traubenweise wachsen. Kann also wohl jemanden etwas angenehmers in die Augen fallen, als wenn er im härtesten Winter auf einem über und über mit gefrornem Schnee bedeckten Felde dergleichen aufs allerlebhafteste grünende Stauden oder Bäumgen, mit ponceaurothen Beerenträubgen prangen siehet. Gewiß, wer über die Schönheiten der Natur nicht ganz unempfindlich ist, der muß über diese seltsame Pracht derselben gänzlich entzücket werden. Vom Boden, den sie zu ihrem Wachsthum verlanget, schreibet Herr Hohberg: sie nehme mit guter und schlechter, feuchter und trockener Erde, sowohl im Schatten, als an der Sonne vorlieb. Gleicher Meynung ist Herr Ellis, doch hält er dafür, daß sie sich in gütem Boden um so viel verbessere, als sie sich in schlechtem verringert. Was Herr Kalm davon urtheile, s. Stechpalmenhecken.

2) Zum Saamen nimmt man die um Martini reif gewordene Beere gegen Weyhenachten ab, zerdrücket selbige, nach Herrn Ellis Anweisung, ein wenig, daß das viscöse Wesen etwas davon kommt, legt solche den Winter über in nassen Sand, und bringt sie im Frühjahr in das dazu ersehene Land, wo sie gleichwohl noch ein ganzes Jahr durch liegen, ehe sie aufgehen. Wo sie aber einmal Wurzel geschlagen haben, besaamen sie sich auch durch die ausgefallene Beere von sich selbst, dergestalt, daß sie hernach schwerlich vertilget werden können. Zur Fortpflanzung hat man dreyerley Wege. Entweder das Versetzen der jungen Schößlinge aus der Wurzel, welche aber nicht zu alt, und noch nicht tragbar seyn dürfen, sonsten sie nicht leicht bekleiben. Oder das Ablegen von alten Stämmen, wenn man die Zweige derselben in die Erde bieget, und mit den Hacken bevestiget, da man sie hernach, wenn sie Wurzel geschlagen haben, abschneiden, ausheben, und weiter versetzen kann. Oder das Einlegen, da man kleine wachshafte Zweige abgeschnitten, solche die Länge hin in die dazu verfertigten Graben legt, und mit Erde ubedecket; welche Art der Fortpflanzung aber sehr mißlich ist. Sonsten kann man sich auch des Pfropfens oder Ablacti-rens bedienen, um eine rarere Art derselben auf eine schlechtere fortzubringen.

3) Man sollte kaum glauben, wie vielfältigen Nutzen diese Pflanze darreichet; zur Anmuth verpflanzet man solche, sonderlich die raren Sorten derselben, in die Gärten, auf Lustflücken, da man ihnen denn durch die Scheere und durch den Schnitt alle selbst beliebige Figuren geben kann. Will man sie recht hoch, und auf wahrhafte Palmenart ziehen; so setzt man sie in grosse Vasen, da man sie denn desto besser abwarten kann. Sonst machen die Tischler, Drechsler und andere Künstler allerley saubere Arbeit davon. Ein Decoctum von der Wurzel dieses Baumes, erweichet und bevestiget die erhärtete und zerbrochene Glieder. Zerstossene Rinden der Wurzeln aufgelegt, heilen den Bruch. Aus der Rinde bekommt

kommt man einen guten Vogelleim. Die Blätter in Wasser gesotten, vertreiben den Husten und Seitenstechen. Gepülvert und eingenommen, dienen sie wieder die Gelbsucht. Frisch aufgelegt, vertheilen sie allerley Geschwulst, und kühlen auf hitzigen Beulen. Die **Beere** frisch gegessen, treiben den Stein. Getrocknet und gestossen, heben sie die Colic. Ob übrigens diese Pflanze an sich warmer und trockner, oder aber kalter und feuchter Eigenschaft sey, darüber kann man noch nicht einig werden. Daß aber selbige vom Donner nicht gerühret werde, und auch Häuser und Menschen davor sichere, gehöret sonder Zweifel unter die Mährlein.

Es können auch davon die verwahrsamste **lebendige Hecken** und Gehege angeleget werden. S. **Stechpalmenhecken.** Es geschehe nun solches durch die in darzu gezogene Graben eingestreueten Saamenbeeren, oder durch dahin gelegte junge Zweige, oder aber durch Einpflanzung junger Schößlinge selbst; so wird solches einerley seyn, wenn man nur zu seinem Zweck kommt. Ein Gartenverständiger wird damit schon selber umzugehen, auch die Zeit, Witterung, Grund und Boden und übrige Verpflegung, gehörig zu beurtheilen und einzurichten wissen. S. **Stechpalmenhecken.** Nur daß die öftere Wässerung nicht vergessen, danächst die jungen Stämme, so lange als ihre Blätter noch weich und zart sind, vor allem Vieh wohl verwahret werden; wenn sie erst erstarket sind, werden sie sich schon selbst defendiren. Da man nun hierzu fast ohne alle Kosten durch iden, an den Orten ihres Wachsthums umsonst zu habenden Saamen, oder auch wohl durch junge Stämmgen gelangen kann, wenn man sonst nur will; dergleichen Hecke aber auch einem Unempfindlichen selbst im Winter den angenehmsten Anblick von der Welt verursachen muß, auch diese Pflanze wohl eben nicht leicht einiges Clima respuiren dürfte; so sehen wir nicht ab, warum man nicht auch hierunter dem klugen Beyspiel anderer Länder nachahmen wollte.

**Stechpalmenhecken, Walddistelhecken,** sind von einer Art Stauden, die auf sehr schlechtem Boden wachsen, worauf die weissen Dornen entweder gar keine, oder doch sehr schlechte Art haben. Dieses ist aber nicht die einzige Ursache ihres Werthes. Nichts giebt eine stärkere oder bessere Verzäunung ab. Sie wachsen aber im Anfange sehr langsam; wie denn ein jedes Ding seine Vortheile und auch sein Nachtheiliges hat. Ich habe, schreibt **Herr Kalm**, alte Stechpalmenhecken gesehen, die ein sehr schlechtes Ansehen hatten; andere aber waren auf eine solche Art gewachsen, daß sie gar nicht genutzet werden konnten. So geht es aber auch mit allen andern Hecken, die, wenn man sie nicht gehörig abwartet, nach einem gewissen Alter unnütze werden.

Stechpalmen erfordern einen leichten und trockenen Boden, und wachsen auch an den unfruchtbarsten Oertern gut. Was von dem Genste gesaget worden, daß er

er auf trockenem Sande, oder auf blossem Kiese wächßt, das gilt auch von den Stechpalmen; doch ist dieser Unterschied dazwischen: Genst hat auf sandigtem, eine Stechpalmenhecke aber auf kiesigtem Boden, bessere Art. Es findet sich aber auch noch eine andere Art eines Bodens, der in vielen Theilen **Englands** nur gar zu gemein ist, und das ist der steinigte. Die Hagendornen vergehen darinn, und selbst die Wurzeln des Gensts werden davon verbrannt. Die Stechpalmen aber kommen gut darauf fort: und dieses ist auch die einzige Staude, die sich zur Einschliessung auf einem solchen Boden schicket. Man kann sie auf vielen andern Boden gebrauchen; keine einzige andere Art aber kann auf solche Boden gebrauchet werden. Sie hat gern Wärme und Trockenheit um die Wurzeln, und sie würde beynahe auf einem Felsen wachsen.

Die Stechpalme ist eine von den Stauden, deren Saamen zwey Jahre in der Erde liegt. Man hat aber ein Mittel, dieser Langsamkeit zu Hülfe zu kommen. Die beste Art, die Pflanzen davon zu ziehen, ist diese: Man sammle die Beeren, wenn sie völlig reif sind, und anfangen abzufallen, man lege sie auf ein grosses grobes Tuch, reibe sie gelinde aneinander, um sie zu brechen, und wische den zähen Saft von dem Saamen ab. Sie dürfen eben nicht so ganz genau gereiniget werden, und es läßt sich ein grosser Theil dieser unnützen Materie mit leichter Mühe wegschaffen. Wenn der Saamen solchergestalt gereiniget ist: so mische man ihn mit etwas trockenem Sande, fülle einen grossen Gartentopf mit dieser Mischung an, und grabe ihn in die Erde. So lasse man ihn von dem Herbste an, da die Beeren gesammlet worden, bis zum Anfange des folgenden Septembers liegen. Alsdenn nehme man den Topf heraus, mache ein Beet von guter leichter Erde, säe den Saamen darein, und bedecke ihn mit ein wenig von derselben Erde, die darüber gesichtet wird. Den folgenden Frühling wird der Saame hervorschiessen, und, wiewohl etwas langsam, wachsen. In den ersten drey oder vier Jahren kommen diese Pflanzen nicht sonderlich weit.

Dieses ist die Methode, die Stechpalmen zu ziehen. Es ist aber die Frage: ob es nicht besser wäre, eine kleine Baumschule davon anzulegen, oder auch die Stechpalmen da zu säen, wo sie stehen sollen? Dieses kommt auf den Boden an, worinn solche Hecke angeleget werden soll. Ist derselbe schlecht und steinigt; so ist es am besten, sie darauf zu säen. Ist er aber etwas besser; so ist die beste Methode, eine kleine Baumschule davon anzulegen, und sie alsdenn zu gehöriger Zeit zu versetzen.

Es sind beym Säen der Stechpalmen auf dem Boden selbst einige Vorsichtigkeiten nothwendig. Ist der Boden gar zu steinigt; so wird der Saame verbrannt, ehe er Wurzel schlägt. In solchem Falle muß man die Stelle, wo die Hecke stehen soll, sehr tief auspflügen lassen, um zu sehen, ob nicht von unten zu einige gute Erde

Erde heraufzubringen ist. Findet sich solche nicht; so muß der Landmann die Kosten daran wenden, etwas gute Erde, zur Erhaltung des Saamens, dahin führen zu lassen. Wenn man alsdenn gesäet hat: so muß an denen Seiten ein guter und dauerhafter Zaun gemacht werden, weil es eine ziemliche Zeit währet, ehe die Pflanzen so stark wachsen, daß sie sich selbst zum Schutze dienen können.

Ist der Boden etwas besser und fähig, einer darinn versetzten Pflanze Nahrung zu geben; so ist das beste Mittel, eine Baumschule von den Stechpalmen anzulegen, und sie so lange darinn zu behalten, bis sie eines Mannes Daumen dick geworden sind; alsdenn kann man in einer gelinden und feuchten Witterung verpflanzen. Einige Zeit hernach müssen sie Schatten haben, und gewässert werden, wenn trockne und schwüle Witterung ist. Alsdenn werden sie veste Wurzel schlagen, und wenn einige davon auszugehen scheinen; so muß man sie dichte an der Erde wegschneiden, da sie sich denn gemeiniglich wieder erholen.

In solchem Falle müssen sie eben sowohl, als wenn sie aus dem Saamen hervorwachsen sollen, an beyden Seiten eine todte Hecke haben, denn es währet auch alsdenn eine ziemliche Zeit, ehe sie zu ihrer Stärke kommen, und wenn sie noch jung sind, sind die Schafe sehr begierig darnach. Sind sie aber erst stärker gewachsen; so brauchen sie keines andern Schutzes, denn die Stacheln ihrer Blätter sind zureichend dazu. Einige mischen, wenn der Boden darnach ist, weisse Dornen unter ihre Stechpalmenhecken. Sie setzen 4 Pflanzen von weissen Dornen und eine von Stechpalmen ein, und so, wie die Stechpalmen wachsen, ziehen sie die weissen Dornen heraus. Der Nutzen der weissen Dornen ist, die Hecke desto eher in die Höhe zu bringen. Wenn die Dornen ausgezogen sind, und die Stechpalmen alsdenn zu dünne stehen; so werden da, wo die Oefnungen sind, die Stechpalmen geleget, und auf solche Art wird die Hecke verdicket.

Wenn eine Stechpalmenhecke von Saamen errichtet ist; so müssen die jungen Schossen, wenn sie zween oder drey Zoll hoch sind, verdünnet werden, und man nur die geradesten, stärksten und schönsten sitzen lassen. Hernachmals muß man sie sorgfältig von allem Unkraute rein halten; auch wird es nicht undienlich seyn, zu Zeiten die Erde zwischen ihnen und den Hecken durch Graben umzurühren. Dieses ist ein gewiesses Mittel, ihr unmittelbares stärkeres herausschiessen zu befördern. Auf diese Art kann eine Stechpalmenhecke mit einem gewissen glücklichen Erfolge errichtet werden. Alles, was derselben vorgeworfen werden kann, ist ihr langsamer Wuchs, und daß man Sorge tragen muß, sie, wenn sie jung ist, abzunehmen; in allen andern Stücken aber übertrift sie alle übrige Arten von Verzäunungen.

Keine Hecke ist so schön und so stark. Wenn sie gut gewachsen ist, scheint sie vielmehr eine Mauer, als eine Hecke zu seyn, und das Vieh kann ganz und

und gar nicht dadurch dringen: sie bleibt in solchem vortreflichen Zustande auch viele Jahre. In dem Artickel: **lebendige Hecken** haben wir bereits bemerket, daß Hecken nicht nur zu Verzäunungen, sondern auch zum Schutze der Gewächse und des Viehes dienen. Keine Hecke ist in dieser Absicht so gut, als eine Stechpalmenhecke. Es kann kein Auge hindurch dringen, und kein Wind dadurch wehen. Alles in dem Umfange derselben befindliche wird wie ein Garten, der mit einer Mauer umschlossen ist, beschützet. Auch ist das Holz der Stechpalmen, wenn es zu einem gewissen Alter gekommen ist, von sehr gutem Werthe. Die Cabinetmacher kaufen es für einen beträchtlichen Preiß, und von der Rinde desselben wird Vogelleim gemacht. Wenn man alle diese Vortheile, so man von den Stechpalmenhecken haben kann, zusammen nimmt; so muß man sich wundern, daß sie in einem Lande, wo sie doch überhaupt so gut wachsen, so wenig gepflanzet werden. Ich hoffe, diese Anmerkungen, die in der That die Erfahrung zum Grunde haben, und durch wiederholte Ausübungen bestätiget werden, werden ihren Gebrauch künftig allgemeiner machen.

Soll eine Verzäunung dick und stark seyn; so ist solches von Stechpalmen am besten zu erlangen, sie wachsen auch zu einer ziemlichen Höhe. Blos im Anfange hat man Mühe damit, und zwar mehrere, wenn man sie verpflanzet, als wenn man sie da, wo sie stehen sollen, aus dem Saamen hervorwachsen läßt. Bey den letztern wird wenig mehr Sorgfalt, als bey den schwarzen Dornen, oder andern Arten erfordert. Die einzige damit verknüpfte Unbequemlichkeit ist diese, daß so viel Zeit dazu erfordert wird, ehe sie so weit heranwachsen, daß sie brauchbar werden. Mit den jungen Pflanzen muß man, wenn die Witterung unfreundlich ist, eben so, wie mit den Gartenpflanzen umgehen. Man muß ihnen Schatten und Wasser geben, bis sie Wurzel schlagen, nachgehends aber erfordern sie nicht mehr so viel Mühe.

Es ist wunderlich, daß die Stechpalmen, welche zu Feldhecken am besten, zu Gartenhecken aber am schlechtesten geschickt sind, dennoch in England fast blos in den Gärten gebrauchet, auf den Feldern aber hintangesetzet werden. Allein, es ist nun einmal so, wie denn nichts über die Gewalt der Gewohnheit geht. Eben dasjenige, was sie auf dem Felde vorzüglich machet, ist eine Ursache, daß sie in einem Garten nicht so gut sind, und das besteht darinn, daß sie so grosse Blätter haben. Diese gefallen auf einem Felde dem Auge, und machen die Verzäunung um so viel dicker, und sie haben auf selbigem allezeit ein schönes Ansehen, weil sie niemals beschnitten werden. In Gärten aber muß man sie beschneiden, denn da muß alles in gehöriger Form gehalten werden, und das Beschneiden einer Staude mit so grossen Blättern, als die Stechpalmen haben, ist gar nicht gut, weil sie ein so schlechtes Ansehen darnach bekommen.

Die Einbildung hat die Leute in das Buntmachen der Stechpalmen sehr verliebt gemacht, und man giebt sich daher viele Mühe, durch Pfropfen den Blättern weisse und gelbe Ränder zu geben. Man hält solches für schön, in vernünftigen Augen aber haben solche Blätter ein kränkliches Ansehen. Man mag sie immerhin schön nennen; allein derjenige, der freywachsende Stechpalmen in ihrem eigenen starken und gesunden Grün, so wie ihre volle Zweige von dem Winde spielen, gesehen hat, kann die beschnittenen und bunten Stechpalmen nicht anders, als für sehr schlecht verbessert ansehen.

Wenn eine Stechpalmenhecke aus den Pflanzen einer Baumschule soll errichtet werden: so muß man vor allen Dingen dahin sehen, daß es in keiner trockenen oder kalten Witterung geschehe. Das Ende des Aprils, mitten in den warmen Regengüssen, ist die beste Zeit dazu. Es kann aber auch gar füglich am Ende des Augusts geschehen, wenn das Wetter nur wölkicht und kühl ist, und dann und wann Regengüsse fallen. In solchen Witterungen lassen die Pflanzen auf einmal gute Wurzeln schiessen, und und schlagen nachgehends selten fehl.

**Stecken** oder **Stehen**, ist eine Weydmännische Redensart, welche insonderheit nur von einem Hirsch gebraucht wird, um dadurch anzuzeigen, wo er sich aufhalte. So sagt man: **der Hirsch steckt oder stehet in dem und dem Revier**, nicht aber: er liegt darinne.

**Steckgarn**, s. **Flachgarn.**

**Stecknetze**, s. **Flachgarn.**

**Stehen**, s. **Stecken.**

**Steigen**, ein Wort, das von unterschiedenen Dingen, und auf verschiedene Weise gebraucht wird. So sagt man in der Jägersprache a) **Steigen, aus dem Wasser steigen** vom Fischotter, s. dieses Wort. b) **Steigen, zu oder vom Baume steigen oder tretten**, vom Auerhahn und andern gleichmäßigen Vögeln. c) **Steigen**, franz. *Nouer, Leve cul*, vom Falken, wenn er sich in die Höhe schwinget, s. **Falke, Loßlassen.**

**Stein**, ein Jägerwort, welches sie von dem Gewächse, das unten an den Köpfen der Thiere kraus um das Gehörne herumgehet, gebrauchen.

**Steinadler**, s. **Adler.**

**Steinamsel**, s. **Amsel.**

**Steinbeer**, s. **Heidelbeer.**

**Steinbeisker**, oder **Steinbeisser**, s. **Beisker.**

**Steinbeisser**, lat. Cinclus, franz. *Govion piquant*, ist ein kleiner Vogel, in der Grösse einer Heydelerche, mit eben einer solchen breiten Brust, und einem Schnabel wie dieselbe, langen Flügeln, und sehr kurzem Schwanze. Er siehet von Farbe aus, wie ein Neuntödter von der grossen Art, ausser daß er nicht schwarz oder schwärzlicht ist, sondern anstatt dessen eine Aschen- oder blaulichte Farbe hat. Er ist nemlich am Kopfe graulicht, oder von einer Farbe, die das Mittel zwischen blau und grau ist; und diese

Far-

Farbe gehet weit über den Nacken hinunter, die Flugfedern hingegen sind schwarz. An den Flügelbeinlein oder Schultern hat er etwas weisses, und eben so recht hellweis ist er über den Schwanz, welches, wenn er an der Erden hinflieget, sehr in die Augen fällt. Der Schwanz ist halb graulicht, und halb dunkelweiß, der Schnabel ist schwarz; die Kehle aber und der ganze untere Leib sind weiß; die Füsse hingegen sind kohlschwarz. Das Weiblein hat, das Weisse über den Schwanz ausgenommen, nichts von allen diesen Farben, sondern ist bräunlicht, wie eine Lerche; doch so, daß man unter den bräunlichten Farben keine schwärzlichte Streifen findet, wie die Lerchen haben. Er brütet an der Erde, und hält sich gern bey Steinbrüchen, oder wo er die nicht hat, nur an steinigten Wegen auf.

**Steinbock**, lat. Capricornus, Ibex, Capra silvestris major, franz. *Capricorne*, ist eine wilde Ziegenart, die sich auf dem höchsten Alpgebürge aufhält. Er ist den Gemsen ziemlich gleich, aber seine Hörner sind breit, lang, hinterwärts gestreckt, und so groß, daß sie dem Thiere bis auf das Creuz reichen, und eines bis drey Maaß Wasser halten kann. Mit diesen Hörnern schwengt er sich von einem Felsen zum andern, und wenn er sich von einer Höhe herabstürzt, weiß er die Hörner so artig vorzukehren, daß er am Leibe von dem Falle nicht beschädiget wird. Es ist ihm kein Thier an Fertigkeit zu laufen, zu springen, und die gähesten Felsen zu besteigen, gleich. Wenn man einen jungen Steinbock fänget, und im Hause auffüttert; so wird er endlich so zahm, daß er mit dem Viehe auf die Weide gehet, und wiederkömmt. Sein Haar ist dunkelfarb, und sein Fell dienet vortreflich gegen die Winterkälte. Er hat einen langen schwarzen Bart, und sein Leib ist grösser, als der ordentlichen Ziegenböcke ihrer. Das Weiblein ist kleiner, lichter an Farbe, ohne Bart, und hat auch kleinere Hörner. Wenn der Steinbock von dem Jäger verfolget wird, und einen bequemen Raum zum Anlauf vor sich siehet; so rennet er auf den Jäger loß, und stürzt ihn vom Felsen hinab. Seines Schweißes oder Blutes ein Theil mit sechs Theil Most gekocht, davon des Morgens, Mittags und Abends im Bade, drey Tage nach einander, getrunken, zermalmet den Blasenstein, und führet ihn in einem Sande aus.

**Steinbuche**, s. **Buche**.

**Steineiche**, s. **Eiche**.

**Steinesche**, s. **Esche**.

**Steineule**, s. **Eul**.

**Steinfletsche**, **Steinklatsche**, ist ein kleiner Vogel, welcher der Grasemücke nicht allein von Gestalt merklich beykommt, nur daß er ein klein wenig wichtiger, und am Bauche weisser als jener ist; sondern auch mit seinem Fluge, seinem Laute und übrigen Thun eben so, wie die Grasemücke, geartet ist. Doch ist diese Steinklatsche lieber auf Brachäckern, dürren Leeden und Steinritzen, als auf Wiesen, wie jene. Sie brütet auch ihre Jungen an solchen Orten bey der Erde in Löchern



Digitized by Google

chern aus, woselbst sie, wenn man dieser ihrer Brut unwissend zu nahe kommt, dieselbige mit ihrem vielfältigen Hin- und Herfliegen, auch Auf- und Niederschlagen mit dem Schwanze, und vielem Locken, sogleich verräth; wiewohl sie dieselben in den Steinen dergestalt verblendet zu setzen weiß, daß man Mühe hat, sie zu finden. Es hat dieser Vogel gemeiniglich vier weisse, und unvermerkt gesprenkelte Eyer. Er nähret sich und seine Jungen mit nichts, als Gewürme; und ziehet zur Herbstzeit, wie andere Vögel, mit weg; und zwar so, daß sie eben nicht die letzten sind; im Frühjahre aber finden sie sich zu rechter Zeit wiederum ein.

**Steinforellen**, sind nichts anders, als die sonst so genannte Wald- oder Bachforellen, s. **Forelle.**

**Steingeiß**, s. **Gems.**

**Steingeyer**, s. **Geyer.**

**Steinhänfling**, s. **Hänfling.**

**Steinhuhn**, s. **Schneehuhn.**

**Steinkauz**, s. **Eul.**

**Steinklatsche**, s. **Steinfletsche.**

**Steinlinde**, s. **Linde.**

**Steinmarder**, s. **Marder.**

**Steinbeißker**, s. **Beisker.**

**Steinrödel**, s. **Steinröthel.**

**Steinröthel**, **Steinröthling**, **Steinrödel**, ist ein schöner und lieblich singender Vogel, welcher in Niederösterreich und Tyrol gefunden wird, und in Steinfelsen und alten hohen Gemäuren nistet. Er ist in der Grösse einer Weiß- oder Zippdrossel, hat einen subtilen und länglichten Schnabel, ist am Halse und an der Brust schön himmelblau, etwas dunkler, als der Eisvogel, auf dem Rücken und an den Flügeln aber schwärzlicht. Er wird gefangen, wenn man einen seines gleichen, oder in dessen Ermangelung, ein Käutzlein in einem Käfig aufsetzet, und da herum Leimspindeln steckt, so bleibt er daran hängen. Den frischgefangenen muß man erstlich die Flügel binden, solche in ein mit Papier vermachtes Häußlein einsetzen, und ihnen klein gehacktes, von Haut und Geäder gereinigtes Schafherz, oder von unten beschriebenem Geäße ein wenig vorgeben, bis er es selbst zu fressen anfängt.

Sie brüten des Jahrs dreymal, nemlich im April, zu Ende des Mayen, und im Julio, und haben jedesmal zwey, drey, auch bisweilen vier Junge. Dieselben müssen allein durch die Jäger und Gemsensteiger ausgenommen werden. Das rechte Geäße vor die Steinröthel zu machen, nimmt man von weissem Kichernmehle zwey Pfund, und der schönsten auserlesenen süssen und geschälten Mandeln ein Pfund, zerstösset solche in einem Mörser, thut drey Unzen frische Butter in ein küpfernes wohl verzinntes Becken, mischet das Mehl und die gestossenen Mandel dazu, setzet es auf ein Kohlfeuer, rühret es mit einem hölzernen Löffel wohl um, thut zwey Eyerdottern, ein wenig Safran, und wenn die Butter zu schmelzen anfängt, etwas ausgelassenes Honig dazu, und rühret es stets um, daß sich alles recht untereinander vermenge

ge und körnicht werde. Darnach nimmt man ein Sieb, nachdem die Körner werden sollen, und reutert es durch. Was nicht durchgehen will, wird aufs neue wieder gesotten, und abermal durch das Sieb getrieben. Dieses Geäße zu erhalten, wird Honig darauf gegossen; so hat man vor einen Vogel auf ein halb Jahr lang genugsam Futter.

**Steinröthling**, s. Steinröthel.

**Steintaube**, s. Taube.

**Steinziege**, s. Gems.

**Stellen, Aufstellen**, wird bey dem Jagdwesen, Vogel- und Fischfang gesagt, wenn die dazu gehörigen Tücher, oder Netze und Garne mit Leinen oder Furkeln also ein- und aufgerichtet werden, daß sich die begehrten Thiere oder Fische, desto eher darinn verwickeln und fangen mögen, s. a. Nachstellen.

**Stellen, Gesteller**, wird auch gesagt, wenn die Jagdhunde ein wildes Schwein anfallen, daß es Stand halten und mit ihnen streiten muß.

**Stellflügel**, s. Flügel.

**Stellgräblein**, ist ein in dem Erdboden gegrabener Raum, worein die Stellstäbe bey einem Vogelheerd geleget werden.

**Stellstab**, heißt bey den Vogelstellern ein Stock, der ein gerichtetes Garn leitet und führet, wenn die Vögel mit der Wand gefangen werden sollen.

**Stellstangen**, s. Forkeln.

**Sterbvogel**, s. Seidenschwanz.

**Stich**, heißt im Teich- und Gartenbau die Tiefe von einer halben Elle, also daß sechs Stiche drey Ellen tief ausmachen. Sonst aber verstehet man durch das Wort Stich gar öfters auch die sogenannten **Fischgruben oder Gräben in den Teichen**, welche fischbar gemacht werden, worein sich die Fische zusammen ziehen, und daraus sie nach einander geschwinde zu fangen. Solche Stiche zum Fischfangen oder die Fischgruben sind besonders dazu nöthig, daß die Fische zur Winterszeit Tiefen haben, darinnen sie sich vor Kälte und Frost bewahren können. Die **Hauptstiche oder Fischgruben** sind gemeiniglich an und vor den Dämmen und Wasserbetten, wo es nicht der lockere Boden und Sand verhindert, weil man sonsten um dessen willen den Stich ein wenig mehr in den Teich einziehen muß, am allerbequemsten anzulegen; denn den Ausstich oder das darans gegrabene Erdreich kann man bey dem Bau und Renovierung allezeit bequem auf den Damm bringen; auch ist dieser das vesteste nahe anliegende Erdreich, auf welches man mit dem Fischen bey der Abfischung am besten kommen und handthieren kann. Die zum Verwägen nöthigen Waagen werden hier errichtet. Wer über den Verkauf die Obsicht hat, kann an solchem Orte alles wohl besorgen, und das Heraustragen der Fische aus dem Teiche ist am Damme auch eher möglich zu machen, als an denen Orten, wo nicht das Land darüber der Zufluß zum Teiche erfolget, von lauter Sand bestehet. Wenn die Teiche groß sind; so erfordern sie auch geraume Stiche; weil diese zur Zeit der Fischereyen

scherehen dienlich, und auch sowohl im Sommer als Winter den Fischen zu ihrer Erhaltung zuträglich sind. Im Sommer dienen solche zu ihrer Abkühlung, zumalen wenn deren Grund reine ist; sie können sich auch vor den Raubvögeln besser darinn vertiefen; und wenn auch im Winter alles ausgefrieret, bleiben doch die Stiche und Fischgruben von rechter Tiefe vom Frost befreyet.

**Stichel**, welche man bey dem Jagdwesen zu dem Garn- und Lappenstellen brauchet, sind nichts anders, als eine Art von Pflöcken, oder kleinen Pfählen, die nur von einem runden Stücke Holz gemacht, von unten her aber mit einer eisernen Spitze versehen sind. Jedoch ist diese eiserne Spitze nicht so stark, als ein Pfahleisen, weil zu diesem kleinen Zeuge nicht so grosse Löcher, als wie zu den hohen Tüchern, nöthig, und also auch diese mit solchen Sticheln gar geschwinde gemacht sind. Ueber dieses sind solche Stichel auch bey dergleichen geschwinden Arbeit leichter fortzubringen.

**Sticheleisen**, s. Pfahleisen.

**Sticherling**, s. Stichling.

**Stichling**, Sticherling, lat. Pungitius, Spinachia, Piscis aculeatus, franz. *Epinoche*, ist ein kleiner und schmaler weisser Fisch, welcher von den spitzigen Stacheln, damit ihn die Natur am Bauche und Rücken, wie auch an den Floßfedern versehen hat, den Nahmen führet. Er wird kaum zwey Zoll lang, und ist schlecht vom Geschmacke, hiernächst aber auch deswegen verdrüßlich zu essen, weil an den vielen kleinen Stacheln, welche man nicht mit essen kann, viel und lange zu klauben ist; dahero sie fast gar nicht geachtet werden. In den Teichen aber nähren sich die Hechte und Forellen desto besser davon. Sie sind in Flüssen, Landseen und Teichen, besonders bey warmer Witterung, häufig auf der Fläche des Wassers zu sehen. Wo sie häufig gefangen werden, kann man auch fein junge Enten damit aufziehen und fett machen. Sie streichen im Monate May.

**Stiefel**, bey dem Jagdwesen, s. Forkeln.

**Stieglitz**, Distelfinke, latein. Carduelis, Cardelus, franzöf. *Chardonneret*, ist einer von den schönsten Vögeln, die wir in Deutschland haben. Der vordere Theil des Kopfs ist recht hoch Ponceauroth, und diese Röthe gehet um den Schnabel herum. Wo das Rothe auf dem Kopfe aufhöret, gehet ein breiter schwarzer Strich bis auf den hintern Theil des Kopfs. Dieser breite schwarze Strich ist mit Weiß eingefasset, welches sich hinab unter die Augen, und gar bis an die Brust erstrecket, jedoch von der rothen Kehle angenehm unterbrochen wird. Das hintere Theil des Kopfs ist ebenfalls Kohlschwarz, und wo dieses aufhöret, folget ein kleines dunkelweisses Flecklein, und darauf fänget eine angenehme ziemlich hellbraune Farbe an, und nimmt den ganzen Rücken ein, bis nahe an den Schwanz, da dasjenige weisse Flecklein kommt, welches so viel Vögel mit einander gemein haben. Der Schwanz ist Kohlschwarz,

schwarz, und hat an einer jeden Feder, vornen an der Spitze, ein blaßweisses Pünctlein; die äussern Federn am Schwanze aber, bey einigen auf jeder Seiten zwey, bey andern auf jeder Seiten drey, sind mit schneeweissen Spiegeln gezieret. Die Flügelfedern sind ebenfalls Kohlschwarz, und theils derselben an der Spitze mit weissen Flecken versehen; mitten aber haben sie so hochgelbe Streiffen, daß sie schöner nicht gemacht werden können. An der Kehle, so bald das um den Schnabel gehende Rothe unter derselben aufhöret, sind sie weiß, und fangen sich so bald unter der Kehle schöne rothbräunlichte Federn an, welche zwar sich um die ganze Brust, und noch etwas weiter erstrecken, aber dazwischen überall das Weisse hervor scheinen lassen, bis unten am Bauche, ziemlich nahe an der Brust, solche schöne schneeweisse Farbe den Platz allein behält, und bis zum Schwanze währet.

Das **Weiblein** hat eben auch alle diese Farben, aber in geringerm Maaß; denn bey dem Weiblein ist der rothe Fleck am Kopf weder so schön roth, noch so breit; so ist auch das Weisse auf den Seiten nicht so schön hell, sondern siehet etwas schmutzig aus. Sonderlich ist es daran zu erkennen, daß die Flügbeinlein oder Achseln des Männleins vom Leibe an, bis hinaus an das Ende des Flügels, mit kohlschwarzen Federn bedecket sind; dahingegen das Weiblein von dem Leibe an, bis über die Helfte der Flügelbeinlein, nur braune Federn hat. Ferner ist zwar der schneeweisse Schnabel im Winter, sowohl bey dem Männlein, als Weiblein, oben auf der Spitze mit einem schwarzen Streiflein bezeichnet; dieses vergehet aber bey dem Männlein durch das Gesänge, bey dem Weiblein hingegen bleibt es das ganze Jahr, es müßte denn schon etliche Jahre alt seyn. Seiner Leibesgestalt und Grösse nach ist dieser Vogel einem Hänfling gleich; wiewohl es zweyerley Stieglitze giebt, davon die kleinere Art einem Hänflinge nicht ganz gleich kommet, auch nicht so schön, als die grössere Art, von Farben ist. Sein Schnabel ist länger, als ein Hänflingsschnabel, vornen zwar eben so spitzig, aber etwas gebogen, daß man sonst bey keinem sich mit Körnern nährendem Vogel dergleichen finden wird. Im übrigen ist dieser Vogel sehr kurzbeinicht, und mit einem ziemlich kurzen Schwanze versehen.

Sein **Aufenthalt** ist in Wäldern und Gärten, in welchen letztern er am liebsten ist, und ausser der Brutzeit die Gewohnheit hat, manchen Tag einen ziemlich weiten Weg dem Fraß, über Felder und rauhes Gebürge, wo viel Disteln wachsen, nachzustreichen, und denn wiederum seinen Weg zurück und herwärts zu nehmen. Sein rechter **Strich** geschiehet zwischen Bartholomäi und Michaelis, und der **Wiederstrich** im Frühling im Merz, verhält sich aber nicht viel anders, als der **Haussperlingsstrich**; massen, ungeachtet solches Hinwegstreichens, im Winter doch so grosse Schaaren

 ren

ren gesehen werden, als man im Herbst gehabt hat. Er bauet sein Nest meistens mitten auf die hohen Bäume, auch wohl auf blossen Hopfenstangen, und zwey bis drey Manns hoch jungen gepfropften Bäumen, und pfleget solches auf das äusserste der Aeste hinaus, aber so veste zu setzen, daß es vor allem Sturm und Ungewitter sicher ist. Auswendig bauet er meistens mit grünem Baummoos, wie der Finke; innwendig aber siehet es ganz anderst aus, und ist viel zärter; wie denn der Stieglitz so gar gewisse in den Wiesen stehende Blumen, die wie Federn aussehen, an statt der Wolle nimmt, weil sie nicht weniger weich sind, als dieselbige. Das Weiblein brütet zwey = bis dreymal den Sommer über, und brütet vier bis fünf Junge aus, die anfänglich nicht so schön von Farben, wie die Alten, sondern grau, wie eine Sperlingssicke aussehen, ausser daß sie gleich die gelben Federn in den Fittigen bekommen. Nach der Brut versammlen sich die Stieglitze in grossen Hauffen; erzeigen sich auch, wie alle solche Vögel sehr begierig zur Lock, und singen das ganze Jahr, ausser wenn sie sich mausen. Sie baden sich im Wasser, und tragen ihren Jungen das Geätz im Kropfe zu, so, daß sich zu verwundern, wie man die Stieglitze unter die Finken zehlen, und Distelfinken nennen mag, da doch solche Eigenschaft, anderer zu geschweigen, genugsam anzeiget, wie weit dieser Vogel von dem Finkengeschlechte unterschieden sey.

Ihre Speise ist in der Freyheit der Saame von Disteln, sonderlich von den rothen, insgleichem von Kletten, Mohn, Hanf, Salat, Hirsen und andern solchen Gewächsen, deren Saamen auf Stengeln stehet, wie auch die kleinen grünen Läuse oder Würmlein, so man im Sommer an Pflaumen = und andern Bäumen auf den Blättern findet, mit welchen sie sonderlich die Jungen ätzen. In dem Vogelhause nehmen sie mit purem Hanf vor lieb; jedoch ist besser, weil man es leicht thun kann, daß man ihnen alles dasjenige auch gebe, was sie in ihrer Freyheit genossen. Wenn man sie, da sie neun oder zehen Tage alt sind, aus dem Neste nimmt, und mit eingeweichtem Riebsen = oder Rübsaatsaamen, aus dem man Oel zu schlagen pflegt, noch besser aber, mit in Milch geweichter Semmel, oder auch mit frischen Ameiseyern aufätzet, thun sie es am Zahmigkeit fast allen Vögeln zuvor. Weil es aber am besten, daß man nur einen nehme, als welcher viel zahmer wird, wenn er keine Cameraden hat; so ist zu wissen, daß auch im Nest die Männlein dadurch von den Weiblein unterschieden werden, daß diese am Kopfe und Rücken viel schwärzlichter, die Männlein hingegen viel lichtbrauner anzusehen sind. Die Alten lieben ihre Jungen dergestalt, daß, wenn man einen Nestling bekommen, denselben in einen Vogelbauer thut, und täglich fortrückt, die Alten ihm bis in das Haus folgen, und ihn so lange ätzen, bis er selbst fressen gelernet.

Sie werden mit Kloben, Leimruthen und Schlagwänden, auch mit Sprenkeln gefangen. Wenn ein Stieglitzmännlein zu einem Canarienweiblein gelassen wird, begatten sie sich, und zeugen eine Bastart- oder Zwitterart, Canaristieglitz genannt, die um den Kopf einem Stieglitz, am Leib aber einem Canarienvogel gleichet, und ein vermengtes, doch liebliches Gesänge hat.

**Stieglitz**, nennet man auch eine gewisse Art kleine Fische, die fast in allem, wie die bereits an gehörigem Orte beschriebenen **Ellritzen**, gestaltet, vorne aber etwas runder, und hinten hinaus schmäler sind; sonst stehen sie auch in denen Bächen gerne zwischen Ellritzen. Ihr Kopf und der Rücken sind durchaus schön buntfleckicht; weshalben ihnen auch nach dem buntfleckichten Stieglitzvogel eben dieser Name beygeleget wird. Sie suchen sich zwar mehr unter den Ufern, und in der Tiefe zu verbergen, als die Ellritzen; sie werden aber doch mit selbigen vielfältig gefangen. Ihre **Laichzeit** ist im Maymonat; sie vermehren sich aber nicht so gar stark, als die mehrerwehnten Ellritzen. Sie haben zwar auch einen ziemlich guten Geschmack, jedoch dieser ihrem nicht gleich.

**Stieleiche**, s. **Eiche.**

**Stint**, **Stinz**, lat. Apua, Aphya lacustris, Apua Phalerica, ist ein kleiner Fisch, etwan vier Zoll lang, und einen halben Zoll breit, welcher einen spitzigen Kopf, einen dunkelbraunen ins Blaue spielenden Rücken, und weissen Bauch hat. Floßfedern führet er zwar an den Kiefen, zwey mitten am Bauche, eine unten am Bauche, und eine auf dem Rücken; der Schwanz aber ist gespalten. Er hält sich nur in Seen und Teichen auf, und liegt das ganze Jahr auf dem Grunde im Schlamme. Wenn er aber im Merzen laichet; so tritt er in die Höhe, und schwimmet in solcher Menge mit einander, daß man ihn Hahmenweise fangen, und herauslangen kann. Solches geschiehet auch im Herbst gegen Martini zu. Sein Fleisch ist weich, mager und ungeschmackt, hat einen widerlichen Geruch, und giebt wenig Nahrung, und kann dahero nicht mit unter die gesunden Fische gezehlet werden; weswegen er auch nicht sonderlich geachtet wird, es sey denn zu Amsterdam und Hamburg, wie auch zu Bremen, allwo er häufig sowohl gekocht und gebacken, als auch gebraten gegessen wird. Man nennet ihn daselbst **Spiring**, und sonst auch **Heurling.**

**Stintz**, s. **Stint.**

Stipes, s. **Stamm.**

**Stock**, lat. Truncus, franz. *Tronc*, *Souche*, heißt ein Stümmel, so von abgehauenem Holz in der Erden überbleibet. Tannen- Kiefern- und Fichtenstöcke schlagen selten wieder aus, dahero am besten gethan ist, die Stockscheitschläger, oder Roder werden, so bald dergleichen Bäume gefället, zum Ausroden der Stöcke angeleget, zumal da dieser ihr Holz, so es frisch, sich besser zerschlagen läßt, als wenn die Stöcke Jahr und Tag gestanden,

standen, und solchemnach jähe worden. Die Löcher müssen wieder zu- und gleich gemachet werden; auch sollten die Forstbedienten eingesammelten Holzsaamen vorräthig haben, die Flecke, wo gerodet, damit bestreuen, und solchen vermittelst eiserner Rechen umhacken lassen. Werden die Stöcke erst gerodet, wenn nun selbige wieder junges Holz aufgeschlagen, ist es diesem sehr schädlich; dahero müssen die Stöcke solchem Umstande nach stehen bleiben, bis das Holz ziemlich aufgewachsen, und die Wurzeln der Stöcke abgefaulet, damit man solche leichtlich, und ohne Schaden der jungen Bäume, aus der Erden heben kann. Wo dieses Ausbrechen der Stöcke denen Forstbedienten als ein Accidenz zugeeignet ist, muß der Herr des Holzes darauf sehen, daß die Stockschmatzen nicht zu lang gelassen, und die Holzhauer in dem harten Holze, besonders zu Beobachtung dieses, angewiesen werden. Weil auch die Ausrottung der Stöcke ein ziemliches zur Erhaltung der Wälder und Waldungen beyträget, in Betracht solche, wo Stockholz zum Feuern vorhanden, keine Bäume hergeben dürfen; so ist um so vielmehr nöthig, solche werkstellig zu machen. Frisches Stockholz von Eichen, Ahorn, Lennen, Rüstern, Ilmen, Kiefern, Fichten und Tannen giebt hiernächst gute Kohlen; Buchen, Erlen, Aspen und Birken hingegen sind disfalls wenig, oder gar nichts nütze, zumal wenn deren Stöcke länger als ein Jahr in der Erde gestanden. Die Kiefernstöcke bleiben gemeiniglich zu Kiehn, und vor die Pechhütten, um Pech daraus zu machen, stehen, müssen jedoch auch frisch gebraucht werden, wenn Nutzen erfolgen soll.

**Stockadler**, s. **Adler**.

**Stockbarsch**, **Hauptbarsch**, **Stockbärsche**, nennen einige die grössere Art vom Bärschen, so in den Flüssen zu finden.

**Stockgarbe**, s. **Forstgarbe**.

**Stockgarn**, s. **Flachgarn**.

**Stockgüter**, sind solche Oerter oder Plätze, wo vormals Holz gestanden, die aber nun als Aecker oder Wiesen genützet werden. Was der Forstherr vor ein Recht darauf habe, davon s. **Stöckerrecht**.

**Stockkohlen**, **Grubenkohlen**, sind kleine Kohlen, welche von etwas starken Wasenhecken in Gruben verkohlet werden. Vor einigen hundert Jahren wußte man bey den Eisenhüttenwerkern von Hohen- und Blauofen noch nichts, sondern man brauchte zu Schmelzung des Eisensteins die Zerrennheerde, und weil hierzu keine grobe und Mittelkohlen, sondern nur sehr kleine Kohlen gebraucht werden können, die noch geringer, als Quandel sind, so verkohlte man etwas starke Wasenhecke, welche man Grubenkohlen nennete, weil das Verkohlen derselben in Gruben, welche in die Erde gegraben wurden, geschahe. Konnte man solche Wasenhecke nicht hinlänglich haben; so schlug man, wie einige alte Nachrichten lauten, die gröbern Kohlen zum Gebrauch vor die Zerrennheerde mit Dreschflegeln entzwey; nachdem aber der sehr

Digitized by Google

sehr reichhaltige und gutartige Eisenstein abgenommen, und der strengere, auch geringhaltigere sich auf diese Weise nicht mehr schmelzen ließ; so gerieth man auf die Erfindung der Zerrennofen, Blauofen, und endlich der jetzo meistens im Gebrauch seyenden hohen Oefen, wobey keine andere als Mittel- und grobe Kohlen zu gebrauchen stehen; wannenhero das Grubenkohlen wenig mehr üblich, noch auch weiter erforderlich ist.

Indessen kann das Grubenkohlen in einigen Fällen annoch nützlich gebraucht werden. Der gewöhnlichste Fall ist, wenn in grossen gebürgigten Forsten so viel Hecke vorfällt, daß sie, wegen der Entlegenheit vom Lande und des kostbaren Fuhrlohns, nicht verkauft werden kann; alsdenn kann man solche Hecke vor die Schmiede, welche kleine Sorten von Nägeln, und andere gar kleine Eisenwaare machen, mit einigem Nutzen verkohlen. Nicht weniger, wo sehr guter, doch so wenig Eisenstein vorhanden ist, daß darum kein hoher oder Blauofen angelegt werden kann, oder auch, wenn ein ausserordentlich gutes, nicht nur zähes, sondern auch dichtes Eisen, welches auf dem Zerrennheerde am besten, und zuverläßigsten gemacht wird, nöthig ist; da macht man zu dessen Behuf Grubenkohlen. Zu welchem Ende der Köhler eine Grube in die Erde gräbt, welche oben 6 bis 7 Fuß weit, und ungefehr 4 Fuß tief ist, und unten etwan einen Fuß schräge zusammen läuft, oder enger wird. In diese wirft er die in Wasen gebundene Hecke, zündet solche an; so bald die Flamme nicht mehr dampfig ist, sondern klar zu werden beginnet, wirft er frische Hecke nach, stosset solche so dichte nieder, daß nur das Feuer nicht ausgedämpfet werde, bis endlich die Grube auf zwey Drittheile mit Kohlen angefüllet ist. Nachdem nun die zuletzt aufgeworfene Hecke fast aufhört, eine Flamme zu geben; so bewirft man solche mit Stübbe und Erde; da sich denn die Grube nach Ablauf von Tag und Nacht kühlet. Die herausgezogenen Kohlen breitet der Grubenköhler auseinander, und löschet das etwan darinnen noch befindliche Feuer, welches sich sofort äussert, aus. Diese Kohlen werden vor dem Gebrauche durch einen Röder oder gröbliches Sieb geschlagen, dadurch die zum Feuern brauchbare Kohlen von der Stübbe geschieden werden.

Zu einem Fuder Grubenkohlen gehöret eine unglaubliche Menge Hecke, und von einem Fuder gehet durch das Aussieben fast die Helfte ab, welche zur Feuerung nicht brauchbar ist; die übrigen sind überdem sehr leicht und mürbe, weil das schwache Reisholz der strengen Flamme zu lange ausgesetzt gewesen, und können nicht weit, am wenigsten bey sehr regenhaftem Wetter, ohne zu verderben, verfahren werden. Das schlimmste dabey ist, daß ein vorsichtiger Forstbedienter nicht gestatten kann, Grubenkohlen bey etwas anhaltendem trocknem Wetter zu machen, damit das durch die heftige Flamme in die Höhe getriebene Laub und Nadeln, indem solche vom Winde weit fortgetrie-

getrieben werden, die in der Nähe stehenden Oerter nicht anzünde.

Wegen dieser und anderer Unbequemlichkeiten kam das **Stockkohlen** auf. Zu dem Ende wurde das stärkste unter dem Wasenholze oder Reisig ausgehauen, oder **ausgestocket**, davon ordentliche Malter gemacht, und solche in Miehlern gewöhnlicher massen verkohlet; wobey, wie aus obigem erhellet, die Miehler kleiner als gewöhnlich, auch das Feuer weit geschwinder geführet werden muß. Diese Kohlen heissen **Stockkohlen**, und sind mit den **Stuckenkohlen**, welche an einigen Orten auch **Stockkohlen** heissen, nicht zu verwechseln. Es thun solche den Kleinschmieden ungemein gute Dienste, erfordern aber fast noch einmal so viel und sehr dicht liegende Malter, als die gewöhnlichen Stangen- und Baumkohlen. Zudem sind solche sehr kostbar, da das **Ausstocken** viele Zeit und Mühe erfordert. Die Absicht beym Anfange des Kohlwesens, die Stätten durch das Verkohlen der Stockmalter abzuwärmen, gaar zu machen, und dadurch an dem gewöhnlichen Malterholze ein ansehnliches zu ersparen, fällt ganz und gar weg. Gegen ein gewöhnliches Kohlholzmalter, das dadurch gewonnen wird, gehen gewiß zwey Stockholzmalter verlohren, die in Ansehung der Unkosten weit mehr werth sind.

Durch das stärkste dieses Stockholzes wird denen Kohlholzmaltern das Schmalholz genommen; welches doch sonderlich bey Baumholzmaltern zum Ausstümpeln, Ausschmalen und Schlichten sehr nöthig ist, und wo es fehlet, eine sehr schlechte Auskohlung, der Güte und dem Maaße nach, unvermeidlich verursachet. Durch Ausstockung des Schwächern werden ferner die Waasen fast ganz unbrauchbar gemacht, und ist der Rest zur Feuerung kaum so gut als Stroh, und tief in den Forsten nicht das Ausbinden werth. Endlich so ist nicht möglich, im Frühjahr mit dem Ausstocken zeitig genug fertig zu werden, daß man beym Anfange des Hauptkohlwesens die Stätten damit abwärmen könne; wollte man aber die zu spät ausgestockten Malter bis aufs künftige Jahr liegen lassen; so würde dieses schwache Holz indessen größtentheils verderben, und weil man mit der Hauung des Kohlholzes fortrucket, ein dem jungen Anwachs schädliches, und viele Kosten erforderliches hin und wieder Schleppen solcher Malter nöthig seyn.

**Stockraum**, heißt im Forst ein abgeholzter Platz, wo die Stöcke noch stehen. s. Gehau.

**Stockrecht**, s. Stöckerrecht.

**Stockscheite**, heissen diejenigen Scheite, welche von denen in der Erde stehen gebliebenen Stöcken geschlagen werden. Diese Stöcke werden mit grosser Mühe ausgegraben, von den kleinen Wurzeln gereiniget und hernach gespalten. Stockscheite zu machen, ist eine saure Arbeit, und muß man daher vor eine solche Klaster 2 bis 3 mal mehr, als vor eine Klaster Kernscheite zu machen, geben.

**Stöber, Stöberer**, franz. *Pillart, Querelleur*, heißt ein Hund, welcher bey dem kleinen Weydewerke gebraucht wird, Hasen, Rebhühner, Schnepfen und andere Vögel in Feldern zu suchen und aufzutreiben. Dazu nimmt man meistentheils die von einem Hühnerhunde und Dachskriecher gefallenen Zwitter, welche das Suchen und Revieren von Natur an sich haben. Sie sind gemeiniglich buntscheckicht an Farbe, und müssen nicht weitläuftig in den Feldern herum streichen, sondern nur kurz vor dem Weydmanne auf 10 bis 20 Schritte revieren, aussuchen und fortstößern, damit die Windhunde, den Hasen einzuholen, nicht zu weit laufen müssen, der Falkenier auch seinen Vogel recht anbringen könne, und nicht fehl stossen lasse, oder der Weidemann mit seiner Flinte einen weiten Hasen nicht fehlen möge. Denn die weitläuftigen Stöber überschnellen nicht allein leichtlich die Fährde, sondern lassen auch manches Huhn, Schnepfe oder andere Vögel unberührt sitzen, die sie aus Unachtsamkeit nicht suchen, vielweniger austreiben.

Man nimmt meistens zwey bis drey oder vier Stöberhunde mit sich, das Feld allenthalben reinlich auszusuchen; man muß sie aber vorher hin und wieder von einander zu suchen angewöhnet haben, damit, wenn gleich einer etwas findet, die andern dennoch ihr Suchen fortsetzen; wiewohl es anfänglich schwer hält, daß sie nicht gleich einstimmig zusammen fortjagen sollten. Es muß ihnen aber dieses nicht mit Schlägen, sondern mit guter Art abgewöhnet werden; sonst würden sie nicht voneinander, sondern beysammen, oder einer hinter dem andern suchen lernen, und also nur einer Dienste thun, auch manches solchergestalt sitzen lassen.

**Stöberer**, s. **Stöber**.

**Stöckerrecht, Stockrecht**, heißt der Zehenden, und andere Abgaben, welche dem Forstherrn von Plätzen, wo vormals Holz gestanden, entrichtet werden müssen.

**Stöhr, Stör**, lat. Acipenser, Acipensis, Sturio, Stora, franz. *Esturgeon, Eturgeon, Etourgeon, Creac; Porcelette*, ist einer von denjenigen Fischen, die ordentlich im Meere wohnen, aber aus demselben in die Flüsse und Ströhme, und zwar nicht ohne Unterschied in alle, sondern nur in die grösten, als in die Donau, Elbe, Oder, Weichsel u. d. g. austretten. Die beyden ersten lateinischen Nahmen sind sein rechter Nahme, die andern beyde aber nach dem Deutschen gedichtet. Doch scheinet der Nahme **Stöhr** vom **Stöhren** und *Nachsuchen* herzukommen, weil sein Rüssel lang, und zum Nachsuchen bequem ist. Neben diesem langen, starken, und spitzigen Rüssel, hat er auf jeder Seite vier, mit einem harten Deckel verwahrte Kieffen, und fast unter den Augen, am Untertheile des Rüssels, ein so kleines Maul, ohne Zähne, daß er allein saugen muß, wenn er seine Nahrung suchen will. Vor demselben hängen gleichsam zur Beschützung vier Zasern, als ein doppelter Bart. Der Bauch ist

flach

flach und weiß, der Rücken aber eckicht und dunkelgrün, welche Farbe an den Seiten lichter wird. Die Floßfedern sind weißlicht; zwey sitzen neben den Kiefsen, zwey am Bauche, eine unterhalb des Bauchs an dem Schwanze, und eine auf dem Rücken, nicht weit vom Schwanze. Längst dem Rücken und auf beyden Seiten ist er mit starken knorrichten Schilden, in fünf Reihen, dermassen verwahret, daß man ihn daselbst mit dem schärfsten Degen nicht leichtlich verwunden kann. Vom Kopfe lauft durch den Rücken bis an den Schwanz, zu Bevestigung des ganzen Fisches, eine Fingers dicke Senne, welche insgemein **Stärke** genannt, und von den Köchen bey seiner Schlachtung ausgerissen wird.

Sein Fleisch ist weiß, gelinde und nahrhaft, dem Munde lieblich, und dem Magen angenehm, aber darneben ihm fast schädlich, weil sein Fett etwas beschwerlich ist. Er wird entweder stückweise gebraten, oder mit einer Senf- oder Butterbrühe zugerichtet, oder in Pasteten eingeschlagen. Man siedet ihn auch ab, und legt ihn trocken auf eine Serviette. Ueber den gesottenen Stör ist auch eine Sosse von halb Butter und halb Wein, nebst etwas Weinessig, einem zerschlagenen Eyerdotter, etwas gerieben Brodt und Corinthen wohl durchkocht, nicht nur angenehm, sondern auch piquant. Die in dem Meere wohnen, sollen viel kleiner seyn, als die in die süssen Wasser kommen, als woselbst sie merklich zunehmen sollen; wie sie denn zu 12 auch 16 bis 18 Fuß lang gefangen werden. Wegen ihrer besondern Stärke, so sie im Rüssel und Schwanze haben, müssen sich die Fischer eben so starke Netze, als man zur Hirsch- und wilden Schweinsjagd gebraucht, anschaffen, wenn sie auf seinen Fang ausziehen.

**Stöhrstange**, s. **Fischtrampe.**

**Stör**, s. **Stöhr.**

**Störente**, s. **Ente.**

**Störstange**, s. **Fischtrampe.**

**Stösser**, s. **Stoßvögel.**

**Stopfen der Hunde**, was es bey der Parforcejagd seye, und wozu es nütze, davon s. **Parforcejagd.**

Stora, s. **Stöhr.**

**Storch**, **Storck**, **Adebar**, **Ebeher**, **Ebiger**, lat. Ciconia, franz. *Cicogne*, ist ein grosser Vogel, welcher eine zwischen dem Kranich und Reiher mittelmäßige Grösse, sonst aber gemeiniglich weisse und schwarze Federn, sehr lange, dürre und rothe Füsse, wie auch einen langen, rothen und dicken Schnabel, aber eine gar kurze, und nach **Plinii** Meynung gar keine Zunge hat. Die jungen Störche hingegen haben graue Füsse und auch solche Schnäbel. Eigentlich aber giebt es derselben zweyerley Arten, weisse und ganz schwarze. Die weissen mit schwarzen Fittigen sind gemein, halten sich gerne nahe an, ja auf den Häusern, in Städten und Dörfern auf, nisten gerne auf den Dächern und Schorsteinen, oder gestümmelten hohen Bäumen.

men. Die ganz schwarzen aber sind lieber in den Wäldern, Sie nähren sich von allerley Ungeziefer, Fröschen, Schlangen, Eyderen und dergleichen, so sie auf nassen Wiesen, in Morästen und Sümpfen zusammen suchen, fressen auch die Brut von Lerchen, Wachteln und Feldhünern, wo sie dergleichen finden; besonders sind sie den Bienen sehr schädlich, welche sie in denen Wiesen von den Blumen dermassen häufig ablesen, daß man ihrer oftmals ganze Hände voll bey denselben gefunden hat.

**Ihre Brut währet drey Wochen, und bringen sie meistentheils drey bis vier Junge aus, denen sie erstlich lauter halb zerquetschte Speise an Kröten, Fröschen, und andern dergleichen vorlegen, bis sie so stark werden, selbsten etwas zu zerreissen, da ihnen denn von den Alten die ganzen Stücken in dem Schnabel zugetragen werden. Wenn man einen jungen Storch aufziehet; so kann man ihn gewöhnen, daß er des Tages auf die Wiesen nach seinem Futter ausgehet, und des Abends wieder zurücke kommt; es wäre denn ein Ungewitter, Platzregen oder Sturmwind zu erwarten, da sie frühzeitiger nach Hause kehren. Zu Hause giebt man ihnen abgestandene Fische, Frösche, und das ausgenommene aus jungen Hünern, Tauben, und andern Geflügel zu fressen.**

**Gegen den Herbst ziehen sie weg, und kommen im Frühlinge wieder zum Vorschein. Man hält es vor ein gutes Zeichen, wo sie gerne horsten, dahingegen soll dem Hause ein nahes Unglück** bevorstehen, wo sie ihr Nest, ausser der gewöhnlichen Zeit ihres Abzuges, verlassen, oder gar wegtragen. Ihr Fleisch ist schwarz, und taugt nicht zum Essen. In der **Arzney** dienet die Asche von dem Storche oder das flüchtige Salz in eine Essenz gebracht, wider den Gift und Pest, wie nicht weniger die aus seinem Blute bereitete **Latwerge**. Der **Roth** mit Wasser eingenommen, dienet wider die schwere Noth. Der **Magen**, oder nur die innere Haut davon, gedörrt und gepülvert, ist ein kräftiges Mittel wider den Gift. Das Fett vertreibt das Zittern in Gliedern, und stillet das Podagra, welches auch die aus der Haut bereitete Socken thun. Ein besonderes Oel von Störchen wird also verfertiget: Man nimmt einen oder zween Störche, die Nestlinge sind, schneidet ihnen die Kehlen ab, und fasset das Blut in eine zinnerne Kanne, rupfet die Störche sauber, zerschneidet sie klein, und thut sie sammt dem Magen und Lebern, welche nicht in das Wasser kommen dürfen, zu dem Blute, geußt darauf ein, oder wenn die Störche schon etwas groß sind, zwey Pfund Oel, setzet die Kanne in einen Kessel mit Wasser, lässet es mit einander wohl sieden, schläget es durch ein Tuch, und setzet es an die Sonne in einem Becken; so setzt sich das Oel oben, und mag alsdenn abgenommen werden. Es ist vortreflich für alle Geschwulst, auch für die Schmerzen des Podagra. Anfänglich hat dieses Oel einen sehr widerwärtigen Geruch, welcher aber mit der Zeit vergehet, und leidentlicher wird.

Sonst rühmet man von dem Storche absonderlich 1) die Liebe der Alten gegen ihre Jungen, und diese wiederum gegen jene; 2) die Treue gegen ihren Hauswirth, 3) die Dankbarkeit gegen ihre Gutthäter, 4) die Keuschheit, und 5) die Wachsamkeit. Daß sie aber in gewiessen Königreichen, z. Ex. in Engelland, sich nicht aufhalten sollen, wird von vielen nur für ein einfältiges und offenbar falsches Mährlein erkläret. Dieses aber hat man doch als etwas besonders angemerket, daß sie auf den Insuln, so etwas weit vom vesten Lande abgelegen sind, nicht zu finden. Nicht besser ist die Meynung, welche man zwar mit vielen albernen Geschichten oder Gedichten behaupten will, daß die Störche von uns in die warmen Morgen- oder Mittagsländer ziehen sollen; welches insonderheit *Jo. Prætorius* in einer Diss. de Crotalistria tepidi temporis hospita, oder von **des Storchs Winterquartier**, nach der Länge widerlegt, und erweiset, daß sie nicht anderst, als die Schwalben, bey uns überwintern. Indessen kann man doch bis auf den heutigen Tag noch nicht mit rechter Zuverläßigkeit sagen, wohin sie eigentlich ziehen, oder sich verbergen, wenn sie sich im Herbste bey uns verlieren. Zwar gehet der meisten Meynung dahin, daß sie ein wärmeres Land suchten. Hingegen berichtet auch *Campofulgosus*, daß man in Lothringen bey einem See öffers grosse Hausen halbverstorbener Störche gefunden habe, die aber sogleich wieder lebendig geworden, so bald man sie in ein dabey gelegenes warmes Bad gestecket und erwärmet.

**Storck**, s. **Storch**.

**Stoßfalcke**, s **Falcke**.

**Stoßgarne**, nennen einige auch die **Klebegarne**.

**Stoßgeyer**, s. **Geyer**.

**Stoßvögel**, **Stösser**, heissen überhaupt alle diejenigen Raubvögel, welche sich mit Gewalt aus der Luft auf die gesehene Beute von andern Thieren gleichsam herunter stürzen. Hieher gehören die Adler, alle Arten der Geyer, Habichte, Falken, Tauben, Vogelkrimmer, Sperber, u. d. g.

**Strafbücher**, wie sie zum Beweiß der forstlichen Obrigkeit dienen, s. **Forstgerechtigkeit**, Lit. E) 2).

**Strassenbaum**, s. **Teichfischerey**, Nro. I. lit. B) γ) 2).

**Strauchfang**, s. **Strauchheerd**.

**Strauchheerd**, **Buschheerd**, ist eine Art von Vogelheerden, welche auf das freye Feld, jedoch nicht allzuweit von einem Walde angeleget, und allerley Arten kleiner Vögel, als Finken, Zeisige, Quäcker, oder Gögler, Hänflinge, Stieglitze, und dergleichen, mit 30 bis 40 Schuh langen Wänden, gefangen werden. Man stecket nemlich bey vier Schritte lang, und anderthalb Schritte breit, grüne Waldsträuche und Büsche, wovon auch dieser Heerd den Nahmen führet, in die Erde, und zwar fein veste zusammen, damit der Wind nicht vermögend seye, solche zu verwehen. Ueber gedachte Büsche richtet man eine Wand von einer ziemlichen Breite, daß sie nicht allein füglich über den ganzen Busch

Busch und Strauch, sondern auch noch etwas auf die Erde fallen und schlagen kann. So bald nun ein Flug Vögel ankömmt; so fället er, weil sonst keine andere Bäume in der Nähe sind, auf die Sträuche, und wird mit der über die Sträuche fallenden Wand eiligst berücket. Weil aber der Vogel, wenn sonst keine andere Wand mehr vorhanden wäre, gar leicht durchwischen könnte; so wird noch eine Beywand zu Hülfe genommen, die aber nur blos auf die Erde geleget, und nicht verdecket oder eingeschlagen wird; dahingegen die andere breite Wand nicht unverdeckt liegen kann, und daher, wie die Garne bey denen Waldheerden, nothwendig eine Garngrube haben muß. Unter diese Beywand kommen die Vorläufer, um die beyden Wände aber die Lockvögel, deren Käfige mit grünen Zweiglein bedecket werden. Einige von der Locke stecket man auch auf Stänglein, und zwar etliche Schritte vom Strauche entfernet, damit sie, wenn die fremden Vögel den Gesang der einheimischen nicht so weit vernehmen sollten, ihr Geschrey besser in die Ferne erschallen lassen. Es haben zwar einige den Gebrauch bey Strauchheerden, ihre Locken auch zuweilen unter die Büsche im Heerde zu setzen. Allein dieses ist nicht wohl rathsam, noch verträglich. Denn die Lockvögel werden durch vieles Zuziehen erschrecket und scheu, verhindern sich selbst im Locken und Singen, und schaffen also bey dem Strauchfange wenig Nutzen.

Die darzu gehörige Hütte wird nun über eine ausgegrabene Grube mit etlichen Büschen verfertiget. Weil aber der Vogel sich oft auf die Hütte eher, als auf die Sträuche zu setzen pfleget; so haben einige Vogelsteller in Gewohnheit, dürre Aeste auf selbige zu legen, den heran fliegenden Vogel dadurch von der Hütte abzuhalten, und hingegen denselben auf die grünen im Heerde stehenden Sträuche zu treiben. Es haben auch wohl die Vogelsteller statt der Sträuche ehedem vielmal nur Disteln, Kletten und andere Gesämkräuter aufgestecket. Nachdem sie aber befunden haben, daß der Vogel nicht sowohl zu dem Gesäme und Fressen, als bey dem Grünen zu dem Gesange sich nahe; so haben sie solche in Sträuche verwandelt, zumal da durch Kletten und Disteln nur Unkraut in die Felder gebracht wird, welche Arbeit die Eigenthumsherren der Felder gerne unterlassen sehen, weil das Unkraut auch ohne Pflanzung mehr als zu sehr wächset.

Dieser **Strauch- oder Buschfang** hebet sich um Bartholomäi an; man stellet von früh Morgens bis ohngefähr um 9 oder 10 Uhr, oder bis auf den Mittag. Nach Michaelis, wenn es bald reiffet, und der Vogel nicht gern mehr auf den Busch fallen will, lassen manche Vogelsteller ein oder auch etliche Fuder Mist auf einen hierzu bequemen Acker führen; denselbigen ziehen sie fein nach der Länge der Wände, wie sonst der Busch zu seyn pfleget; sie stecken auch wohl einzelne Reiser darauf; da fällt denn der kleine Vogel auch wieder ein, und werden also damit noch viele Vögel gefangen.

**Strauchwerk**, s. Staude.

**Straußbeere**, lat. Ribes, Ribesium silvestre, ist eine wilde Johannisbeere, welche mit der in den Gärten gezogenen ganz überkommt, nur daß die Blätter und das ganze Gewächse etwas kleiner sind. Da diese Staude kaum etliche Fuß hoch wird, und keine weitausgebreitete Zweige hat, folglich nur gar wenigen Schatten machet, auch gemeiniglich nur einzeln steht; so thut sie dem Anwachse des Holzes keinen Schaden. Die Beeren sind von herbem Geschmacke, und haben die Saamenkörner in sich. Man weiß davon keinen andern Gebrauch, als von anderer geringen Hecke zu machen.

**Strebestangen**, sind bey dem Jagdwesen eine Art von Stangen, die insonderheit bey Aufstellung der Jagdzeuge oder Tücher gebraucht werden, und die gewöhnlich drey Fuß lang sind, an beyden Enden aber eiserne Scheeren oder Rinken haben, wodurch die eine Stellstange am Prellgarne, und die andere am Tuche gestochen werden, damit das Tuch und das Prellgarn gegeneinander, als wie eine Mauer halten.

**Streckteiche**, s. Karpfenteich.

**Streich**, s. Strich.

**Streichen**, wird von den Fischen gesagt, wenn die Milcher und Rogner zu gewiessen Jahrszeiten an seichten Orten in Flüssen, Seen, und Teichen ihren jungen Saamen und Brut von sich lassen, welcher hernach durch die Sonnenwärme) lebendig wird. s. Strich.

**Streichen, Zug der Vögel**, lat. Volatus, Migratio avium, franz. *Vol des Oiseaux*, bedeutet das Davonziehen der Vögel, welches dem Wiederzug entgegen stehet. s. **Wiederzug.** Solch Streichen geschiehet mehrentheils im Herbst, von einigen früher, von einigen auch später; viele ziehen auch gar nicht hinweg, oder bleiben doch einzeln bey uns. In solchem Absehen werden die Vögel in drey Classen eingetheilt, nemlich,

α) **In Vögel die gar nicht hinwegstreichen.** Solche sind der **Emmerling**, deren im Winter viel mehrere gesehen werden, als in unserer Gegend gebrütet worden. Der **Gimpel**, welcher nur von einem Walde in den andern streichet, und an der Zahl nicht sonderlich abnimmt, als endlich dadurch, daß ihm der Fraß zuletzt fehlet, und er aus grossen Haufen sich in kleine zerschlägt, um hin und wieder in Stauden ihm anständige Beeren zu suchen. Die **Krähe**, welche im Winter nur darum in geringerer Anzahl gesehen wird, weil sie, des Frasses halber, dort und da auf Strassen und Mißstätten sich zerstreuen, und ihres gleichen verlassen muß, um sich des Hungers zu erwehren. Der **Krammetsvogel**; welcher vielmehr im Winter bey uns Quartier suchet, als von uns gehet. Der **Krummschnabel, Creutzvogel** oder **Grünitz**, welcher nicht hinweg, sondern nur von einem Walde zum andern streichet, und sich aufhält, wo er Holzsaamen auf den Fichten findet, auch wider aller anderen Vögel

Vögel Gewohnheit im December Junge ziehet, welche denn im Frühlinge von uns hinweg streichen, zu der Zeit, da andere Vögel wieder zu uns kommen, und darauf im Herbste, wenn Holzsaamen vorhanden ist, zu der Zeit sich wieder einstellen, da andere Vögel von uns gehen. Der **Rabe**, welcher ebenfalls nicht der Jahrszeit halber ein Land verlässet oder suchet, sondern allein des Frasses wegen. Das **Rebhun**, welches im Herbst ungefehr drey Wochen vor Martini, und denn wiederum im Frühlinge zu Anfange des Merzen, zwar streichet, aber also, daß die Alten aus bergichten Orten mit ihren Jungen sich sich nur in ebene Felder, jedoch öfters viel Meilen Wegs weit hinwegbegeben, und im Frühlinge mit Verlassung ihrer Jungen, wiederum nach Hause kommen; da denn die Jungen sich ebenfalls Orte zur Brut erwählen, und am liebsten mit Gebüschen bewachsene Berge auslesen, wodurch erfolget, daß man an waldichten Orten im Winter der Rebhüner zwar beraubt wird, auf ebenen Feldern aber zu solcher Zeit deren desto mehr hat, und denn im Frühlinge an einem Orte so wenig als an dem andern einen Abgang spüret. Der **Sperling**, mit welchem es, sowohl mit dem Haussperlinge, als mit dem Feldsperlinge, eben die Beschaffenheit hat, wie mit dem Emmerlinge. Das **Zaunkönigelein**, welches man an allen denjenigen Orten, wo man es im Sommer singen höret, auch im Winter findet.

β) In Vögel, die grösstentheils hinweg streichen, als da sind: die **Amsel**, welche in sehr geringer Anzahl nur da und dort eine, wo Beeren stehen, sich sehen läßt. Und ist dieses sowohl bey denen Amseln, als bey andern dergleichen Vögeln merkwürdig, daß fast gar keine Weiblein, sondern lauter Männlein im Winter gesehen werden. Wer sich die Mühe nimmt, an Orten, wo allerhand Beere wachsen, mit Schlingen, oder mit einem grossen auf Amseln gerichteten Meisenschlage zu stellen, der wird den Winter über leichtlich sechs oder sieben Amseln fangen; er darf es aber vor was besonders achten, wenn er darunter ein Weiblein bekommt. Und eben dieses trägt sich auch mit Finken, und Rothkehligen und andern mehr zu. Die gelbe **Bachstelze**, welche in sehr geringer Anzahl, dort und da eine, auch im Winter gesehen wird. Das **Braunellein**, mit welchem es eben die Bewandniß hat, wie mit dem Rothkehligen. Die **Dohlen**, welche sich im Herbste in so grosser Anzahl, als die Krähen sehen lassen; im Winter aber dermassen abnehmen, daß man leicht etliche hundert Krähen im Reysen auf Fahrstrassen antrift, ehe man nur eine oder zwey Dohlen darunter siehet. Die **Elster**, welche im Winter nur einzeln gesehen wird. Der **Finke**, welcher, wenn es Schnee hat, einzeln auf die Misten einfällt, wenn aber kein Schnee lieget, in denen Vorhölzern des Frühlings erwartet. Der **Grünling**, welchen man ebenfalls, wenn Schnee ist, nur einzeln zu sehen bekommt. Der

Hänfling, dieser lässet sich zwar nicht einzeln sehen, es müßte denn etwan den ersten Tag, da es geschneyet, geschehen; sondern er ist entweder, wenn der Schnee vom Felde gehet, in grossen Hausen bey uns, oder er verschwindet, wenn tiefer Schnee fällt, auf einmal. Doch sind die Hausen, die man im Winter siehet, so groß nicht, als diejenigen, welche im Herbste nach der Streichzeit fast ganze Felder bedecken. Der Häher, welcher ganz einzeln herum flieget, und die Eicheln suchet, die er zuvor im Herbste unter die Wurzeln vergraben hat. Die Meise, welche so Männlein, als Weiblein, in etwas grösserer Anzahl, als andere hinwegstreichende Vögel, sich sehen lassen, so, daß deren oft sechs bis sieben beysammen sind. Der Mistler, welcher an etlichen Orten, wo Mistelbeeren auf Tannen, Linden und Aepfelbäumen wachsen, daselbst seine Wohnung aufschlägt, und wo einer einen Baum einnimmt, keinen seines gleichen neben sich leidet, wo aber keine solche Misteln wachsen, lassen sie sich einzeln unter denen Krammetsvögeln finden, und ruffen bey schönen Tagen, so bald im Februar, ihrer Cameraden baldige Ankunft mit Singen, aus. Das Rothkehligen, welches sich ebenfalls einzeln in denen Stauden und Gärten, wo die Sonne stark hinscheinet, sehen lässet, und nahe an die Häuser hinanflieget, auch dardurch diejenigen, so es können, und wissen, wie man es fangen soll, gleichsam einladet, ihm ein Quartier in der Stube zu geben. Der Specht, welcher zum Theil, sonderlich der Grünspecht, nahe zu denen Häusern flieget, zum Theil aber, sonderlich die Hohlkrähe, oder der Schwarzspecht, im Winter sowohl, als im Sommer, in tiefen Wäldern bleibet. Der Stieglitz, mit welchem es fast gänzlich eine Beschaffenheit hat, wie mit dem Hänfling. Der Zeisig, oder das Zeislein, so zwar in grossen Schaaren im Winter auf Erlenbäumen lieget, es sind aber solche Schaaren, wie bey Hänflingen und Stieglitzen, doch nur das übergebliebene von denen, so vorher im Herbste, obschon in kleineren Schaaren, hinweggestrichen.

γ) In Vögel, die ganz und gar hinwegstreichen. Unter diesen machet im Herbste den Anfang die Rheinschwalbe, welche meistens zwischen Petri Pauli und Jacobi sich verlieret, wenigstens selten nach der Mitte des Julii noch gesehen wird. Dieser folget der Kirschvogel bald nach, sonderlich in denen Jahren, in welchen die Kirschen zeitig reif werden, und bald vergehen. Die Gereuthlerche verweilet sich denn auch nicht mehr lange, deren Strich sich bald um Jacobi anfängt, ob sie schon kurz zuvor erst die Brut beschlossen; es währet aber solcher Strich fort bis Bartholomäi; und zu gleicher Zeit machen sich auf den Weg der Guckguck, nachdem er wohl vier Wochen zuvor zu schreyen aufgehöret, und unterschiedliche andere kleine Staudenvögel, als da sind: der gemeine Dornreich mit mehreren ihm an Farbe und andern Eigenschaften nicht ungleichen Vögeln, wobey zu gedenken, daß

man

man unter verschiedenen Vögeln, die bald nacheinander streichen, nicht gewiß und eigentlich sagen könne, welcher dem andern vorgehe. Denn viele lassen sich zwar an ihrem gewöhnlichen Orte nicht mehr sehen, sind aber doch noch im Lande, und bleiben länger, als andere, welche erst nach ihnen von ihrem Stande, den sie in der Brut gehalten, sich hinweg begeben. Also siehet man die Nachtigall oft nach Bartholomäi noch, nachdem sie schon um Johannis ihren Ort verlassen; hingegen ist der Storch zu solcher Zeit vollkommen hinweg, ob man ihn gleich zu Ende des Julii, ja wohl noch den achten und neundten Augusti auf dem Neste sitzend gesehen. Diesen folgen die Steinbeisser, Rothschwänzlein, Wendehälse, oder Natterwindel, und dergleichen Vögel, die sich vom Gewürme nähren. Im September kommt alsdenn gleichsam der ganze Schwarm der streichenden Vögel, sowohl dererjenigen, welche nur zum Theil verstreichen, von welchen schon Meldung geschehen, als dererjenigen, so ganz und gar hinweggehen. Unter diesen machen den Anfang die sogenannten kleinen Neuntödter, welche im October meistens schon fort sind. Hingegen der kleine schwarzköpfichte Dornreich, oder sogenannte Mönch, hält sich etwas länger auf, und geniesset der zeitigen Hollunderbeeren, womit er wider die Natur seiner andern Cameraden, die auch deswegen so lange nicht bleiben können, gerne vorlieb nimmt. Diesem folgen die Bachstelzen, und die Weißdrosseln; alsdenn verlieren sich allgemach die Wachteln mit den Heckschnarren; diese begleiten die Schwalben und Heydelerchen, folgends die Turteltauben, wilde Tauben, Wiedhopfe, und die kleinen Wisperlein, oder Weydenzeisige. Sodenn verlieren sich die Rothschwänzlein, Kibitze, Moos- und Waldschnepfen, Kornlerchen und Stahre. Diesen folgen diejenigen Vögel, von denen man sagen kann, daß sie vielmehr zu uns her, als von uns wegstreichen, weil sie im Sommer wenig, und an etlichen Orten ganz und gar nicht, bis erst in dem Winter gesehen werden, als da sind: der Quäcker oder Gögler, der Gimpel oder Blutfinke, das Gräßlein, oder wie es auch sonst genennet wird, das Meerzeißlein, oder Zitscherlein, welcher Vogel sich zwar bey uns oft in neun Jahren gar nicht, alsdenn aber in unsäglicher Menge mit Schaaren sehen lässet; der Krammetsvogel, die Rothdrossel, die See- oder Meeramsel, und der Seidenschwanz.

**Streichkarpfen**, s. Karpfe.

**Streichnetze**, s. Nachtgarn.

**Streichteiche**, s. Karpfenteiche.

**Streiffen, Gestreift**, sagt man, wenn denen Raubthieren, als Wölfen, Luchsen, Dachsen, Füchsen u. d. g. der Balg abgezogen, und sie also zerwürket werden.

**Streiffjagen**, heisset, wenn man entweder auf grosses Wildpret einige

einige Netze stellet, und darauf zutreiben läßt, oder wenn man blos mit Hunden in das freye Feld zeucht, und was man antrift, auf eine oder die andere Weise fället. Dieses wird mehrentheils im Herbst und Winter vorgenommen. s. **Garn, Schweinshatze.**

**Streurechen**, s. **Laub.**

**Strich der Vögel**, s. **Streichen, Wiederstrich.**

**Strich**, bey der Fischerey, s. **Fallgänge.**

**Strich, Streich, Brut**, wird der junge Saamen der Fische, insonderheit der Karpfen genennet, welcher, wenn er zwey Sommer und einen Winter gestanden, auf den Herbst des andern Jahres heraus gefischet, und alsdenn **zweyjähriger Saamen** genennet wird. Den Strich soll man seiner Schwäche halben, und weil er noch gar zu zart und weich ist, den ersten Sommer oder Herbst nicht fortsetzen; denn er pfleget solchenfalls gemeiniglich einen Unfall zu bekommen, und zu sterben. Dahero am rathsamsten, man lasse ihn auf seiner ersten Stelle zwey Sommer wachsen; so erstrecket er sich, und kann nachmals viel besser verführet, und in die gehörigen Orte zum Erstrecken gesetzet werden. Wenn aber die Teiche nahe hinter einander sind, und man den Strich gern in die nächsten Teiche haben will; so darf man ihn nur zugleich mit dem dem Wasser hineinlaufen, und gemächlich gehen lassen, weil er obgedachtermassen kein hartes Tractament erleiden kann, s. a. **Brut, Saamen.**

**Strich**, der Vögel, s. **Streichen.**

**Strichgarne, Strichnetze**, sind eine besondere Gattung von Fischergarnen, welche jedoch nur vornemlich zum Forellenfange gebraucht und also gemacht werden: Man strickt von Bindfaden ein spiegelichtes Garn, nach Proportion des Wassers, worinne man es beständig brauchen will. Also richtet man hiernach sowohl die Höhe, als die Länge desselben ein; die Spiegel aber müssen auf 9 Zoll weit, von einem Kanten zum andern gerechnet, seyn. Ferner muß hierzu ein Inngarn von gutem und vestem Zwirne gestrickt werden. Die Maschen werden einen Zoll weit, und nach Erfordern auch enger. Jedoch ist nicht rathsam, gar enge Zeuge zu führen, wenn man die Wasser mit Fischen in gutem Stande erhalten will, damit die kleinen fein durchgehen können. Nach diesem bindet man das Garn auf eben solche Art ein, als wie man sonst mit denen Hünersteckgarnen zu thun pflegt. Hierbey ist aber auch die Breite des Flusses in Obacht zu nehmen. Man bindet es nemlich entweder blos an beyden Seiten an einer Stange ein, oder füget nach Erfordern in der Mitten noch eine oder zwey Stangen hinzu. Vornemlich aber muß das Inngarn fein viel Busen haben.

Wenn man nun damit streichen oder fangen will; so steckt man entweder das Garn, wie ein Steckgarn, durch das Wasser quer durch, und recht dichte auf den Boden ein, und fänget sodenn eine Ecke davon im Wasser gegen das Garn an, zu jagen; so fahren die Forellen in das Garn hinein, und bleiben also darinne be-

bekleben. Oder man streicht auch in der Nacht, wenn es recht dunkel ist, mit diesem Garne, welches ihrer zwey im Flusse hinunterwärts ziehen. Wenn nun das Wasser anfängt, dicke zu werden; so will die Forelle hinauswärts nach dem frischen und reinen Wasser, kommt aber also in das Garn, und fängt sich. Sonst hat dieses dreyfache Garn auch noch einen grossen Vorzug vor den einfachen Waithen oder Garnen. Denn wenn ein Fisch in dasselbe einmal hineinkommt; so kann er so leicht nicht wieder heraus, welches doch bey den einfachen gar vielfältig geschiehet.

**Strichzeit der Vögel**, siehe **Streichen**.

**Strick**, franz. *Lesse*, bedeutet insonderheit in der Jägersprache so viel, als eine **Kuppel Jagdhunde**, welche bey der deutschen Jägerey aus dreyen, bey der französischen aber nur aus zwey Hunden bestehet. Also sagt man: mit einem Strick, oder mit 2 Strick Windhunden auf das Hasenhetzen reuten, das ist, mit 3 oder 6 Windhunden, u. s. w. Es wird aber deswegen also genennet, weil allezeit 3 Hunde mit dem Hetzriemen oder Hetzstrick zusammen gehalten oder gekoppelt werden; s. a. **Koppel**.

Strix, s. **Eul**.

**Strohmkrebse**, s. **Stromkrebse**.

**Stromkrebse**, **Strohmkrebse**. **Flußkrebse**, lat. Astaci fluviatiles, sind diejenigen **Krebse**, so sich in Ströhmen, Flüssen, und Bächen aufhalten, und vor allen andern den Vorzug haben. Sie werden in rothschälichte und Steinkrebse unterschieden. Jene bekommen durch das Sieden eine schöne rothe oder rothschwärzlichte Farbe; diese aber sehen, wenn sie gesotten sind, weiß- oder bleichroth. In der **Dümer**, nahe bey **Olten**, Solothurnersgebiets in der Schweitz, sollen Krebse gefangen werden, welche von Natur und ungesotten roth aussehen, und daselbst bisweilen zur Kurzweil unter die gesottenen vermischet werden, wie davon *D.* **Johann Jacob Wagner** in seiner Helvetica curiosa gedenket. Merkwürdig ist von den Krebsen, daß sie mit dem Monde ab- und zunehmen, und sonderlich zu der Zeit im Jahre gut seyn, wenn der Monat kein R hat, nemlich im Majo, Junio, Julio und Augusto; wiewohl sie in der Weitzenblüte am allerbesten geachtet werden.

**In denen Bächen und Flüssen werden sie von etlichen, ja wohl von denen meisten, mit den Händen gefangen, und unter denen in das Wasser reichenden Stöcken und Wurzeln der Bäume, auch unter denen Steinen aus ihren lettichten und tiefen Löchern hervor gesucht. Man bedienet sich auch der Reussen und Körben dazu, worein man einen Köder von geschundenen Fröschen, oder in Honig gerösteten Fischgedärmen, oder von gebratenen Schöpsenfleische zu legen pfleget, weil sie dadurch angereitzet werden, desto lieber einzugehen.** Etlicher Orten fängt man sie in den seichten Bächen auf nachfolgende Weise: Die Breite des Bachs wird mit dicht aneinander gestossenen Reussen besetzet, die von einer Seite zur an-

andern reichen; wiewohl auch etliche nur zwey oder drey Reussen in der Mitte nehmen; die Fischer aber gehen mit langen Stangen an dem Ufer daher, und rütteln und bewegen damit alle im Grunde liegende Steine, stören auch wohl in die angetroffenen Löcher. Damit nun die Krebse sich dieser Verdrießlichkeit entschlagen mögen; so gehen sie aus ihrer Höhlen hervor, fallen aber darauf in die eingelegten Reussen, und werden also öfters in seiner Anzahl gefangen.

Sie werden auch absonderlich an solchen Orten, wo man wegen der Wasserschlangen nicht gerne mit den Händen krebsen will, folgendergestalt gefangen: Man nimmt nemlich sechs oder acht kleine und über das Crenze etwan eines guten Schuhes breite Garne; an jedwedes derselben bindet man einen Reif, schneidet sich auch so viel schuhlange Stecken ab, und bindet einen jeden Reif mit seinem Garne zu dreyen unterschiedenenmalen und in gleicher Weite von einander, also, daß, wenn das Garn gerade hin auf den Boden geleget wird, der Stock nicht anderst in die Höhe stehen muß, als wenn er in die Erde gewäre gestossen worden. Wenn diese Garne alle so angebunden sind, schnitzet man sich schmale und lange Stäblein, die sowohl den Grund erreichen, als auch noch einer Spanne lang über das Wasser heraus ragen; an diese ködert man die hintern Viertel von abgestreiften Fröschen an, und leget sie nach einander an dem Ufer des Wassers hinein, daß die obern Spitzen der Stäblein heraus sehen. Diesem Aase werden die Krebse, welche alldorten vorhanden sind, alsobald zu gehen, und sich daran hängen, welches man gar leicht an dem Zittern des Stocks abnehmen kann. Wenn man dieses vermerket, so kann man den Stab allmählich in die Höhe heben, und indem man mit dem Garne oder Ketschergen darunter hält, den Krebs an die Luft bringen, welcher aber, indem er seine Retirade wieder in das Wasser nehmen will, alsbald herab und in das Garn fällt.

Eine noch bessere und bequemere Invention sind die Krebsketschergen, worinnen sich die Krebse selber fangen, siehe Ketscher. Des Nachts, absonderlich bey Donnerwetter, gehen die Krebse in den Landseen und Flüssen sehr nach dem Ufer zu. Wenn man alsdenn mit einer brennenden Fackel oder Lichte daran auf und nieder gehet; so siehet man die Krebse stehen, und kann sie mit der Hand ergreiffen, welche Art zu krebsen das Krebsleuchten heisset, aber wo sie nicht von einem Eigenthumsherrn zur Lust vorgenommen wird, insgemein verbothen wird.

Wenn man Krebse in stehende Seen oder Teiche versetzen will; so muß man zu der Zeit, da sie Eyer haben, etliche schöne in einen ziemlich weit geflochtenen Korb thun, und in das Wasser setzen, es muß aber ein harter, und kein sumpfichter oder moderichter Grund seyn. Sie müssen auch Löcher oder Bäume am Ufer, oder grosse Steine darinnen haben; so kriechen die Jungen aus dem Korbe, bleiben in dem Wasser,

ser, und vermehren sich darinnen. Wo aber der See groß ist, muß man sie an etlichen Orten also versetzen. Man kann die an Stöcke gebundenen Körbe nach drey oder vier Wochen wieder heraus nehmen; wiewohl Krebse in Karpfenteiche, ingleichem, wo Dämme oder Mühlwehren sind, zu setzen, darum nicht für rathsam gehalten wird, weil sie den Dämmen durch ihr Graben leichtlich schädlich seyn können; zu dem vertreiben sie auch die jungen Karpfen von der Weide, und wenn sie Brut in ihre Löcher bekommen, so fressen sie solche.

Man kann die Krebse lange erhalten, wenn nur nicht ein Donnerwetter über sie kommt; und wenn sie gut bleiben sollen, giebt man ihnen junge Brennnesseln, oder Laub von Bäumen, ingleichem, wenn man in das Behältniß, darinnen sie sind, überbrühete, aber nicht gar weiche Möhren oder gelbe Rüben wirft, daß sie davon fressen, so werden sie schön und fett erhalten. Wenn man Krebse über Land trägt; so thue man frisches und grünes Gras oder Brennnesseln in die Körbe. Will man solche mästen; so muß man schöne, grosse, frische und unverletzte auslesen, und sie gar mählich in ein Gefäß thun, und in einen Keller setzen; folgenden Tages in ein gutes starkes Bier ein Ey schlagen, die Krebse damit besprengen, und also verdeckt stehen lassen. Andere besprengen allein das Gefässe, darein man sie thun will, also mit Bier, und des Abends mit Milchrahm oder Sahne, daß sie davon weiß werden, aber doch nicht darinnen schwimmen; so naschen die Krebse den Rahm auf, werden feist und wohlschmeckend davon. Man muß sie aber des Morgens wieder mit frischem Fließwasser abspülen, und hernach die todten oder schwachen und matten Krebse davon auslesen. Und damit kann man zwey oder drey Wochen also fortfahren, so werden sie sehr wohlgeschmack davon.

**Struppicht, rauh,** nennet man ein kurzästiges Holz.

**Stuckenrhoden,** s. **Rhoden.**

**Stuckhäue,** s. **Holzschlag,** lit. B) β) 2).

**Stüben,** s. **Gangfische.**

**Stümpfe.** Wenn die Jäger die Fährte eines Hirsches beurtheilen; so sagen sie: hier findet sich die **Stümpfe.** Nemlich die Fährte des Hirsches ist stümpfer, als des Thiers seine, dessen Schalen spitziger sind.

**Stürbe,** s. **Fischtrampe.**

**Stürzen, Gestürzt,** wird in der Jägerey vom Hirsch gesagt, wenn er über einen Haufen schlägt; dann heißt es: er stürzt, nicht aber, er fällt.

**Stundenweiser,** s. **Sonnenuhr.**

**Stundenzeiger,** s. **Sonnenuhr.**

Sturio, s. **Stöhr.**

Sturnus, s. **Staar.**

**Stutz, Stutzrohr,** ist eine Art einer Flinte, deren Lauf aber viel kürzer und weiter ist, als der gewöhnlichen Flinten; absonderlich ist er vorne sehr weit, und wird mit mehr, als einer Kugel geladen.

Sucher, s. Taucher.

Sulzlecke, s. Salzlecke.

*Sumac*, s. Gerberbaum.

Sumach, s. Gerbaum.

Sumach obsoniorum, s. Gerberbaum.

*Sureau*, s. Hollunder.

Sylva, s. Forst, Wald.

Sylva cædua & non cædua, siehe Fällen.

Sylva cordua & non cordua, siehe Abholzen.

# T

Tabbert, s. Birke, Meuler.

Tæda, s. Kiefer.

Täucher, s. Taucher.

Tagegarne, s. Klebenetze, Lerchengarne, Lerchenstreichen.

Tagelerche, s. Lerche.

Tagenetze, s. Klebenetze, Lerchengarne, Lerchenstreichen.

Tagesschlafe, Tagesschläfe, Tagesschlaffe, ist ein Vogel, der diesen Nahmen mit gutem Rechte führet, indem er sich, wie die Eule, des Tages gar nicht, als wenn er geschreckt wird, sehen lässet, und sich gern in hohle Bäume, auch unter die Gebüsche und Stauden im Holze, woselbst er sich jederzeit aufzuhalten pfleget, verbirget. Seine Gestalt ist von Grösse, wie der Kibitz, und er hat auch eine sprecklichte Farbe, ausser daß er bräunlicht mit dunkelgrau vermenget ist, und also fast wie eine Waldschnepfe aussiehet; dahero man ihn auch, wenn er auf der Erden sitzet, so wenig, als diese in das Gesichte bekommen kann; dabey er auch einen kurzen Schnabel hat, welcher nach dem Kopfe zu breit wird, wie die Thurm- oder Mauerschwalben zu haben pflegen, womit er die Mücken, Fliegen, Käfer, und dergleichen fliegendes Gewürme desto bequemer wegfangen kann, welches er bey dem Tages- und Nachtwechsel, als um welche Zeiten er sich sowohl des Abends, als Morgens allezeit sehen lässet, sonderlich emsig suchet. Seine Brut bestehet in vier sprenklichten Eyern, in Gestalt und Form der Elstereyer, welche er insgemein auf Schlägen und andern lichten Plätzen, in weniges Geniste zu legen und wohl zu verbergen weiß. Er gehet zur Herbstzeit, wie viele andere Vögel, auf dem Zuge, doch unvermerkt, mit weg.

*Taisson*, s. Dachs.

Talus Cervi, s. Hirschsprung.

Tangel, s. Nadel, Nadelholz.

Tangelbäume, s. Tangelholz.

Tangelholz, Tangelbäume, Nadelholz, heißt dasjenige Holz, welches, anstatt der Blätter, Tangeln oder Nadeln hat. Das nadeltragende Holz, welches bishero in Deutschland wild gewachsen, hat 3 besondere Eigenschaften:

1) Es bleibt das ganze Jahr hindurch, auch im härtesten Winter grün, und verlieret nur einen Theil der alten Nadeln im Frühlinge, wenn der neue Trieb und die jungen Nadeln sich zeigen; den einzigen Lerchenbaum müßte man,

man, wenn man solchen als ein einländisches Gewächse betrachten wollte, ausnehmen.

2) Es schläget, wenn es abgehauen wird, es sey jung oder alt, nicht wieder vom Stamme aus. Man lasse sich aber durch die aus dem Saamen entstehende Loden, welche man insbesondere beym Nadelholze Anflug nennet, nicht in Irrthum verleiten. Dieser Anflug setzet sich gar gern in dem Moose, das an den Stucken, oder Stöcken der abgehauenen Bäume befindlich, und betrüget oft unerfahrne zu glauben, als ob die Stämme wieder ausgeschlagen wären. Wenn auch ein junges Nadelholz dergestalt abgeschnitten wird, daß unten noch ein oder etliche Zweige stehen bleiben; so pflegen solche, anstatt sich seitwärts auszubreiten, mit ein oder etlichen Schäften in die Höhe zu schiessen, woraus aber niemals ein Baum von gutem Wachsthum wird, indem er unten allezeit eine Krümme, oder ein Knie behält. Es kommt dennoch das hiesige Nadelholz nur allein durch den Saamen fort.

3) Fast alles Nadelholz setzet im Schafte gegen Norden mehr Holz an, als gegen Süden, so daß die Ringel oder Jahre daselbst viel stärker sind. Man nennet solches an einigen Orten das Spanrücken, da im Gegentheil das Laubholz seine Jahre gegen Süden stärker ansetzet.

Die hier zu Lande befindlichen Gattungen sind: 1) die Fichte oder Rothtanne. 2) Die Weißtanne oder edle Tanne. 3) Die Kiefer. 4) Der Eibenbaum, Ibenbaum, oder wilde Taxbaum. Endlich kann man auch anfangen, 5) den Lerchenbaum dazu zu setzen. Diesen hat man erst seit einigen Jahren durch Säen und Pflanzen in merklicher Anzahl fortgebracht, und ist nunmehro an vielen Orten fast vor ein einländisches Holz zu achten.

**Tanne, Tannenbaum, Tannenholz, Tennen, Danne, Dannenbaum**, lat. Abies, franz. *Sapin*, ist ein Waldbaum, der unter das sogenannte schwarze Holz gehöret, von dem Saamen gleich aus in die Höhe wächset, und unter dem Tangel- oder Harzholze, wie die Eiche unter dem Laubholze, vor den vornehmsten Baum gehalten wird. Der fruchtbarste Boden vor die Tannen ist ein kaltes, lockeres, mehlichtes und feuchtes Erdreich, dahero solche auch gemeiniglich auf den kalten Waldgebürgen am besten wachsen. Sie würzeln zwar ziemlich lang und breit um sich, doch nach Proportion ihrer Höhe und Schwere nicht so tief, daß kein Sturmwind ihrer mächtig werden könnte, dahero solche Ungewitter oft einen dergleichen grossen Stamm, zugleich durch diesen aber viele andere über den Hauffen werfen, mit der völligen Wurzel ausreissen und solchemnach grossen Schaden thun. Ihr Fortpflanzen muß von dem Saamen geschehen, weil nach deren Fällung oder Abhauung weder Stamm noch Wurzel ausschläget. Weißtanne wird ein solcher Baum oftmals wegen der silberfarbigen Schaale und seines weissen Holzes, auch zum Unterscheid der Rothtanne oder Fichte ge-

genennet, je älter aber die erstere wird, je mehr ist sie morsch und brüchig. Auf gutem Boden wächset ihr Stamm, wenn ihm Zeit gelassen wird, sehr stark und dicke, danebst, wie gedacht, in gerader Linie überaus hoch durch Kraft des Saftes, weil sich solcher, wie einige glauben, immer den untersten Zweigen entziehet, sie abwirft, und in die Höhe gehet. Dieser ist von aromatischer, ölichter Substanz, starkem Geruch und gleichsam die Seele des Baumes, daher es auch geschiehet, daß die Tanne wenn solche von den Harzschabern fleissig mitgenommen, und ihr also das Harz in Menge abgenommen wird, sie entweder verdirbet, oder doch am Wachsthum Schaden leidet, deswegen die Forstbedienten fleissig Achtung geben, und diesem Mißbrauch wehren sollen. Die Zweige sind nicht dicke, breiten sich auch nicht gar zu weit aus, welchemnach Tannenbäume sehr dichte stehen können, und dennoch einander am Wachsthum nicht hindern. Sie wachsen aufwärts, sind darinnen von der Fichte und Kiefer unterschieden, haben schmale, harte und spitzige Nadeln oder Tangel, welche wegen des aromatischen, balsamischen Baumsafts den ganzen Winter durch grünen, sie fallen auch nicht zugleich ab, sondern es werden allmählig im April, Majo und Junio die alten von den jungen abstossen.

Ihr Saame wächset in den sogenannten Tannzapfen, lat. Coni, franz. *Pignons*, *Pines*, welche länglichter und spitziger Gestalt, auch ziemlich groß, um und um mit klebrigen und harzigen Schuppen, gleich der Fische ihren, dem Ansehen nach, umgeben sind, zwischen denen der kleine Saame stecket, woraus die Tannen fortgepflanzet werden.

Solche Zapfen stehen aufwärts, deswegen unterscheiden sich auch diese von den fichtenen, welche abhängend wachsen, und um des Saamens willen nimmt man sie vom November bis zum Martio nach Belieben ab, legt dieselben etwan in eine warme Stube auf eine ohnweit dem Ofen gemachte Flechte, daß sie sich daselbsten aufthun, und den Saamen fallen lassen. Tannenzapfen aber, welche bereits unter dem Baume liegen, sind hierzu nichts nütze, sondern leer, denn ihr Saame ist bereits verlohren gegangen. Der Unterscheid dieses Saamens gegen der Fichte ihrem bestehet unter andern darinnen, daß der fichtene im Frühjahre des andern, dieser aber im Herbst desselben Jahres, da er gewachsen ist, ausflieget, vom Winde fortgeführet wird, nicht in mehlichter oder körnichter, sondern in lauter harzigter Materie bestehet, wie Terpentin riechet, und dahero vor der Fäulung lange in der Erde dauren kann.

Damit nun aber der gesammelte Saame nicht verderbe, leget man ihn an einen trockenen Ort, welcher weder zu warm noch kalt, nimmt zu Ausgang des Aprils (im abnehmenden Monden sprechen einige) feuchte Sägespäne, oder Erde von Maulwurfhaufen, die weder zu naß noch zu trocken, und mischet zu einer Metze Saamen, 4 Metzen Erde, oder Sägespäne,

setzet

Digitized by Google

setzet beydes in einen Keller oder Gewölbe, läßt es 5 bis 6 Tage lang stehen, säet sodenn in die umgepflügte oder umgehackte Erde, und egget den Saamen, oder bringet ihn, so gut man kann, unter, da denn gar leicht Tannenreiser in Menge aufgehen, welche man im zweyten und dritten Jahre, wenn sie zu dicke stehen, mit Bezeichnung ihrer Plagæ mundi; d. i. wie sie gestanden, anders wohin setzen kann. Die Natur versiehet den Tannenbaum mit einer Herzwurzel, dahero er sich bey Sturmwinden noch eher als die Fichte erhalten kann; er träget auch an manchen Orten vor andern Bäumen die meisten Mispeln auf seinen Zweigen, welches eine Fettigkeit des Baums ist, so er von sich in Forme eines Corallenzinkens, jedoch grün, mit Blättern, gleich des Portulacks seinem, heraustreibet, die ein sonderbares gutes Geässe vor das rothe Wildpret sind, und vom Landmann Winterszeit bey vorfallendem Futtermangel nicht ohne Lebensgefahr, dem Vieh zum besten, herunter gebrochen werden. Auch präpariret der Vogelsteller seinen Leim daraus. Weil dem Tannenbaum durch das Abköpfen seines Gipfels, und Abschälung der Rinde, Tod und Verderben verursachet wird; so ist unter andern Beobachtungen in denen Wald- und Forstmandaten auch dieses eine der vornehmsten: daß man die Gipfel von denen Tannen nicht zu Weinoder Bierzeichen, sondern vielmehr von dergleichen Reisig geflochtene Kränze gebrauchen solle; ingleichem daß die Forstbedienten, auf das muthwillige Schälen der stehenden und guten Tannen fleißig Achtung geben, und solches weder Gerbern, Färbern noch andern Leuten leichtlich erlauben sollen, nachdem ja solchergestalt der vielfältige Nutzen, welchen Land und Leute von solchem Baum zu gewarten haben, geschwächet wird.

Sein Holz dienet nicht nur zum Einheitzen, Kochen und Brennen, sondern auch beym Bauwesen, und ist vor andern zu Balken vortreflich gut. Nicht weniger stellet es Rinnen, Röhren und Bretter her, ingleichem können Bottige, Fässer und andere Böttiger Geschirre wegen seiner Dauerhaftigkeit daraus gefertiget werden, auch Schindeln und Dachspäne, weil sichs leichte und wohl spalten lässet. Geigen- und Instrumentmacher brauchen solches Holz zu allerhand Resonanzböden, und zum Schiffbau giebt es vornemlich die Masten her. Die obersten Sprossen der Tanne sind ein gutes Hausmittel vor den Scorbut: Man kocht eine gute Handvoll in ein Maaß Wasser und ein Maaß Wein bey gelindem Feuer, drückt es aus, und giebt auf einmal 4 bis 6 Loth.

**Tannenhäher**, s. Häher.

**Tannenharz**, **Weißharz**, hat einen Geruch fast wie Weyhrauch. Es dienet zur Arzney vor Menschen und Vieh. Ein Loth davon in Wein eingenommen, reiniget die Nieren, und treibt den Stein. Es wird auch zu Heilung der Wunden und Schäden gebraucht.

**Tannenhirsch**, s. Damhirsch.

**Tannenholz**, s. Tanne.

Tannennadeln, s. Moosrechen.

Tannenzapfen, s. Tanne.

Tannbock, s. Damhirsch.

Tanngeiß, s. Damhirsch.

Tannhirsch, s. Damhirsch.

Tannkügle, s. Damhirsch.

Tarda, s. Trappe.

Tarin, s. Citrinella.

Taschenmäuler, s. Ente.

**Tatze, Patte, Pfote**, lat. Pes, franz. *Pate, Patte*, heißt der Fuß eines Thiers, insonderheit eines Bären.

**Taube**, lat. Columba, franz. *Pigeon*, ein bekannter und gemeiner Vogel, wovon man zwey Hauptgattungen hat, nemlich zahme Tauben, lat. Columbas domesticas, und wilde Tauben, lat. Colombas agrestes, silvaticas. Die letztere, wovon hier eigentlich die Rede ist, theilet man wieder in drey Gattungen, in Ringeltauben, Holz- oder Hohltauben, und Turteltauben.

1) Die Ringeltaube, lat. Palumbes, Palumbes torquatus, ist um ein merkliches grösser, als die gemeinen Haus- und Feldtauben. Sie hat einen blauspiegeligen Hals, und einen weissen Ring um denselben, davon sie auch den Nahmen führet, schöne graue Federn am Obertheile des Rückens, welche weiter hinunter nach dem Schwanze zu, mit demselben Aschenfarb werden, einen weissen, und zum Theil auch Aschenfarbenen Bauch, rothe Füsse, und dergleichen Augen, einen gelblichten Schnabel, und in den Flügeln etwas weisse Federn. Sie macht ihr Nest von wenigem Geniste auf einen starken Ast einer Eiche oder Tanne, bringet aber niemals mehr als zwey Junge, und gemeiniglich einen Tauber und Täubin, aus. Es ist ein sehr scheuer Vogel, der weder im Felde, noch in dem Holze anderst nicht, als im Anstellen, wenn sie von denen Feldern auf dürre Bäume gerne sussen, oder bey dem Neste, oder bey der Tränke sind, wohl zu schiessen ist.

2) Die Holztaube, latein. Livia, ist an Grösse unsern gemeinen Feldtauben, sonsten aber der vorigen gleich, nur daß sie keinen Ring um den Hals hat, und etwas blaulichter an Federn siehet, nicht weniger im Heulen unterschieden ist, indem diese geschwinder, als jene heulet. Ihre Brut ist jener gleich, ausser daß diese allezeit in die hohlen Bäume, wie ein Specht nistet, und brütet, auch davon Hohltaube und Lochtaube, lat. Cavernalis; diejenige aber, die in alten Mauren sich aufhalten, Steintaube, lat. Saxatilis, genennet wird.

3) Die Turteltaube, lat. Turtur, ist unter den wilden Arten die kleineste, in der Grösse, wie eine kleine türkische oder Lachtaube, jedoch auf dem Rücken etwas bräuner, und am Bauche weisser; im Schwanze ist jede Feder unten am Ende mit einem weissen Striche bemerket, welches, wenn sie im Fliegen den Schwanz auseinander breitet, einen weissen Cirkel giebt, worbey sie bald zu erkennen ist. Sonsten

sten brütet sie, und trägt ihr Genisse auf einen Baum, bringet auch gleich so viel Junge aus, als die Ringeltaube. Sie wird oft so fett, sonderlich, wenn sie gemästet wird, daß sie in ihrem Fette erstickt.

Alle diese drey Arten bleiben gar eine kurze Zeit bey uns, und verändern ihren Aufenthalt nicht; sondern wohnen sowohl den ersten Monat ihrer Ankunft, als den letzten im Walde, aus welchem sie hinaus auf die Felder fliegen, wie unsere gemeine Flugtauben aus denen Städten und Dörfern hinaus auf die herumliegende Felder ihrer Nahrung halber einfallen. Die Loch- oder Hohltaube kommt im Merz; die Ringeltaube meistens einen ganzen Monat später; und die Turteltaube stellet sich gar erst um Walpurgis ein. Diese drey Arten von Tauben sind im Sommer am besten bey ihren Nestern zu fangen, wenn man sie lebendig haben will, oder bey denen Tränktennen, oder aber bey Salzlecken, welche man vor das rothe Wildpret machet, und dabey eine Vogelwand auf solche Weise hinschläget, daß sie über die Salzlecke hinüber reiche.

Man fänget auch die Turteltauben mit verdeckten Wänden und kleinen Sangvögeln, wenn man gleich keine Locktauben hat. Selten aber trift man solche in grosser Menge an; jedoch wo die Wolfsmilchkräuter häufig wachsen, deren Knöpflein sie gerne fressen, da sind sie oft zu hunderten beysammen zu finden, und alsdenn gut mit Schleiffen zu fangen. Man fängt sie auch bisweilen mit Leimruthen unter einem Bäumlein, darauf ein Lockvogel gesetzet wird. Das Fleisch aller diesen wilden Tauben, wenn sie alt geworden, oder sehr fett sind, ist unverdaulich, und dahero ungesund; die jungen aber werden vor niedlich und gesund gehalten.

**Taubengehäge**, werden da angelegt, wo die Tauben auf die alten Eichen und Aspen fallen, oder zum Theil in die hohle Bäume zu brüten pflegen. Hierzu werden innwendig kernfaule, und hohle Kiefern, oder Aspen ausersehen, und davon Taubenhöhlen zwey und einen halben Schuh lang geschnitten, die innwendig so weit sind, daß eine Taube reinlich darinnen sitzen kann; das innwendige faule Holz wird ausgesäubert; alsdenn von Brettstücken Boden und Decke so daran gemacht, damit kein Wasser hinein laufen kann, und neben dem Höhlerloch muß ein Stänglein zum Aufsitzen befindlich seyn. Dergleichen Höhler nun werden gemeiniglich auf die Eichbäume vest angemacht, daß sie der Wind nicht herunter schmeisse, und zwar in Menge; dahinein gewöhnen sich die wilden Tauben bald, wenn sie zumal mit Schüssen verschonet bleiben, und mit guten Beitzen tractiret werden. Hierzu macht man Kasten, zwey bis drey Schuh lang, auch so breit, und 8 Zoll hoch, schläget eine Kirrsulze hinein, und die Kästen damit so voll, daß es in der Mitten hoch wie ein Berg wird. Solche Kästen bleiben zu ihrer Erhaltung an sichern Orten mit Stangen, zum Abhalten des Hut- und andern Viehes, verwahret,

wahret, beständig stehen, und werden im Frühjahr mit frischer Beitze angefüllet. Im ersten Jahr läßt man die Jungen alle ausfliegen, damit sie künftig wieder kommen, hier brüten, und sich vermehren, wozu die Verwechslung der alten Höhler mit neuen viel beyträget. Das Wildpret solches Geflügels, und besonders der Ringel- sowohl als der Hohltauben ist delicat, und wird von denen Aerzten vor sehr gesund, ja gesünder, als das zahme Taubenfleisch, gehalten.

**Tauchbeerengarn**, s. Tauchgarn.

**Tauchente**, s. Taucher.

**Taucher, Tauchert, Täucher, Täucherlein, Tauchente, Sucher, Wasserhuhn, Rohrhühnlein**, lat. Mergus, Colymbus, Colimbas, Comlimbis, Fulica, franz. *Merge, Plongeon, Rale, Ralle*, ist ein bekannter Wasservogel, welchen einige vor eine Bastartart von Enten halten; obgleich ein grosser Unterschied zwischen ihnen ist, indem sie einen spitzigen Schnabel, wie etwan die Amseln und Krammetsvögel, andere Füsse, und auch keinen solchen Steiß, wie die andern Enten, haben. Es giebt ihrer vielerley Gattungen, die aber wenig von einander unterschieden sind. Insgemein haben sie einen schwarzen oder braunspreuklichten Rücken, einen weissen oder silberfarbenen auf grau ausgehenden Bauch, und kurze hinterwärts stehende Füsse; daher sie auch beschwerlich gehen, und sich meistentheils auf dem Wasser in Seen und Flüssen aufhalten. Der Schnabel ist oben schwarz, auf beyden Seiten roth, und der Untertheil fast ganz blutroth. Ihre **Brut** bestehet meistens in sechs Jungen, welche die Alten gleich mit auf das Wasser führen, und sie mit Wassergewürme und kleinen Würzeln ätzen.

Den **Nahmen** haben sie daher bekommen, weil sie, ihre Nahrung zu suchen, unter das Wasser tauchen, und lange darunter bleiben können; daher sie auch sehr hart zu schiessen sind, massen sie, so bald sie nur das Feuer vom Zündkraute sehen, sich so schnell unter das Wasser begeben, daß der Schuß ohnfehlbar verlohren ist. Wenn auch gleich zuweilen ein Taucher von einem guten Schützen getroffen wird, und er bleibt nicht gleich auf der Stelle todt; so fähret er doch unter das Wasser, ergreift den Schilf mit dem Schnabel, und stirbt also im Wasser. Sie **nähren** sich mit allerhand Wassergewürme, und **ziehen**, wie andere Vögel, zur Herbstzeit weg; doch findet man derselben öfters noch zur Winterszeit auf denen offenen Flüssen. Ihr Fleisch ist schwarz und hart, und tauget wegen seines pfuhligen Geschmacks nicht wohl zum Essen. Wenn man diesen Vögeln rupfen will, halten die Federn ungemein hart; so man sie aber etlichemal, indem sie noch warm sind, in kalt Wasser tauchet, lassen sie sich eher ausraufen. Wenn sie aber in heisses Wasser gesteckt werden, sollen sie noch härter halten. In der **Medicin** soll das **Herz** gedörret und gepülvert, in Wasser eingenommen, das viertägige Fieber vertreiben; die **Leber** aber

in

in Oel gebacken, mit wenigem Salz gegessen, ein kräftiges Mittel seyn, die von einem tollen oder wütenden Hunde Gebissenen wieder zurecht zu bringen. Wenn diese Vögel des Morgens frühe schreyen; so soll es ein Ungewitter bedeuten, und wenn sie stets die Flügel winden, und sich tauchen, Wind und stürmisches Wetter anzeigen.

**Tauchgarn, Tauchbeerengarn, Tauchpeerengarn, Tauchneze, Tauchhahmen, Taupel, Quaderneze,** französ. *Truble*, ist ein Fischgarn, Karpfen und andere, so grosse als kleine Fische, damit zu fangen. Es ist viereckigt gestricket, und also sechs Schuh oder drey Ellen lang, und auch so breit, ist oben offen, unten aber mit einem gestrickten Boden versehen, und hat grosse, zwey Zoll weite Maschen oder Schmasen. Dieses Garn wird mit seinen Wänden an zwey creuzweise übereinander vest gemachte hölzerne Bügel gebunden, und, wenn man es brauchen will, eine gute Hand voll grosser Regenwürmer, welche in der Mitte dergestalt zusammen gebunden sind, daß sie sich mit dem Kopf und Schwanze regen können, oben an das Bügelcreuze dergestalt angehängt, daß ermeldte Regenwürmer in den Tauchpeeren oder Taupel einen halben bis ganzen Schuh hoch hinein hängen; darauf nimmt man eine lange Stange, welche sich jedoch nicht gerne biegen lässet, bindet einen Schuh weit von ihrer äussersten Spitze, den Tuchpeeren mit einem Stricke also daran, daß zwischen der Stangen, und denen creuzweise übereinander gehenden Bügeln, nicht mehr, als zwey oder drey quer Finger breit, Raum bleibe, damit man den Tuchpeeren nach Belieben umdrehen, und denselben also desto besser einsetzen könne.

Wenn er besagtermassen fertig ist; so lässet man ihn mit einem kleinen Geräusche in das Wasser untersinken, da denn die Fische, die gerne wissen möchten, was dieses sey, gegen dem Garne, und zwar die kleinen Fische zuerst, hinzu schwimmen, und wenn sie die in der Mitte desselben hangende, und sich regende Erd- oder Regenwürmer ersehen, um selbige sich herum versammeln und sie auffressen; die Alten hingegen, die schon listiger sind, streichen etwas weiter davon herum, bis sie sehen, daß die Jungen ohne einige Hinderniß ein Gefräß gefunden, da sie denn herzuschwimmen, die kleinen verjagen, und, wenn sie anbeissen, durch schleuniges in die Höherücken des Garns gefangen werden. Wenn etwas in der Taupel oder dem Tauchpeeren ist, kann man solches daraus abnehmen, wenn die Stange, daran er hänget, sich beweget; alsdenn muß man ohne Zeitverlust, weil der Karpf sich nicht lange darinnen verweilen wird, dieses Garn mit der Stange, so man in Händen hat, eiligst in die Höhe heben, und an das Land bringen. Etliche binden ein wenig gebratene und mit Speck bestrichene Leber, nebst einem Stein mitten in den Boden der Taupel, daß sie einen Sack machen; so sollen die Fische desto lieber drauf zu gehen.

**Tauchhahmen,** f. **Tauchgarn.**

Tauchneze, s. Tauchgarn.

Tauchpeerengarn, s. Tauchgarn.

Taupel, s. Tauchgarn.

Taxbaum, s. Eibenbaum.

Taxe des Holzes, s. Holztaxe.

Taxirung der Waldungen, wird nach dem alten Schlendrian folgendergestalt angestellet: Man gehet oder reutet um einen Wald nach seinem ganzen Umfang herum, und wenn das Glück noch gut ist; so durchstreichet man denselben, einigemal die Quere und die Länge. Ein jeder von denen zu solcher Taxe erforderten Commissariis, Förstern und alten Holzhauern, u. s. w. gehet in einer gewissen, gemeiniglich ziemlich weiten Entfernung von dem andern, auf die gemeldete Art, die zu taxirende Waldungen durch; und wenn dieses nach guter hergebrachter alter Gewohnheit geschehen ist; so fällen sie nach dem, was ein jeder von ihnen, von Bäumen dieses Waldes, bey seinem Spazierengehen ohngefehr flüchtig und obenhin bemerket hat, ihr gemeinschaftliches Urtheil von dem Werthe solcher Holzung, ohnerachtet es schlechterdings ohnmöglich ist, daß ein jeder die Bäume, so er im Vorbeygehen gesehen, merken, und im Sinne behalten, vielweniger sie zu gleicher Zeit im Kopfe zu Klaftern oder Maltern berechnen könnte.

Es ist leicht zu begreifen, daß auf diese Art ein Wald ohnmöglich richtig und zuverläßig nach seinem wahren Bestand oder Werth taxiret werden kann. Es ist unläugbar, daß man durch den grossen Umfang sehr betrogen werden könne, und es kommt uns eben so vor, als wenn ein Feldherr die Stärke seines Feindes aus dem grossen Bezirk seines Lagers beurtheilen wollte, darinn dieser vielleicht kaum einige wenige Regimenter stehen hat, die ein gewiesses Manoeuvre auszuführen, öfters mit Fleiß die Grösse einer ansehnlichen und zahlreichen Armee nur vorstellen müssen. Mit eben so wenig Gewießheit läßt es sich von dem Bestand oder Werthe einer Waldung aus ihrem Umfange und Grösse schliessen.

Es ist gar ein grosser Unterschied bey dem Taxieren zu machen, zwischen einem Wald, in welchem innwendig, zur Schande und Beschimpfung seines Aufsehers, die größesten und beträchtlichsten von Holz entblößten Pläze angetroffen werden, die statt der Bäume mit Gras bewachsen sind, und Grasereyen und Hutweiden ausmachen: und wiederum zwischen einem solchen, worinn dergleichen traurige Folgen einer unerlaubten Forstwirthschaft nicht zu finden sind, sondern, der seinem ganzen Umfang nach, durch und durch mit Holz und Bäumen bestanden ist.

Ein eben so beträchtlicher Unterschied findet sich ferner zwischen einer Waldung, deren Bäume allenthalben dichte und enge stehen, und einer solchen, wo selbige im Gegentheil einzeln, weitläufig, und hier einer und dort wieder einer angetroffen werden.

Ferner muß ein vernünftiger Förster den Werth einer Waldung

dung schätzen, nach der unterschiedenen bessern oder schlechtern Beschaffenheit seines Holzbodens, wie in folgenden Regeln bemerket werden wird.

Und wenn wir noch weiter gehen wollen; so findet sich abermals, ein grosser Unterschied des Werthes zwischen einer Holzung, deren Bäume tauglich und wohlgewachsen sind, die eine mögliche Höhe und Stärke haben, und also in gutem Wachsthum stehen: und zwischen einem Holze in dem wir blos elende und verbuttete Stämme, deren jährlicher Wachsthum sehr wenig oder gar nichts beträget, wahrnehmen.

Daß auch endlich der grössere oder geringere Vorrath des jungen Anfluges und des sogenannten Zuwachses oder Wiederwuchses den Werth einer Waldung vermehre oder vermindere, ist leicht zu erachten. Es müssen aber sehr hellsehende Commissarii oder Förster seyn, die alle diese jetzt erzehlte Eigenschaften eines Waldes, bey dem oben beschriebenen Spaziergang in demselben, so gleich und auf einmal übersehen, und entdecken können, besonders da sie nach diesem alten Schlendrian mit der Taxierung einer schon ziemlich grossen und beträchtlichen Waldung gemeiniglich in ein paar Tagen fertig werden.

Wer etwas taxiren will, der muß zuvor seinen Gegenstand wohl untersuchen. Nun sind zu Untersuchung eines Forstrevieres verschiedene Umstände in Betrachtung zu ziehen. Wann also zuförderst gewiesse Stücke vest gesetzt sind, und als unwidersprechlich angenommen worden; so sind alsdenn die Folgerungen leicht zu machen.

Exempel erläutern die Sache. Wir wollen annehmen, daß ein Forstrevier, welches untersucht werden soll, ohngefehr aus 14000 Morgen Waldes bestehe; wir nehmen weiter an, daß 2000 Morgen aus Tannen, und 12000 Morgen aus hartem Holze, als Eichen, Buchen, Birken u. s. w. bestehe.

Hier müssen wir folgende Principia vest setzen, a) in wie viel Jahren jede Art Holzes abgeholzet werden solle, oder b) wie alt jede Art Holzes seyn muß, bevor wir solches für haubar halten können?

A. Was das Tannenholz anbelangt, so sind 80. Jahre (wann es nicht auf gar zu hohen und kalten Gebürgen stehet) hinlänglich, allerhand Sorten von nöthigem Bau- oder Blochholz anzuziehen. Wir rechnen aber diese Zeit von denen Jahren des Anflugs oder der Besaamung an.

B. Bey dem Harten- oder Laubholze aber kommt es auf die Frage an: ob es als Baum- oder Stangenholz tractiret werden solle? Sind es Baumholzörter und zwar Eichen; so kann die kürzeste Zeit auf 200 Jahre gesetzt werden. Von Büchen Baumholz aber würde eine Zeit von 120 Jahren hinlänglich seyn.

Stangenholz hingegen, welches wieder aus dem Stock aus-

schlagen soll, darf bey Rothbüschen nicht über 40 Jahre alt werden: und bey Eichen, Haynbüchen, Birken, Eschen und allen andern Sorten Holzes sind, nach Unterschied des Bodens, 30 bis 35 Jahre hinlänglich.

Wir schreiten nun zur Untersuchung selbsten, und machen den Anfang mit denen

Tannenrevieren.

Hierbey müssen zuvor diejenigen Forstbedienten und Bauholzhauer, so dabey gebraucht werden sollen, wohl unterrichtet, und allenfalls besonders darauf beeydiget werden, daß sie alles, nach ihrem besten Wissen und Vermögen, also aufzeichnen und angeben wollen, als sie es wirklich vorgefunden.

Zu Abzehlung derer Bäume werden 1) nicht weniger als 12 Personen zu nehmen seyn, mit welchen des Tages wenigstens 400 Waldmorgen durchgesucht werden können. Gedachte Personen müssen holzgerecht, vernünftig und revierkundig seyn, sie mögen hernach aus Förstern, Holzhauern oder Zimmerleuten bestehen. Mehr als 16 Personen sind nicht anzulegen, weil es sonsten demjenigen, der die Sache dirigiret, schwer fallen möchte, dieselbe in der Ordnung zu erhalten.

2) Diese Leute werden wie bey einem Treibjagen, etwa 20 bis 30 Schritt, einer von dem andern, angestellet, je nachdem die Bäume in einer Revier nahe oder weit von einander stehen. Es ist denenselben aber die Regel zu geben, daß sie fein langsam und Schritt vor Schritt fortgehen, damit ein jeder seinen Nachbar beobachten, immer in gleicher Weite von demselben bleiben, und nur auf einer Seiten, entweder rechts oder links, auf jenen zehlen könne. Gleichwie aber die Grenzen der Reviere nicht allezeit, sondern selten gerade Linien machen; so muß sich der erste nach dem Flügelmann richten: der zweyte nach dem ersten, und so ferner einer nach dem andern, damit sie niemalen zu weit auseinander kommen. Bey diesem Geschäfte müssen die Abzehler sich des unnöthigen Plauderns enthalten, weil sonsten dadurch mancher Baum übersehen, oder unrecht angezeichnet werden kann.

3) Das Aufzeichnen der vorgefundenen Bäume kann in Schreibtafeln oder Papier, am füglichsten aber auf einem 4 Seiten glatt gehobelten Pfahl oder Stock geschehen, und mit Rothstein, sogleich, wann 5 oder 10 Stämme gezehlet, ein Strich auf der Seiten des Stocks, wohin solche classificiret, gemacht werden. Weil aber der starken Sorten gemeiniglich nicht so viel vorfallen, daß 5 oder 10 gezehlet werden können; so kann nur bey jedem vorfallenden Stamm ein Strich gehörigen Orts angezeichnet werden.

4) Fördersamst sind die grossen Reviere und Berge, so viel immer möglich, in kleine Abtheilungen, nach denen daselbst befindlichen Wegen, Wassern, Gründen oder Thälern zu bringen, und mit besondern Nahmen zu belegen.

belegen. Mann kann solchen Nebenabtheilungen den Nahmen der Gegend, gegen welcher sie gelegen, geben. Z. Ex. wann der sogenannte Fohrenberg durch einen scharfen Rücken getheilet wird; so ziehet der eine Einhang etwa gegen Norden, der andere gegen Süden. Je mehrere und kleinere Abtheilungen können gemacht werden, je besser kann man auch nachgehends den Haushalt darüber einrichten.

5) Die auf jeder solchen kleinen Abtheilung befindlichen Stämme werden besonders gezehlet. Und da gemeiniglich in Ansehung der Stärke vielerley Sorten in einem Reviere vorfallen; so werden solche zu Erleichterung der zehlenden Personen, damit dieselben bey denen mancherley Gattungen nicht zu sehr irre werden, in 4 Classen getheilet.

6) Man kann die Zehlung mit denenjenigen Stämmen anfangen, so z. Ex. 6. Zoll im Diameter stark seyn, folglich die Classification folgendergestalt einrichten, daß zu der

Ersten und geringsten Sorte gerechnet werden, die von 6 bis 9 Zoll inclusive.

Zu der zweyten: von 10 bis 15 Zoll.

Zu der dritten: von 16 bis 21 Zoll.

Zu der vierten: von 22 Zoll, und darüber.

Oder die geringste Sorte: von 2 Spannen. Die zweyte von 3 und 4 Spannen. Die dritte, 5 und 6 Spannen. Die vierte, 7 Spannen, und darüber.

Einige Holzgerechte, damit sie bey dem Taxiren der Bäume, nach denen zu gebenden Klaftern urtheilen können, theilen die Hölzer nach Beschaffenheit ihrer Stärke und Länge in gewiesse Sorten ein, und benennen sie meist nach dem Gebrauch, worzu sie füglich angewendet werden mögen.

Diese Sorten der Bäume sind, wann wir von denen schwächern unter ihnen anfangen, und bis zu denen stärkern in der Ordnung fortgehen, folgende: Man findet nemlich in denen Waldungen, ausser denen schwachen Schläg- und und Hopfenstangen, Schalholz und Stecken, die zusammen genommen von denen Förstern, bey Taxirung der Wälder, unter dem allgemeinen Nahmen des Zuwachses oder jungen Wiederwuchses mit verstanden und angenommen werden:

| | Deren Stämme betragen können | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1) Rüststangen, | — | 15. Stämme | 2 Klafter. | |
| 2) Röhrhölzer, | — | 5. — | 1 | — |
| 3) Baustämme, | — | 3. — | 1 | — |
| 4) Schindelsparren, | — | 3. — | 1 | — |
| 5) Ziegelsparren, | — | 2. —<br>3. — | 1<br>2 | — |
| 6) Balken, | — | 3.<br>1. — | 2<br>1 | — |
| 7) Brettbäume, | — | 1. — | 1½ | — |
| 8) Trogbäume, | — | 1. — | 6 | — |

7) Der eine Flügel gehet allezeit auf der Scheidung eines jeden vorzunehmenden Reviers; würde man aber nicht auf einmal ein Revier bestreiten können; so muß auf dem andern Flügel ein Mann mit einer Axt oder Beil vorhanden seyn, der hinter dem letzten Taxator eine Anpläckung an die Bäume macht, damit im Rückgang wiederum der eine Flügel auf solche Pläckung und Kennzeichen zurückgehen mag.

8) So bald ein Revier geendiget ist; so werden die gezehlten Stämme von demjenigen, der die Sache dirigiret, oder von dem Schreiber, in ein dazu bereitetes Manual, unter dem gehörigen Nahmen des Reviers, eingetragen. Die auf denen Stäben aufgeschriebene Bäume, werden, so bald solche richtig angezeigt worden, abgeschnitten, und zu Zehlung eines andern Reviers gehörig vorgerichtet.

9) Zu deutlicher Beschreibung jeden Reviers wird auch nöthig seyn, sogleich bey Endigung des Abzehlens, die durchgehende zu befragen: a) ob blos so Plätze, Hörste, geringe Picktannen, kurzes, oder struppichtes oder höllreiches Holz: wie auch b) Brüche, oder c) sonst etwas besonders darinnen vorgefallen? d) wie der Boden beschaffen? e) wie weit der Ort von jener Stadt oder Dorf entlegen? u. s. w. damit alles ordentlich angemerket werden möge.

10) Nachdem auch diese Untersuchung auf den Zuwachs mit gerichtet ist; so muß denen Taxirern besonders aufgegeben werden, daß sie nicht alle Stämme, so unter denen grössern Tannen befindlich, und nächstens unterdrücket werden, mit in die Zehlung bringen (insbesondere aber bey denenjenigen Oertern, so in 20 bis 30 und mehr Jahren, haubar werden sollen); sondern nur diejenige, so mit dem Gipfel heraus gewachsen und zum Fortwuchs Hofnung machen. Es muß auch bey ganz jungen Revieren von Picktannen wenigstens angezeiget werden, ob solche nur horstweise oder gedrungen beysammen stehen? Ob es Picktannen von 6, 10 oder 20 Schuh hoch sind?

11) Bey abgetriebenen Revieren ist zu beobachten, ob wieder Anflug vorhanden? ob annoch Stucken zu roden oder Stumpen zu graben sind? oder ob verangerter Boden sich befindet?

12) Wir wollen annehmen, was einige behaupten, daß ein Tannenrevier vor haubar zu halten, wann der dritte Theil des vorgefundenen Holzes aus 16, 20 bis 30 Zoll im Diameter haltenden Bäumen bestehet.

13) Der Zuwachs des Holzes könnte wohl ein Jahr dem andern zum besten,

auf gutem Boden, in 3 Jahr 1 Zoll,
auf mittlerm, in 4 Jahr 1 Zoll,
auf schlechtem, in 5 Jahr, 1 Zoll gerechnet werden.

Jedoch sind die gar zu dürren, hohen, kalten und bruchigten Oerter davon ganz ausgenommen.

14) Ob nun zwar der Zuwachs des Holzes vorbeschriebener massen, seine Richtigkeit haben möchte; so lässet sich dennoch nicht auf ganze und volle Oerter schliessen, daß Stamm vor Stamm also nach dem Zuwachs zu rechnen; indeme bey der Zählung ohnmöglich so genau zu beobachten ist, daß 2 Stämme, so zwar von gleicher Stärke, dennoch nicht gleichen Fortwachs haben können, weil der eine mehr Platz erfordert, und dem andern vielleicht wegen des ihm zunahe stehenden stärkeren, bereits der Zuwachs genommen wird.

15) Es lässet sich aber nach einiger Erfahrung und Beobachtung, der Zuwachs und die Zeit, da man ein Revier für haubar halten will, wohl folgender Gestalt bestimmen.

a) Wann wir die Zeit der Hauung auf 50 Jahre hinaus setzen; so kann alsdann von der vorgefundenen Anzahl der Bäume

die dritte zu der vierten Classe,
$\frac{9}{10}$ der zweyten zu der driten,
und $\frac{9}{10}$ der Ersten zu der zweyten
gerechnet werden.

Z. Ex. wir finden jetzo.

10 Stämme IV. Classe.
150 Stämme III. Classe.
1000 Stämme II. Classe.
2000 Stämme I. Classe.

Setze also:

10 Stämme IV. Cl.
150 St. III. Cl.
160 St. 4te Cl.
900 St. als $\frac{9}{10}$ der 2ten zur 3ten
1060 III. u. IV. Cl.
2100 I. u. II. Cl.
3160 in Summa

kommt zu der 4ten
bleibt $\frac{1}{10}$ zweyte Classe 100 St.
von der Ersten $\frac{9}{10}$ 1800 St.
1900 II. Cl.
der übrige $\frac{1}{10}$ der Erst. Cl. 200
Summa 2100 St. I. u. II. Classe.

Macht also die dritte und vierte Classe ohngefehr den dritten Theil der ganzen Summe aus, und ist folglich nach unserm Grundsatz, wie oben gedacht, haubar.

b) Wann wir die Zeit der Hauung auf 40 Jahre hinaussetzen, so kann gleichfalls noch

die dritte zur vierten Classe
$\frac{8}{10}$ der zweyten zur dritten, und
$\frac{8}{10}$ der Ersten zur zweyten genommen werden.

Hierzu möchte sich folgende Proportion der Stämme schicken:

2000 St. der Ersten,
1000 St. der zweyten,
260 St. der dritten,
40 St. der vierten Classe.

c) Die Zeit der Hauung in 30 Jahren vest zu setzen, nehmen wir

$\frac{4}{5}$ der dritten zur vierten,

$\frac{7}{10}$ der zweyten zur dritten,

$\frac{7}{10}$ der ersten zur zweyten Classe.

Und könnte folgende Proportion der vorzufindenden Stämme hierzu dienlich seyn, als:

2300 St. I. Cl.
1500 St. II. Cl.
300 St. III. Cl.
125 St. IV. Cl.

d) Die Zeit der Hauung in 20 Jahren würde folgende Veränderung der vorgefundenen Bäume machen,

da

$\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ zur IV. Cl.

$\frac{2}{3}$ = der 2ten zur 3ten,

$\frac{2}{3}$ = der I. zur II. Classe

mit folgender

Proportion:

2400 St. I. Cl.
1200 St. II. Cl.
400 St. III. Cl.
200 St. IV. Cl.

e) In zehen Jahren die Hauung zu setzen, würde man die vorgefundene Stämme

$\frac{1}{10}$ der III. zur IV.

$\frac{1}{4}$ der II. zur III. wie auch

$\frac{1}{4}$ der I. zur II. Classe nehmen, worzu nachfolgendes Exempel dienet:

2200 St. I. Cl.
800 St. II. Cl.
600 St. III. Cl.
600 St. IV. Cl.

16) Bey Anschlagung oder Taxirung der Bäume selbsten, können von jeder Classe Proben gemacht werden, wie viel Malter oder Klafter nach jeder Landesart und Gewohnheit, ein solcher Baum in sich fasse? Und alsdann würde dennoch wiederum zu unterscheiden und zu bemerken seyn: ob es höllreich oder gering, kurz und struppichtes Holz sey? wornach gleichfalls die Taxation einzurichten ist.

17) Endlich wird auch jedem Revierförster eine Tabelle, so wie die Zehlung in jedem Ort geschehen, zugestellet werden müssen, damit er von Wochen zu Wochen jeglichen Orts, den Abgang, entweder durch Entwendung der Diebe, Trockniß oder Windstürme ꝛc. eintragen könne, und damit derselbe bey nächst erfolgender Hauung sehen möge, wie die Taxation gegen den Erfolg eintreffe, oder was nach dem erfolgten Abgang annoch zu hoffen stehet. Uebrigens wird ein Vernünftiger bey diesem Entwurf leicht einsehen, daß die Anwendung desselben mit Rücksicht auf die verschiedene Beschaffenheit der Forste zu machen seye, und daß noch mancherley Ausnahmen dabey vorfallen können.

Taxus, s. **Dachs.**

Taxus arbor, s. **Eibenbaum.**

Teda, s. **Kiefer.**

**Teer**, s. **Theer.**

**Teich, Fischteich, Weiher, Weyher**, lat. Piscina, franz. *Piscine, Estang, Etang, Vivier*, ist ein geraumer Umfang eines stehenden Wassers, von verschiedener Breite, Grösse und mannigfaltigem, vor die Fische dienlichen

lichen Boden, darinnen man gewisse Fische halten, und das Wasser nach Gefallen, und wenn es die Nothdurft erfordert, ablassen kann. Deswegen denn auch ein Teich ordentlicher Weise mit einem **Damm** umgeben, hiernächst aber mit **Ablauf, Ablaß, oder Abzug, Kessel, Flutbetten, Fall, Zapfen oder Ständer, Schützen, Wasserbänken, Rechen, Rinnen,** und andern zum Teichbau gehörigen Stücken versehen, und vor die Fluten verwahret ist. Er ist darinnen von einer See unterschieden, die man nicht ablassen kann; an der Grösse aber von denen **Einsätzen** und **Fischbehältern**, die nur enge und kleine sind. Die **Eintheilung** der Teiche ist mancherley. **Erstlich** giebt es Teiche, welche sich **selbst besaamen**, aber nicht ganz können abgelassen werden, sondern von den zufliessenden Bächen oder Flüssen, wie auch bisweilen von innerlichen Quellen, sich immer wieder anfüllen, und frische Fische einführen, welche darinnen ihre Nahrung und Wachsthum finden. Die **andere Art** bestehet in Teichen, welche man mit **Sätzlingen** ordentlich besetzen muß. Diese haben zwar auch von Bächen, Quellen, oder Feldwassern ihren Zugang, müssen aber ordentlich entweder mit Karpfen, Karauschen, Hechten, Forellen, oder andern Fischen besetzt werden.

Bey der **erstern Art**, die sich selber besetzen, und doch nicht abgelassen werden können, ist der beste Rath, wenn an dem Orte, wo sich der meiste Fall befindet, durch vorhergehende Abwägung, so es die Tiefe nicht hindert, eine Stolle gemacht wird, damit, nach Ablassung des Wassers, alsdenn die Besetzung auch richtig angestellet werden könne. Wo aber dieses sich nicht will thun lassen, hat man darauf zu sehen, was vor Art Fische der Teich am nützlichsten trage, entweder Karpfen, Hechte, Forellen &c.; mit welchen man ihn zu besetzen hat, jedoch mit der Obacht, daß man unter dem Eise dem Hecht und Bärsch, auch andern Raubfischen, so viel möglich, wehre, und solche zu tilgen suche.

Zu Verhütung des Schadens bey grossen Gewittern, daß die Fluten nicht in die Teiche fallen, muß ein Schutz gemacht werden, welchen man im Fall der Noth in die Höhe ziehen, und dergestalt stellen kann, damit nicht mehr, als nöthig, einfliesse, welches denn, wenn der Teich in der Nähe ist, leicht zu thun. Wo man aber bey dergleichen Fluten wegen der Weite nicht bald zum Teiche kommen kann, muß man vorhero das Schutz- oder **Vorsatzbret** in solcher Höhe aufziehen, damit nicht mehr, als nöthig, hinein fliesse, das übrige aber beyweg falle. An solchen Teichen, da nicht alles Wasser durch den Ständer gehen kann, muß ein **Fluder** oder **Flutbett** von Holze, oder, welches besser, von Quadersteinen oder Werkstücken gemacht werden. Damit auch das Wasser unter dem Flutbette nicht den Damm auswasche, muß solches hineinwärts im Teiche wohl verwahret, und wo es einen grossen Fall hat, mit **Wasserbän-**

ken

ken versehen werden. Wenn auch bey einem Teiche grosse Fluten zu befürchten, muß man oben auf das Fluder einen Rechen setzen, damit die durch den Einfluß hinein gekommenen Fische nicht wieder hinaus steigen können.

Der andern Art Teiche, nemlich die mit einer gewissen Art Fische besetzt werden müssen, sind vornemlich dreyerley, als **Karpfenteiche**, **Hechtteiche**, und **Forellenteiche**, von welchen allen an seinem Orte insbesondere gehandelt worden. Kleine Teiche werden **Einsätze**, und **Behälter**, **Hälter**, oder **Fischhälter** genennet. Jene dienen, die Fische, die man nach Fischung der Teiche nicht alsobald verthun kann, einzusetzen, bis sie nach und nach weggebracht werden; diese aber sind näher am Hause, ganz klein, und werden gebraucht, die Fische, so zur täglichen Nothdurft dienen sollen, bey der Hand zu haben, s. **Fischbehälter**.

Einen neuen **Teich** soll man nicht auf einmal anlauffen lassen, sondern nach und nach, damit der Damm sich allgemach setze, und bevestige. Es ist auch gut, wenn das angelauffene Wasser ein- oder mehrmal wieder abgelassen wird, damit der rohe und wilde Geschmack aus dem Boden gezogen werde. An Bevestigung des Dammes ist auch viel gelegen, weil sonst, wenn er etwan ausreisset, viel Arbeit und Kosten verlohren gehen. s. **Damm**, **Teichfischerey**. Der Ablaß aber wird, wo der Teich am tiefsten ist, um ein paar Zoll tiefer, als der Boden des Teiches, eingelegt. Die Rinne hierzu wird am besten von Eichenholz ausgehauen, und muß etwas vor dem Damme hinaus in den Teich reichen, damit der Zapfen oder Ständer in das Wasser komme, und nicht jedermann dahin langen könne. Wo aber ein allzu starker Zufluß zu besorgen, wird ein Flutbette mit einem Rechen in solcher Höhe, als das Wasser stehen bleiben soll, angeleget, damit das Ueberwasser dardurch ablauffen möge. Wenn ein Teich allezeit mit Wasser angefüllet bleibt; so versauert der Boden, die trächtige süsse Erde wird verzehret, und die Fische finden nicht genug guter Nahrung. Dieses zu verhüten, soll man, wenn der Teich im Herbste abgelassen wird, selbigen abziehen, und auf den Frühling umackern, mit Hirsen, Wicken, Gerste oder Haber, und wenn solche Früchte abgeschnitten sind, selbigen nochmals, wenn man will, mit Rüben besäen, davon aber nur etwas nehmen, das übrige mit Kraut und Wurzel stehen, und den Teich also wieder anlauffen lassen. Einige lassen zwar ihre Teiche zwey Jahr ruhen, düngen und besäen sie mit Waitzen. Solche Bestellungen geben auch den Fischen frische Nahrung, und bringen die Kosten reichlich wieder. Ist aber der Grund morastig und zum pflügen untüchtig; so darf man denselben nur ein Jahr trocken liegen lassen, damit der Frost im Winter, und der Sonnenschein im Sommer, den Boden verjüngere und besser mache.

Was

Was den Anschlag der Teiche bey einem Gut anbetrift; so ist dabey die Centnernutzung nicht gebrauchlich, weil 1) selbige nicht gerechnet werden kann, 2) die Fische im Wasser oft ersticken, 3) man auch vielmals unwichtigen Satz bekommt; sondern der Anschlag ist vielmehr, nach den Schocken zu machen, und ist bey gutem gewächsigen Boden das Schock auf 15 Gr. 9 Pf. Nutzung, und 18 bis 20 Gülden Erbkauf, nachdem das dazu gehörige Gut Erb- oder Obergerichte hat, anzuschlagen. Wo aber Teiche wüste liegen, und nicht zugerichtet sind, wird nur die Helfte gerechnet, weil doch Grund und Boden noch etwas zu geniessen. Wer sonsten Teiche, oder Weiher zu kaufen Lust und Gelegenheit hat, der soll sich vor allen Dingen erkundigen: ob die Dämme, Rechen und Ablässe im baulichen Stande, und ob sie nicht mit Rohr und Schilf bewachsen sind? ob sie in einer Nähe beysammen liegen, daß die Fische in einen zusammen gebracht, und nachmals mit desto geringerer Mühe und Kosten gefischt und abgeführet werden können? wie der Grund beschaffen? ob er leimig, kiesig, oder morastig ist? ob die Fische darinnen wohl wachsen? ob die Fische auch moosig oder nach dem Moraste schmecken? ob das Vieh täglich oder doch öfters zur Tränke dahin getrieben werde, als wovon die Fische gutes Wachsthum und Nahrung haben? ob sie an der Sonne und Sommerseite, oder im Schatten und Walde liegen? weil die Fische dorten besser wachsen, hier aber wegen der Kälte, und von denen Fischgeyern und andern Raubvögeln abgefangen zu werden, in Gefahr sind, die Fische auch, wegen des darinn gefallenen und nachher verfaulten Laubes und der Blätter von denen Bäumen, gerne abstehen; ferner ob Brunnenflüsse darein fliessen und zu Forellen taugen? ob sie auch in dürren und heissen Sommertagen stets Wasser genug halten? oder ob sie nur von Schnee- und Regenwasser angefüllet werden, und also bey lange anhaltender Dürre eintrocknen? ob des Wassers Art und Eigenschaft leide, daß die Fische an andere Orte verführet, und auch in andern Wassern erhalten werden mögen? ob gute Einsätze und Fischbehälter, die im Winter nicht zufrieren, vorhanden sind, die Brut, Sätzlinge und Speisefische darinnen zu erhalten? ob die Fische in der Nachbarschaft ihren guten Vertrieb haben? ob die Teiche, wegen der dareinfliessenden Gewässer, sich selbst besetzen, oder ob selbige besetzt werden müssen? indem es nicht ein geringer Vortheil ist, wenn ein Teich an einem fischreichen Wasser also gelegen ist, daß man dasselbe nach seinem Gefallen in den Teich lassen, oder auch davon abweisen kann? ob nicht etwan auch die wilden Wassergüsse und Flüsse die Dämme durchreissen, oder sonst die Fische durch Ueberschwemmung aus den Teichen heben, und andern Teichen und Wassern zuführen können? und was dergleichen mehr ist s. a. **Ablaß, Ablassen, Anlassen, Teichgräber.**

Das sind die **besten Teiche**, die einen guten leimichten Grund haben, oder deren Grund von Thon,

Thon, wie die Hafnererde ist, daraus die Häfen gemacht werden. Dann dieselbige Erde ist den Fischen gut und gesund, davon können sie ihre Speise und Nahrung haben, daß sie fett und wohlschmeckend werden, und auch leichtlich wachsen und zunehmen. So sollen Teiche auch nicht an trocknen, sondern feuchten oder nassen Oertern angeleget werden, und da nicht eine harte dicke, sondern eine feine lucke und dünne Erde ist; und solches mehr um der Karpfen, denn um anderer Fische willen, die sich am meisten von der Erde erhalten. Sonderlich sind die Teiche gut, die einen fetten Grund haben von Laim, Thon, item, von Mergel, groben Sande, Kis und Steinlein, doch mit untermengeter fetter Erde. Dann wo nur schlechter Sand, Kis und steinichter Grund ist, da ist es den Fischen nicht gut, sonderlich den Karpfen. Es sind auch die Brunnquellen den Teichen nicht so gar gut, es wäre dann, daß man Fohren, Grundeln und dergleichen Fische drinnen hätte, die gerne im frischen Wasser sind. Der kothigte schlammigte Grund ist auch nicht allezeit gut. Flache Teiche, die in der Mitten nur ein wenig gesenkt, und doch gar breit und lang sind, die sind wohl am besten. Item, die gewiesse Zuflüsse haben, und sich aufs Regenwasser nicht allein verlassen müssen. Man pflegt auch die Teiche in Form eines halben Cirkels zu machen; dann das ist die beste Art. Wann sie etliche Jahr Fische getragen oder gehabt; so läßt man sie darnach, wie schon gedacht, gar ablaufen und ledig stehen, und säet Getreyde drein, folgends läßt man sie wieder anlaufen, und besetzet sie wieder mit Fischen, so nehmen die Fische wohl drinnen zu, und werden bald groß.

Wenn man einen Teich über 9 Jahre besetzt, und niemalen ruhen läßt; so pflegen die Fische mager zu werden; dann wann das Wasser in den Teichen immerzu stehen bleibet; so machet es dieselbige alt und vor der Zeit kraftlos, entziehet und verderbet den besten Saft und Nahrung, so daß die Fische endlich wenig oder gar nichts mehr darinnen finden. Deswegen, nachdem man sie das vierte oder fünfte mal gefischet, soll man sie liegen und ruhen lassen, und man kann versichert seyn, daß grosser Nutzen daraus erwachsen werde; denn wann das Wasser abgelassen, und der Teich oder Weyher den Winter über recht ausgefroren und getrocknet, kann man denselben nachgehends im Frühling mit Sommerfrucht, Gersten, Hirß, Wicken, Erbsen oder Haber, mit grossem Nutzen besäen, und wenn alles wohl bestellet, auch sonst die Witterung gut ist, hat man eine reiche Erndte zu hoffen, und alsdenn kann man wieder dreyjährige Besatzung darein thun, da man dann in zweyen Jahren eine gute und nützliche Fischerey zu gewarten hat.

Wann aber die Teiche gar sehr geschwächet, und in Abgang gekommen, muß man sie nicht nur ein und zwey, sondern auch wohl drey Jahre liegen und ruhen lassen. Das erste Jahr kann man den Boden und Wasen nur fein leicht umstossen, düngen, und mit leichter Frucht,

als

als Hirs, Heydel, oder Wicken besaamen. Das andere Jahr kann man ihm besser zusprechen, und eine stärkere Frucht nehmen, als Roggen oder Waitzen. Im dritten Jahr kann man wieder etwas anders darauf bauen, und auf solche Weise einem verdorbenen Teich aufhelfen, daß er zur Fischerey wiederum sehr nützlich und tauglich wird. Etliche pflegen in schlechte und ausgemergelte Weyher Mag, oder Mohnsaamen zu säen, und lassen alles beyeinander im Teiche bleiben, oder auch Rübsaamen, und lassen die Rüben meistentheils unausgezogen darinnen stehen; man muß aber in solchem Stück die Gelegenheit des Orts wohl in Acht nehmen, und zusehen, daß die Schweine nicht darzu kommen können.

**Teichaufseher, Teichinspector.** Wenn grosse Herren Teiche, Weiher und Hälter zu Fischereyen anlegen lassen; so werden hierzu vielerley Handarbeiter gebraucht, welche nothwedig einen Mann vor sich haben müssen, dem sie zu gehorsamen schuldig sind, damit nicht Unordnung und Schaden erfolge. Dergleichen Befehlshaber erhalten gemeiniglich den Titel eines **Teichinspectors**, und wissen, was zur Erbauung derer Wassersammlungen, darinnen man Fische erziehet, nöthig; welchergestalt die hier erforderlichen Dämme gefertiget werden müssen, und was sonst allenthalben zu Abwendung besorgender Schäden, und zu Werkstelligmachung des verlangten Nutzens erforderlich. Diesemnach muß ein solcher Mann fürsichtig und geschickt, wachsam und sorgfältig seyn, zu rechter Zeit gegen die Arbeitsleute gehörige Strenge, und auch eine beliebige Zucht zu gebrauchen wissen. Ueberhaupt aber soll ein Teichinspector, gleich dem Teichmeister, Wissenschaft haben, alles, was ihm anvertrauet ist, in guten Stand zu setzen, und auch darinnen erhalten. s. (a. **Teichfischerey**, Nro. III. 1).

**Teichbau, Teichbaukunst**, ist eine Kunst, einen Teich oder Weyher gehörig anzulegen. Hier hat man,

1) auf der Teiche **Grund** zu setzen, was er für Fische haben und dulden kann. Denn wo viel Schlamm und Koth ist, da sind die Schleyen, Aaale und Karpfen gerne (wiewohl man sie auch in den sandichten Seen findet, und da es einen leichten Grund hat), dann in leimichten Gründen werden sie gerne fett und gut. In steinichten und sandichten Flußwassern sind die Grundeln, Ellritzen, Kaulhäupter, Fohren und Krebse gern. Wo das Land enge, grüblicht, sandicht, sümpficht, oder sonsten also geartet ist, daß es kein Getreyde tragen will, da muß man Teiche oder Seen dahin machen, daß also kein Plätzlein gefunden werde, das sich ein Hauswirth nicht wüßte zu Nutze zu machen. Darnach muß man auch Achtung aufs Wasser geben, dann nach dem muß man sich sehr richten.

**Erstlich** daß der Teich das ganze Jahr durch allezeit sein gewiß Wasser haben kann, daß er nicht austrockne. **Ferner** muß man

man sehen, daß man von oben in den Teich Wasser leitet und führet; oder an den Seiten, wie es die Gelegenheit des Orts am besten leiden kann. **Fürs dritte**, muß man sehen, wohin das Wasser den Hang am meisten hat; dann darnach muß man sich mit dem Damm des Teichs richten, wann man denselbigen machet, daß er nicht zu stark, oder zu schwach gemacht werde. **Fürs vierte**, soll man Teiche an denen Oertern anlegen, da sie von Quellen und Brunnen einen guten Zufluß haben. Sind aber Quellen in den Teichen selbst; so ist es um desto besser, immassen dieselbe des Winters ein warm Wasser geben, welches die Teiche nicht gefrieren läßt, daß also die Fische darinnen nicht ersticken. **Fürs fünfte**, so ist es am besten, an dem Ort einen Teich anfangen, da man nicht erst tief graben darf, damit der Teich Wasser haben und behalten kann; sondern, daß man nur einen Damm vorne vor machet, der das Wasser aufhält, sonsten gehet so viel auf die Teichgräben, daß ein Teich in zwanzig Jahren kaum wieder bringet, was man aufs Graben gewendet hat.

**Die alten Römer haben vor Zeiten viel Geld auf Teiche und Seen gewandt, daß sie um ihre Forwerge sonderliche Lust, und neben der Lust auch grossen Nutzen davon haben möchten, wie dann die Teiche treflichen Nutzen, ja oft in einem Jahr mehr Nutzen bringen können, dann sonst die andere ganze Nahrung; wer sich nur recht darein zu schicken weißt, und die Teiche recht anrichten und warten kann.** s. a. **Teichfischerey**, Nro. III. In Summa, Teichnutzung beruhet auf **drey Puncten, als nemlich am guten Boden, an stetem frischem Zufluß, und gutem Saamen.**

a) Nach genauer Erkundigung alles dessen, schreitet man **zur Errichtung des Damms.** Es werden aber Dämme geschüttet, mit vester, guter, starker Erde, und hart eingetreten, zu Zeiten werden auch Weyden darauf gesetzet, sonderlich, wenn nicht rechte gute Erde zum Damme genommen worden, daß die Wurzeln das Erdreich fein zusammen halten. Auch muß man auf den Seiten, wo es die Noth erfordert, zwey oder mehr **Flutrinnen** machen, daß im Nothfall das übrige Wasser, wenn das zu sehr und zu häufig zulieffe, abschiessen könnte. Sie müssen aber wohl verwahret werden, daß der Fisch nicht mit wegkommen kann. Man muß auch oben, da das Wasser in den Teich lauft, ein Zäunlein vormachen, daß der Fisch nicht hinaus tretten kann, und von Leuten mag aufgefangen werden. Vor dem Zapfenloch muß es auch mit einem starken Gitter verwahret werden, daß der Fisch nicht mit weglaufe, wenn man den Teich abläßt. Es machen auch etliche, noch unter dem Damm, etwann einen Schritt oder 6 unter dem Damm, einen feinen dichten Zaun von Reisig vor, daß der Fisch nicht wegkommen kann, wann er gleich durch das Zapfenloch mit weggienge. Es muß auch das Zapfenloch mit einem guten grossen starken **Münch**

(wie

(wie mans nennet) wohl verwahret seyn, daß das Wasser im Ablauffen die Erde des Dammes nicht wegreisse. Will man nicht am Ende des Damms Flutrinnen machen; so setzet man doch etliche **Münche** (das sind hohle breite Hölzer) an den Damm, wie man sonsten ans Zapfenloch pfleget zu setzen, damit das übrige Wasser dadurch abschiessen kann, und den Damm nicht einreissen möge. Dann Teiche müssen einen guten und genugsamen Zufluß von Wassern und lieblichen Bächlein haben, die von ferne auf allen Seiten dazu geführet werden. Alle Teiche müssen also gemacht werden, daß das Wasser allezeit zu und abschiessen kann, sonderlich wo grosse Zuflüsse seyn. Etliche Teiche haben kleine Zuflüsse, und müssen sich allein vom Regenwasser erhalten, die sind gerne trübe, aber wo mans nicht verbessern kann, da muß man sich damit behelfen, wenn sie nur Fische haben können.

Dne Höhe des Damms muß so beschaffen seyn, daß sie nicht weniger dann eine Elle, und nicht viel mehr dann zwey Ellen über das Wasser reiche, oder höher dann das Wasser seye. Darnach muß ein Damm nicht gleich aufgehen, sondern er muß unten breit seyn, und darnach immer schmäler und schmäler werden. Denn so hoch er ist, so breit muß er unten seyn, und muß unten im Grunde dreymal so breit und dicke seyn, als er oben ist. Unten zum Grund des Dammes muß man fein fettes und zähes Erdreich nehmen, das man etwan mit einem Pfluge abschneidet, und darnach den Grund des Dammes damit sein hart und dicke macht, daß das Wasser nicht durchdringen kann. Darum muß ein Hauswirth immer bey den Arbeitern her seyn, und sie darzu treiben und anhalten, daß sie das Erdreich mit den Füssen und Instrumenten sein veste eintretten und stampfen. Es muß aber unten bald gemessen werden, wie breit man den Grund machen will, und darnach die Oerter, da man Flutrinnen machen, oder Münche setzen will, daß das übrige Wasser aus den Teichen abschiessen kann. So muß man ihn auch innwendig gegen das Wasser sein flach machen, daß die Fischer mit den Netzen da stehen, und die Fische heraus fangen können. Darnach schneidet man den Grund des abgemessenen Dammes ab, und gräbt ihn aus, drey Ellen breit und dicke, wenn es gut oder mittelmässig Land ist, und bringet dasselbige ausgegrabene Erdreich wieder in die Grube, die man mit dem Ausgraben gemacht hat, und tritt und stösset sie sein veste ein, daß das Wasser dadurch nicht dringen kann. Man menget auch das andere Erdreich mit ein, so man mit Spaten im Teich ausgräbet, und mit Karren oder Radewern zuführet. Darnach fähret man immer fort, und schüttet den Damm nach dem Maas immer höher, und tritt und stampfet das Erdreich vest ineinander, daß ja nichts hohl bleibe, sonsten reisset es das Wasser mit Gewalt wieder weg, und ist alle Mühe und Unkosten vergebens. Weiter muß das Werk immerfort gefördert werden, daß der Damm sein gleich

gleich in die Höhe gebracht wird, und nicht an einem Orte erhöhet, und an einem andern Orte erniedriget bleibe. Dann dieß verhindert darnach, daß das Erdreich nicht dichte aufeinander kommt, sondern Höhlen und Lücken im Damme bleiben, welche darnach das Wasser leichtlich vollends durchreissen kann.

Das **nächste Wasser**, das man am ersten haben kann, das muß in die Teiche geführet werden, aus den nächsten Flüssen, Bächen, Brunnen, Pfühlen, oder Seeen, mit Gräben oder Rinnen, und müssen dieselbige Wasser schüssig seyn, daß sie hinunterwärts zu den Teichen von sich selber laufen, und nicht durch fremde äusserliche Hülfe müssen hineingetrieben und gezwungen werden. Dann wann der Fluß mit dem Teiche gleiche Waage hat, und der Fluß nicht höher dann der Teich ist; so muß man ein Instrument, Schleusse, Flutrinnen, ein Rad mit einem Haufen Kästen, haben, die das Wasser schöpfen und wieder ausgiessen, und also mit Gewalt fort in die Tiefe treiben. Kann man aber das nicht haben; so muß man sie mit Regenwasser erhalten, und wann alsdann grosse Ungewitter sich erheben, grosse Platzregen und andere Regen und Ergiessungen kommen; so muß man Gräben haben, dadurch dieselbige auch von fern in die Teiche kommen und laufen können. Es ist aber viel an den Wassern gelegen, die man in die Teiche führen will. Dann Regenwasser ist ein unfruchtbar und ungewisses Wasser, das keine Fische mit sich bringet, und bisweilen aussen bleibet, daß die Teiche austrocknen müssen. Das Gebürgewasser, so von zerschmolzenem Schnee herunter kommt, oder sonsten aus dem Gebürge quillet, ist ein kühl, unfruchtbar und schnell laufendes Wasser, das die Karpfen im Sommer nicht gerne haben; aber das gemeine Landwasser, das fein langsam fortfleußt, und in der Sonnen fein laulicht wird, und mancherley Fische oder Saamen mit sich führet, ist wohl für die Teiche das beste und nützlichste Wasser. Darum ist am besten, man führe das Wasser aus den Flüssen von ferne in die Teiche, die bringen einem junge Fische mit, und haben ein fein lieblich laulicht Wasser, das den Fischen lieblich und angenehm ist. Doch muß man sich vorsehen, daß in solchem Flußwasser keine Hechte seyen, sonst würde es Hechte mit in die Teiche bringen. Hechte, Parsen und Welse sind böse Gäste in den Teichen, dann sie fressen einem die andere Fische auf, und machen wüste Teiche.

Sehr gut ist es, wann einer etliche Teiche, achte, zwölfe oder mehr, nacheinander und übereinander hat, also, wann man erstlich den untersten gezogen und ausgefischet hat, daß man darnach den nächsten darüber abgehen läßt; so lauft der unterste Teich wiederum voll, und entgehet etwas von Fischen mit; so kommen sie in den nächsten und folgenden Teich. Also kann man sie darnach alle nach einander ablassen und ausfischen. Wann man einen neuen Teich angeleget hat; so muß man im Anfang das Wasser nicht so gar häufig

häufig und schnell hinein laufen lassen, weil der Damm noch gar locker und dünne ist, und sich das Erdreich noch nicht vest genug gesetzet hat; sonst rinnet und dringet das Wasser durch, und läuft durch, wie durch ein Sieb, und bekommt endlich den Schwung, und reisset den ganzen Damm ein; sondern man muß es ganz gemächlich, zu unterschiedenen Zeiten, und auch fein mässig erstlich hinein lauffen lassen; so wird sich der Damm durch Abwechslung der Feuchte und Trockenheit nach und nach senken, und endlich vest ineinander wimmern, und fein stark und dauerhaftig werden. Darum ist es am besten, man lasse den Teich zum ersten nur halb voll Wasser lauffen, und wann das eine Weile gestanden; so lasse man wieder ander neu Wasser hinein laufen, daß es das alte abtreibe, damit es nicht vom neuen Grunde des Teichs und der Zäune oder Bäume, die man innwendig an den Damm gemacht, eine Bitterkeit oder Geruch bekomme, davon die Fische sterben. Also soll man es auch mit denen Hältern machen, darein die Fische gesetzt werden. s. a. **Teich**, **Teichgräber**, **Teichfischerey**,

**Teichbaukunst**, s. **Teichbau.**

**Teichbaumeister**, s. **Teichgräber.**

**Teichbesetzen**, franz. *Empoissonner*, heißt den Satz oder Saamen in die Teiche bringen. Man pfleget dieses in zweyerley Zeiten zu thun, im Lenzen und Herbste. Im Lenzen ist es so gut und gelegen, daß, was man davor ein jung Kärpflein anrütet, wanns gleich nur ein, zwey oder drey Jahr alt wäre, so bleibt es doch lebendig, und kann mit gutem Nutzen in die Teiche versetzt werden. Im Herbst aber ist die Versetzung des Saamens nicht so gewiß und gut, wegen des Winters, welcher alsdann gar nahe vor der Thür ist, und von wegen der Wasser, die zur selben Zeit etwas ungestümmer sind, als im Lenzen; darum kann man im Herbst die Kärpflein, so jünger dann zwey oder drey Jahr sind, nicht wohl mit Nutzen versetzen. Dann im Lenzen suchen sie bald ihre beste Nahrung im Teiche, und brauchen diese den ganzen Sommer durch, und nehmen also in den warmen Tagen wohl zu. Aber im Winter verkriechen sie sich in ihren Kammern und Löchern, darinnen sie den Winter durch sich aufhalten, und kommen nicht wieder hervor in die Teiche zur guten Weyde, bis wieder in den Frühling, wachsen und nehmen derowegen auch nicht so bald zu. Darum ist es viel besser, man lasse die ausgefischten Teiche den Winter über von Fischen ledig, und besetze sie erst im Frühling, als daß man sie im Herbst besetzen wollte. Es wäre denn, daß es die höchste Nothdurft erforderte, daß man mit dem jungen Saamen sonsten nirgends hin wüßte.

Es sollen aber die jungen Kärpflein frühe in der Kühle versetzet werden, wann es fein stille, und nicht windig ist; dann die Mittagswärme und das Windwehen schadet ihnen sehr, sonderlich wann der Sud- und Mittagswind wehet. Darnach muß man die Fässer mit den jungen

Setzlingen nicht so gar voll füllen. Dann wann sie so gar gedrang fortgeführet werden; so reiben sie die Schuppen an einander ab, und sterben darnach die Fische desto leichter. Am besten ist es, man schneide die Fasse mitten entzwey, und fülle ein jedes Theil halb mit Wasser, und thue die Setzlinge darein, daß also mit ihnen das halbe Faß vollends voll werde, und führe sie also mit Fleiß zu den Teichen, darein sie sollen versetzt werden. Darnach muß man sie fein langsam und bescheidentlich wiederum aus denen Fässern nehmen, und sie nicht hart aus dem Faß auf die Erde fallen lassen, sondern man muß vor das Loch oder vor dem Spunde des Fasses ein Netzlein oder eine Leinwand halten, und sie ganz gemächlich darein schütten, und darnach in die Tiefe hinein tragen, und in den Teich lassen. s. a. **Satz**, **Teichfischerey**, Nro. I. lit. B) γ) 11) 12) 13) 14).

**Teichbraachung**, s. **Teichfischerey**, Nro. II. 3).

**Teichbuch**, s. **Fischbuch**.

**Teichdamm**, s. **Teichbau**.

**Teichfische**, s. **Fisch**, **Teich**.

**Teichfischen**, **Fischerey in den Teichen**, erfordert anfangs das Ablassen des Teiches. Wenn man aber einen Teich ablassen will; so muß das Zapfenloch wohl verwahret seyn, daß mit der Flut kein Fisch wegkomme, sonderlich wann unter dem abgelassenen Teiche kein anderer Teich ist, darein die feldflüchtigen Fische kommen. Darum machen etliche oben einen Zaun vor, und unten, da das Wasser heraus läuft, stellen etliche nach Gelegenheit auch einen grossen Hamen vor. Wann man aber einen Teich ablassen will; so soll man erstlich nicht zu viel, sondern gar wenig Wasser laufen lassen, und erstlich den vierten Theil eines Brets ziehen, ferner ein halb Bret heben, darnach also fort und fort ein ganz Bret ziehen, damit das Wasser vor dem Ablaß gar sachte und gemach hernach folge, auch der Fisch herunter in den Zug folgen, und hernach kommen, und nichts dahinten im Graben und Gruben stehen und liegen bleiben möge. Da man dann grosse Mühe hat, ehe man sie heraus fischen kann. Man muß auf dem Teichdamme, nahe bey dem Teichzapfen, grosse Fässer mit reinem Wasser stehen haben, daß man darein die Karpfen besonders, die Hechte besonders, die Speißfische besonders, und die Krebse auch besonders thun, vom Koth abwaschen und reinigen, und von dannen in den Fässern auf der Axe in unterschiedliche Hälter führen und bringen, und aus denselben wiederum verkauffen, und verspeisen kann. Wann die Teiche gar gar groß sind, darinnen es viel grosse Hauptchechte giebt; so muß man die Hechte zum ersten heraus fischen, dann die thun Tag und Nacht grossen Schaden unter den andern Fischen, beissen, beschinden, bestossen, fressen und verschlingen grosse Karpfen, und richten sie also zu, daß sie nicht lange stehen können.

**Zwo Zeiten sind im Jahr, darinnen man die Teiche ablassen und**

und fischen soll, der Frühling und Herbst, aber im Frühling ist es am besten, wie zuvor auch gemeldt. Wenn man aber einen Teich fischen will; so muß man bald alles bey der Hand haben, was zum Fischen gehörig, ein groß Netz, zween Hamen, einen grossen und kleinen, damit man die Fische aus dem Teich in die Fässer trägt. Der grosse Hamen soll weite Löcher haben, daß die kleinen Fische durchfallen, und die grossen allein darinnen bleiben können. Zu den kleinen Fischen muß man einen mit engen Löchern haben, sonderlich znm Saamen. Man muß auch dreyerley grosse Fässer haben, da man in eines die Hechte, in das andere die Karpfen, in das dritte die Speißfische thun kann. Hat es auch Krebse und Schleyen im Teiche; so muß man für die auch sonderliche Gefässe haben. Und die Karpfen, die man anderst wohin versetzen will, sollen alsofort zu den andern Teichen oder Hältern und Küchenteichlein geführet werden.

Hiernächst muß man Siebe, Reussen und geflochtene Körbe haben, damit man die kleinen Fischlein heraus fähet, daß das Wasser von ihnen lauffen kann, und man sie mit den Händen angreiffen darf. Es muß eine Hütte auf dem Teichdamm seyn, darinnen Tag und Nacht jemand sey, der die Fische hütet, damit sie nicht gestohlen werden; ein Hund und ein Rohr sind auch gut dabey. Zu dem soll man etliche Pfähle auf dem Damme oder sonsten im Rande gestecket haben, daran man das Netz hänget, daß es nicht verfaule.

Wo es immer möglich, so soll man allein frühe, weil es noch kalt ist, fischen; denn die Fische können die Sonne oder Wärme nicht wohl vertragen. Die Hechte, welche oben auf dem Wasser empor gehen, soll man erstlich oben wegfangen, die Karpfen, welche sich gerne auf dem Grunde aufhalten, soll man darnach ausfischen, die kleinen zuerst, darnach die grossen. Es muß aber gute Achtung darauf gegeben werden, daß die Karpfen, so unten auf dem Grunde im Koth liegen, mit den Füssen nicht vollends in den Schlamm oder Koth getretten werden. Auch soll man fein säuberlich mit den Fischen umgehen, sie nicht hart drucken, biegen oder werfen, damit sie fein frisch bleiben, und nicht krank werden.

**Teichfischer**, s. **Fischer**.

**Teichfischerey**, bedeutet insbesondere das Geschäfte, welches kurz vorher unter dem Artickel: **Teichfischen** beschrieben worden. Ueberhaupt aber wird alles darunter begriffen, was zur Anlegung, Besetzung und Unterhaltung der Teiche nöthig. Obwohlen hievon schon ausführlich gehandelt worden; so wird es doch nicht undienlich seyn, wenn wir noch eine andere Art, diese Dinge zu behandeln, beyfügen, wovon ein wohlerfahrner Landwirth einen besondern Entwurf gegeben, und daraus er den grossen Nutzen der Teichfischerey gezeiget hat. Er schreibet davon also:

Ueberhaupt ist die **Fischerey** als ein sehr nöthiges und nützliches Stück bey einem Gute anzusehen. Wo volkreiche Städte und Landschaften in der Nähe sind, muß die Teichfischerey der wilden Fischerey besonders vorgezogen werden. Sie bringet auch wirklich mehrere **Vortheile**, als Aecker und Wiesen, welches wir hernach durch eine **kleine Berechnung** darthun wollen. Jetzt solle zuförderst eine kurze Anleitung zu **Anlegung nutzbarer Teiche** gegeben, und sodann die **Wartung derselben** beschrieben werden.

I. Was die **Anlegung der Teiche** anbetrift; so hat man dabey den **Ort** und die **Gelegenheit dazu** vor allen Dingen wohl zu untersuchen.

A) In dieser Absicht wird man insonderheit auf die **Natur des Wassers** und auf die **Beschaffenheit des Bodens** sein Augenmerk richten müssen.

α) **Ueberhaupt** sind nicht alle Wasser allen Arten der Fische dienlich, und alle Fische stehen nicht in allen Wassern. Man hat auf ihre Quellen zu sehen. Das Wasser, so aus Gebürgen entspringt, ist gemeiniglich kalt. Versammelt sich ein solches Wasser in einer Tiefe nahe an dem Ausfluß; so schicket sich diese Sammlung von Wassern ganz wohl, einen Teich zu Forellen, Aschen und Krebsen anzurichten. Hingegen ist nicht rathsam, so so nahe an den Quellen einen Teich zu Karpfen, Hechten u. d. g. anzulegen, man müßte denn das Bächlein eine gewiesse Weite fortfliessen lassen, damit dasselbe von dem innern mineralischen Wesen, so das Wasser im Fliessen aus der Erde an sich ziehet, geläutert werde. Denn alle Wasser bringen bey ihrem ersten Ausfluß den Geschmack und das Wesen mit, so sie in dem Erdboden, darüber sie fliessen, angetroffen. Das Wasser, so aus den Bergwerksstollen, und von denen Bergwerkspucherichen abläuft, ist also denen Fischen nicht zuträglich, weil dasselbe das mineralische Wasser von den Silber- und Kupfererzen an sich nimmt. Führet man aber dieses Wasser eine gewiesse Weite von dem Berg- und Hüttenwerk ab; so wird aus oben angeführter Ursache, auch dasselbe den Fischen nicht undienlich werden.

Alle gebürgische Wasser sind also kalt, und an den Quellen sehr mineralisch. Sie sind auch im Sommer kalt. Die meiste Quellen aber, so einen strengen Ablauf haben, werden im Winter warm gefunden. Dringet sich ein Wasser aus rechter Tiefe frey heraus; so ist es hart, kalt und mineralisch. Finden sich aber in der Oberfläche des Erdbodens salzigte, mit Salpeter und Schwefel vermischte Theile; so wird es schon bey dem ersten Ausfluß geläutert, und durch die Luft desto eher gereiniget. Im platten Lande schicket es sich ebenfalls nicht, alle Wasser zu Anlegung der Teiche zu gebrauchen. Die trüben, schwarz- und rothpfühlichten Wasser in denen Brüchen taugen nicht viel; sie müßten denn gleichfalls eine Weite abgeleitet, und also brauchbar gemachet werden. Schleyen und Karauschen stehen in solchen Teichen

chen gut. Aber Karpfen, Hechte u. d. g. wachsen nicht darinnen; sondern werden leicht eines faulen und moderichten Geschmacks, wo nicht das Wasser auf vorbemeldte Art gereiniget worden. Die stillstehenden Wasser, so gar keinen Abfluß haben, schicken sich zur Fischerey auch nicht sonderlich, wenn sie nicht einen sehr guten **Erdboden** haben.

Die Güte desselben erkennet man aus der sogenannten **Blühung des Wassers.** Diese Blühung des Wassers nimmt man im Sommer bey starker Witterung, und wenn das Wetter sich ändern will, wahr. Wenn nun die Ausdünstung des Erdbodens und Wassers bey grosser Hitze stark ist, und die Pori eröfnet werden, und nun nachlassen wollen; so setzen sich zum Theil Ausdünstungen auf das Wasser, und legen sich als eine Haut an. Das ist diese Blühung des Wassers. Auch auf Teichen, so sonst Abfluß haben, findet sich dieses Blühen, wenn der Abfluß bey grosser Hitze sich verlohren, auch an einigen Flüssen, wenn an dem Ufer Ecken seyn, die nicht beständig mit fliessen, sondern in welche sich das Wasser nur sachte eindrehet. Bey erfolgtem Regenwetter wird das Wasser von diesem Blühen wieder gereiniget. Die Farbe desselben ist roth, blau und grünlicht. Wo die Blühung grünlicht siehet, da ist der Boden zur Fischerey besser, als wo die Farbe pur roth ist. Doch muß man vornemlich auf die Art der Fische sehen; nicht alle Arten schicken sich in alles Wasser, etliche sterben gar ab, andere aber wachsen nicht.

**β) Was von dem Wasser und Boden überhaupt gesagt worden, das wollen wir nun näher in Absicht auf die Arten der Fische bestimmen.**

1) Wenn wir den von uns so hoch geachteten Fisch, die **Forelle**, voran setzen; so muß die Lage zu einem Forellenteich so beschaffen seyn, daß derselbe nicht so stark in freyer Sonne liege; sondern mehr schatticht seye. Der beste Grund und Boden hierzu ist der steinigte und kiesigte. Im schwarzmoderichten Grunde oder auf mattem Sande dienet kein Teich zu Forellen. Und wenn auch noch so ein schöner Quell oder Springbrunnen vorhanden wäre; so beständig Winter und Sommer seinen Abfluß hat, auch zur Sommerszeit kalt wäre; er fliesset aber eine Weite über matten Sand oder morastigen Boden, und man wollte denn daselbst einen Forellen- oder Aschenteich anlegen; so würde man sehr schlechten Nutzen daraus ziehen. Gleichergestalt ist es auch mit stillstehenden Wassern, ohne Zu- und Abgang. Dieselbe sind zu Forellen und Aschen gar nichts nütze. **Hechte, Seepärsche oder Sander, Bleyen, Döbels, Barmen, Orfen, Mörslinge** u. d. g. wollen auch, wenn Nutzen davon zu gewarten seyn solle, ein reines Quellenwasser oder Bächlein haben, so aufgefangen und in einen Teich geführet werden kann. Jedoch mögen diese in freyen Feldern gemacht werden, und da, wo das Wasser von seinem Ursprung

her eine Strecke geflossen, und etwas matt wird. Besonders aber soll der Boden hierzu lettig und etwas sandig seyn.

a) Zu **Karpfenteichen** ist das weiche Wasser am besten; und wenn es ja auch aus kalten frischen Quellen, die gemeiniglich hart Wasser haben, kommt; so muß es nur erst eine Weite von der Quelle fortgeführet, und durch die Luft und Sonne unterbrochen werden. In tiefen schattichten Thälern sind die Karpfenteiche wenig nütze, es seye denn, daß sie die Morgen- und Mittagssonne völlig mit haben können. Man kann aber nicht allein Karpfenteiche an fliessenden Bächen oder Wassern anlegen; sondern auch in solcher Lage, wo man die Schnee- und Regenwasser darinnen aufsammeln kann. Vornemlich aber muß der Grund und Boden hierzu erspriesslich seyn; denn derjenige ist den Karpfen am besten, so einer leimichten und lettichten Substanz ist. Ist der Boden aber sandicht mit unter; so wird es darauf ankommen, ob von Feldern und Triften bey Regenwetter die Wasser sich hinein giessen, welche die Fettigkeit von der Düngung und denen Viehtriften mit einführen; wie denn besonders die Feldteiche, und diejenigen, so an starken Viehtriften, insonderheit der Schaafe, liegen, die besten und nützlichsten Karpfenteiche abgeben. Man kann auch dergleichen Teiche in Wäldern und Wiesen, wo Quellen vorhanden, anlegen, wenn, wie oben gedacht, der Grund und Boden gut ist. Sie werden auch, wo es zu haben, mit Hutungen und Triften verbessert, wovon ein mehrers noch gedacht werden solle.

B) Gleichwie nun die Karpfenteiche zur Vermehrung der Einkünfte die nutzbarsten sind; also wollen wir insonderheit die hierzu benöthigte Anlegung etwas gründlicher und ausführlicher an den Tag legen.

α) Zu einer nutzbaren Fischerey von Karpfen müssen dreyerley Gattungen der Teiche seyn, als **Streich- oder Laichteiche, Streckteiche, und Haupt- oder Besetzteiche.**

1) Zum **Streich- oder Laichteiche** muß die Lage also beschaffen seyn, daß die Sonne denselben fein bestrahlen kann. Wäre die Lage also, daß gegen Norden und Westen eine kleine Höhe oder *Boscage* daran wäre; und also der Teich desto besser in Gedult läge, auch die Morgen- und Mittagssonne desto kräftiger daran prallen könnte; so wäre es sehr gut. Der Grund und Boden an sich selbst soll zwar etwas fett, jedoch mit Sande vermischt seyn. Denn auf dergleichen werden die Eyer oder Rogen, vermittelst der Sonnenwirkung, desto kräftiger ausgebrütet. Es müssen auch die Teiche nicht allzu tief, sondern nach den Ufern flach, ausser dem Damme hinaus laufen. Auch ist es nicht vortheilhaft, wenn in dergleichen Teiche ein starker Zu- und Abgang der Wasser ist. Wenn sich ein Teich nur bloß von Quellenwasser erhalten kann, ob gleich im Sommer

mer nichts zum Ablaufen übrig bleibt; so ist es schon genug, und besser, als wenn sich vieles Wasser hinein ergießt, wodurch Rogen und ganze junge Brut mit fortgehet.

2) Zu **Streichteichen** kann man allerhand Teiche nehmen, sie mögen flach oder tief, Holz- oder Feldteiche seyn, wenn nur auch für den jungen Satz oder Karpfen Nahrung, vorhanden. Wenn der Satz gleich anfangs Mangel an guter Nahrung leiden muß; so wird hernach nicht viel aus demselben.

3) Von der dritten Art Karpfenteiche, dem **Haupt-** oder **Besetzteich**, haben wir schon vorgängig Bericht gegeben, wie die Lage, Wasser, Grund und Boden beschaffen seyn sollen. Mithin wollen wir die nöthige Wissenschaft zum An- und Erbauung eines Teiches, so viel sich ohne Riß und thätlichen Handgrif vorzeigen läßt, beschreiben.

β) Vornemlich ist hier zum Voraus noch anzumerken, daß zur Anlegung eines neuen Teiches, wenn vorher bemerkte Requisita wohl untersucht worden, dieß zu einem Hauptgrunde diene, daß man das **Terrain des Platzes**, es bestehe nun in zufliessenden Wassern oder in Quellen, mit einer richtigen **Wasserwage abwäge**, und zwar

a) bis an den Ort, wo der Damm aufgeführet werden solle. Gesetzt des Teiches Wasserabfluß wäre nach Westen zu richten; so wieget man von Osten gegen Westen, und bis auf des Dammes Platz; denn so muß man gewahr werden, wie hoch der Damm über der Oberfläche des Erdbodens aufzuführen ist. Hierbey muß man in Betrachtung ziehen, ob auch an dem Teiche Felder und Holzungen liegen, daß die Felder nicht bey des Dammes volluferigen Wassern überschwemmet werden können, und ob die Bäume des Waldes und Schlagholzes, und die Sträucher, bey Völle des Teichs, nicht so lange mit ihren Wurzeln im Wasser stehen müssen, wodurch diesen der gänzliche Untergang gebracht, und jenen grosser Schaden zugefüget wird.

b) Wieget man von dem Ort, wo der Damm erbauet werden solle, ferner fort gegen Westen, nach Beschaffenheit auch wohl so weit, als der Teich werden solle, und bemerket durch das Abwägen, ob auch das Wasser bey dem Ablauf des Teichs so viel Fall bekomme, daß es von selbst rein ablaufen kann, und nicht zurücke in das Gerinne tretten muß. In flachen Gegenden aber kann man den Teich tiefer graben, als der Abfluß ist. Denn bey dem Abfischen wird das Wasser von dergleichen Teichen mit einer Schnecke abgetrieben oder abgegossen.

Hat man nun dieses wohl erwogen; so ist sehr nöthig, genau Acht zu haben, ob oberhalb des Teiches Gebürge, ob solche dem Teich nahe, oder eine Weite davon liegen. Liegen dem Teiche Gebürge oder nur abstößige hohe Ge-

Gegenden zu nahe; so muß man des Teiches Damm um desto stärker machen, und anstatt eines, wohl 2 Flußgerinne rein legen, damit bey Schnee, austhauendem Wetter und starken Regengüssen der Damm den größten Wassern wiederstehen, und das überhäufte Wasser auch bald durchlassen kann. Es hat an manchen Orten die Erfahrung gezeiget, daß bey Ausreissung grosser Teichdämme, die etwa darunter liegenden Mühlen, Dörfer und Grundstücke an Feldern vielen Schaden gelitten. Sind aber Anhöhen von einem Teiche etwas entlegen, und können die Wasser sich zwischen diesen und dem Teiche etwas ausbreiten: so hat man die Gefahr nicht so sehr zu besorgen, es seye denn, daß Wolkenbrüche oder dergleichen ausserordentliche Wassergüsse sich ereigneten.

γ) **Der Bau an sich selbst** kann am füglichsten also angefangen und bewerkstelliget werden:

1) **Wenn sich ein solcher Platz hierzu findet, daß ein Bach in und durch den Teich fließen muß;** so führet man das Bächlein von demjenigen Orte durch einen Graben ab, und da vorbey, wo der Ständer und Grundzapfen mit dem Ablaßgerinne hinkommen solle. Denn dieses Ablaßgerinne wird nach der Lage des Platzes und des untern Abflusses, entweder in der Mitten, oder etwas von der Mitten abweichend, in den Damm gebracht. Ist es nur ein kleiner Bach; so verammelt man selbigen leicht mit Pfählen, und versetzt solche mit Rasen und Erdreich. Von diesem Orte nun wird vorhero, nach Erfordern, ein Graben gezogen, daß das Wasser in denselben ablaufen kann, und an dem Teich- und Gerinnenbau keine Hinderniß verursachet. Ist es aber ein schon etwas starker Bach; so muß derselbe mit Spuntpfählen, und einem kleinen Schuttdamm verwahret werden. Die **Spuntpfähle**, welche an manchem Orte auch wohl anderst benennet werden, sind also zu machen: Es wird Kiefern- Tannen- oder dergleichen mäßig starkes Bauholz genommen, und auf 8 Zoll breit, und 6. Zoll stark, beschlagen. Auf der schmalen Seite nun werden auf einer Seite ein Falz, und auf der andern ein Spunt eingehauen (so wie die Spindelbretter zum Bodenspinden und belegen gemacht werden), und solgendes mit einem grossen Spunt- und Fügehobel glatt gehobelt, unten gespitzt, und also die Pfähle, wie die Spindebretter in einander gesetzt, und einer nach dem andern eingerammelt, und dann so fort etwas Schutt dafür geschüttet. Dieses dienet auch in grossen Flüssen zu einer Schutzwehre.

2) Zum voraus nun muß zu dem wirklichen Teichgerinne alles parat seyn. Wir wollen von dem besten und dauerhaftesten **Teichgerinne** hier etwas anzeigen. Unsere lieben Alten und viele jetzt lebende Hauswirthe, Teichmeister, Aufseher u. d. g., welche Teichgerinne fertigen und machen lassen, machen das **Hauptgerinne** von einem der stärkesten Eichbäume, hauen solche aus zu einer Rinne, und legen sie ein. Ist aber ein Baum nicht stark genug; so nehmen sie 2 Bäume, hauen

hauen solche als eine halbe Rinne, gleich einem Winkeleisen aus, und legen sodann beyde Theile neben einander ein, stossen sie zusammen, und vermachen sie mit Mooß und Thone. Dergleichen alt Gerinne habe zu 18 Zoll weit im Lichten in einem Hauptteiche gefunden, einfache, oder so aus dem Ganzen 12, 13 bis 14 Zoll. Es können solche Gerinne 20 und mehr Jahre dauren. Man hat aber auch mehr als ein Exempel, daß sie in 10 bis 12 Jahren verfaulet und unbrauchbar geworden. Die noch jetzt dergleichen Rinnen machen lassen, suchen eine kleine Menage am Arbeitslohn und etwas Holze. Aber von guter Dauer sind sie nicht. Denn es wird ja der beste Kern, das dauerhafteste und vesteste Holz, in der Mitten heraus gehauen, und zum Port oder Seitenwänden bleibet der Splint oder das weiche Holz stehen, welches von keiner Dauer ist, und bald vermodert, auch den vesten Kern mit zur Fäulnis ansteckt.

Die besten und dauerhaftesten **Gerinne** und **Fluthgerinne** aber, zu Ständern, Zapfen oder Schutzkolben sind folgendergestalt zu verfertigen: Man nehme starke Eichen, wie man sie haben kann, nach der Stärke des Dammes. Ist der Damm stark; so muß man wohl 2 Eichen zur Länge durch nehmen. Diese läßt man völlig bezimmern und beschlagen, daß der Splint oder das weisse weiche Holz ganz abkommt, und läßt davon Pfosten schneiden. Ich setze, der Damm habe 40 Fuß unten in der Stärke, welches schon ein grosser Hauptteich ist, sonst sind mittlere kaum zu 24 bis 30 Fuß; so schneidet man denn 4 Bretter- oder Seitenpfosten, die werden 4 Zoll stark, und 15 bis 16 Zoll breit; ferner 2 Bodenpfosten von 3 und einem halben Zoll stark, und 18 Zoll breit, jedoch ist auch 15 Zoll schon genug, vornemlich wenn man einen Ständer darauf setzen will; ferner werden zu Deckbrettern die Pfosten 3 Zoll stark, und so breit geschnitten, als es der Baum an gutem Holze giebet. Nach dieser Maaße wird das Gerinne 15 bis 18 Zoll breit, und 12 einen halben Zoll hoch in Lichten, wodurch vieles Wasser, so nur Ständer oder Zapfen zu fördern vermögend, durchgehen kann. Noch mehr, so gehöret ein tüchtig Stück Eiche von 16, 18 bis 20 Fuß lang, welches im Viereck zu 14, 15 bis 16 Zoll reine beschlagen ist, zum **Strassenbaum**, wie man dasjenige Stück Holz nennet, so vornen am Teiche quer vor, und an dem das Gerinne zu liegen kommt. Ferner erfordert ein solches Gerinne noch 1. oder 2. mittelmäßige Eichen, die zu 8 bis 9 Zoll breit, und 7 bis 8 Zoll stark beschlagen werden können, wovon die Schwellen und Zwingen gemacht werden. Jedoch zum Zwingen können sie etwas schwächer, als zum Schwellen seyn.

3) Die **Fertigung** und **Zulage** geschiehet erst auf freyem Boden. Die Bodenpfosten werden auf den hohen Canten mit dem Fügehobel glatt gehobelt, desgleichen die Bort- oder Seitenpfosten an der innern Seite auch, daß also die Bodenpfosten an den Seiten so dichte und veste, als möglich, angepasset werden können,

nen, und daran zu liegen kommen. In der Mitten, da es 2 Längen etwa seyn müssen, werden sowohl Boden- als Bortpfosten ineinander gelascht, daß sie aussen und innwendig einander gleich sind. Zu einem solchen 40 Fuß langen Gerinne gehören 5 Schwellen, und dazu nöthige Zwingen.

Die Schwellen werden nun nach der Breite der Boden- und Seitenpfosten gemacht, als da die Bodenpfosten 15 Zoll breit wären, zu 4 Fuß lang geschnitten. Sie werden sodenn also eingetheilet, daß an beyden Ecken des Gerinnes, und in der Mitte, wo die Pfosten zusammen gestossen, und darzwischen, auch noch 2 Schellen kommen. Besonders wo ein Ständer aufs Gerinne gesetzt werden solle, da wird die Zwinge vom Ende so weit abgerückt, daß der Ständer Platz darauf hat. Mit einem Zapfen oder Kolben ist es anderst beschaffen, wie weiter unten gezeiget wird. Wenn nun die Schwellen also eingetheilt sind; so werden die **Bodenpfosten** auf deren Mitte darauf gepaßt, und die Seitenpfosten an der Seite der Bodenpfosten angesetzt. Alsdenn werden aussen an den Pfosten Löcher von 4 Zoll weit, und 3 Zoll breit in die Schwelle gehauen, woran aufgerichtete Säulgen zu stehen kommen, so hoch, als die Seitenpfosten, und so weit drüber, daß der Oberschweif von der Zwinge darauf gezapft werden kann. Die **Oberschweife** von den **Zwingen** müssen 1 bis 1 und einen halben Zoll tief eingelascht werden, damit die Seitenpfosten eingelassen werden können, und also dieses die Seitenpfosten unbeweglich hält, daß sie weder aus- noch einweichen können.

Hernach wird der **Ständer** vorne ans Gerinne mit einem **Schwalbenschwanz**, wie es die Zimmerleute nennen, angepaßt und eingelassen. Auch müssen die Bretter, welche vornen in den Ständer gesetzt werden, fein ordentlich und accurat geschnitten werden, daß sie fein dichte einpassen. Alsdann werden die Deckbretter oder Pfosten kurz geschnitten, und darauf gepaßt, daß sie alle fein dichte an einander, und die Quer übers Gerinne, zu liegen kommen. Denn es ist gar nicht wohl gethan, wenn man die Deckbretter der Länge nach darauf bringet. Es ist wohl eine Menage an den Pfosten; aber auf diese Art wird es dauerhafter, und tragen die Pfosten, so die Quer und kurz darauf kommen, weit stärker eine Last, als jene.

Wenn ein **Zapfen** oder **Schutzkolben** aufs Gerinne kommen soll; so muß das Gerinne nach Gelegenheit des Teiches, zu 4, 5 bis 6 Fuß weiter im Teich, als zu einem Ständer geleget werden, jedoch nur die Bodenzapfen. Auf diesen wird ein Stück Rinne von 6 bis 7 Fuß aus dem Ganzen, von einem Stammende einer starken Eiche ausgehauen, und zwar also, daß an einem Ende die Rinne ganz, und mit einem von 7 bis 8 Zoll langen Kamm bleibet, daß das Wasser nicht zurücke schlagen, und im Teiche wühlen kann. Dieses Stück Rinne wird auf die Bodenpfoste, mit dem offenen Theile unten, und das ganze Theil oben

oben aufgebracht, und an die Seitenpfosten des ganzen Gerinnes eingelassen und eingepaßt. Oben auf dieses Stück Rinne wird vom Ende hinein auf 15 Zoll lang vom Ende, ein viereckigtes Loch durchgehauen, so nach Ermessen des vielen Teichwassers auf 8, 10 bis 12 Zoll im Viereck seyn kann. Dann in kleinen Gerinnen muß es so groß und weit nicht seyn, dieweil die Rinne, wenn viel Wasser auf einmal hinein fällt, dieses mit dem Abgang nicht fördern kann.

Hierzu wird der Zapfen oder **Schutzkolben** gemacht. Dieser wird unten eben so accurat, als möglich, nach dem Loche eingerichtet, nemlich es wird ein gut Stück Eichenholz also nach dem Loche im Viereck beschlagen, daß es eben mit dem einen Ende einpaßt. In solcher Stärke bleibet es auf 2 bis 2 und einen halben Fuß lang, darüber aber oben aufwärts wird der Helm oder Stiel am Kolben dünner bearbeitet, und auf 6 Zoll breit, und 2 und einen halben Zoll stark gerichtet, von oben aber bis unten am Kolben in einer gleichen Stärke und Breite gemacht. In demselben müssen Löcher einen Mannsdaumen stark und 4 und 5 Zoll weit übereinander durchgebohret werden, wodurch ein eiserner oder hölzerner Nagel zum Aufziehen gesteckt werden kann. Der Zapfen oder Kolben muß auch etwas schräge unterwärts gerichtet seyn, daß er ins Loch des Gerinnes unten leicht hinein gehet, mit der obern Decke aber solches desto dichter aus- und zufüllet.

Zu diesem Zapfen wird ein **Zapfengehäuse** erfordert. Dieses wird von 4, oder auch nur von 2 aufrecht stehenden Säulen gemacht, welche im Grunde des Teiches auf Schwellen eingezapfet sind. Oben kommt ein Oberschweif darüber, und in der Mitten ein, oder nach der Länge des Zapfens 2 Querriegel. Sowohl durch diese, als durch den Oberschweif, wird ein Loch gemacht, worinnen eben der Helm des Zapfens auf- und nieder gehen kann, und also eingerichtet, daß der Zapfen eben durch diese Löcher recht perpendiculair unten auf das Zapfenloch trift.

Fernet gehöret zum Zapfengehäuse, daß auch ein **Rechen** oder **Räffen** davor seye. Ist es ein Gehäuse von Säulen; so macht man solche auf 3 oder alle 4 Seiten. Ist es aber von 2 Säulen; so wird nur ein, auch nach der Tiefe des Wassers 2, auch wohl 3 Räffe gemacht, und zwar quer vor, vorne her. Es werden nemlich von Eichenholz viereckigte Räffstäbe geschnitten, und diese sind in dem Viereck ein und einen halben, auch nur ein Zoll stark. Ferner wird hierzu ein Rahmen gemacht, wozu das Holz 4 Zoll stark beschlagen ist. Dieser viereckigte Rahmen wird also gearbeitet, daß er in den Säulen des Zapfengehäuses einpaßt. In diese Rahmen werden die Räffstäbe eingesetzt, welche zu drey Viertel, auch einen ganzen Zoll weit von einander eingelocht werden. In Streich- oder Laichteichen aber müssen selbige enger seyn, auch werden die Stäbe also eingerichtet, daß sie mit einer scharfen Ecke vorwärts herausstreichen, denn das Wasser ziehet sich besser dadurch, als

wenn

wenn die Stäbe mit der breiten Seite vorwärts heraussiehen. Unten an den Säulen sind vorhero Strebebänder auf die Schwellen angesetzt, und hierauf kann der unterste Räffen eingepaßt, und eingelassen werden. Sind die Teiche tief; so braucht man auch wohl 3 Räffen übereinander. Das ist aber ganz unnöthig, daß die Räffen so hoch hinauf geführet werden, daß sie zum Wasser hinaus ragen. Es thut keinen Schaden, wenn gleich nach Proportion der Tiefe des Wassers die Wasser über den obersten Räffen 1, 2, 3, 4 Fuß ordinair darüber stehen. Denn eigentlich sind die Räffen dazu, daß bey Ablassung nnd Abfischung des Teiches die Fische nicht mit durchs Gerinne fortgehen. Ist auch der Teich voll Wasser und wird zum Ablauf gezogen; so bleiben die Fische doch mehr zu Grunde, als daß sie sollten oben schwimmen, und also gehet oben der Fisch nicht mit fort, unten nach dem Grunde aber wird er durch den Zug des Wassers eher nach dem Gerinne gezogen, und wenn denn kein Räffen vorläge; so würden Fische im Teiche bleiben.

**Vor die Ständter** gehören unumgänglich auch **Räffen**. Diese werden nach dem Teiche, nach Beschaffenheit, zu 8, 10 bis 12 Fuß weit hinein gebracht. Es sind aber nur einfach hohe Räffen, es müßte denn ein sehr tiefer Teich seyn, daß man 2 Räffen übereinander brauchte. Denn ob gleich der Ständer tief und zu Grunde hinunter gehet; so kommt doch der Räffen eine Ecke nach dem Teiche hinein, woselbst das Wasser schon die viele Tiefe nicht hat. Diejenigen Räffen sind die besten vor einen Ständer, welche als ein Triangel oder scharfer Winkel, jedoch nach Gelegenheit auch nur als ein stumpfer Winkel, eingerichtet sind. Denn das Wasser und klein abgebrochen Röhrigt, Laub und dergleichen ziehet sich besser und eher durch, als wenn der Räffen gerade quer vor den Ständer gesetzt wird.

4) **An kleinen Teichen**, und wo der Abfluß der Wasser nicht allzustark ist, ist es sehr nützlich, daß man einen Ständer und auch Zapfen oder Kolben auf einem Gerinne setze. Denn so hat man nicht nöthig, ein Flutgerinne besonders anzulegen; sondern man braucht diesen Ständer zum steten Abfluß, und anstatt des Flutgerinnes, den Zapfen aber zum Ablassen des Teichs. Es wird dennoch so eingerichtet: entweder wie die Anweisung zum Gerinne, von Pfosten zu machen, oder man macht eine Rinne aus dem Ganzen, und weil an kleinen oder mittlern Teichen die Gerinne über 12 Zoll nicht weit, und 8 bis 9 Zoll hoch seyn müssen; so kann man hierzu wohl eine Rinne aus dem Ganzen bekommen, die aus dem Kern des Baums, und ohne Splint ist. Jedoch beruhet solches auf eines jeglichen Wohlgefallen. Pfostengerinne aber sind dauerhaft. Lässet man einen Baum schneiden; so langen die Pfosten weit, und bekommen das Kernichte vom Baum zum Gebrauch. Zu einer Rinne aber aus dem Ganzen wird viel und das beste Holz in Späne gehauen.

Wir

Wir wollen die Einrichtung zu diesem Gerinne auf beyderley Art vorstellen. Wird das Gerinne aus dem Ganzen gemacht; so wird die Rinne, wie oben bey des Zapfens Verfertigung angezeiget worden, auf 6, 7, 8. Fuß ausgehauen, am Ende bleibet ein Kamm stehen, und wird in der ganzen Seite das Loch zum Zapfen eingerichtet. Wenn nun die ganze Rinne auf 24 oder 30 Fuß wäre; so wird dann, wie gesagt, die Rinne zu 7 oder 8 Fuß zum Zapfen eingerichtet. Alsdann kehret man das hierzu beschlagene Stück Holz um, und hauet die Rinne auf die übrigen 16, 18 oder etliche 20 Fuß lang heraus. Und also kommt die offene Seite zum Ständer gegen über der offenen Seite des Zapfens, und wird der Zapfen vorne heraus, auf das ganze Theil, und der Ständer 7 oder 8 Fuß besser hinten, wo die Rinne ein Theil oben offen ist, eingepaßt und eingelassen. Auf diese Rinne kommen denn Deckbretter oder Pfosten, wie oben gedacht, in die Quere darauf. Zu dem Stück Rinne aber, worauf der Zapfen stehet, muß unten eine starke Pfoste zum Boden eingeleget, worunter an beyden Enden Schwellen, und auf demselben Zwingen, auf die Art, wie oben schon erwehnet, gemacht werden. Desgleichen sind hier ordentliche Zapfengehäuse und Räffen nöthig.

An mittlern und kleinen Teichen kann auch auf andere Art ein Zapfen oder Schutzkolben verfertiget werden. An grossen Teichen gehet es aber nicht an, weil wegen der Gewalt des Wassers solche nicht zu ziehen sind. Zu diesen Zapfen werden Gerinne aus dem Ganzen gehauen, und denn auch Zapfen, die etwa nur 6 bis 7 Zoll in einer Viereckseite haben, darauf eingepaßt. Die Länge des Helms ist nur auf 3 bis 4 Fuß, nach Beschaffenheit des Wassers, daß also diese Zapfen nur so lang sind, daß sie völlig unter dem Wasser stehen, und nichts davon zu sehen ist. Oben im Zapfen wird eine Kimme oder grosses Loch gebohret, worinnen man bey dessen Ziehung und Ablassung, einen Hacken, so an einer langen Stange ist, einhacken, und denselben herausziehen kann. Dergleichen verborgene Zapfen sind in denen einsamen und abgelegenen Teichen, wegen leichtfertiger Leute, gar nützlich, damit sie keine Gelegenheit haben, dem Teiche Schaden zuzufügen.

5) Der Nutzen vom Ständer gegen den Zapfen ist dieser, daß selbiger nicht so viel Holz und Arbeit kostet. Hiernächst kann man sich bey grossen auflaufenden Wassern, die ohngefehr und öfters kommen, eher helfen, und das Wasser nur mit eines einigen Menschen Händen abbringen, und den Ständter nach Gefallen ziehen. Und endlich, wenn ein Teich keinen sonderlichen starken Zugang von Wasser hat; so braucht man auch kein besonders Fluthgerinne; sondern die Wasser können beständig durch den Ständer einfallen, und abfliessen. Es ziehet sich zum Abfischen der Ständer auch bequemer, weil er dem Damm näher, als ein Zapfen stehet, und man kann mit weniger Mühe ein Brett nach

Digitized by Google

nach dem andern wegnehmen, und das Wasser vom Teiche ablassen. Hingegen wenn man bey auslaufenden unvermutheten grossen Wassern, da etwa das Fluthgerinne nicht genug fördern kann, den Zapfen ziehen muß; so ist es eines Menschen Arbeit nicht, oder doch selten, daß sich ein Zapfen so leicht zöge, daß es ein Mann bewerkstelligen könnte. Wo viele Wasser auf den Zapfen drücken, da müssen schon 2, 3 Mann seyn, welche genug zu thun haben, den Zapfen auf zu ziehen.

Hingegen aber ist ein Zapfen oder Schutzkolben dauerhafter, und der Teich kann sogleich wieder mit zugesetzt werden, ohne sonderliche Mühe. Einen Ständer aber wider zu zu machen, hat mehr Arbeit; denn da muß man unten am Gerinne anfangen, ein Brett nach dem andern aufzusetzen, dieselbe mit Rasen und grandigtem Sande verlegen, daß kein Wasser durchdringen kann. Es geschiehet dennoch zuweilen, daß sich die Wasser durch den Rasen fressen, wodurch dem Teiche zuweilen viel Wasser entgehet. Besonders aber ist es auch einiger Schutz vor die Fischdiebe; denn ein Zapfen, so halbweg an einem starkem Teiche ist, ist schon stark, und die meisten erfordern, daß man sie mit einer grossen Kette ziehe, wozu mehr, als ein oder zwey Mann, gehören. Ingleichem will ein Hebebaum dazu nöthig seyn, eine Leiter, die man vom Damme aufs Zapfengehäuse hinüber legen kann, und wer sonst nicht guten Bescheid mit weißt, muß den Zapfen wohl ungezogen lassen. Und über dieses fördert der Zapfen das Wasser zum Ablauf so geschwinde nicht, als der Ständer. Um daher diesem Uebel einigermassen vorzubeugen, macht man das Zapfenloch an mittlern und kleinen Teichen nicht so gar weit, daß die Diebe von dem Teich zum Abfischen das Wasser so bald, oder in einer Nacht, nicht herunter bringen können, da sich dergleichen boshafte Leute am Tage nicht zu Teichen machen, um Fische zu stehlen.

Vornemlich bleiben die Gerinne von Zuhaltung des Zapfens sauber; da hingegen öfters bey grossen Wassern Laub, als Gras oder Geröhrig, sich über den Räffen vor einen Ständer erheben, darüber hinaus durch die Wasser gezogen werden, und dann im Ständer einfallen. Hat nun etwa das Gerinne Stauwasser von unten hinauf; so drehet sich solche Unreinigkeit im Ständer herum, bleibet auch theils beym Abfall darinnen hängen, wodurch sich die Gerinne verstopfen und ungangbar werden. Leichtfertige Leute haben auch oft Steine, Rasen u. d. g. in den Ständer geworfen, welches grosse Mühe verursachet, denselben wieder zum ordentlichen Abfluß zu bringen.

6) Ein grosser und mittlerer Teich erfordert auch noch ein Fluthgerinne. Dieses bringet man denn an eine Seite des Teichdammes, allwo der Damm auswärts flach sich anfängt. Die Dämme aber, so zwischen zwey Bergen liegen, müssen in einer Stärke und Höhe seyn. Ein solch Fluthgerinne ist hauptsächlich

sächlich an einem Teiche nöthig, daß der Damm niemals so vollufrig von Wasser werde, und bey anlaufenden Wassern sich dieselbe besser abziehen und befördern können. Ein Fluthgerinne muß nach des Teiches starken Zugang der Wasser eingerichtet werden. Denn hat der Teich beständigen Zugang; so leget man ein freyes Fluthgerinne, so nicht viel kostet, darinnen an. Bekommt aber der Teich nur anlaufende Wasser; so ist ein Schutzgerinne sehr nützlich, wodurch man den Teich mit Wasser aufspannen kann, daß er bey trockenen Zeiten sein völlig Wasser behält; denn die Luft und starken Winde mindern die Wasser in den Teichen und Flüssen sehr, und die Sonnenhitze bringet die Wasser vollends zum verseigen. Ein hier nöthiges Fluthgerinne wird nun nach Beschaffenheit weit oder enge gefasset. Hier wollen wir von einem mittelmäßigen handeln.

Gesetzt, es werde 8 bis 10 Fuß, so wird unten eine Schwelle in die Quere durch von 15 Zoll breit und stark, so 14 bis 15 Fuß lang, geleget. In diese kommen auswärts des Teichs 4 etwas schwächere Schwellen, die man nach der Höhe des Fluthgerinnes in Ansehung der Länge einzurichten hat. Diese kurze Schwellen werden in 3 gleiche Theile an der grossen eingerichtet, und in derselben eingezapft. Auf eben die grosse Schwelle kommen 4 Säulen. Diese können nun 4 auch bis 5 Fuß hoch gemacht werden. Auf diese wird ein Ueberschweif aufgezapft, und hinten an den Säulen und auf den kurzen Schwellen werden Strebebänder gesetzt. Vorne her werden in den Säulen Fugen oder Falze gemacht, worein man die Schutzbretter setzen und einlegen kann. Und also werden in diese 3 gleiche Abtheilungen, starke Bretter zugerichtet, so die Höhe zum Aufspannen und oben einen Handgrif haben, woran man sie einsetzen und ausheben kann.

Vor der Schwelle durch im Teiche muß auch ein **Strassenbaum**, wie bey dem Haupt- oder Ablaßgerinne angeführet worden, hinein kommen. In denen 3 Abtheilungen und zwischen den kurzen Schwellen aber müssen tüchtige Pfosten der Länge nach eingefüget werden. Vor dem Flutgerinne muß ebenmässig ein Rechen oder Räffen seyn, wie bey dem vorigen Gerinne. Auf diese Art wiederum ein Schutzflutgerinne, oder ein Flutgerinne mit Schützen. An einem freyen Gerinne aber sind in der Mitte keine Säulen nöthig, sondern nur zu beyden Seiten. Sonst aber muß es auch mit einem Ueberschweif versehen, und auf dem Boden mit Pfosten ausgeschaalt, und ein Räffen davor wie an jenen gebracht werden.

7) Weiter muß man sich auch insbesondere um **Thon** oder fetten **Lehm** bemühen; denn dieser ist bey einem Teichbau unumgänglich nöthig. Würde man vorhero den Boden, wo der Damm hinkommen soll, nach der Tiefe, entweder mit Bohren oder Einschlagung eines Loches, untersuchen; so würde man gewahr, ob ein thonigt, lettig oder nur Sandleimigter Lehm sich un-

ten befinde. Letztere Sorte ist zu Verfertigung eines Teichdammes und Gerinnes nicht tauglich; daher muß man Thon oder fetten Lehm oder Letten zum voraus herbeyfahren.

**Des Teichdammes Erbauung** ist nach Art und Gelegenheit zu überlegen, wie man mit den Unkosten am besten wegkommt; denn man kann hierinnen sowohl, als auch zu den Gerinnengebäuden keinen allgemeinen Ueberschlag oder Ausrechnung machen, weil das hierzu Erforderliche an einem jeden Orte kostbarer ist, als am andern. Und so ist es auch mit des Dammes Verfertigung, und mit Ausgrabung und Ausführung eines Teiches. Bey dieser Arbeit kommt es auf eines Bauherrn Naturell an. Ist es ihm verdächtig, daß die Tagelöhner nicht fleissig arbeiten; so verdinget er diese Arbeit ruthenweise. Hierinnen ist aber auch ein grosser Unterschied. In kleinen Teichen giebt man von der Ruthe auszubringen 4, 5 bis 6 gute Groschen, in mittlern 6, 7, 8 Groschen, in grossen Teichen wollen sie schon mehr haben, weil sie das Erdreich weiter herauszuführen haben. Eine Ruthe bestehet nach Sächsischer und Leipziger Landesverfassung in 7 und einer halben Elle und 2 Zoll im Viereck, und ein Spatenstich ist ein Fuß tief gerechnet. Mit der Dämmung hat es wieder eine andere Beschaffenheit. An kleinen Teichen wollen die Teichgräber und Arbeitsleute mehr, als wie an grossen haben; an kleinen Teichen zu 16, 18 bis 20 Groschen, an grossen 12 bis 14 Groschen; und zwar daher, weil an kleinen Teichen die Rasenbrust und Thon fast eben so stark gemacht und gestampfet werden muß, als wie an grossen. Eine Ruthe am Damme wird nach dem gemeinsten Gebrauch gerechnet, als eine Ruthe im Viereck weit und breit, und drey Fuß hoch oder tief. Man kann auch hierinnen kein gewiesses Arbeiterlohn ansetzen, indem an einem Orte die Arbeiter immer theurer, als am andern sind.

Hat ein Herr selbst an dem Bauwesen Lust, und beliebet die Arbeit zuweilen mit anzusehen; so ist am rathsamsten, es werde ein verständiger Teichgräber und Arbeitsleute vor Taglohn angenommen, und darüber ein redlicher Aufseher gesetzt; so wird die Arbeit tüchtiger, und nicht so, wie im Gedinge, leichte weggemacht. Wenn auch der Bauherr seinen Arbeitern zuweilen eine kleine Recreation mit einer Flasche Branntewein oder Tonne Bier macht; so werden die Leute muthiger zur Arbeit, und bringen es durch ihren Fleiß doppelt wieder ein. Diesen Vortheil kann man bey grossen Teichen machen, wenn man zu dessen Ausbringung 6 oder 8 Schuttkasten oder Karren nach Erfordern sich anschaffet, und in jeden ein gut Zugpferd. Hiermit kann man mehr ausrichten, als wenn ein Teich mit Rodebergen oder hohlen Karren durch die Handarbeiter ausgeführet wird. In kleinen Teichen aber, wo es nicht weit zu fahren, da fördert es mit der Handarbeit mehr, als mit Pferdekarren.

Hat ein Bauherr des Teiches in der Nähe selbst einige Stein-

brüche;

brüche; so thut er am besten, wenn er eine Mauer anstatt der Rasenbrust am Teichdamme, und am Flutgerinne machen läßt. Es ist nicht nur eine lange Dauer hievon zu gewarten; sondern anstatt des vielen Rasen- und Thonanfahrens, und Einrammelns, kann viel Mauerwerk, und noch wohlfeiler hingesetzet werden. Weil nun aber die Steine an vielen Orten fehlen, oder kostbar anzuschaffen sind; so wollen wir hier den Schuttdamm zu verfertigen, beschreiben.

8) Wenn vorbemeldetes angeschaft und überleget worden; so fängt man an dem Orte an, wo das Haupt- oder Ablaßgerinne eingeleget werden solle, den Grund einzugraben, wirft theils Erdreich zu beyden Seiten, theils aber muß an der Seite hinaus, wo der Damm sein Ende haben soll, gebracht werden, damit am ersten Orte etwas Platz wird. Die Tiefe wird nun nach dem Abwägen gesucht und genommen, jedoch muß es auf ein bis 1 und einen halben Lachter, d. i. 7 bis 10 Fuß tiefer, als der Teich in seiner Oberfläche werden soll, gegraben werden, sogleich auch Thon oder Letten auf dem Grunde eingerammelt, und nicht nur so weit, als etwa der Damm unten breit werden solle, sondern auch 5 bis 6 Fuß im Teiche einwärts. Denn wird der Grund vor dem Damm nach dem Teiche hinein nicht gut verwahret; so muß man in Gefahr stehen, daß es nicht lange dauren, sondern sich bald ein, und durchwaschen wird. Und so muß es auch unter dem ganzen Gerinne lang durch, und zu beyden Seiten auf 6 Fuß also mit Thon oder Letten verrammelt werden.

Immittelst muß auch der Abzuggraben unter das Gerinne fort, so tief es der Abfall leidet, gemacht werden, damit man Oberwasser durchlassen, und dasselbe abgehen kann; alsdann leget man das bereits verfertigte Gerinne auf dem Thone ein. Hierbey ist zu merken, daß in den Fugen, wo die Pfosten zusammen stossen, auch zwischen und unter den Deckbrettern, fein gezogen Waldmoos eingeleget, alsdenn die Fugen fein dichte zusammen gekeulet, und ferner neben und auf das Gerinne dichte Thon und Letten gerammelt, und auf die Helfte des Dammes Breite nach dem Teich zu, gut mit Thon verwahret werden muß. Der Strassenbaum, so zum ersten vors Gerinne hineingeleget wird, muß ebenfalls recht wohl mit Thone verrammelt und eingeleget werden. Dann wird zu beyden Seiten des Gerinnes der Damm angefangen; da man denn selbigen, nach seiner Breite, wie er werden soll, nach dem Teiche zu 8, 10 bis 12 Fuß ausgräbt, und auch unter des Teiches Oberfluhr auf 7, 8 bis 10 Fuß gehet, solchen im Grunde und auswärts recht gut mit Thon in solcher Stärke verrammelt. Aufwärts aber wird der Thon nicht mehr so breit in Damme eingeschlagen.

Ein Damm muß überhaupt nach Verhältnis eines ungleichseitigen Triangels (Scalenum) vom Grunde bis oben gemacht werden. Wir wollen setzen: er werde unten 40 Fuß; so kann er o-

ben noch 16 bis 18, auch nach Beschaffenheit 20 Fuß breit bleiben; und also setze man unten 40 Fuß; so wird die vordere Seite am Damme 24 Fuß, und die hinterste Seite lauft 30 Fuß an. Wenn man nun mit dem Grunde, welcher in dem Teich hinein 6 bis 8 Fuß aus ausgegraben, und mit Thon verrammelt ist, bis an die Oberfläche des Teiches kommt; so setzt man denn die Rasenbrust an, nach des Teiches Grösse und Tiefe, und vorstehenden starken Druckwassern, auf 4, 5, 6 bis 8 Fuß breit. Hierbey ist nun ein grosser Vortheil, wenn der Teichplatz gute und veste Rasen hat. Sind die hieselbst nicht vorhanden; so muß man doch wenigstens zu denen 3 Vorderschichten tüchtigen Rasen herbeyschaffen.

Die Rasen werden auf einen einen bis anderthalb Fuß breit gestochen, und müssen alle fein schichtweise, jedoch also gesetzet werden, daß das Gras unten zu liegen kommt, und daß die Wechsel oder Abschnitte nicht gerade auf einander treffen, sondern auf die Art, wie eine Mauer von Ziegelsteinen gemacht wird. Wenn eine Schicht gesetzet ist; so wird selbige mit einer Handrammel fein dichte gestossen, und obenher mit einer eisernen Schippe fein gerade gemacht, und das abgestossene in die Rinne mit hinein geschaft. Sind 2 oder 3 Schichte gesetzt; so müssen die Rasen auch ausserhalb mit einem eisernen Spaten oder Schüppe glatt bestossen, und nach Proportion der Schräge, die der Damm haben soll, gerichtet werden. Wenn also die Rasenbrust am Damme her aufgeführt wird, welche auch auswärts von hintenher etwas anlaust und schmäler wird; so muß auch zugleich mit dem Thon- oder Letteneinrammeln hinter der Brust her fortgefahren werden. Dieser wird auf 6 Fuß breit hinauf fortgeführet.

Immittelst wird das Erdreich aus dem Teiche hinter dem Thon immer angeschüttet, und schichtweise mit eingerammelt; jedoch macht sich der Damm von dem Fahren auf demselben mit dem Schutt, schon etwas veste. Der ganze Dammbau qner durch, kann nicht wohl auf einmal angefangen werden, damit man die Beschwerlichkeit nicht habe, und auf Brettern das Erdreich hinausfahren müsse; sondern es aus der Mitten zu beyden Seiten hinauf bringen kann. Wenn auch eine Ecke angesetzt ist; so fängt man hintenher an, auszuführen, damit man den vesten Boden zum Wege immer vor sich behalte. Kommt man dann mit der Arbeit an den Ort, wo das Flutgerinne hinkommen soll; so muß es ebenfalls, wie das Hauptgerinne in Thon eingeleget werden, jedoch versteht sichs von selbsten, daß dieses nur flach im Damme zu liegen kommt. Vor beyde Gerinne müssen die Räffen auch mit gesetzet werden, und besonders am Hauptgerinne müssen vom Räffen zu beyden Seiten Pfosten bis an den Ständer, eine über die andere, welches man Flügelbretter nennet, verwesliget werden. Desto besser ist es auch, wenn über dem Strassenbaum zu beyden Seiten, auch Pfosten oder Flügelbretter kommen.

Solches ist auch vor dem Zapfengehäuse und Flutgerinne sehr nützlich. Denn an diesem Orte wühlet das Wasser bey dem Ablassen gar stark am Damme. Diese Flügelbretter aber verhindern vielen Schaden. Kann an diesen Oertern ein Stück Mauer seyn; so ist es noch dauerhafter. Wegen zu befürchtender Wassergüsse, die den Dammbau sehr hindern, ist nöthig, daß, sobald das Hauptgerinne geleget, und an demselben das Fundament bis zur Teichesoberfläche verfertiget, von dem Schutzdamme, wo das Wasser oberhalb angeschlagen und zur Seite abgeleitet worden, ein Graben nach dem Gerinne zu gemacht werde, durch welchen sich die Regenwasser ab, und zum Gerinne hinausziehen.

9) Die **Ausgrabung eines Teiches** fordert eine genaue Untersuchung, wie der Boden in der Tiefe beschaffen seye. Befindet man nach der Fläche des Teiches hinten hinaus, wenn man den Rasen um einen Spatenstich oder mehr untergegraben, daß der Boden etwa pur sandicht oder kiesicht wäre, und vielleicht weiter hinunter noch schlechter würde; so darf man dem guten Boden auf der Fläche des Teiches nicht herausbringen, wenn es ein guter Karpfenteich werden soll; sondern man muß nur den Rasen bis auf den guten Boden wegbringen. Denn hat der Karpfe keinen fetten Boden im Teiche; so gedeyhet er schlecht, es seye denn, daß viele Besserung vom Felde, oder Hutung zuflöße. Dieses ist zu verstehen von den Seiten und hintern Flächen. Nach dem Abfluß und Gerinne aber muß er weit tiefer werden, der Boden falle nun unten aus, wie er wolle, damit zum Ausfischen sich die Wasser und Fische vorwärts nach dem Damme zuziehen können. Dieses ist von beständig zu- und abfließenden Teichen zu erinnern.

Man merke nur noch an: Würde ein Teich an einem schon ziemlich starken Bach oder Flüßgen angeleget; so muß man suchen, das mehreste Wasser beyweg zu führen, daß oben eine Wehr im Bach gemachet werde, worüber nur etwas Wasser abfallen, und in den Teich gehen kann. Denn das viele Flußwasser ist den Teichen nicht dienlich. Es nimmt die Besserung des Teiches gar sehr mit fort, besonders bey auflaufenden Wassern, und überschwemmet denselben auch gar geschwind. Ist aber der Platz zu einem Teiche also beschaffen, daß daselbst nicht lebendiges oder beständig fließendes Wasser vorhanden, und sich der Teich von in sich selbst haltenden Quellen und Regenwassern erhalten soll; so muß mit dessen Ausgrabung anderst verfahren werden. Anfangs macht man den Ausflußgraben unter dem Damm, setzet dann die Gerinne ein, und fängt den Damm im Grunde an, zu bauen.

Inzwischen muß ein tiefer Graben von dem Gerinne im Teich hinauf bis an die Quellen gemacht werden. Sodann suchet man die Quellen, und macht selbige mit kleinen Gräblein auf, daß sie in dem tiefen Graben einfallen; so seigert sich denn der Platz ab, und trocknet, daß man dar-

darinne arbeiten kann. Und weil dann solche Plätze gemeiniglich gar flach liegen, und der Teich keine sonderliche Tiefe bekommen kann; so muß man, wenn der Damm eine Ecke hinauf verfertiget ist, so weit es sich will thun lassen, einen Platz vor das Gerinne herum tiefer ausgraben, als der Abzugsgraben lieget. Dieses zu bewerkstelligen, muß der in dem Teich und von den Quellen hergezogene Graben vor dem Gerinne her etwas erweitert, und vor demselben ein kleiner Damm oder Schutz gemachet werden. Alsdann legt man Schneken ein, so von Brettern besonders hierzu gemacht, und muß dann also das Wasser damit heraus, herauf und ins Gerinne treiben. Also kann man denn den Teich einen grossen Platz tiefer ausbringen, und dieses ist auch nöthig, damit zur Winterszeit die Fische ihr ordentliches Winterlager in der Tiefe haben können.

Will man nun die Unkosten, eine Schnecke anzuschaffen, nicht darauf wenden; so nimmt man grosse hierzu verfertigte Mulden, macht selbige an ziemlich lange Stangen, stösset in dem Teiche 2, auch nach Erfordern drey Mucken oder Stützen, so oben eine Gabel haben, zusammen, legt in diese die Quere über eine tüchtige starke Stange, macht an dieser von Wieden grosse Ringe, und an diese drehet man auch gedoppelte Wieden, so lang als nöthig, an. An diese langen Wieden hänget man die Mulden mit den Stangen ein, doch so, daß sie als Waagerecht darinnen hängen; ferner macht man mit Stützen und darauf gelegten Pfosten eine Stellage, daß die Arbeiter zum Abgiessen darauf stehen können; ingleichem macht man auch einen kleinen Schutzdamm, wie zur Schnecke. Mit diesen Mulden, und zwar wenn 6 Mulden neben einander gehen, kann man so viel abgiessen, als wie mit einer Schnecke abtreiben, und wenn die Mulden im rechten Gewichte hangen; so wird es den Leuten nicht so sauer, als mit der Schnecke. Denn es fasset ein Mann hinten an der Stange an, und bringet die Mulde in solchem Schwanke auf und nieder. Dieses fördert viel Wasser ab, und es lösen sich die Leute Stundenweise ab.

Diese Mulden verwahret man denn, daß man sie zum Abfischen auch brauchen kann. Denn wenn man dergleichen Teich abfischen will; so läßt man ihn vorher ablaufen, so weit das Gerinne ziehen kann; alsdenn giesset man das nachbleibende Wasser mit den Mulden vollends ab. Und auf diese Art kann man auf ziemlich gerade Flächen Plühenteiche anlegen, wenn man sich des abgiessens bedienen will. Noch ist zu gedenken, daß, wo ein Bächlein in den Teich fliesset, da muß oberhalb des Teiches ein Räffen im Bache gemacht werden, damit die Fische nicht oben hinaus gehen können, besonders wo der Bach aus der angränzenden fremden Revier kommt; denn da würden die Fische, welche ohnedem, und meist bey trüben oder Regenwassern, gerne auswärts nach frischem Wasser gehen, dem Nachbar meistens zu Theile werden, und dieses nicht allein,

allein sondern auch die Fischdiebe können denn gar leicht in solchem Bach wegstehlen.

10) Wollte man auch einen Teich anlegen, wo Holzungen oder grosse Bäume stehen; so hat man nicht nöthig, die Bäume oder Büsche auszurotten; sondern nur kurz auf dem Boden abzuhauen, es faulen die Stämme oder Stöcke nach und nach von selbsten aus. Und wenn dergleichen eben in der Fläche des Teiches stünden; so ist es noch schädlicher, wenn sie ausgerottet werden. Denn es macht tiefe Gruben, wässert auch noch wohl tiefer ein, also, daß bey dem Abfischen mancher Fisch darinnen stecken bleibet. Bequem ist es auch zur Fischerey, wenn man bey jedem Teich einen kleinen Fischhälter mit anlegen kann, daß man, wenn der Teich abgefischet wird, die Fische sogleich in reines Wasser setzen kann. Und so auch die Fische nicht sogleich vernutzet oder weggebracht werden können; so kann man sie doch während der Zeit besser erhalten, als wenn man sie in Fischkasten setzet.

Ausser diesen hat man als ein sehr nützlich und nothwendig Stück zum Fischen, annoch Hälter nöthig, allwo man den Brutstrich oder Laich überwintern kann, wo man nicht etwa gute Streichteiche hat, die im Winter nicht ausfrieren; sondern einen lebendigen Zu- und Abfluß, oder gute Quellen in sich haben. Kann man diese Hälter bey denen Wohnungen eines Guts oder Vorwerks haben, ist es desto besser; so kann man auch zum einzelnen Verkauf, bis auf etliche Centner, beständig Fische darinnen haben. Denn der einzelne Verkauf giebt mehr Profit, als überhaupt. Man kann auch zum Verspeisen bey einer Hofhaltung beständig Fische darinnen aufbehalten.

Nach Verfertigung aller neu gemachten Teiche, Weyher, oder Hälter muß die erste Sammlung des Wassers glatt wieder abgelassen werden. Man hat nicht nöthig, das Wasser bis oben an den Damm, und volluferig zu sammeln; sondern wenn der Teich oder Weyher nur bis an die Helfte angelaufen; so kann er wieder abgelassen werden. Durch diese Wassersammlung werden die unreine Theile des Bodens gereiniget, und von dem rohen mineralischen Wesen gesäubert, und durch die Luft vollends zur Fischnahrung geschlacht gemacht. Dieß ist zu verstehen von solchen Teichen, die durch einen lebendigen und reinen Zufluß bald mit Nutzen gesammelt werden können, und nach dem ersten Ablaß, auch bald wieder rein und frisch Wasser bekommen können.

Diejenigen Teiche aber, so von Regenwasser oder in sich selbst haltenden Quellen gesammelt werden müssen, sollen das erste Jahr mit Wasser angefüllt und ohne Fischbesetzung liegen bleiben, daß sie sich erst reinigen. Die matten Regenwasser, und nicht beständig ablaufenden Quellen, haben nicht so viel spirituöses und luftgeistiges Wesen in sich, als die beständig fliessenden, und können das rohe Wesen des Erdbodens so bald nicht läutern.

Diese Teiche werden folgendes Jahr wieder abgelassen oder abgegossen, und wenn sich denn Wasser gesammelt, besetzet.

11) Wir eröfnen nunmehr unsere Gedanken von der **Besezung eines Teichs**, und dessen nöthigen Besorgung. Wir fangen bey dem nutzbarsten Teichfische, dem Karpfen, an. Zu **Streichkarpfen** erwählet man fein lang gestreckte Fische, die nicht so kurk und dickköpfig, sondern feine, lange und gespitzte Köpfe haben, und nicht so hohläugig seyn. Diejenigen, so 6 bis 7 Jahr alt sind, sind erst vollkommen tüchtig zum Streichen; jüngere streichen oder laichen wenig oder gar selten. Jezuweilen, doch nicht allezeit, streichen die jungen 4 und 5 jährigen Karpfen, so in Feldteichen und völliger Fischnahrung ein paar Jahre vorher gestanden, wenn dieselben Teiche an der Fläche sanduferig mit seyn, und hin und wieder auch grosse Kaupen sich darinnen befinden. Es ist aber sowohl denen in dem besten Wachsthum sich befindenden Karpfen nicht nützlich, als auch der Brut oder Strich selbsten. Es wächßt und wird aus beyden selten was rechtes. Man urtheilet auch an dem Streichkarpfen, wenn man den Mölchner am Windloche drückt, und derselbe seine weisse Milch gehen läßt, und der Rogner fein dickbäuchig ist, daß sie fruchtbar erfunden werden. Wenn man junge 5 und 6 jährige Mölchner oder Männlein zu alten 8 und 9 jährigen Rognern oder Weiblein einsetzet; so streichen diese besser zusammen, und sind fruchtbarer, als wenn man alte Mölchner da zu thut.

Nachdem nun der Teich die Grösse und Nahrung hat, nachdem setzt man auch viel Streichkarpfen ein. Wenn auf einen Teich einen Acker groß, 2 Mölchner und 3 Rogner gerechnet werden; so ist es schon genug: denn wenn gar zu viel Streichkarpfen bey einander in einem Teiche gesetzt werden; so streichen und laichen sie zwar viele Brut, es wird aber nichts daraus, weil sie einander die Nahrung schwächen. Diese Vorsicht ist bey einem Streichteiche anzuwenden, daß man im Herbst die Streichteiche rein ausfischen lasse, daß keine Raubfische, als Hechte, Pärsche u. d. g. im Teiche bleiben, oder man thut es gegen den Frühling, und läßt den Teich ohne Aufspannung des Wassers 2 bis 3 Wochen leer stehen, daß dergleichen Gäste volleads umkommen müssen; denn sonst würden diese nicht viel Brut aufkommen lassen. Alsdenn setzt man die Streichkarpfen im April ein.

Einige Fischereyliebhaber aber wollen nun zwar der Natur mit forthelfen, und machen die Streichkarpfen, wie sie es nennen, an, nehmen Schaaflorber in einem Zuber mit Wasser, setzen die Streichkarpfen etwan eine viertel Stunde darein, füllen ihnen dann die Bäuche mit Schaafmist, worunter etwas Salz gemischet worden, bereiben ihnen auch wohl die Windlöcher mit Honig und Pfeffer, und lassen sie also im Teiche ein. Von diesem Abstrich werden sie gemeiniglich etwas matt. Daher

her muß man dabey bleiben, und wenn sie im Wasser nicht bald fortgehen wollen, mit einem Reißlein gemächlich anrühren, bis daß sie sich erholen, und ordentlich wieder fortgehen.

Wenn 3 Rogner und 2 Mölchner sonst fruchtbar sind, können sie in einem Jahr 70, 80 und wohl mehr Schock Brut oder Laich erzeugen. Dieser junge Laich oder Brut ist gar zart, da sonst alte Karpfen dauerhaft sind. Derowegen muß man selbigen wohl zu erhalten suchen. Ist nun der Streichteich nicht so beschaffen, daß er warme Quellen in sich hat, die nicht leicht im Winter zufrieren, oder sonst einen guten Zu- und Abfluß: so muß man die Streichkarpfen nebst der Brut im September an einem schönen und leidlichen Wettertage ausfischen, und die Brut in einem, und die Streichkarpfen im andern Hälter zur Winterung bringen. Jedoch müssen auch die Hälter von guter Beschaffenheit seyn, sonst wird man wegen ihrer Zärtlichkeit viel einbüssen, und aufs Frühjahr nicht viel zum Aussetzen behalten.

12) Im nächstkünftigen Merz oder April versetzt man die junge Brut in besondere hierzu angelegte Streckteiche. Es ist aber schädlich, so man sie überhaupt einwirft. Man zählet sie Schockweise ab, das Schock zu 60 Stück gerechnet, und daß also auf einen Acker Teich 15, 16, höchstens 20 Schock kommen, jedoch nachdem der Streckteich guten oder schlechten Zugang von Nahrung hat. Einige zwar halten davor, man köne viel mehr Brut einsetzen, immassen nicht wenige in währendem Heraussischen und Hinansbringen zum Streckteiche matt werden und abstehen, andere auch von denen wilden Enten, Fischreigern u. d. g. manchmal weggeschnappet werden. Also bliebe denn eine wenige Zahl in einem solchen Streckteiche, und würde dann selbiger nicht recht genutzet werden. Dieses kann man nun nicht in Abrede seyn, daß solches alles gar leicht geschiehet, und wenn denn nun auch die Zahl solchergestalt sich sehr minderte, und auch der dritte Theil und gleich mehr abgegangen wäre, um desto mehr sind die übrigen gewachsen, welches man aus allgemeiner Erfahrung hat. Wenn wenig Fische eingesetzet worden; so sind sie in einem Jahr so groß gewachsen, als sie, wenn man sie doppelt einwirft, in zwey Jahren kaum werden.

Dieß ist und bleibt wohl eine allgemeine Regel: Was in der Jugend verkrüppelt, gelanget selten zu seinem völligen Wachsthum, und dieß trift bey den Karpfen sehr ein. Hierbey ist zu erinnern, daß, wenn man die Brut etwa weit zum Streckteiche zu schaffen hat, und warm Wetter wäre; so werden sie gerne matt. Schüttet man sie denn in den Teich; so gehen viele eine Weile oben, ehe sie sich wieder erfrischen und erholen können. Es ist in dem Falle wohl gethan, wenn jemand dabey bleibet, und die obschwimmenden mit einem Reißgen anrühret; so fangen sie an, sich nach und nach zu bewegen, und laufen denn also zu

Grunde frisch fort. Bleibet aber niemand zur Aufsicht dabey; so finden sich die Krähen und andere Raubvögel gar bald ein, und tragen sie zu ihrem Frasse weg, oder sie ermatten ohne Anrühren vollends, daß sie darauf gehen.

Diese nun gewesene Brut oder Laich wird dann **einsömmeriger Satz** genennet, oder **Faustsatz**, weil sie doch so groß geworden seyn müssen, daß, wenn man einen dergleichen Fisch in die Faust nimmt, auf einer Seite der Kopf, und auf der andern der Schwanz herausraget. Hat man aber der Streckteiche mehr, daß man die Brut dünner einsetzen kann; so werden in diesem einen Jahr zum Theil Fische, die auf ein halb Pfund wägen. und daher kommt dann dieser Nutzen, daß man sie gleich in Hauptteiche zum Fortwachs setzen kann, und man folglich ein Jahr eher grosse Fische hat. Im Fall man aber keinen andern und bessern Satz hat; so kann man auch den Faustsatz in die Hauptteiche setzen, nur muß man etwas weniger an der Zahl nehmen, als der stärkern; so werden jedoch in 3 Jahren schöne Fische, und zu 3 und 4 Pfund schwer daraus.

Inzwischen aber, ehe man mehr, als einen Hauptteich, mit schwachem Satze besetzen sollte, und man nicht genugsame Streckteiche hat, daß man den einsömmerigen Satz wieder noch einen Sommer einsetzen kann; so thut man noch besser, wenn man den einsömmerigen Satz nimmt, und setzt ihn in einen Hauptteich, daß sie sich noch ein Jahr vollends strecken; so hat man nachgehends mehr Nutzen davon zu gewarten, wenn man denn das Jahr darauf diesen Satz aussischet, und diesem Hauptteiche seine behörige Zahl läßt, und den andern in die andern Teiche zum Einsatz bringet. Diese 2 Jahr zum Strecken gestandene Brut oder Satz heisset **zweysömmeriger Satz**.

13) Sonst aber, wenn man in seiner Ordnung mit den Streckteichen bleiben kann; so besetzt man die Fischleeren Teiche im Frühling, im Merz oder April, und zehlet den Satz richtig ab. Nach Beschaffenheit und Nahrung des Teiches rechnet man auf einen Acker Teich 2, 3, 4 bis 5 Schock, jedoch bey letzterer Zahl muß es schon ein guter nahrhafter Teich seyn; wiewohl manche Hauswirthe noch mehr einsetzen; es kommt aber nichts heraus, der Fisch bekommt wegen der Menge keine so völlige Nahrung, bleibet klein, und statt dessen, da sonsten 30 bis 36 Stück einen Centner wägen; so gehen dergleichen verkrüppelte Karpfen 45 bis 50 Stücke auf einen Centner. Und diese Sorte ist auch den Käufern und denen, die sie verspeisen wollen, nicht so angenehm, sie sind nicht so fett, und folglich auch nicht so schmackhaft. Diese erwähnte Besetzung gehet in Feldteichen wohl an; allein in Holzteichen, und wo sonst nicht Feldwasser hineinlaufen, oder starke Hut und Triften an, und in den Teichen gehen, da kann man auf einem Acker nur ein Schock einsetzen, wenn anderst was daraus werden soll.

Zugleich setzt man auch kleine Hechte, die nur einjährig, nach Proportion der Grösse des Teiches, an die 30, 40, 50 bis 60 Stück mit zum Karpfensatz ein, desgleichen auch Pärsche, oder auch wohl etwas von Orfen. Es benehmen diese Raubfische den Karpfen im geringsten keine Nahrung. Man glaubet aber, daß, weil der Karpfe an und vor sich selbst ein fauler träger Fisch ist, die Raubfische aber in steter Bewegung herumfahren, die Karpfen hierdurch aufgemuntert werden, daß sie sich fleissiger in Bewegung, und Nahrung zu suchen, setzen. Zugleich kann man auch etwas Schleyen mit einsetzen. Von diesen hat man die Meynung, daß, weil sie beständig zu Grunde und im Schlamme liegen und wühlen, sie also die Fettigkeit des Bodens mit ausrähreten, wovon die Karpfen Nahrung haben können.

Um der Hechte willen setzt man auch etliche Karauschen, die aber schon fein stark sind, mit ein, diese laichen und streichen sehr stark und häufig, also, daß die Hechte davon gute Nahrung und Wachsthum erlangen. Ob zwar die Karauschen einerley Nahrung mit den Karpfen haben; so kann man dergleichen doch wohl etliche wenige Stücke mit einsetzen, die werden dann nebst den Karpfen groß, und von ihrer Brut und Laich lassen die Hechte und Pärsche nichts aufkommen, und also schaden sie denn auch den Karpfen an der Nahrung nicht, und bey Abfischung des Teiches hat man doch zum Vergnügen und Nutzen unterschiedliche Sorten Fische zu geniessen. Was nun Feld- oder sonst gute nahrhafte Teiche sind, die kann man nach zwey, die schlechten aber in drey Jahren ausfischen. Alsdenn werden es doch 3 und 4 pfündige Karpfen geworden seyn.

Jedoch ist anzumerken, daß, wenn starke nasse Jahre aufeinander folgen, die Fische selten so wachsen, als wenn trockene, jedoch nicht gar zu dürre Jahre sind; denn die vielmals auslaufende Wasser nehmen viel Nahrung aus den Teichen mit weg. Es ist folglich insbesondere bey Karpfenteichen in Acht zu nehmen, daß man sie nicht so gar voll Wasser halte, daß, wenn nur ein mäßiger Regen kömmt, der Teich gleich überschwemmet wird. Denn an statt, daß die Besserung, so von Feldern oder Viehhutung hinein gebracht würde, und den Fischen zum besten darinnen bleiben könnte; so führen solche die überlaufende schnelle Wasser mit fort.

14) Wiewohl die **Forellen** meistens Fluß- oder vielmehr Bachfische sind; so kann man sie doch auch in Teichen haben. Diese müssen aber also beschaffen seyn: Erstlich müssen sie, nach ihrer Lage, in etwas schattichten Orten angeleget werden; und weil sie ein frisches Wasser haben wollen; so muß auch zweytens der Teich einen beständig einfliessenden und abgehenden Bach haben. Von eines Teiches Erbauung ist überhaupt gesagt worden, woraus man den Bau auch hieher ziehen kann. Weil aber die Forellen, gleich den Lachsen, wohl Manns hoch aus dem

dem Wasser, und folglich über die Dämme springen können; so geschiehet es gemeiniglich bey grossen und vollufrigen Wassern, daß an dergleichen Teichen Forellensprünge angeleget werden.

Diese sind also beschaffen: Man macht sowohl über, als unter dem Flutgerinne einen engen Räffen, doch nicht weit davon, und in demselben, meistens am Grunde, Einkehlen von dünnen hölzernen Stäben, wie eine Fischreusse ist, vorne weit und hinten enge, und müssen diese Einkehlen oder Fänge also gemacht seyn, daß sie zu beyden Seiten Stäbe von Latten haben, womit man selbige von oben am Räffen hinunter schieben, und auch herauf ziehen kann, damit man, wenn sich was gefangen, solches heraus nehmen kann. Wenn nun bey grossen Wassern die Forellen überspringen; so welzen sie sich doch vom Damm, und kommen in die Einfänge. Und da dieselben auch sehr gerne dem Wasser entgegen oder aufwärts gehen; so muß nicht nur ein Räffen über dem Teiche seyn, sondern in und hinter demselben dergleichen angezeigte Fänge.

Die Besetzung zur Vermehrung geschiehet im September, weil sie im October, November und December streichen oder laichen. In einem Teich, der etwa einen Acker hält, kann man gegen ein Schock halb Rogner und den halben Theil Mölchner einsetzen; so bekommt man folgendes Jahr Brut genug, daß man denn die andern Forellenteiche damit besetzen kann. In diese Teiche aber müssen auch alle Fische, als Gründlinge, und besonders Ellritzen, mit eingesetzet werden, weil diese letztern sehr stark laichen, damit die Forellen davon gute Nahrung haben können. Auf gleiche Art kann man auch Aschen in solchen Teichen mit haben.

15) So kann man auch, wo etwa vor Karpfen und andere Fische die Wasser entweder zu sumpfig, oder wo dergleichen Platz zu schlammig wird, mässige Teiche zu Karauschen, Giebelgen und Schleyen anlegen, und dieselben mit einem Damm, und was zum Teiche nöthig ist, versehen. Doch ist hier das sonderliche Ausführen nicht nöthig, massen diese Art Fische den Schlamm und sumpfigten Boden gar wohl vertragen können. Diese Art Fische sind unter allen die dauerhaftesten in solchen schlechten Wassern, und ersticken oder erfrieren auch so leichte nicht im Winter. Wenn daher so ein sumpfigter Platz vorhanden, und man halbwege einen Damm anbringen, und aus dem Teiche nur einen Fleck reine ausführen kann; so stehen und erhalten sie sich gut darinnen. Und da die Karauschen gleich verkauft und bezahlet werden; so ist es der Mühe wohl werth, daß man solche schlechte Wasser durch diese Art Fische zu nutzen suche. Wenn ein solcher Teich einmal besetzt ist; so besetzt er sich hernachmals selbst. Er braucht auch keine sonderliche Einrichtung zum völligen Ablassen; sondern man fischet ihn, was man bekommen kann, mit einer Wathe aus.

II.) Wie bey aller Fischerey Ordnung und Aufsicht nöthig ist; also auch bey der Teichfischerey.

1) Die Oberaufsicht wird in den meisten Chur- und Fürstenthümerm, auch Graf- und andern Herrschaften den Forstbedienten mit anvertrauet, immassen diese, da sie ihre Reviere Tag und Nacht bereuten und begehen, besonders die Dieberey sehr verhüten können. Sonst hat man auch, nach Beschaffenheit und Menge der Teiche, Teichmeister, Teichknechte, oder wie es einem jeden Herrn gefällig. Es hat also ein Teichaufseher fleissig, besonders bey auflaufenden Wassern, nach den Teichen zu sehen, und gleich anfangs die Teiche entweder mit dem Zapfen oder Ständer zu ziehen, damit dieselben nicht so überhäuft voll werden, wodurch der Damm Gewalt leidet, wenn zuweilen das Wasser darüber gehet, einwäschet, und der Damm gar ausreissen muß.

Im Sommer ist gleichfalls Obsicht zu haben, daß besonders in Teichen, die schlechten Zu- und Abfluß haben, das Wasser nicht stinkend werde. Wird dieß vermerkt; so ziehet man den Teich, und läßt so viel Wasser ab, als es sich wegen der Fische will thun lassen, macht den Teich wieder veste zu, damit das zugehende Wasser das alte wieder versüsse. Auch soll man suchen, das Röhrig im Sommer wieder zu tilgen, und solches, wenn es im besten Wuchse ist, mit einer Sichel, die an eine lange Stange gemacht ist, unter dem Wasser abschneiden. Wenn hernach das Wasser in die Stoppeln tritt; so versaulen auch die Wurzeln mit.

Im Winter muß man fleißig aufeisen und wühlen, im Eise hin und wieder einhauen, das Eis aber, so man alle Tage wieder aus den Wuhlen bringet, nicht unter das Eis stossen, sondern oben darauf bringen, damit, wenn ja ein Fisch die Luft suchte, solcher nicht an das untergestossene Eis treffe, da er so bald daran anfrieret und verdirbt. Man stösset auch Stangen in die Wuhlen, und bindet Stroh daran, das an beyden Enden verhauen ist; da es dann so stark an dem Stroh nicht frieret, und auch durch das Stroh einige Luft ins Wasser gehet.

2) So hat man auch bey der Fischerey selbst gute Ordnung zu halten. Denn wenn man einen Teich ablassen will; so muß man anfangs denselben nicht völlig; sondern nur etwas ziehen, daß sich das Wasser erst, wie gewöhnlich, nach der Tiefe von den Rändern hinein ziehe; denn sonst bleibet mancher schöner Fisch an der Fläche zurücke liegen, besonders wo etwa einige kleine Gruben im Boden sind. Entgehet ihnen nun auf einmal das Wasser schnelle, und sie bleiben also zurücke liegen; so kommen Raubvögel und tragen sie bald weg, oder machen sie wenigstens tod. Siehet man dergleichen Raubvögel etwa ausfallen; so muß man solche Oerter bald visitiren, um zu sehen, daß man die Fische noch rette. Wenn erst das Wasser sich in die Tiefe gezogen, alsdenn kann man es laufen lassen, wie

wie man will, jedoch ist nicht rathsam, daß man es lange mit völligem Zug laufen lasse. Es kann öfters der Abfluß und das Gerinne solches nicht fördern; dann lieget es im Gerinne und presset, thut demselben Gewalt, daß auch am alten Gerinne zuweilen hierdurch innwendig was wandelbar werden muß. Besser ist es, man nehme sich mehrere Zeit zum Ablassen.

Unter dem Gerinne, wo nicht besondere Vorsetzräffen im voraus gemacht sind, die man zur Fischenszeit vorsetzen kann, müssen ein oder 2 Zäune von Reiß gemacht werden, damit, wenn etwas von Fischen durchs Gerinne gehet, selbige nicht fort können, sondern im Zaune bleiben müssen. So soll man auch die Gefässe, worein man die Fische thut, und auch diejenigen, worinnen man dieselben fortschaffen will, sein bey Zeiten mit reinem Wasser füllen, besonders wo in der Nähe kein Teich mit reinem Wasser vorhanden, daß man aus dem Fischungsteich solches nehme, ehe es durchs Fischen trübe gemacht wird.

Eine **Fischabspülungsbank** ist nöthig bey dem Fischen, welche von Brettern auf 5 bis 6 Fuß lang, und 3 oder 4 Fuß breit, an den Seiten mit aufstehenden Brettern von 1 Fuß hoch, und also gemacht wird, daß solche auf hölzernen Beinen 3 Fuß hoch stehe, und an der einen Seite ein Auszugthürgen habe, woraus man das unreine Wasser wieder ablassen kann. Wenn dann die Fische aus dem Teich gebracht werden; so schüttet man selbige in die Spühlbank, und giesset reines Wasser darüber, daß der Schlamm davon kommt, und sie reine werden. Denn es ist sonst ein grosser Schade, wenn der Schlamm den Fischen in den Kinnbacken sitzen bleibt, indem sie gar leicht abstehen.

So bald der Teich abgefischet ist, müssen Gerinne und Räffen genau visitiret werden, wie auch der Damm. Wenn nur das geringste daran schadhaft ist, muß man es gleich ausbessern lassen; denn es ist besser ein klein Loch bey Zeiten zugeflickt, als nachgehends ein grosses bedeckt. Nach diesem wird der Teich aller Orten veste zugemacht, wenn man nicht etwa gedenkt, den Teich zu **braachen**.

3) Manche stellen sich vor, man büßte das eine Jahr mit den Fischen ein, wenn man den Teich nicht besetzt hätte und ihn **Braache** liegen liesse. Es ist aber hievon das Gegentheil zu beweisen; denn ein Teich, so gebraacht worden, bringt hernach in 2 Jahren eben so viel Fische, als er sonst in 3 gegeben. Nun möchte auch mancher auf die Gedanken fallen, auf solche Art könnte man den Teich ja allezeit das dritte Jahr braachen. Dieß ist wieder nicht mit Nutzen Haus gehalten; denn hierinn muß man den Unterscheid bemerken: es heißt zwar den Teich gebraacht, das ist aber von Fischbraachen zu verstehen, und er muß alsdenn allerhand Getreyde tragen. Wollte man also öfters mit dem Getreydesäen hinein kommen; so würde selbiges die besten Säfte auszehren.

Die Braachung kann alle 9 Jahre, auch wohl nach sechs Jahren vorgenommen werden. Solches geschiehet also: Wenn man im Herbst den Teich ausgefischt; so läßt man ihn, ohne zugemacht, also trocken stehen, macht Graben hin und wieder durch, daß sich das Wasser vollends abziche, und im Frühling darauf besäet man ihn mit allerhand Sommerfrüchten. Fleckerweise wächßt auch wohl Gras zum Heumachen mit. Wenn die ersten Sommerfrüchte reif und eingeerndtet sind, säet man weissen Rübsaamen hinein, und diese bleiben dann vor die Fische zur Nahrung stehen. Mancher Liebhaber läßt auch wohl, und mit Nutzen, etwas Hafer darinnen stehen. Das bringt die Fischnutzung alle wieder ein. Im Herbst läßt man das Wasser wieder an, und besetzt den Teich entweder so gleich, oder im Frühling darauf. Durch diese Braachung versüsset sich der Boden, und der darinn befindliche Schlamm wird durch die Luft und Sonne von stinkenden Grabensäften geläutert, woher die Fische wieder bessere und gesundere, auch schmackhaftere Nahrung bekommen. Ueberhäuft sich aber der Schlamm je mehr und mehr; so muß ein solcher Teich wieder gereiniget werden. Denn die Karpfen und andere dergleichen gute Fische, können von dem guten Boden, und dessen ersprießlichen Säften und Ausdünstung der Tiefe nichts sonderliches mehr ziehen, sondern der unreine Schlamm hält solches zurücke.

Es scheuet wohl mancher hier die Unkosten. Allein wer es recht einsiehet, hat doppelten Nutzen davor. Der Teichschlamm ist die beste Düngung auf seichten und schlechten Feldern, ja man wird in solchen mit dergleichen Schlam̃ gedüngten Feldern wohl 10 bis 12 Jahre noch merken, daß darinnen vor andern Feldern noch Besserung ist. Kurz der Schlamm bezahlet die Kosten in Feldern einmal, und dann hat man an Fischen auch wohl 10, 12, 15 Jahre einen bessern Nutzen. Denn solcher ausgebrachte oder gereinigte Teich trägt nach Beschaffenheit hernach wohl noch ein Drittel, auch wohl mehrere Fische, als da er voll Schlamm war. Bey Ausbringung des Schlammes muß auch nicht zu tief, und etwa bis auf den kiesigten Boden ausgegraben werden; sondern man muß nur bloß den dünnen und lockern Schlamm herausschaffen. Denn wo sich der Boden wieder etwas veste anläßt, da muß man nicht tiefer ausgraben.

Einige nun, die etwa die Felder zu weit abgelegen haben, oder die Unkosten an das Ausführen nicht wenden wollen, schlämmen die Teiche auf diese Art aus: Sie lassen den Teich nach dem Abfischen nicht wieder voll an, sondern erhalten so viel Wasser darinnen, daß es ein Mensch erwaten kann; alsdann eröfnen sie das Gerinne, und stellen etliche Mannschaft in den Teich, so mit Schippen den Schlamm rühren und durchschippen, daß er mit flüßig wird, und also mit dem Wasser fortgehet. Dieß wiederholen sie öfters, besonders, wenn es wieder geregnet, und ziemlich Wasser im Teiche geworden, oder noch besser, wenn

ein fliessender Bach kann hinein geleitet werden. Auf diese Art kann man den Teich vom meisten Schlamme, obgleich nicht ganz rein, säubern. Man wiederholet es nach künftiger Fischzeit wieder, und so kann sich alsdann der Teich wieder etliche Jahre behelfen. Diese Ausschlämmung der Teiche ist eines der nothwendigsten Unterhaltung zum Fischen.

4) Zu fernerer **Erhaltung der Teiche** gehöret auch diese Einsicht, daß man sehe, **wie des Teiches und Dammes Lage beschaffen seye.** Denn liegt ein Teich in solcher Lage, daß die West- und Nordwestwinde den Teich lang auf, und nach dem Damme zu gehen; so ist sehr nöthig, daß man den Damm wohl verwahre, damit die stürmenden Winde mit den Wassern den Damm nicht so sehr auswaschen, und gar einwerfen mögen. Man thut recht wohl, wenn man Heger- oder Sand- und Werftweiden vor dem Damme durch anleget, und dieselben fein kurz im Schnitt hält; so giebt dieß einen guten Schutz vor die anschlagenden Wasser. Eine Mauer ist nun freylich das dauerhafteste; allein an manchen Orten sind sie zu kostbar anzubauen. Wenn man denn nun kann grosse Feldwacken oder Kieselinge haben, und vor dem Damm her aufschichten; so hilft es fast so gut, als eine Mauer. Man kann auch derbe Zäune von Eichen- oder Erlenpfählen und Werftweidenreise vor den Damm machen, und dann zugleich Hegerweiden dahinter anlegen; so hält dieß das starke Anwallen des Wassers auch ziemlich auf.

Weiter gehöret **zur Erhaltung der Teiche**, daß man keine Krebse darinnen leide; denn diese machen Löcher in die Dämme, wo sie denn das Wasser weiter nachwühlet, und gar einen Riß machet. Wenn denn ja ein Damm einen unvermutheten Riß bekommt, kann man nicht besser, als mit langem Miste helfen, und in solchem Nothfall die Löcher verdämmen. Wo man auch Sägspäne haben kann, sind sie hierzu recht gut zu gebrauchen. Es findet sich auch zuweilen, daß unterirrdische Quellen, oder Quellen aus dem Teiche, sich unter dem Damm einwühlen und eindringen, den Damm durchseigern, auch gar so öfnen, daß das Wasser immer nach und nach vom Teiche sich abziehet; besonders geschiehet dieß an denen Teichen, die keinen beständigen Zugang haben, und so wird ein solcher Teich im Sommer so leer von Wasser, daß man nicht weißt, wo es bleibet. Eben so geschiehet es auch im Winter, wenn es warme Quellen sind.

Im Teiche nun vorzubauen, hilft wenig, und den ganzen Damm aus dem Fundament anzubauen, ist kostbar. Man kann aber diesem Uebel auf eine kürzere Art also abhelfen: Man gräbet den Damm, wo man wahrnimmt, daß die Durchseigerung geschiehet (welches man ausser dem Teich einiger massen spüret, wenn sich der Boden naß hält, oder schwammigt wird), und machet sodann einen **Schlußgraben** also: es wird der Teichdamm die Länge nach an demselben Orte auf- und untergegraben, und so tief, bis man die

die Durchseigerung trift und findet. Zuweilen stecken sie gleich in der Oberfläche des Teichs, zuweilen etwas tiefer, und da muß man dann auf 3 bis 4 Fuß unter dem Durchseigerungsfleck untergraben. Der Teich muß aber vorher abgelassen seyn, denn sonst drückt das leere Wasser zu stark nach, und macht gar ein Loch, oder verhindert wenigstens die Arbeit. Diesen ausgegrabenen Einschnitt rammelt man fein derb mit Thon von unten bis oben aus, und macht den Damm wieder veste zu; so hält dieser Thon die Quelle zurück, daß das Wasser nicht mehr durchdringen kann. Man legt auch wohl kleine Teiche mit Menage also an, daß man nicht gleich hinter der Rasenbrust, und bis in den Teich Thon einrammelt; sondern nur einen solchen **Schluß**- oder **Verschließgraben** von Thon in die Mitte des Dammes hineinbringet. Bey solchem kleinen Wasser hält es auch vollkommen gut.

III.) Aus denen bisher gezeigten Methoden, Teiche anzulegen, kann ein Liebhaber der Fischerey von selbst noch ein und andere Einrichtungen ziehen, und er wird dabey erfahren, daß die Teichfischerey grossen Nutzen bringe, ja mehr, als Felder oder Wiesen, welches wir nun versprochener massen darthun wollen. Es ist aber diese Berechnung nicht für allgemein anzusehen, so daß sie sich für alle Länder und Gegenden schickte. So wird sich z. Ex. die berechnete Nutzung in solchen Ländern nicht erreichen lassen, die grosse See- und viele Flußfische im Ueberfluß haben; wohl aber in solchen Ländern, wo der grossen Seeen und Ströhme wenig vorhanden, und wo zugleich volkreiche Städte und Landschaften sind.

a) Gesetzt nun man bezahle einen Acker guten Grund und Boden vor 100 Thlr., da man doch einen Platz zum Fischteich den Acker wohl vor 50 Thlr. haben kann, oder wo Aenger u. d. g. leere Plätze, die sich zu Teichen schicken, nicht über 10 bis 15 Thlr. kommen. Jedoch wir wollen zeigen, wie sich der Profit eines Teichs gegen dem Ackerfeld oder Wiese verhalte, wenn man auch solchen Boden annimmt, der das tragbarste Feld oder Wiese abgäbe. Wir wollen z. Ex. 10 Acker annehmen. Wenn nun

| | |
|---|---|
| 10 Acker à 100 Thlr. machen - - | 1000 Thlr. |
| Der Anbau des Teiches ungefehr, da er auch wohl nicht so viel kostet - - - - | 1000 Thlr. |
| Summa | 2000 Thlr. |

Ankaufsunkosten.

So ist dennoch der Teich folgender Gestalt zu nutzen:

10 Acker, auf den Acker, denselben mittelmässig zu besetzen
$3\frac{1}{2}$ Schock Satz.

35 Schock Satz
60

machen 2100 Stück,
hievon 87 zum Abgang gerechnet, so etwa beym Besetzen und Ausfischen darauf gehen.

Netto 2013 Stück.

Wenn nun 33 Stück auf den Centner füglich zu rechnen, macht solches

61 Centner, den Centner à 7 Thlr. zum Verkauf.
7

427 Rthlr.
12 Rthlr. wenigstens für einen Centner Hechte

439 Rthlr. wenn solche, wie oben gedacht, mit eingesetzet werden.

Als einige dreyjährige Nutzung, und weil dann Pärsche und Karauschen sich immittelst von dem Besatz mit vermehret und gewachsen, auch von den Hechten nicht alle aufgerieben worden; so will die Speisefische nur 12 Rthlr. rechnen, nicht aber in Anschlag bringen; sondern solche zum Unkosten setzen, der etwa bey dem Abfischen und Besetzen aufzuwenden.

439 Rthlr. die Nutzung in 3 Jahren; hievon
300 Interesse von dem Capital der 2000 Rthlr. abgezogen.

verbleibet 139 Rthlr.
52 : 12 Gr. vor 35 Schock Satz, à 1 Rthlr. 12 Gr. auch abgezogen.

verbleibet 86 Rthlr. 12 Gr. der Ueberschuß über das gewöhnliche Interresse.

Wobey zu bemerken, daß, wenn man selbsten Streich- und Streckteiche hat, der Satz nur auf 1 Rthlr. zu schätzen seye.

b) Dage-

b) Dagegen nehme man die Feldberechnung, auch 10 Acker zu 1000 Rthlr. gerechnet. Wenn im ersten Jahr

10 Acker, den Acker mit $1\frac{3}{4}$ Scheffel Weitzen,
$1\frac{3}{4}$ Scheffel Dreßdn. besäet wird
4

$17\frac{1}{2}$ Scheffel hievon
50 Schock geerndtet wird, den Acker 5 Schock.
$1\frac{1}{2}$ Scheffel Ausdrusch vom Schock.

macht 75 Scheffel.
$17\frac{1}{2}$ Scheffel den Saamen abgezogen

verbleibet $57\frac{1}{2}$ Scheffel netto zum Verkauf.
$2\frac{1}{2}$ Rthlr. vor den Scheffel zu lösen

macht 143 Rthlr. 18 Gr.

Im zweyten Jahr mit Gersten besäet
10 Acker, den Acker mit 2 Scheffel.
20 Scheffel Aussaat.
40 Schock hievon zu erndten, und
$2\frac{1}{2}$ Scheffel Ausdrusch vom Schock.

macht 100 Scheffel.
20 Scheffel Saamen abgezogen

verbleibet 80 Scheffel netto zum Verkauf.
$1\frac{1}{4}$ Rthlr. den Scheffel zum Verkauf

thut 100 Rthlr. an Gersten Verkauf.
143 Rthlr. 18 Gr. vor Weitzen.
annoch 10 Rthlr. vor das dritte Jahr, wenn etwas hineingesömmert wird.

253 Rthlr. 18 Gr. Summa der Einnahme.

Hievon die Unkosten abgerechnet, als:

40 Rthlr. Pfluglohn in den beyden ersten Jahren vom Acker 16 Gr. und muß in dieser Zeit sechsmal bearbeitet werden.

20 Rthlr. vor Düngungsfuhren, und einzuerndten, zum Dünger an sich selbst rechnet man das Stroh.

4 Rthlr. vor das dritte Jahr zur Sömmerungssaat u. d. g. zu bestellen.

64 Rthlr. Unkosten.

Von obigen 253 Rthlr. 18 Gr.
abgezogen 64 Rthlr. Unkosten,

verbleibet 189 Rthlr. 18 Gr.
Ferner 150 Rthlr. Interesse auf 3 Jahr abgezogen,

verbleibet 39 Rthlr. 18 Gr. Ueberschuß über die gewöhnliche Interessen.

c) Hiebey auch von Wiesen

10 Acker Wiesen zu 1000 Rthlr. gerechnet,
Nutzung
7 Rthlr. jährlich vors Heu und Grummet, nach Abzug Hauens und Hereinschaffens.

70 Rthlr. Solches 3 Jahr
3

210 Rthlr.
150 Rthlr. Interresse abgezogen

verbleibet 60 Rthlr. Ueberschuß über die gewöhnlichen Interessen.

d) Hieraus ersiehet man nun deutlich, daß die Teichnutzung besser seye, als das beste Feld und Wiesen. Da man nun aber von den besten Feldern und Wiesen nicht pflegt Teiche zu machen, und es auch nicht nöthig hat, sondern sich andere Gelegenheiten dazu finden, als z. Ex. wo Hutungen, Anger oder sonst leere Plätze vorhanden; so rechnet man auch dergleichen Grundstücke nicht so hoch; oder sollte man es kauffen, so könnte man den Acker leicht vor 20 Rthlr bekommen, woran denn nun hiervon noch eine profitable Nutzung anzeigen will. Gesetzt man rechne den Platz der 10 Aecker zu 200 Rthlr., und 1000 Rthlr. den Teichanbau, und besetze dann diese 10 Aecker mit 35 Schock Karpfensatz, und befände sich denn, wie oben gedacht, nach Abzug des Abgangs annoch 61 Centner, und zu 6 Rthlr. verkauft.

61 Centner
6 Rthlr.

366 Rthlr.
12 Rthlr. vor Hechte.

378 Rthlr. Einnahme.
232 Rthlr. 12 Gr. Ausgabe.

145 Rthlr. 12 Gr.

180 Rthlr. ein 3 jährig Interesse von 1200 Rthlr.
52 Rthlr. 12 Gr. vor Satz.

232 Rthlr. 12 Gr.

Wenn

Wenn man nun aber von dem Capital der 1200 Rthlr. die Interessen nicht besonders abziehet, und nur von 378 Rthlr. Einnahme die 52 Rthlr. 12 Gr. wegen des Satzes abrechnet; so bleiben 325 Rthlr. 12 Gr. Solche nun in 12 Jahren nach viermaligem Abfischen genommen, kommt 1302 Rthlr. heraus, welches also das angewendete Capital mit 102 Rthlr. übersteiget. Es liegt also hier klar am Tage, daß man mit 2200 Rthlr. Capital zur Teichanlegung so viel erwirbt, daß man in 12 Jahren sein Capital an baarem Gelde wieder völlig hat, und noch Ueberschuß, und man hat seinen Grund und Boden und Teich auch. Ueberdieß ist auch der Preiß des Karpfenverkaufs sehr leidlich und ins Mittel gesetzt, massen an vielen Orten der Centner Karpfen 8 Rthlr. gilt.

Es möchte nun wohl mancher sagen, man führte hier lauter Einnahme, aber wenig Ausgabe an; denn wo bleibt die Besoldung vor denjenigen, der die Aufsicht über den Teich hat, und wo ferner die Reparaturen; so dienet hierauf zur Nachricht:

1) Um eines Teichs willen setzet man keinen besondern Aufseher. Er muß entweder deren mehrere haben, und so wird auf jeden ein weniges zur Besoldung zu geben kommen, immassen auch gewöhnlich der Käufer der Fische dem Aufseher über die Teiche von jedem Centner 2 Gr. Wagegeld entrichten muß. Und da in solchen schon ziemlich grossen Teichen an Speisefischen sich auch eine starke Zahl befindet, die nicht in Anschlag gebracht ist; so gehet von dessen Verkauf und Geldeinnahme zum Abfischungsunkosten nicht so gar viel darauf, wovon dann das übrige mit zur Besoldung zu nehmen ist. Ueber dieses giebt man die Aufsicht über die Teiche einem Forstbedienten, und leget demselben etwas davor an seiner Besoldung zu. Diese können die Aufsicht um desto leichter bewerkstelligen, weil sie ohnedem die Reviere zu visitiren haben. Und wenn der Teiche viel sind; so hält man auch einen Teichknecht, dem man etwas an Besoldung giebet. Und hierzu kann man auch den Ueberschuß über das Capital der 1200 Rthlr., die 102 Rthlr. mit rechnen.

2) Was die Baureparatur anlangt; so würde das ein schlechter Teichbau seyn, wenn derselbe nicht länger, als 12 Jahre, in völligem Stande bleiben sollte. Und sollte sich auch durch ausserordentlich grosse Gewässer etwas schadhaftes ereignen; so wird es doch mit wenigem Capital zu ersetzen seyn; und wer das Alterem tantum mit seinem Capital in 12 Jahren wieder völlig haben kann, kann wohl wieder ein paar hundert Thaler von neuem aufwenden, die er dann auch bald wieder hereinbringet.

3) Endlich ist der Nutzen von Streich- und Streckteichen groß, ja fast grösser, als vom Hauptteiche, immassen selbige nicht viel Aufwand zur Anlegung nöthig haben, weil sie klein sind. Man kann den von ihnen zu erwartenden Nutzen mit auf die Besoldungen rechnen. Und da wir vom Hauptteiche schon weitläuftig

läuftig gehandelt; so wollen wir den Nutzen der Streich- und Streckteiche nicht anzeigen. Dieses fügen wir noch hinzu: den Teichen und Fischen zu besonderm Nutzen, werden die Teiche, wie oben gedacht, alle 6 bis 9 Jahr gebraachet, und aus dieser Braachung ist ein ziemliches zu nehmen, welches man noch zum Unkosten rechnen könnte; weil es sich aber seines Nutzens halber wohl bezählt, so ist es nicht mit in Anschlag gebracht.

**Teichfohren**, s. Forelle.

**Teichforellen**, s. Forelle.

**Teichgerinne**, s. **Teichfischerey**, lit. B) γ) 2) 3) 4).

**Teichgräber, Teichbaumeister**, lat. Aquilex, ist ein solcher Mann, welcher die Wissenschaft besitzt, neue Teiche bequem und nutzbar anzulegen und auszugraben; die alten hingegen zu schlämmen und wiederum in guten und brauchbaren Stand zu setzen. Wer Gelegenheit hat, bey seinem Landgute einen oder mehr neue Teiche anzubringen, hat sich vor allen Dingen um einen guten verständigen Teichgräber umzuthun, mit dem er den Platz, wo der Teich hinkommen solle, fleißig begehe, denselben abwägen und abstecken lasse, und dabey des Teichgräbers Gutachten anhöre und erforsche: wo die Dämme anzubringen? wie stark und hoch solche zu machen? wie er sie sowohl im Grunde, als an der innern Seite, gegen den Teich zu, wider das Anstossen der Winde, und Ausspülen des Wassers, entweder mit Rasen setzen, nethern, oder auf andere Weise verwahren; ingleichem das, währendem Ausgraben hervorquellende oder herzufliessende Regen- und Gewitterwasser, auf die Seite schaffen, oder allenfalls mit Schwecken oder Maschinen ausmahlen wolle? wo der Ständer und Ablaßgraben, oder, wo es nöthig, ein Rechen und Flutbeete am bequemsten anzubringen? Ob er, nach der bestimmten Tieffe so viel Erdreich, als zu den Dämmen nöthig, heraus bekommen, und, falls daran Mangel vorfallen sollte, wo er es hernehmen, oder wenn Erdreich übrig, wo er es anderweit mit Nutzen anwenden und gebrauchen wolle? Wie viel er vor die Ruthe Damm und Ablaßgraben, ingleichem vor die Quadratruthe, dem Stiche nach, auszugraben, und auszuführen, nicht weniger vor die Ruthe Nether zu machen, oder Rasen tüchtig zu setzen, fordere? was er überhaupt vor Verfertigung aller dieser Arbeit anlegen, und in was Zeit er damit völlig fertig und im Stande seyn wolle?

Hat der Teichgräber über vorstehende Puncten sich erkläret; so muß der Hausvater alles und jedes wohl überlegen, und sodann kann er, nach genauer Erwägung aller hierbey vorkommenden Umstände, mit dem Teichgräber in einen Handel darüber tretten, und was sonst bey der Arbeit zu beobachten, einen schriftlichen Contract abfassen, und den Teichgräber, zumal, wenn er ein Fremder, sowohl damit, als mit Zurückhaltung etwas Lohns, desto mehr verbinden, daß er seinen besten Fleiß anwende, von der Arbeit, ohne son-

sonderbare Noth, keinen Tag hinweg gehe, wenn die Arbeit gleich verdinget ist, dennoch wöchentlich einen Zettel, worauf nebst ihm seine Arbeiter mit Vor- und Zunahmen, und wie viel Tage sie in der Wochen gearbeitet, sammt ihrem Lohne specificiret, dem Teich- und Bauherrn, welcher die Unrichtigkeit oder Richtigkeit solcher Specification durch behutsame und stille Aufsicht leicht erfahren kann, einhändige, und das darauf erhaltene Geld denen Tagelöhnern und Arbeitern getreulich auszahle, damit von diesen, zu schlechter Ehre des Bauherrn, keine Klage geführet werde; denn es lehret die Erfahrung, daß manche Teichgräber, wenn sie entweder Lohn voraus, oder währender Arbeit bekommen, und wohl in solcher Summe, aber nicht in ihrem vorhabenden Werke fortgerücket, das empfangene durchgebracht, folglich, da sie gesehen, daß es kein gutes Ende nehmen würde, manchmal noch den Herrn, und ihre armen Teicharbeiter um ein paar Wochenlohn betrogen, und sich damit schändlicher Weise aus dem Staube gemacht haben.

So ist auch dem Teichgräber wohl einzubinden, daß, im Fall nicht genugsam einheimische, oder in benachbarten Dörfern wohnende bekannte Arbeiter vorhanden, er keinen fremden und unbekannten Leuten Arbeit gebe, er habe sie denn vorhero dem Bauherrn, oder denen Gerichten des Orts vorgestellet, und wegen ihres Thuns und Lassens, auch woher sie gebürtig seyn, wo sie sich sonsten, und vornemlich letztens, aufgehalten rc. Erkundigung einziehen lassen; denn es ist zum öftern liederliches verlauffenes Gesindel darunter, welches nur nach Gelegenheit zu mausen, oder sonst Unheil zu stiften trachtet, und sich nachmals unsichtbar machet; dergleichen Verdruß aber durch obige Präcaution von dem Teichgräber, so viel möglich verhütet werden, und dieser sich dadurch ausser aller Verantwortung setzen kann.

Daferne nun der Hausvater mit dem Teichgräber völlig richtig ist, und dieser nun den Anfang seiner Arbeit zu machen hat; so wird demselben eine gewisse, nach der Grösse des Werks proportionirte Anzahl guter und tüchtig beschlagener Kasten, Karren, oder sogenannten Radebergen, überantwortet, so er, nach vollendeter Arbeit, wieder gehörig zu übergeben, oder falls einige zu Schanden gegangen, wie es denn so genau nicht abgehen wird, mit den Stücken zu berechnen hat. Wie nun diese Radebergen (welche einem Teichgräber, der heute hier, und Morgen an einem andern etliche Meilen davon entferneten Orte arbeitet, wo es nicht insonderheit mit eingedinget ist, selbsten anzuschaffen und zu halten, wohl nicht zuzumuthen), ingleichem die benöthigten Breter und Pfosten hergegeben werden: also muß derselbe seine Arbeitsleute dahin anhalten, daß ein jeder, nach seiner bey dem Teichgraben auf sich habenden Arbeit, sich tüchtiges Werkzeug, als Spaten, Schüppen, Radehauen und Spitzhacken anschaffe, und da etwas daran schadhaft wird, die Reparirung mit seinem Gelde bezahle.

Hierauf stellet der Teichgräber seine Leute zur Arbeit an, und theilet solche in drey Partheyen, davon die eine mit Spaten das Erdreich ausgräbet, oder wo Kis vorhanden ist, mit Spitzhacken heraus hauet. Die andere Parthey ladet sodenn das Ausgegrabene in die Radebergen, und die dritte fähret dasselbe an den gehörigen Ort. Ist das Erdreich weit zu fähren; so braucht man wenig Gräber und Läder zu vielen Fuhrleuten; dahingegen, wo es nicht weit zu schaffen, mehr Läder und Gräber erfordert werden, weil die Fuhrleute geschwinder zurücke kommen, und desto besser gefördert werden müssen; denn wo nur ein einziger Mann müssig stehet, bringet es Schaden, und muß das ganze Werk, wie an einem Schnürgen, und wie ein Uhrwerk gehen. Die schwächsten unter denen Arbeitern stellet der Teichgräber an das Aufladen, die geschicktesten zum Graben, und, was ungeschickt und stark ist, zum Fahren; die langsamsten und faulsten Fuhrleute werden mit ihren Radebergen voran, und die emsigern oder hurtigern hinter denselben gestellet, daß jene durch diese fortgetrieben werden. In Summa, der Teichgräber muß seine Leute, nach Gestalt der Sachen, selbsten am besten anzuordnen wissen, will er anderst nicht Schimpf und Schande, und zumal, wenn er gedinget ist, Schaden dazu haben; angesehen dießfalls keine gewisse Regeln gegeben werden können, sondern es lediglich auf des Teichgräbers gesunde Vernunft und wohleingetheilte Veranstaltungen ankömmt.

Den Teichgräber selbst anbelangend, wie er sich vor seine Person an keine gewisse Arbeit bindet; also muß derselbe der erste an der Arbeit, und der letzte wieder davon, auch während solcher bald hier, bald dorten seyn, damit nirgend zu Schaden gearbeitet werde; er kann dabey das ausgeführte, und ordentlich hingeschüttete Erdreich gerade ziehen, rammeln, Böschungen machen, und abputzen, und andere nothwendige, und ihm nicht vorzuschreibende Verrichtungen unternehmen. Muß Wasser ausgemahlen und ausgeschöpfet werden; so sind die daran gestellten Leute alle zwey Stunden abzulösen, damit sie wieder ein paar Stunden ruhen, und sodenn desto besser solche Arbeit verrichten können, als welche an manchen Orten öfters Tag und Nacht fortgehen muß. Und obwohlen das Ständersetzen, auch Rinnen- und Röhrenlegen von den Teichgräbern alleine nicht verrichtet werden kann, sondern verständige Zimmerleute oder Röhrenmeister solches thun müssen; so sind sie doch schuldig, wegen der schweren Arbeit, Leute darzu herzugeben, als welches besonders bey dem Handel ausgedungen werden muß.

**Teichhechte**, s. Hecht.

**Teichinspector**, s. Teichaufseher.

**Teichkarpfen**, s. Karpfe.

**Teichknecht, Teichwärter**, werden an denjenigen Orten gehalten, wo ein Teichmeister viele und grosse Fischereyen zu besorgen hat, und öfters Fische zur Ver-

Verspeisung auf des Landesherrn Tafel liefern muß. Diese Teichknechte müssen beständig die Fischereyrevier besuchen, was schädlich oder nützlich seyn kann, oder möchte, gehöriges Orts anbringen, die Fische, so verschickt werden sollen, in Fässern auf Wagen unter guter Obsicht, bey fleißigem Anfrischen, zu Hofe bringen, und daselbst abladen. Mit diesen pfleget der Teichmeister in seiner Abwesenheit die ihm anvertraute Flur zu besorgen, welches eine höchstnöthige Sache ist, weil sonst gar bald an Teichen, Gräben, und was hierzu gehöret, sehr grosser Schade geschehen kann. Zum Fortschaffen der Fische von einem Orte zum andern auf etliche Meilen müssen verständige Leute gebraucht werden, dergleichen denn die Teichknechte sind; wo aber solche nicht vor Besoldung niedergesetzet sind, dinget der Teich- oder Fischmeister vor einen gewissen Lohn andere, denen das Fischwesen nicht unbekannt ist.

**Teichkrebse**, s. **Teich**.

**Teichmeister**, wird derjenige genennet, welchem bey ansehnlichen Landgütern, wo viele und grosse Teiche vorhanden sind, die Obsicht über dieselben anvertrauet ist, damit sie weder von Dieben beraubet, noch von schädlichen Vögeln oder Thieren verödet, noch auf andere Weise durch Vertretung oder Verwühlung des Dammes von Schweinen oder anderm Vieh beschädiget; wie hingegen das Wasser in einen, so viel möglich, gleichen Stande, daß dessen weder zu viel, noch zu wenig werde, erhalten, und auch der Fische auf alle vorkommende Fälle gehörig gewartet werde. Insonderheit muß ein Teichmeister auf drey Dinge gute Achtung geben.

Erstlich auf das **Wasser**, daß dasselbige den Fischen nicht mangle, oder daß es auch von Platzregen und Ergiessung der Wasser die Teiche nicht tief überhäufe, und die Dämme zerreisse, oder aber, wann die Wasser auch zu lange stille stehen, und ihren Gang nicht haben, daß sie alsdenn anheben zu faulen, und stinkend zu werden.

Auf die Fische muß er also Achtung geben, daß die fruchtbaren und trächtigen in ihren Laichteichen zu rechter Zeit Saamen bringen, und derselbe Saamen darnach zu rechter Zeit, in seine gebührliche Teiche und Oerter wiederum gebracht werde, und daß man im Fortbringen vorsichtig mit ihnen umgehe, und sie also fortführe, daß sie keinen Schaden bekommen, und dahin setze, wo sie ihre gute Nahrung haben können. Dann Natur und Kunst oder Geschicklichkeit gehöret zusammen. Die Natur kann oft allein und durch sich selbst eine Sache nicht vollbringen, sie muß geschickte Gehülfen darzu haben, die ihr bescheidentlich forthelfen, wie man an Aeckern, Wiesen, Gärten, Weinbergen, Baumpfropfen, Viehzucht und andern Dingen, täglich siehet und erfähret.

Auf die Teiche und Behältnisse der Fische muß er also Achtung geben, daß er oftmals dieselbigen belaufe und umgehe, und wo

wo etwan ein Mangel wäre, denselbigen ersetze und zurecht bringe. Dann bisweilen pflegen die Winde und Ungestümmigkeiten der Wasser etwas zu zerreissen, bisweilen kommen die Fische im Zapfenloch, und Flutrinnen weg, wie auch bisweilen oben im Einfluß geschieht, da sie hinauf tretten, und von den Leuten ergriffen werden. Bisweilen thun die Leute, das Vieh, und das Geflügel Schaden; die Täucher und die Enten fangen und fressen die Fische auf; die Schweine, Ochsen und Pferde zerwühlen den Damm, und fressen den Fischen ihre beste Nahrung vor dem Maule weg; die Hirten zerreissen muthwilliger Weise die Zäune und Gehege, welches die Fische hindert, daß sie nicht hinauf in den Einfluß tretten, damit jene hinauf können, und darnach dieselbigen fangen mögen. Darum muß ein Fischmeister, frische Schenkel, oder ein gutes Roß haben, daß er immer um die Teiche her ist, und sie allenthalben wohl besiehet.

1) Im Frühling ist bey den Fischen und Teichen gar viel zu thun; da muß nun der Fischmeister sehen, daß er allezeit das nöthigste zuerst, und das andere zur andern Zeit sein ordentlich thue oder vornehme. Er muß aber da zum ersten sehen, daß er, was von den Wasserfluthen zerschlagen oder zerrissen, was veraltet, und was sonsten verderbet ist, wieder mache und zurecht bringe, so bald man nur daran arbeiten kann. Darnach muß er nach den Wasserforchen, Gräben und Rinnen sehen, durch welche das Schnee- und Regenwasser in die Teiche läuft, daß er dieselbige, da sie etwan verfallen seyn, fein säubere, und reinige, damit das Wasser seinen Gang in die Teiche recht haben möge. Folgends muß er den jungen Saamen, nach eines jeden Alter, in seine Ordnung und Stand bringen, und in seine gehörige Behältnis schaffen. Er muß solches zu Tag und Nacht thun, und sonderlich des Nachts, denn zu Nacht kann man mit den Karpfen am besten handeln. Weil sie auch alsdenn ihre Begattung haben und vollbringen; so muß der Teichmeister Tag und Nacht bey den Teichen seyn, damit sie nachmalen nicht aufgefangen werden, indem sie in derselbigen Zeit gerne heraus an die Ufer und aus Land tretten, und da können sie von diebischen Leuten gar leichtlich ergriffen und aufgefangen werden, sintemal sie um diese Zeit vor Liebe ganz verblendet sind, und gar häufig und unvorsichtig an seichten Oertern umher wandern, und demnach gar leichtlich durch Hinterlist können aufgefangen werden. Darnach muß er auf die Zäune und Gehege, Gräben und Wasserforchen derer Teiche gute Achtung haben, darinnen man die grosse Karpfen, die man bald ausfischen will, hat oder hält, daß dieselben ihren freyen Gang haben, und von den fruchtbaren Aeckern den Fischen in die Teiche Nahrung, von Leim und Koth, zuführen können, welches in nassem Frühling durch die Platzregen oft wohl geschehen kann; denn es haben die Karpfen keine bessere Nahrung, davon sie leichter wachsen und zunehmen, und fein dick und fett werden, denn dieselbe. Zu dem, wenn die

ie Gräben und Forchen also geräumet, und die Wasser geleinet oder getrübet werden; so kommen zugleich mit dem Wasser viel fremde Fische aus den Flüssen oder Flußwassern mit in die Teiche, und werden also der Fische mehr darinnen, als ihr zuvor waren, denn in reinem Wasser bekommten die Karpfen selten fremde Gäste.

2) Im Sommer muß er an den Teichen alle verschlossene Oerter vermachen und verwahren, wo das Wasser in die Teiche zu laufen pfleget, daß kein Wasser in die Teiche laufe, damit die Karpfen stille seyn, und ihre Ruhe haben mögen. Denn zur selbigen Zeit haben sie die beste Weide, und in der Stille und Ruhe nimmt der Karpfe zu, und wird sehr fett, wann er nur in der Ruhe, müssig und stille ist, und immer weidet. Wenn er aber Uebung hat, und im Wasser umher schwimmet, wie sie denn pflegen zu thun, wann ihnen neu und frisch Wasser zulauft; so nimmt er nicht also zu, wie sonsten, wenn sie in der Stille weiweiden. So schädlich ihnen aber alsdenn der Zufluß des Wassers ist; so nützlich ists ihnen hergegen im Sommer, wenn es sachte regnet, und das Regenwasser ihnen fein gemächlich zuläuft; denn davon haben sie zur selbigen Zeit ihre Nahrung, und ist ihnen das Regenwasser ohne das treflich gut und gesund.

3) Wenn man im Herbst zu fischen aufgehöret, und die Fischerey bis in den Frühling aufgehoben hat, da sie denn am besten ist; so hat man seine sonderliche grosse Lust mit dem Entenfang, und bevorab mit den wilden Gänsen, welche um diese Zeit häufig gefangen werden, und einem Herrn seine Küche wohl spicken. Zur selben Zeit soll ein Teichmeister das übrige Wasser aus den Teichen etwas ablaufen lassen, daß desselbigen etwas weniger werde, damit der Reif den Sand und Ufer ein wenig erhebe. Allein er muß sich auch wohl vorsehen, daß er desselben nicht zu viel laufen lasse, damit die Fische Wassers halben keine Noth leiden, und aus Mangel desselben endlich sterben müssen, sonderlich wenn man sich eines harten und tief schneienden Winters befahret. Es kommet bisweilen im Herbst durch stetigen Regen viel Wasser in die Teiche, da muß man die Flutrinnen und andere Abschüsse des Wassers in guter Acht haben, und dieselbige gehen lassen, daß den Fischen kein Unheil wiederfahre.

4) Im Winter hats wohl das Ansehen, als bedürfen die Fische in den Teichen kein groß Aufmerken, aber da muß man sonderliche Achtung auf das Eis geben. Denn wenn die Wasser zugefrieren, und das Eis oft zwey Schuh dick auf dem Wasser liegt, und darnach auch ein Schnee darauf kommt, der auch wohl so dicke ist; so ersticket es die Fische gar leichtlich, wenn der Fischmeister nicht an etlichen Orten den Schnee wegräumete, und Wuhnen oder Löcher mit einer Axt in das Eis hauete, damit sie Luft bekommen, und sich wiederum erquicken mögen. Wann nun diese Löcher gehagen werden,

und die Karpfen häufig dazu kommen, und nach der Luft gaffen; so ists eine Anzeige, daß sie schwach worden, und gar grosse Noth erlitten haben. Denn das pflegen sie nicht zu thun, wenn es richtig mit ihnen ist. Wenn sie nicht in Nöthen gewesen, so kommt bißweilen einer oder zwey zu dem ausgehauenen Eis; aber sie schiessen bald wieder hinweg, und erwarten eines Menschen nicht. Es ist aber alsdenn nichts besser, denn daß man das alte Wasser aus den Teichen ablauffen, und neues wiederum hinein lauffen lasse. Ist auch im Frühling etwas in den Teichen zu bauen; so muß man die Leute Winterszeit darzu anhalten, daß sie Holz mit den Schlitten oder andern Fahrzeugen zu den Teichen führen. Denn im Winter können sie auf dem Schnee solche Dinge desto leichter fortbringen, und haben auch sonsten im Winter nicht viel zu thun, daß sie demnach dieser Arbeit desto besser abwarten können; im Sommer aber werden sie durch andere Arbeit von solcher Fuhr abgehalten, und sehr gehindert.

**Teichrecht**, s. **Teichsachen**.

**Teichsachen**, heissen alle, wegen der hin- und wieder angelegten Teiche oder Dämme, und deren Ausbesserung entstehende Irrungen, und Streitigkeiten, welche nicht anderst, als nach dem sogenannten **Teichrecht** zu entscheiden sind.

**Teichwärter**, s. **Teichknecht**.

**Teichzapfen**, s **Teichfischerey**, Nro. I. lit. B.) γ) 3) 4).

**Tellereisen**, **Tritteisen**, sind besondere Gattungen von Fallen, womit allerhand Raubthiere, als Biber, Dachse, Fischotter, Füchse, Iltisse, Luchse, Marder, Wölfe und Rittelgeyer gefangen werden, und welche eigentlich von dem unten auf ihrem Boden befindlichen Fußtritt, oder der runden und flachen Scheibe, die gleich einem Teller gestaltet ist, ihre Benennung haben.

Temelum, s. **Aesche**.

Tempus immemoriale, s. **Forstgerechtigkeit**, lit. C) B) 1).

*Tenaille*, s. **Zange**.

*Tenche*, s. **Schleye**.

Tendicula, s. **Schleiffe**.

**Tennen**, s. **Tanne**.

Terebinthina germanica, s. **Lerchenholz**.

Termini, s. **Grenzen**, **Marksteine**.

**Terpentinbaum**, s. **Oelbaum**.

Terriculamentum, s. **Scheusal**.

Tesa, ist eine besondere Art des Vogelfanges, welche aber nur an einem solchen Orte angeleget werden muß, wo ein guter Strich der Vögel zu seyn pfleget, solchemnach etwan auf einem erhöheten, doch nicht spitzigen, sondern breiten Hügel, um welchen in der Nähe keine grossen Bäume befindlich sind. Man kann solchen Vogelfang auch wohl auf glatten Feldern, und sogar zwischen den Wäldern aufrichten, wenn sie nur beyläufig auf ein hundert Schritte davon sind. Die Figur der Tesa soll zwar rund seyn; doch liegt so viel nicht daran, ob sie gleicheckicht und länglicht

von fünfzig oder siebenzig Schritten in dem Durchmesser ist. Zu dieser Art des Vogelstellens bedarf man weder Netze, noch Rührvögel, oder Heerdläufer, sondern allein verhaltene Lockvögel, die man hin und wieder oben in den Richtbäumlein unter die dicken Aeste verbirget und bedecket.

Manche Tesa wird so weitschichtig gemacht, daß man zu deren völligen Richtung auf fünf bis sechshundert Fallruthen bedarf, ausser denen, so zur Erfrischung, Ersetzung und Nachsteckung vonnöthen sind. Diese Leimruthen müssen beyläufig zwey Spannen lang seyn, sonderlich auf die Drossel und Halbvögel. Zu Finken und anderm kleinen Geflügel gehen kürzere an; doch muß man ihnen die Rinde lassen, die Aeuglein aber, und was Aestig ist, ehe das Anleinen geschiehet, sauber und glatt davon wegschneiden. Alles übrige, was sonsten in diesem Lexio vom Vogelstellen und Vogelheerden gedacht wird, und sich aus Vorsicht bey der Tesa appliciren läßt, kann beobachtet werden. Z. Ex. das Zaun- und Grabenmachen um solchen Vogelfang, damit die von Leimruthen abfallende Gefangene nicht leicht desertiren können, und was dergleichen mehr gefunden wird, s. a. **Pantera.**

Testiculi Castoris, s. **Bibergeil.**

*Testu*, s. Capito.

*Tête Chevre*, s. **Nachtrabe.**

*Tête de Cerf*, s. **Hirschkolben.**

Tetragonia Theophrasti, s. **Spindelbaum.**

Tetraon, s. **Auerhahn.**

Tetraon minor, s. **Birkhahn.**

Tetrax, s. **Spielhahn.**

Tetrix, s. **Auerhahn.**

**Thauschlächtig**, nennen die Jäger, wenn ein wildes Thier im Thau gegangen ist, und die Tropfen am Korn oder Gras abgeschlagen hat.

**Theer, Teer**, lat. Pix fluida, Pix liquida, franz. *Tarc*, ist ein klares und harziges Oel, welches aus alten Fichten und Kiefern oder Kienstöcken und Wurzeln durch das Feuer ausgezogen wird.

Es geschiehet solches auf dreyerley Art: **Einmal** wird das Fichten- und Kiefernholz in einen kleinen Meuler gesetzet, und zu Kohlen gebrannt, da denn im ersten Bähen das Theer herauslauft, welches unten in einem von Leimen gemachten Kessel aufgefangen wird; **oder**, man verbrennet auf der **Theerhütte** das hierzu bestimmte Holz in einer Grube, **oder** in besonders dazu gebauten **Theeröfen**, da denn unweit davon in einem Loche das Theer sich sammlet. Weil aber an vielen Orten das Theer aus dem Stammholze zu machen, nicht mehr vergönnet ist; so werden nunmehro die Stöcke und Wurzeln von den Kiefern dazu gebraucht, und das Theer in den Theeröfen daraus gezogen.

In den **Englischen Colonien** des nödlichen America, wird, nach dem Bericht Herrn **Kalms**, eigentlich zweyerley Theer gebrannt. **Der erste** ist der

der gemeine Theer, und der von den Stämmen, Aesten und Wurzeln der Föhren gemacht wird, da das Holz vorher meist schon ausgedorret gewesen. Diese Art den Theer zu brennen ist auch die gewöhnlichste im Lande. Der andere bestehet darinnen, daß man die Föhren auf einer Seiten abschälet, und hernach beynahe ein ganzes Jahr nachwachsen lässet, da das Harz aus den Ritzen quillet; dann wird der Baum umgehauen, und zum Theer gebrannt. Dieser heisset der **grüne Theer**. Die Farbe ist an beyden Arten doch fast eben dieselbe; der letztere aber hat die Benennung daher, weil er von frischen und grünen Bäumen gebrannt wird, da man den gemeinen aus schon ausgedorrten verfertiget. Von den Tannen nimmt man nur die sogenannte Schwarze dazu; die weissen taugen zu dieser Absicht nicht. Der grüne Theer ist theurer, als der gemeine. Man klaget aber auch schon jetzt überall, daß die Tannenwälder fast gar verödet sind.

Die **Materie**, woraus der **vorgemeldte gemeine Theer** in Neuengland bereitet wird, sind gewiesse Knoten der Aeste von denjenigen Fichten, woraus Theer und Pech bereitet wird, und die man insgemein **Pechfichten** nennet. Man findet nämlich daselbst an Orten, wo diese Pechfichten wachsen, viele umgerissene Bäume, worunter viele so lange Zeit, vielleicht viele Jahrhunderte, gelegen haben, daß der ganze Stamm nebst allen Aesten und Wurzeln verfaulet ist, und bloß die Knoten der Aeste übrig geblieben, welche Knoten denjenigen Theil ausmachen, wo der Ast an dem Stamm hängt.

Diese Knoten liegen in eben der Entfernung, in welcher sie an dem Baume wachsen, und nach der ganzen Länge desselben, ohne daß ein Stück von dem Stamme oder den Aesten übrig wäre, indem sie alle verfaulet oder weggebrannt sind, weil die Indianer den Erdboden alle Jahr angesteckt; und solchergestalten sind die Fichtenknoten es allein, welche der Gewalt des Feuers entgangen, obgleich einige derselben davon versenget worden. An einigen Orten, wo es wenig Gras oder Gesträuche giebt, wodurch das Feuer laufen könnte, ist der Ueberrest des Asts blos von den Knoten abgefaulet.

Diese Knoten schicken sich gut zum Brennen, wann sie auf einem Haufen beysammen liegen, aber einzeln halten sie kein Feuer, indem solches darüber hinweggehet, welches die Ursache ist, warum sie nicht wie anderes trockenes faules Holz verzehret werden. Diese Knoten sind das gewöhnliche Materiale, woraus der Theer in dieser Landschaft bereitet wird, indem sie durchaus mit derjenigen terpentin- oder harzartigen Materie geschwängert sind, welche durch die Hitze des Feuers aus ihnen getrieben wird.

Diejenigen, welche Theer bereiten wollen, häufen diese Knoten zusammen, und führen sie auf einen nicht weit entlegenen Platz, wo sie Thon oder Leim finden. Hier machen sie einen Herdt von Stein oder Leim, der so hoch über der Erden stehet, daß

aß ein Gefäß den ausfliessenden Theer, der durch eine Rinne lauft, aufzufangen, ein wenig niedriger gestellet werden kann. Auf diesen Herdt schütten sie diese Knoten eben so rund zusammen, wie diejenigen thun, welche Holzkohlen brennen. Und in einer Höhe, die ein gleiches Verhältniß zu der Breite des Herdts hat, da sie solche mit Thon oder der besten Gattung von Erde, die der Platz darbietet, überziehen, obwohl guter Thon am besten ist. Sie lassen blos oben ein kleines Loch offen, um das Feuer hinein zu bringen, und zum Ausgang des Rauchs, nebst einigen kleinen Löchern rund herum in unterschiedenen Höhen, damit so viel Luft hinein gehen kann, als das Feuer nöthig hat; welches nach Gefallen durch diese Luftlöcher geordnet wird, indem solche verstopft, oder geöfnet werden, und dieses in solcher Anzahl, als es erfordert wird.

Wenn dieser Bau solchergestalt ganz zugerichtet ist; so wird das Feuer oben hinein gesteckt, und wenn es gut brennet; so wird dieses obere Loch auch verstopfet, ein kleines Luftloch ausgenommen, so viel, als erfordert wird, das Feuer brennend, durch Fortschickung des Rauchs, zu erhalten. Und wenn alles anfängt, sich zu erhitzen; so lauft der Theer, nebst einer Mischung von wässerigem Safte auf den Herdt herab; und nachdem er von allen Theilen in die Mitte sich zusammen sammelt; so fliesset er in die obgedachte Rinne, und von dar in ein Gefäß. Solchergestalt bestehet die ganze Kunst, Theer zu bereiten, in nichts anders, als in einer Destillation per Descensum, und kann auch in zugemachten Gefässen geschehen, indem das Feuer ein irrdenes oder eisernes Gefäß, worinnen das Pechholz enthalten ist, umgiebt; aber die andere Art ist als die leichteste und nützlichste, viel zu bereiten, gefunden worden.

Wenn der Theer alle herausgelaufen ist; so pflegen sie, wie die Köhler bey der Bereitung der Holzkohlen thun, alle Luftlöcher veste zu verstopfen, und so haben sie an diesen Knoten vortrefliche Holzkohlen, welche die Schmiede am besten zu ihrem Gebrauch finden, weil sie nicht so leicht ausbrennen, wenn ihr Blasen aufhöret, wie sie denn auch nicht in dem Feuer so spritzen, wie andere Kohlen; und wenn sie Steinkohlen brauchen; so wählen sie jene vor diesen, und bezahlen sie theurer. Eben diese Knoten spalten die Pflänzer in Stücken von der Dicke eines Fingers oder noch dünner, und brennen sie anstatt der Lichter; sie geben ein gutes Licht, und man nennet sie **Lichtholz**, und sie werden sowohl in Neuengland als in Virginien, und bey den holländischen Pflanzereyen auf den Dörfern gebraucht.

Man darf sich indessen nicht vorstellen, daß blos diese von dem Stamme des Baumes durch die aufzehrende Zeit abgesonderte Knoten das einzige Materiale seyen, woraus Theer bereitet werden kann; dann es giebt in dieser Landschaft Millionen von frischen Bäumen, welche eben solche Knoten voll Terpentin haben, woraus durch eine Art von Destill,

Destillation Theer bereitet werden kann. Allein die Mühe, die Bäume zu fällen, oder diese Knoten auszuhauen, wird kostbarer, als der Werth des Theeres seyn. Und was das meiste; so wird eine solche Wirthschaft den Forsten sehr nachtheilig seyn. Vorerwehnte Knoten dörfen nur zusammen gelesen werden; oder man findet auch zuweilen solche Fichten, deren Unterstamm bis an die Wurzeln eben so voll Terpentin, als die Knoten, ist; und von diesen kann ebenfalls auf vorangemerkte Weise Theer bereitet werden. Weilen aber dergleichen Bäume selten angetroffen werden; so behält man solche gemeiniglich, um sie zu Lichtholz zu spalten, weil sie so weit besser, als die Knoten, in die verlangte Länge oder Breite sich reissen lassen.

Es giebt eine Meynung, daß der untere Stamm des frischen Fichtenbaums, welcher 6 oder 8 Fuß hoch ist, eben so sehr mit Terpentin, als die Knoten, geschwängert werden könne; und einige haben berichtet, daß dergleichen Kunststück in Norwegen üblich seye. Vielleicht bestehet es darinn, daß man dem Baum, wie oben gemeldet worden, die Rinden abschälet.

In Deutschland wird hin und wieder viel Theer gemacht, das meiste und beste aber kommt aus Schweden, und Norwegen, und ist unter allen das Gothländische das beste. Die vier Sorten, darinnen es zu Kauf gebracht wird, sind folgende, 1) das dünne, so ganz klar und wie Oel so rein ist, 2) das Ratheer oder Radtheer und Rather, welches körnicht, 3) das geschmeidig dicke, und sodenn 4) das ganz dicke. Man bedienet sich dessen vornemlich bey dem Schiffbau. Die Zimmerleute brauchen es, die Köpfe oder äusserste Enden der Balken, so weit sie in die Mauer zu liegen kommen, sowohl, als anderes Holzwerk, welches an der Luft stehen bleibet, oder in das Wasser kommt, als Schirmdächer, Rinnen und dergleichen, damit zu theeren. Die Hauswirthe und Fuhrleute aber brauchen es sowohl bey dem Vieh, als die Achsen ihres Fuhrwerks damit einzuschmieren, damit es besser von statten, und nicht so sehr über Schiff und Geschirre gehe. s. a. **Pech**.

**Thier**, heißt bey den Jägern das Weiblein des Hirschen, oder die **Hirschkuh**, so auch sonsten den Nahmen eines Stücke **Wildes** führet, ingleichem **Hindin** genennet wird. Diese ist ohne Geweih, schwach und unstreitbar, hat aber ein scharf Gesichte, und schnellen Lauf. Es hält sich dieses mit seinem Kalbe zusammen bis zur Brunst, da es von dem Hirsche heimgesuchet wird. Auf die Fährde eines trächtigen Thieres muß man, wenn die Frucht um St. Georgen Tag über die Helfte ist, wohl acht geben, und die Kennzeichen genau betrachten; denn weil das Kalb im Hintertheile des Leibes lieget; so bleibet der Hinterlauft eine Spanne mehr zurücke, und setzet das Thier solchen zur Seite neben aus, weil es seine Frucht schonet, und mit der Keule nicht vorschieben will, indem die Frucht, wo sie lieget, sol-

solche Seite ausgefüllet, und eingenommen hat. Wenn nun das Thier gehet, und schreitet; so tritt es viel tiefer mit demselben Hinterlaufte ein, und schleifet bisweilen auf der Erden, nemlich wenn es ein **Hirschkalb**, mit dem rechten Hinterlauft, so es aber ein **Wildkalb** ist, mit dem linken Hinterlauft, wie vorgemeldet, neben aus, und bleibet zurücke. Das tragende Thier äset sich von Flachsknoten und dem Faulbaume höher, als sonst; machet den Schloßtritt in das Wahnbette mit dem rechten Lauft, und so es stehet, stemmet es sich auf demselben, wenn es ein Hirschkalb träget; die Zeichen der linken Seite hergegen bedeuten ein **Wildkalb**.

**Thiergarten**, lat. Vivarium, franz. *Parc*, ist ein weitläuftiger mit Gras und Holzung versehener Platz, darinnen allerhand lebendiges Wild eingeschlossen gehalten wird. Ort und Gelegenheit, so sich dazu schicket, erfordert mehr, als einerley, und besonders muß, wo ein Thiergarten angeleget werden soll, die Ausführung des Entschlusses, ob die Vermachung desselben aus Mauer, Schalwänden, Stangen, oder lebendigen Zäunen bestehen soll, wohl überleget werden. Mauerwerk ist sehr kostbar, die Säulen der Planken, oder Schalwände, und Stangenzäune aber stocken, und faulen in der Erde, hernach wirft der Wind solche um, und denn kann das Wild durchbrechen; dahero ist eine lebendige Umzäunung von jungen Buchen, und andern zu einer Hecke wohl tauglichem Holz sehr dienlich.

Bevor nun hierzu Anstalt gemachet werden kann, muß man den Distrikt zur Anlage des Thiergartens untersuchen. Und hierbey ist dahin zu sehen, daß 1) dessen Boden nicht sumpfig, oder morastig sey. 2) Will derselbe vor allen Dingen Acker und Wiesewachs haben, damit nicht allein Sommerszeit das Wildpret sein gnugsames Geäse habe, sondern daß auch zu der Winterfütterung, so viel als vom Grase, besonders aber vom Wickfutter erfordert wird, möge erbauet werden. 3) Ist erforderlich, daß von Buch- Eichel- und wilden Obstmastbäumen hinlänglicher Oberwuchs in einem solchen Revier anzutreffen, oder bey dessen Mangel ohnweit davon dergleichen anzuschaffen, Gelegenheit seye. 4) Darfs hier nicht an gutem Wasser fehlen, und so es möglich, muß ein Fluß durchgeführet werden. 5) Verträget das Wildpret keine Triften, dahero ein Thiergarten davon verschonet bleiben muß. Es ist auch 6) das Gehölze in solchem mit dem Abholzen zu verschonen, denn sonst würde hierdurch ein lichter Platz hergestellet, nachdem das Wildpret vom jungen Triebe, und Sömmerung des Gehölzes nichts aufkommen läßt. 7) Soll der Anleger eines Thiergartens dahin sehen, daß die Lage desselben nicht nahe an eines andern Grenze komme, welcher die hohe Jagd zu exerciren hat, weilen alsdenn zu befürchten, durch nächtliche Umwerfung und Eröfnung der Planken könne das Wildpret leichtlich heraus gespielet werden.

Sind ausser dem Thiergarten Wildbahnen zu vermuthen, da das

das Wildpret gern wechseln möchte; so werden Einsprünge in Zäune gemacht. Hierzu setzet man Palisaden, 6 bis 7 Schuh hoch, gräbet vor diesen innwendig das Erdreich etwas tief aus, und wirft es theils hinter, und auf dieselbe, daß von aussen der Boden mit den Pallisaden gleich wird, innwendig aber auf 10 bis 12 Schuh von denselben wegstehet, daß kein Wild an dem Hügel Force nehmen, und herausspringen kann. Durch das Laubholz und den Lustwald kann man hin und wieder Alleen hauen, damit die Spaziergänge angenehmer sind, und das Ansehen verbessert werde, auch allerhand Statuen, und nach Gelegenheit der Lage, Fontainen, Cascaden, ingleichem Wasserkünste mit angenehmen Figuren anlegen. Es gehöret auch in den Thiergarten ein **Jagdhaus** mit unterschiedenen Gemächern, theils vor die Jagdbedienten, welche die Aufsicht haben, theils auch vor die Herrschaft selbst zur Lust. Die Zimmer in solchem werden mit allerhand raren Geweihen, und Gehörnen der Hirsche sowohl, als anderer wilden Thiere, ingleichem schönen Gemählden, die sich zur Jagd schicken, ausgezieret. Bey solchem Jagdhaus bringt man einen **kleinen Garten** an mit Taxusbäumen, Wachholdersträuchen, und andern wilden Gewächsen, jedoch nach der Kunst, und einer guten Ordnung gepflanzet. Eben so werden auch des Thiergartens Portale und Thorwege mit allerhand von Holz, oder Stein geschnitzten, oder gehauenen Jagdbildern besetzet. In denen größten Thoren müssen noch kleine Thüren seyn zum Aus- und Einreiten, ohne daß nöthig ist, die Hauptthore zu eröfnen.

Die **nöthige Holzung** im Thiergarten geschiehet in 10 bis 12 Jahren einmal am Unterholz; Eichen- Buchen- Aepfel- Birn- Arlsbeer- Eschen- und Pflaumenbäume aber müssen verschonet bleiben, und deren mehr zur Mast nachgezogen werden; besonders an denen Alleen eine Sorte um die andere also, damit das Wild keinen Schaden daran thun kann. Das Abholzen wird in denen Gehauen wechselsweise zu rechter Zeit angestellt, das Gehaue fördersamst im Frühjahr geräumet, den Winter aber läßt man es nach und nach abschlagen, daß das Wildpret sein Geäse mit daran haben kann. Um nun aber den Ausschlag des jungen Holzes zu erhalten, muß solcher mit Säulen, und Stangen, 3, 4, 5. Jahr verwahret seyn.

**Teiche, Röhrwasser,** und **Ziehbrunnen,** nemlich nach der Art der Gegenden, sind höchstnöthig in einem Thiergarten, und der **Wiesewachs** ist darinnen unentbehrlich, welchemnach solcher erforderlichen Falls angeleget, gemeyet, und die daher erlangten Vorräthe zur Fütterung an Heu und Grummet vors Wildpret in die Wildschuppen gebracht werden müssen. Wicken, Hafer, Kraut und Rüben ergötzen das Wildpret; wannenhero auch dergleichen Früchte in einem Thiergarten erbauet werden sollen, wenn man gleich besonders den Boden darzu roden, und einrichten müßte. Man vermachet die Früchte Anfangs, bis

bis sie etwas stark erwachsen, hernach werden solche dem Wildpret zum Geäse überlassen. Das Winterkorn ist im Frühjahr eine sonderliche Arzney vor dasselbe, und was solches von Wicken, oder Haser übrig läßt, dienet zur Wintersütterung. Die Raubthiere müssen in Thiergärten, nach Möglichkeit getilget, Heuschuppen, und Rausen darinnen errichtet, und gehörig zur Fütterung angeleget werden.

Das **Wild**, so gemeiniglich in Thiergärten eingeschlossen wird, sind **Hirsche**, **Dammhirsche**, **Rehe** und **Hasen**, wiewohl einige aus der Erfahrung beobachtet haben wollen, daß, wo Damhirsche in einem Garten wären, und auch Rothwildpret, letzteres abnehme, und endlich gar umfiele. Wilde Schweine thun hier nicht gut, es seye denn der Umfang des Thiergartens sehr groß, und darinnen zu ihrer Nahrung genug Eicheln, und wildes Obst vorhanden. Weil auch nöthig, daß zu gewissen Zeiten Wild gefället werden muß, wenn sich solches stark vermehret, dieses aber nicht im Garten geschehen sollte; so lässet man die Thiere nach Gefallen heraus, welche sich denn nicht sogleich weit wegziehen, dafern sie im Winter mit nöthigem Heu, und Haber versorget werden; und hierdurch ist eine starke Wildbahn ins Werk zu richten; wie denn ohnedem nicht rathsam, daß zu viele der guten Hirsche in einem Thiergarten sind, nachdem sie sich öfters sehr zu Schaden kämpfen, und wohl gar davon auf dem Platze liegen bleiben.

Zum Plaisir der grossen Herren und Dames werden oftmals, sowohl in gedachten Gärten, als ausser solchen in Waldungen, und Gehegen, **Brunftplätze** angeleget. Hierzu wird ein freyer Lehden- oder Wiesenplatz vier und einen halben Schuh tief umgraben, daß man im Graben verborgen gehen kann, die Hirsche, und Herrschaften auch darauf kommen können. Alle 100 Schritte z. Ex. müssen Bedeckungen mit Erde beschüttet, zum Wechseln der Thiere angeleget seyn; Wiese, oder Feld muß zum Tragen einer guten Fütterung vors Wild also zugerichtet werden, daß jederzeit zwey Theile ruhen, und das mit Hafer, Rüben, rc. besäete anfänglich verzäunet sey, zur Brunftzeit aber eröfnet werden kann. Auf grossen Plätzen ziehet man die Quere durch Gräben, um solche überschiessen zu können; in einem engen Raum aber wird ein Schirm 10 Fuß hoch von der Erde nach Proportion des Platzes errichtet, alles mit grünem Reisig bekleidet, und so eingerichtet, daß der Schirm von einem Ort zum andern gebracht werden kann, weil nach Gelegenheit des Ortes manchesmal mehr als ein Brunftplatz angeleget, und befindlich ist. Sind die Gräben, und der Platz mit lebendigen Hecken, durch welche die Wechsel gehen, versehen; siehet alles mehr natürlich aus, so kann der Weidemann sich besser verbergen, und bequemer umsehen, daß der Hirsch keinen Wind von ihm haben kann. s. a. **Jagdhaus**, **Jagdschirm**, **Saugarten**.

**Thierwärter**, s. **Baarmeister**.

**Thole**, s. **Dohle.**

**Thonen**, s. **Donen.**

**Thränen des Hirsches**, s. **Hirsch-Thränen.**

**Thurmschwalben**, s. **Schwalbe.**

Thymallus, s. **Aesche.**

Thymus, s. **Aesche.**

Thymnum, s. **Aesche.**

Tilia, s. **Linde.**

*Tillau*, s. **Linde.**

*Tillot*, s. **Linde.**

Tinca, s. **Schleye.**

**Tiraß, Tyraß**, franz. *Tirasse*, ist ein grosses, zum kleinen Weidwerk gehöriges Netze, womit, und vermittelst eines wohl abgerichteten vorstehenden Hundes, oder eines Falkens, sowohl Rebhüner, als Wachteln und Lerchen, gefangen werden. Ein solcher Tiraß ist gemeiniglich sechzig Schuh lang, und vierzig Schuh breit, und hat nur an der vordern langen Seite einen Seimen; an denen übrigen drey Seiten aber bedarf es dergleichen nicht. In Frankreich sollen Tirasse so groß gemacht seyn, daß sie von zwey Männern zu Pferde gezogen werden müssen. Bey denen Rebhünern und Wachteln bedienet man sich am besten eines vorstehenden Hundes. Diesen läßet man suchen, und so bald er stehet, welches ein Zeichen ist, daß er etwas angetroffen hat; so nehmen zwey Personen den ausgebreiteten Tiraß in die Hände, ziehen solchen sein steif an, und laufen damit gegen den Wind, bis sie über den vorstehenden Hund hin sind; alsdenn lassen sie das Netze fallen, und drücken die Enden desselben, wo es in der Höhe stehet, geschwinde nieder, damit die Hüner oder Wachteln unter dem Tiraß nicht hervor kriechen mögen. Wenn man hierbey einen Falken hat, welchen man in währendem Ueberziehen von der Hand wirft, und revieren läßet; so halten sie weit lieber, und gehet es damit lustiger und geschwinder zu, als mit dem Treibezeuge. Die Zeit hierzu geht bald nach Jacobi an, auf den frisch abgeschnittenen Stoppeln. Zu dem Lerchenfange brauchet man nur einen kleinen Baumfalken, und wenn die Lerche aufgestossen, schwinget man das Fälklein von der Hand; so fället sie bald, und wird mit dem Tiraß bedecket. Die Zeit, die Lerchen zu tirassiren, gehet ebenfalls nach dem Schnitt an, siehe **Lerche, Lerchengarne, Rebhuhn, Schneegarn.**

**Titgen**, s. **Brachvogel.**

**Titlein**, s. **Brachvogel.**

**Tocken**, s. **Docken.**

**Tonnenhechte**, s. **Hecht.**

**Torf, Dorf, Turf**, lat. Turfa, Cespes bituminosus, unctuosus, franz. *Tourbe*, bestehet eigentlich aus gewiessen Arten von Wassermoos, welches in sehr vielen Jahren übereinander gewachsen ist. Man findet dieß Gewächse nicht allein im flachen Lande, sondern auch auf hohen Gebürgen in den niedrigsten Gegenden derselben, wo die Feuchtigkeit sich zusammen ziehet, und daselbst eine geraume Zeit stehen bleibt. Doch von dem Grund und Boden, wo

Torf

Torf wächßt, siehe das mehrere im Artickel: **Torfbruch.** Wir wollen hier vornemlich dessen **Natur** und **Wachsthum** näher untersuchen.

A) Selten findet man den Torf ganz rein, sondern gemeiniglich mit andern Gattungen von Moos, auch Gras, Schilf, Stauden, Holz, insbesondere aber mit denen Wurzeln dieser Gewächse durchwachsen, und vermenget. In einigen Brüchen hat man ziemlich tief unter der Oberfläche, sogar eine grosse Anzahl umgestürzter starker Bäume mit Wurzeln und Zweigen gefunden. Das Wasser selbst, welches von denen umher liegenden Gegenden, Gebürgen und Anhöhen sich in diese Brüche, oder Moore zieht, nimmt von den Erd- und Bergarten etwas als einen zarten Schlamm, mit sich dahin. Dieser setzet sich zwischen und unter den Torf, und machet gleichfalls eine zufällige Verschiedenheit desselben. Daher hat mancher Torf viel Thon, Letten, oder Mergelerde bey sich, welches die schlechtesten Gattungen sind; denn von mergelartigen Erden zerfällt dergleichen Torf in der Witterung, besonders wenn einige Fröste mit abwechselndem Thauwetter, bevor er recht ausgetrocknet ist, kommen; er giebt auch überdem ein schwaches Feuer. Ist aber vieler Thon oder Letten darunter; so giebt er eine sehr schwere Asche, oder es bäcket sich solche zusammen, daß sie bisweilen das Ansehen halb gar gebrannter Ziegelsteine hat. Einige Gattungen des Torfes haben viele eisenschüssige Erde; andere viel gemein Küchen- auch anderes Erdesalz in sich; wenn dieses letztere alaunisch oder vitriolisch ist, pflegt der Torf einen sehr übeln, schweselhaften Geruch im Brennen von sich zu geben.

Ob man gleich den brennenden Torf Cespitem bituminosum nennet, das heißt, ein **Rasen,** oder **Torf,** der an **Erd-** oder **Judenpech** Antheil hat; so ist dieses dennoch etwas ungewöhnliches. Man bemerkt solches aus dem Steinkohlen ähnlichen Geruche, welchen er im Brennen von sich giebt, und der von Pech- oder Theerquellen, die in der Nähe eines Bruches, oder im Grunde desselben hervorkommen, auf deren Wasser das flüssige Erdpech (Bitumen Liquidum) Bergöl (Oleum Petræ) schwimmet, herrühret: Doch ist dieses nicht die eigentliche feuerfangende Materie, die im Torfe brennet; sondern sie ist zufällig und selten. Noch seltener findet sich dabey der Bern- oder Agtstein (Succinum), davon sich, welches merkwürdig, viele Meilen weit von der See in einigen Brüchen reine Stückgen gefunden haben, und welche unter die raren Cabinetstücke gehören. Fremde Arten von Moos, das lange Wassermoos Schilf, und andere Gewächse, auch deren Wurzeln geben einen leichten Torf, auf welchem allen der Unterschied desselben beruhet.

Der beste Torf ist eine verrottete Gattung eines zarten Wassermooses, hart und schwer, pfleget an Farbe dunkel- oder schwarzbraun zu seyn; giebt eine lange anhaltende, doch nicht so frische Flamme, als das Holz. Die

Die Kohle davon brennt unter der Asche rein aus, und dauret das langsam glimmende Feuer von einer kaum 3 bis 4 Zoll grossen Kohle einen ganzen Tag, sie hinterläßt eine hellgraue oder röthliche Asche, welche aber schwerer, als die Holzasche ist. Je zärter, und einer Baumerde (welche von ganz verfaultem Holze und andern verrotteten Gewächsen entsteht) ähnlicher der Torf ist, je besser ist er; je faserichter und je sichtbarer das Moos darinnen ist, je schlechter ist dessen Wirkung im Feuer, und zeiget an, daß das Moos nicht recht verrottet seye. Weil nun das Verrotten eines Gewächses, wenn es entweder allezeit unter dem Wasser, oder auch beständig an der Luft ist, nicht so leicht geschieht, als wo öftere Abwechselungen der Luft und der Nässe sind; so ist der mittelste Torf gemeiniglich der beste. Doch ist dieses keine allgemeine Regel, sondern leidet ihre Ausnahmen; massen in einigen Torfbrüchen der oberste, welcher gleich unter dem Rasen stehet, seltener der unterste, als welcher fast allezeit mit Sand, Thon, oder anderer Erde sehr vermenget zu seyn pfleget, den Vorzug hat. Wo der unterste Torf der beste ist, da hat er mehrentheils das Ansehen eines Schlammes; wovon hernach ein mehreres. Oft wechselt guter und schlechter Torf in einem Bruche, oder Moore in verschiedenen Schichten übereinander ab, und stehet 2, 4, 8, 16, bisweilen 20 Fuß hoch.

B) Daß der Torf zuwächßt, daran ist kein Zweifel, und solches daraus klar, daß unter, und in den Torfbrüchen, abgehauene Stämme, mit Wurzeln und Aesten von allerhand Arten Bäumen, an verschiedenen Orten ganz kenntlich zu sehen sind. Ja, man hat einige Fälle, wo die Grundlage des Torfbruches ein niedergestürzter Wald gewesen; ob solches durch Fluthen oder Windstürme geschehen, läßt sich nicht ausmachen. Es würde eine unnöthige Weitläuftigkeit seyn, viele andere Dinge anzuführen, welche sich in dem Torfe, auch unter demselben gefunden, die ohnstreitig durch Kunst zubereitet worden, weil sich der nicht unwahrscheinliche Einwurf machen läßt, daß vor langen Jahren in einem solchen Bruche gegraben, und dergleichen Sachen daselbst verlohren, und von schlammigtem Torfe überzogen worden. Viel nützlicher wird eine kleine Ausschweifung seyn, daraus zu ersehen, mit wie vieler Vorsicht dergleichen Entdeckungen zu beurtheilen sind.

Vor etwa zehen Jahren wurde durch ein Lüttiger Bohr ein Fletz untersuchet. In einer Tiefe von 26 Lachtern, oder 174 Fuß, wechselte das Gesteine mit einem Triebsandlager ab, welches 19 Zoll hoch war, viel Wasser hatte, und gänzlich verhinderte, tiefer zu kommen. Es wurde also eine Röhre von Eisen 2 Fuß lang, zwey und einen halben Zoll weit, in das Bohrloch gelassen, mit einem an die Bohrstangen geschrobenen hölzernen Stampfer durch den Triebsand bis auf das darunter liegende veste Gestein getrieben, wodurch der Triebsand abgehalten, und also mit Bohren ungehindert fortgefahren werden konnte.

konnte. Man setze nun, daß nach vielen Jahren in dieser Gegend dieses Rohr gefunden, das mit verhärtetem Grundschlamm, oder Tropfstein zugesetzte Bohrloch aber nicht beobachtet würde; so wird besagtes eiserne Rohr vor das rareste Cabinetstück gehalten werden, und einige auf die Gedanken gerathen, daß es ein gewachsenes Eisen, und durch ein wunderbares Spiel der Natur zu einer vollkommenen cylindrischen Röhre gemacht worden. Andere werden glauben, es seye bey der allgemeinen Zerstörung durch die Sündfluth dahin gekommen, u. s. w. Es sind demnach die Muthmassungen von dergleichen, unter der Erde gefundenen Sachen, höchst unsicher, und hier ohne ohne Nutzen, sich weitläuftig dabey aufzuhalten.

Wird ein Bruch oder Moor so tief ausgestochen, daß solcher nachher beständig unter Wasser steht; so ist an den Zuwachs auf keine andere Art, als von den Ufern her, zu denken; alsdenn aber ist keine Hofnung, daß ein grosser Bruch in etlichen hundert Jahren, sich mit Torf wieder überziehen werde, sonderlich, wenn das Wasser hoch darinnen steht, und selbiger keiner Verschlämmung unterworfen, welche dem Wasser keinen Aufenthalt gestattet. Dieses hat vielen Anlaß gegeben, zu glauben, als ob der Torf gar nicht wieder wachse; denn man weiß mit Gewießheit, daß dergleichen Oerter schon vor einigen hundert Jahren ausgestochen, und sich weiter noch nicht wieder mit Torf überzogen haben. Hat man aber genaue Acht darauf, so bemerkt man nach vielen Jahren, daß die Ufer, wo solche flach sind, mit diesem Gewächse sich wiederum, obwohl sehr langsam, zuziehen.

Es ist zu bedauren, daß man in Ländern, welche fast keine andere Feuerung, als diese haben, und wo freylich der Torf von der größten Wichtigkeit ist, keine genauere und zuverläßigere Beobachtungen hierüber angestellet hat. Sehr wahrscheinlich ist es, daß, wenn der Torf nach langen und schmalen Linien, oder in langen Graben ausgestochen wird, er weit geschwinder wieder anwachsen werde; denn es ist nicht zu zweifeln, daß das Moos, woraus der Torf eigentlich besteht, sowohl als andere Gewächse seine Blüte und Saamen trage; da es die Erfahrung bestättiget, daß alle Gewächse, die man keinen Saamen zu haben ehedem geglaubet, wirklich einen Saamen haben, welcher aber so klein und staubicht ist, daß er sich mit blosen Augen nicht unterscheiden läßt, von welchen man aber nun durch gewiesse Erfahrungen hat, daß es wirklich Saamen sey. Es ist hieraus gewiß, daß wenn der obere Theil des Rasens eines solchen Bruches, welcher zur Feuerung wenig nutzet, und deswegen abgeräumet und weggeworfen wird, in dem ausgestochenen Bruche wieder nach sehr langen und schmalen Linien vertheilet, und das Wasser durch Rieschen, oder auf andere Weise dergestalt abgeleitet wird, daß der Bruch niemals eine lange Zeit, weder ganz überschwemmet, noch auch ganz trocken sey, allerdings in viel kürzrer Zeit der Anwachs wieder zu hoffen ist. Es wird

hierzu eine geschickte Vorrichtung beym Stechen erfordert, welche nach jedes Orts Umständen und Gelegenheit ein erfahrner Ausseher einzurichten weiß.

C) Was bey dem Dorfstechen zu beobachten, davon siehe **Torfstechen**.

D) Wie der Torf verkohlet werde, davon siehe **Verkohlung des Torfs**.

E) Vom Gebrauch der Torfkohlen, s. **Torfkohlen**.

F) Wie die Güte des Torfs untersucht werde, davon s. **Torfstechen**.

**Torfbruch, Torfmoor,** nennet man den Ort, wo der Torf stehet. Selten findet sich der Torf an Oertern, die beständig tief unter Wasser stehen, und wo er sich ja daselbst findet, so zeiget die Lage, daß das Wasser leicht könne abgelassen werden, und ist höchst wahrscheinlich, daß solches vor undenklichen Jahren wirklich einmal abgelassen gewesen sey, da denn in solchen sumpfichten Boden der Torf in einer Zeit von vielen Jahren, in welcher der Boden nicht beständig überschwemmet gewesen, entstanden zu seyn scheinet. Man hat nicht können in Erfahrung bringen, daß solche stehende Seen im Grunde Torfe haben, welche zwischen Anhöhen liegen, und wo das Wasser keinen Abfluß hat; wo dieser auch nicht durch Kunst, ohne die größten Kosten und einen Zeitaufwand von langen Jahren zu bewirken ist, und also wahrscheinlicher Weise niemals ausgetrocknet gewesen. Es scheinet demnach nicht, daß der Torf unter dem Wasser wächst, sondern auf solchen Boden, wo Wasser und Lüfte wechseln.

1) Unter dem Torf stehet gemeiniglich Thon, Sand, oder beydes mit einander vermenget. Dieses ist gemeiniglich der Boden, auf welchem sich der Torf im flachen Lande findet. In Gebürgen zeiget sich nach weggestochenem Torfe gewöhnlichermassen Grund; das ist ein Gemenge von allerhand Arten kleiner Steine; seltner finden sich unmittelbar darunter Felsen oder Lagerwände, in welchem letztern Falle der Torf zähe, leicht, schlecht und aus grobem Wassermoose entstanden ist. Wenn der Grand, auf welchem der Torf stehet, keine Beymischung von flüchtigen Mineralien hat; so giebt der Torf im Brennen einen Geruch von sich, wie lange unter der Erde gelegenes halb verrottetes, besonders Eichenholz. Alles, was andern Geruch bey dem Torfe verursachet, ist zufällig, und rühret von flüchtigen, dazu gekommenen Mineralien, oder andern fremden Materien her.

2) Die Gewächse, die auf Torfbrüchen hervor kommen, sind alle Arten von Wassergewächsen, die in stehenden Wassern und Sümpfen wachsen. Unter den Holzgattungen vornemlich die Eller, auch Söhl- und andere Weiden. Die andern Holzgattungen kommen nicht gut darauf fort. Wo Holzmangel ist, da übertrift die Eller in bruchigten Gegenden alle übrigen Holzarten an

n Nutzen; weil es ein gutes Feuer- auch Kohlholz ist, und geschwinde vom abgehauenen Stamme in dicken Horsten wieder ausschlägt; auch kann es zu allerhand Geräthschaft gar nützlich gebraucht werden. s. **Erle.** Einige Brüche oder Moore haben eine ziemlich gute Viehweyde, in welchem Falle man wohl überlegen muß, ob das Torfstechen anzurathen sey oder nicht? Ist die Feuerung nicht höchst nöthig, und steht der Torf nicht viel Fuß hoch; so thut man besser, einen Theil eines solchen Moores mit Ellern zur Feuerung zu besetzen, als den sehr niedrig stehenden Torf auszustechen, weil dadurch alljährlich in Ansehung der Weyde, oder des darauf wachsenden Holzes, grosse Flächen verwüstet werden. Ueberhaupt aber ist die Bruchweide dem Viehe nicht so gesund, als die auf etwas trocknem guten Boden befindliche Weyde ist; es wäre denn, daß über dem eigentlich sogenannten Torfe eine Lage reiner Baum- oder Lauberde, welche nicht unter dem Wasser, sondern in freyer Witterung verrottet ist, lieget. Haben die Brüche vitriolische, alaunische und dergleichen bösartige Wasser, welche darinnen von den benachbarten Höhen zusammen laufen; so wächset in selbigen fast nichts.

3) Will man einen ausgestochenen Dorfbruch zu Wiesen oder Aecker zurichten, so müssen die ausgestochenen Brüche durch Ableitung der Wasser, auch wohl mit Beyhülfe kleiner Windmühlen, wozu die sogenannten Schwanz- oder Stehrtmühlen am bequemsten sind, gehörig ausgetrocknet werden. Belohnet es, entweder wegen der schlechten Beschaffenheit, oder weil sonst überflüssige Feuerung vorhaden ist, der Mühe nicht, den Torf auszustechen; ist dabey der Bruch von solcher Beschaffenheit, daß er entweder die verlangten nutzbaren Arten von Gewächsen nicht annehmen will; oder wenn er sie annimmt, solche bey einiger anhaltenden Trockniß bald verdorren, wie man dieses hin und wieder bemerket; so muß der Bruch nach Ableitung der Wasser bey trockenem Wetter angezündet, und ausgebrannt werden, sonst ist keine Hofnung, einen solchen Bruch fruchtbar zu machen. Damit man aber hiebey sicher gehe, so thut man wohl, daß man auf einigen Plätzen eines solchen Bruches etliche Jahre lang Proben anstelle. Ist aber der Torf bis auf den Grund ausgestochen, welches mehrentheils ein unfruchtbarer Sandgrand oder Lettenboden ist; so muß solchem wieder mit etwas guter Erde oder andern Düngungen geholfen werden. Bleibt aber vom Torfe etwas darunter; so verdorret gemeiniglich bey trockener Witterung alles. Ellernholzsaamen nimmt dieser Boden gerne an, wenn er zuvor ein oder etliche Jahre ausgewittert ist, es kommen auch Wasserbirken oder Meyen darinnen fort.

Ziehet man in einem solchen ausgestochenen Torfmoore eine Dickung von Ellern, oder Birken; so ist an solchen Enden auf keine Huth und Weide mehr zu rechnen,

rechnen. Selbst das wenige Gras, was darinnen erhalten wird, ist dem Viehe ungesund, und von der überflüssigen Nässe, und dem dicken Schatten, welchen das Holz macht, ganz kraftlos. Man muß demnach wohl überlegen, ob das Holz oder die Weide nöthiger sey. Ist aber an beyden Mangel; so kann man einen Theil zum Holzanwachse, und den andern zur Weide oder Wiesen bestimmen.

Oft geben dergleichen ausgestochene Torfmoore vortrefliche Teiche ab, ja es ist gut, wenn in grossen ausgestochenen Brüchen oder Mooren das tiefeste Ende dazu gewählet wird, obgleich die Hauptbestimmung auf Holz, Huth und Weide oder Acker gehet, damit bey anhaltendem starken Regenwetter die Wasser daselbst sich sammeln, und von den übrigen zu anderm Nutzen bestimmten Theilen abfliessen können. Dieses ist höchst nöthig, wo man zu Abführung der Wasser zu wenig Gefälle hat, vornemlich aber, wo solches vermittelst der Mühlen geschehen muß.

Diese Teiche sind gemeiniglich vor dem Durchbrechen sicher, weil sie dem stürmischen Einfall wilder Fluthen, folglich auch den Verschlemmungen nicht so sehr als diejenigen, welche zwischen Gebürgen in abschüssigen Thälern angeleget werden, unterworfen sind. Will man bey Anlegung solcher Teiche zugleich auf die Fischerey sehen; so muß man, wo besondere Kosten zu Führung eines Dammes, oder zu Vertiefung des Bodens nöthig sind, erst eine Probe mit einem Sumpfe von mäßiger Größe machen, und bemerken, ob auch die Fische darinnen stehen wollen? denn einige Brüche haben ein so bösartiges Wasser, daß keine Fische darinnen fortkommen; in andern stehen sie zwar, werden aber ganz unschmackhaft, und wie man gemeiniglich sagt, moderig.

**Torfkohlen.** Wie diese beschaffen und verschieden seyen, und auf was Art sie gebrannt werden, davon s. **Torf.** Lit. A) ingleichem **Verkohlung des Torfs.** Ihr bester Gebrauch auf dem Harze ist bey Eisenhütten, jedoch nur beym Frischfeuer, und bringet man bey selbigen aus einem Centner Rohreisen an Stab- oder anderm geschmiedeten Eisen etliche Pfund mehr heraus, als bey Tannenholzkohlen, welche doch unter allen übrigen Gattungen der Holzkohlen zum Verfrischen des Eisens ohnstreitig die besten sind. Tannenholz- und Torfkohlen zu gleichen Theilen genommen, geben die beste Feuerung zum Verfrischen des Eisens ab. Die Arbeit gehet am geschwindesten von statten, und das Eisen leidet den wenigsten Abgang. Jedoch kann man dieses nicht von allen Torfkohlen zuverläßig versichern, sondern nur von denen, womit die Proben im Harze angestellet sind, massen leicht zu erachten ist, daß die Kohlen nach Verschiedenheit des Torfes auch in der Wirkung verschieden seyn müssen.

Wo genugsame Holzkohlen zu haben sind, da muß man den Torf auf den Nothfall, wenn

der Holzmangel eintritt, stehen lassen. Denn je älter ein Torf wird, je mehr nimmt er an Güte zu. Auch ist ein Torf oder Moor keinem nur erdenklichen Unfalle unterworfen, wenn er nur so viel Wasser hat, daß kein Feuer darinn überhand nehmen kann; widrigenfalls kann ein Bruch durch Unachtsamkeit mit dem Feuer, oder auch durch einen Stral vom Blitze angezündet werden, und fällt das Retten schwer, wo der Torf mächtig stehet, wenn nicht alsobald durch Umziehung des entzündeten Theils mit einem bis auf den Grund geführten Graben, oder Hineinleitung genugsamen Wassers, geholfen wird.

Doch leidet diese Regel einige Ausnahme. Z. Ex. wann Eisenhütten so gelegen sind, daß man Kiefern, Tannen und Fichten gar nicht, oder doch nicht ohne grosse Kosten haben kann, und dannenhero das Eisen bey harten Kohlen verfrischen muß, da verbraucht man nicht allein ein Drittel harte Kohlen mehr, sondern das Eisen leidet auch mehrern Abgang, wird nicht so geschmeidig, und erfordert mehrere Zeit und Arbeit. In diesem Falle ist es allerdings dienlich, die Hälfte, auch wohl zwey Drittel Torfkohlen unter die harten Holzkohlen zu nehmen, wenn man nemlich die Torfkohlen mit mässigen Kosten haben kann. Zur hohen Ofenarbeit, insbesondere beym Eisen, sind die Torfkohlen bey weitem von der Güte nicht, als Holzkohlen; durch das sehr heftige Gebläse werden sie zu geschwind verzehrt, und der Eisenstein frischet (oder reducirt) sich nicht genug zu rohem Eisen, dadurch vieler Gehalt in der Schlacke zurück bleibt, und indem der Satz oder die Gichten niedergehen, zermalmen sich die Torfkohlen größtentheils durch die darauf liegende Last der darüber gestürzten Kohlen und Eisensteins, welches in hohen Ofen etliche 20 Fuß senkrechte Höhe beträgt. Gleiche Bewandnis hat es auch mit allen andern Schmelzen, und kann man nicht so viel Erz auf die Torfkohlen, als auf die Holzkohlen setzen; hat aber der Torf einige lettigte Unart an sich; so nützet er zum Schmelzen gar nicht, giebt viele und zähe Schlacken, die viel Metall rauben. Bey dem **Eisensteinrösten** giebt ein roher Torf bey weitem nicht Hitze genug, Torfkohlen hingegen zermalmen sich durch die darauf liegende Last der Eisensteine dergestalt, daß die gehörige Würkung des Feuers bey weitem nicht erfolget.

Zum **Rösten** der Erze und Kupfersteine in ofnen Rostställen nutzet der Torf gar nichts, wegen der überhäuften Menge Asche, womit der Stein und Erz bey so vielen Rostfeuern verunreiniget wird. Zum **Erzbrennen** in **gewölbten Ofen** ist die Torffeurung sehr gut; man kann das Feuer wohl regieren, es hält ziemlich an, und giebt eine hinlängliche Hitze. In *Laboratoriis*, wo allerhand Arten von Scheidewassern gebrannt, oder andere Distilir- und Sublimirarbeiten getrieben werden, welche ein langsames und anhaltendes Feuer erfordern, gehet ein guter und reiner Torf, oder auch dessen Kohle, allen andern Arten der Feurung sehr weit vor. Es ist zu mer-

merken, daß bey der Torffeurung, wenn die Umstände sonst es leiden wollen, das Anzünden von obenher am besten geschiehet.

**Torfmoor**, s. Torfbruch.

**Torfstechen**, ist diejenige Verrichtung, vermittelst welcher der Torf aus der Erde heraus gebracht wird. Da der Torf von sehr verschiedener Art ist (s. **Torf** Lit. A); so muß, bevor das Torfstechen unternommen wird, eine genaue Untersuchung angestellet werden, ob und zu welcher Art Feurung der Torf brauchbar? wie tief selbiger stehe? und endlich auf was Art die Wasser, in gehöriger Maase abzuleiten? Der zuverläßigste Weg, die Güte des Torfs zu untersuchen ist, wenn auf einem Platze, 5 bis 6 Fuß ins Gevierte, der obere untaugliche Rasen abgeräumet, und sodann der Torf in länglicht viereckigten Stücken 4 Zoll breit und dick, 9 bis 10 Zoll lang, ausgestochen, und damit so tief fortgefahren wird, als der Torf stehet; weil man aber selten wegen der zudringenden Wasser bis auf den Grund kommen kann; so ist nöthig, sich eines Lüttischer Bohrs zu bedienen. Der zur Probe ausgebohrte oder ausgestochne Torf wird, so oft sich eine Veränderueg an der Farbe, Schwere, oder Vestigkeit zeiget, besonders gelegt, langsam an der Luft getrocknet, sodann im Feuer probiret.

Durch Verabsäumung dieser Untersuchung sind vielmals kostbare Vorrichtungen gemacht, und eine grosse Menge Torf gestochen worden, der beym Trocknen entweder an der Luft zerfallen, oder als halb gebrannte Ziegelsteine, nachdem er etwas gebrannt hat, stehen geblieben, und also unbrauchbar mit Verlust aller Kosten und Mühe gewesen ist.

Wir wollen uns nicht weitläuftig bey den Handgriffen, welche zum Torfstechen nöthig sind, aufhalten, weil solche in vielen Ländern bekannt genug, und kein Geheimnis sind, auch ohne Schwierigkeit Leute zu haben stehen, die damit umzugeben wissen. Es wird genug seyn, die hauptsächlichsten Vortheile zu berühren.

a) Wenn man das Stechen in einem Bruche anordnen will; so muß man genau Acht geben, welches der höchste oder niedrigste Theil desselben sey. Im höchsten Theile, so weit nemlich der Torf gut ist, muß, wenn man mit Vortheil stechen will, der Anfang gemacht werden, und zwar in langen, mit dem Rande des Bruches, oder eines in demselben befindlich höhern Theils, parallel laufenden Graben; denn es ist zu merken, daß ein Torfbruch, so weit er ganz trocken worden, nicht bearbeitet werden kann; der Torf wird spröde und brüchig, ist schwer zu stechen, und gehet gerne in Stücken. Wollte man nun im tiefesten anfangen; so müßte das Wasser so tief abgeführet werden, daß der obere Theil trocken, und unbrauchbar würde.

b) Steht der Torf etliche Fuß hoch; so muß das Stechen stufenweise, gleich als Treppen vorgerichtet werden; auch darf man

in solchem Falle nicht viel tiefer gehen, als das Tiefste der Oberfläche des Bruches ist, damit der darunter stehende Torf durch Ableitung der Wasser nicht allzu trocken werde. Was vom Torfe im tiefesten des höhern Theiles stehen bleibt, kann, wenn man in das Tiefste des Bruches kommt, sodann nachgeholet werden.

c) Den Torf leichter und mit wenigern Kosten heraus zu bringen, lässet man in gewissen Weiten, quer durch diese Graben, einen Strich Torf etliche Schritte breit stechen, auf welchen mit Lauffkarren der Torf kann heraus gebracht werden, wobey nöthig ist, Bretter oder Laufpfosten unter zu legen, das Einschneiden der Räder zu verhindern.

d) Der abgeräumte obere, und zum Brennen untaugliche Rasen, wird in die ausgestochenen Graben gestürzet, und darinnen vertheilet; so hat man Hofnung, daß der Torf wieder zuwachse, weil das zarte Moos, und dessen Saame schon darinnen liegt; wie aber im Art. **Torfbruch** bemerket worden, daß der Torf weder an beständig überschwemmeten, noch beständig trockenen Orten wachse; also ist das abgeleitete Wasser zu diesem Endzwecke dergestalt wieder zuzulassen, daß die Fläche beständig eher zu feucht, als zu trocken bleibe. Die beste Grösse des Torfes ist 9 Zoll lang, 3 Zoll breit, und 3 Zoll dick, und verstehet sich die Grösse, nachdem der Torf völlig trocken worden. Zum Verkohlen in Mielern muß der Torf grösser gestochen werden, und ist hierzu, wie auch zum Verkohlen in Ofen die bequemste Grösse 12 Zoll lang, 4 Zoll breit, 4 Zoll dick; jedoch weil eine Art van Torf mehr schwindet, als die andere, müssen Versuche angestellet werden, wie groß der Torf auszustechen, um die Kohlen in gehöriger Grösse zu erhalten.

e) Im Flachen Lande wird der ausgestochene Torf, nachdem er an der Luft etwas hart geworden, in runde kegelförmige, inwendig hohle Hausen dergestalt geleget, daß die Stücke ein paar quer Finger breit von einander abliegen, damit die Luft durchstreichen, und solche desto eher trocknen könne. In hohen und rauhen Gebürgen hergegen macht das Trocknen des Torfes weit mehr Mühe und Kosten. Bey trüber Witterung, wobey es im Lande ganz trocken ist, liegen gemeiniglich auf solchen Gebürgen stark anfeuchtende Nebel; Winde, welche mit etwas niedrig gehenden Wolken begleitet sind, und im flachen Lande alles austrocknen, führen solche in Gestalt eines dicken Nebels auf die Gebürge, und netzen alles wie ein Regen an. Derowegen ist die wenige Zeit, da der Torf trocknen kann, wohl in Acht zu nehmen, und damit solches desto geschwinder von statten gehe, werden Horden geflochten, schief gegen die Mittagsseite gerichtet, und der Dorf darauf geleget. So bald selbiger so hart worden, daß er sich behandeln läßt, wird er geringelt, und weil auch dieses nicht hinlänglich ist, den Torf gehörig auszutrocknen; so ist nöthig, bey denen sehr hoch gelegenen Brüchen Schuppen zu bauen, die

die mit vielen Lucken oder ofnen Fenstern, und angehängten Laden, auch mit 5 bis 6 Fuß hoch übereinander liegenden Rösten von Latten, Knüppeln und dazu führenden Treppen und Gängen müssen versehen seyn. In diese Schuppen werden die hart gewordenen Törfe gebracht, und dergestalt auf den Rösten über einander gelegt, daß die Luft durchziehen kann. Des Nachts und bey neblichter Witterung werden die Lucken zugemacht, bey trockner Witterung geöfnet; weßwegen ein Aufseher beständig dabey seyn muß. Man siehet leicht, daß solche Gebäude auf hohen Gebürgen und in so rauher Witterung bald schadhaft werden, und nicht allein kostbar anzulegen, sondern auch kostbar zu unterhalten seyn müssen. Bevor demnach eine solche Anstalt gemacht wird, ist wohl zu überlegen, ob sie auch die Kosten und Mühe verlohnen. Ist der Holzmangel nicht groß; so fange man es nicht an. Dieser ereignet sich in hohen und abgelegenen Gebürgen gar selten, wenn die Forsten gehörig und der Natur gemäß behandelt werden.

**f) Es finden sich auch Torfbrüche, worinn gar kein Torf gestochen werden kann, weil die Materie bereits verrottet, zerfallen, und vom Wasser in einen dünnen Schlamm aufgelöset ist. Dieser wird mit einem auseinander gespanneten, an eine lange Stange vestgemachten Sacke, der einem Fischhamen fast gleich ist, aus dem Wasser gezogen, welches Baggern heisset. Sodann, wenn er zu einiger Consistenz gekommen, zu gehörigen Stücken formiret, und heißt gebaggerter Torf, welcher oft dem gestochenen an Güte vorzugehen pfleget. Was vom Torfe im Stechen abgehet, wenn es im Wasser gehalten wird, kann auf gleiche Weise behandelt werden.**

Torrens, s. **Bach.**

*Torrent*, s. **Bach.**

*Tourd*, s. **Drossel.**

**Traben**, wird von dem Gang des Wolfes gesagt, weil er ohne Unterlaß in einem Trabe fortgehet.

*Trace*, s. **Spur**, **Tritt**,

**Trächtig**, **Tragend**, **Tragen**, sagt man sowohl von einem wilden, als zahmen Thier, weiblichen Geschlechts, wenn es ein Junges im Leibe hat. s. a. **Thier**, **Hochbeschlagen.**

**Tragebuche**, s. **Buche.**

**Trageflösse**, s. **Flösse.**

**Trainjagen**, ist ein Jagen, wovon bereits bey dem Wort: **Parforcehunde** Erwähnung geschehen, und welches bey einigen Jagdequipagen also angestellet wird: Es werden zuförderst von einigen Hirschen die Läufte nebst den Schalen und Oberrücken, so man davon abgelößt, zum sogenannten Trainjagen aufgehoben, und sodenn, wenn man dergleichen anstellen will, etwan zwey oder drey Stücke davon in reines und warmes Wasser eingeweicht. Diese werden hernach an eine Leine zusammen gebunden; die Jäger aber reuten mit den Hunden, wie sonst gewöhnlich, und nebst Mitführung ihrer

Jagd-

Jagdhörner, aus. Welcher nun von ihnen den Train hat, der muß schon vorher auf das Feld, den Anger, die Wiesen, oder wo die beste und freye Gelegenheit darzu ist, hinaus seyn, da er denn die Läufte vom Hirsche, die, wie bereits gemeldet, angebunden sind, hinter sich her schleifet, und also immer voraus galoppiret, daß ihn die Hunde nicht sehen müssen; er wendet sich auch wohl etlichemal, und macht Retouren; die Meute aber wird auf die Schleppe des Trains gebracht, ihnen auch, wie sonst bey völliger Jagd geschiehet, zugesprochen, und darzu geblasen, und also dem Train nachgejaget.

Zuweilen werden auch die Hunde wieder arretiret oder gestopfet, damit die hintersten auch nachkommen; und sodenn wird wieder also fortgejaget. Dieses geschiehet nun ein paar mal zur Uebung derer Hunde, ehe dieselben auf den Hirsch gebracht werden, oder ehe die Jagd angehet. Bey vielen Equipagen aber wird von denen Parforcejägern aus diesem Trainjagen nichts gemacht, sondern es wird nur davor gehalten, daß die Hunde, weil sie solchergestalt nur hinter dem Pferde her zu galoppiren gewohnt würden, also nicht sowohl dem Train oder der Witterung des Hirschlauftes nachjageten, als vielmehr nur dem Pferde, womit der Train fortgeritten ist, nacheileten. Wie denn insonderheit die alten Hunde, so der Witterung eines Hirsches schon vollkommen inne sind, auf dem Train entweder gar nicht, oder doch ganz kaltsinnig, und allem Ansehen nach, nur so par Compagnie mit den jungen Hunden zu jagen, die jungen Hunde aber so noch roh und frisch sind, sich auf dem Train besonders anzugreiffen, und denselben zu jagen pflegen, wobey sie jedoch des Jägers Horn und Zuspruch noch mehr ermuntert und anfrischet. Dannenhero ist es freylich besser, wenn, ehe die würkliche Jagd angehet, ein paarmal ein schlechter Hirsch angeschossen, und mit den Hunden vollends todt gejaget, auch selbigen zum Genuß gegeben, und *Curée* gemacht wird. Dardurch kriegen sie nicht allein mehr Feuer und Begierde zum Jagen, sondern kommen auch in solchen Stand, daß, wenn die Herrschaft jagen will, es nicht gleich anfangs Fehljagen giebet.

*Trape*, s. Falle.

**Trappe**, lat. Tarda, Otis, franz. *Ostarde*, *Otarde*, *Outarde*, ist der gröste Vogel unter allem Feldgeflügel, mit einem ungestalten, länglichten und aschengrauen Kopfe, sehr starken Schnabel, einer vorne beinharten, und auf den Seiten wie eine Säge ausgezahnten Zunge, breiten Augen und weiten Ohrenlöchern, deren Oefnung so weit ist, daß man gar leicht und ohne Mühe den kleinen Finger darein bringen kann. Sein Hals ist lang, von aschengrauer Farbe; der Rücken ist gesprengt, von dunkelfalben und schwarzen mit roth untermengten Federn; der Bauch hingegen ist weiß; die Beine sind hoch und stark, und mit Schuppen bedecket. Er hat sonst Füsse wie die Hüner, ausser daß allein drey Zähen mit kurzen Klauen vor-

vorwärts stehen, hinten hinaus aber keine, sondern nur eine knorrichte Tiefe in dem Fusse, gleich einer Sohle, ist. Der Schweif oder Schwanz ist vier quer Hände lang, von rothen schwarzgesprengten und weiß vermischten Federn. Der Hahn ist dem Huhne an der Farbe allerdings gleich, aber um ein merkliches grösser, als dieses. So hat auch derselbe, zumalen wenn er alt wird, eines Fingers langen Bart von zwey oder drey schmächtigen weissen Federlein, welche, wenn er sich erzürnet, zu beyden Seiten hinaus strotzen, und ihn um so viel ansehnlicher machen.

Er pfalzet in der Fastenzeit, und hat alsdenn nicht nur ein, sondern etliche Hüner, weil sich diese Art, gleich dem Auerwildpret, auch nicht paaret. Bey der Pfalz breitet er sich mit seinen Federn und dem Schwanze gleich einem Trut- oder Auerhahne, giebt aber dabey keinen Laut von sich, wie der letztere sonsten ordentlicher Weise in seiner Pfalz zu thun pfleget. Wenn zwey oder mehr Hähne zu solcher Zeit bey einer Henne zusammen kommen; so treten und schlagen sie grimmig auf einander los, bis einer den Sieg und die Braut davon trägt. Die Weiblein oder Hüner legen ihre Brut oder Eyer, welche weißgelber Farbe, sehr hartschalig, und in der Grösse zwischen Truthüner- und Gänseeyern sind, gemeiniglich in das Haberfeld, und suchen das zu gerne solche Hänge, die von Wegen und Landstrassen entfernet sind, scharren allda eine kleine Grube in die Erde, und legen also zwey Eyer ohne einiges Geniste da hinein auf den blossen Erdboden. Wenn ihre Jungen in vier wöchentlicher Zeit ausgebrütet sind, führen sie solche, so bald sie fortkommen können, in das Getreide in Sicherheit. Sie sind sonst sehr scheue, verzagte und furchtsame Vögel, die, so sie bald jemanden von weitem sehen, oder Hunde bellen hören, bald ausfliessen. Wenn sie aber über ihrer Brut sind; so sitzen sie so veste, daß sie mit der grösten Gewalt kaum abgetrieben werden können; und wenn sie ja der Macht weichen und die Flucht ergreiffen müssen; so nehmen sie ihre Eyer mit, tragen selbige (vermuthlich unter denen Flügeln, oder mit dem krummen Halse) hundert auch mehr oder weniger Schritte fort, und scharren daselbst wieder ein Loch, darinn sie ihre Brut vollends ausbringen, welche eher nicht von ihnen verlassen wird, bis sie selbsten fliegen können.

Ihr Geäse ist zur Sommerszeit grüne Saat, und nach dieser allerley Körner, bis sie wegziehen, und im Frühjahre wieder kommen; doch bleiben derselben unterschiedliche in denen warmen Feldern, und erhalten sich zur Winterszeit mit Korn- und Rübesaat. Sie sollen die junge Brut von Lerchen und andern kleinen Vögeln, auch wohl von Wachteln und Rebhünern angreifen und verschlucken; welches zwar nicht sowohl an denen wilden zu merken möglich, als man es an zahmen wahrgenommen, daß, wenn selbige zu jungen Küchlein oder Enten kommen können, sie solchergestalt mit ihnen verfahren

fahren haben. Und wird dergleichen Raub daher desto wahrscheinlicher, weil des Trappen Magen nicht wie ein Gans- oder Truthahnmagen gestaltet, sondern von Haut, wie die Mägen der Raubthiere, gestaltet ist.

Er gehöret zur hohen Jagd, und müssen dahero, wenn man Weydmännisch von ihm sprechen will, eben die Redensarten, wie bey dem Auerhahne, von ihm gebrauchet werden. Er soll eine sonderliche Liebe zu denen Pferden tragen, und, dahero mit dem Schießpferde, oder mit einer Karrenbüchse, am leichtesten erschlichen werden können. Sie versammeln sich gerne in ebenen Feldern, wo das Regenwasser zusammen läuft; zur Herbstzeit aber sind sie auch in denen Kraut- und Rübenfeldern anzutreffen. Ihre Schwere erstrecket sich auf vierzehen, sechszehen bit achtzehen Pfund, und ist dieses die Ursache, daß sie sich nicht so leicht, als andere Vögel, in die Luft schwingen, sondern von raschen Windhunden ohnschwer gefangen werden können. Das Fleisch der alten Trappen ist schwarz, und etwas hart, und tauget am besten in Pasteten, wenn es zuvor, wie das Fleisch von dem Auerhahn und anderm dergleichen grossen Geflügel, zubereitet worden. Die Jungen sind ein Herreneßen, und werden gebraten, weil ihr Fleisch nicht ungeschmack ist. Es giebt nicht nur eine gute Nahrung, sondern ist auch wohl zu verdauen. Sein Fett hat eine zertheilende und Schmerzlindernde Kraft; sein **Koth** aber soll vor die Raude gut seyn.

**Traubeneiche**, s. **Eiche**.

**Treffen**, heißt, wie bey den Jägern, so auch bey andern Personen, die mit Schießgewehr umgehen, gewiß schiessen.

**Treibepferd**, s. **Schießpferd**.

**Treibejagen**, s. **Klopfjagen**, **Treiben**.

**Treiben**, heissen die Jäger, wenn man bey einem Hauptjagen das Wildpret mit Mannschaft aus einem Orte in den andern treibt. Wenn (wie oben bey dem Worte Hauptjagen gemeldet) die vorhandenen Hirsche und anderes Wild genugsam erkundiget, vorgesuchet, und bestätiget, der hohe mittele und übrige sämmtliche Jagdzeug auch gehöriges Ortes gesetzet und aufgestellet ist; alsdenn werden aus denen Aemtern die vorhero bereits dazu aufgebottenen Bauren oder Landesunterthanen Dorfweise verlesen, das Treibevolk in Ordnung gestellet, und von weitem her, durch die daran gelegenen Hölzer und Moräste, von der Seiten, oder durch die Vorhölzer, oder anderes Gebüsche, welche sonst weit abgelegen, ein **verlohren Treiben** gehalten, damit sich das allda aufhaltende Wildpret durch solches Treiben nach dem grossen Walde begebe. Damit aber solches nicht zur Seiten neben auslaufe, wird währendem Treiben mit Tücherlappen sofort beyher gestellet. Man muß auch, nach Gelegenheit der Wälder, das Treibevolk zur Rechten oder Linken, wie es sich füget, und am besten schicken will, sich schwenken lassen, bis man alle die weitläuftigen Win-

Winkel durchgetrieben hat, und das Wild nicht mehr so weitläuftig zu suchen noch zu treiben ben ist; worbey man aber nicht mit Jagdhunden unter das Wildpret stören soll, indem man solches nur verstreuen würde, sondern allmählig mit der Mannschaft treiben; es wäre denn, daß man im Treiben auf ein Behältniß oder Lager eines Hauptschweines käme, und solches nicht heraus wollte; so müßte man einen Saufinder hinein schicken, und solches aussprengen. Vor vielem Platzen und Schiessen muß man sich auch hüten, als wordurch das Wild scheu gemachet wird. So ist auch das grausame Geschrey schädlich.

Wenn nun der Jägermeister vermuthet, und von denen Forstbedienten benachrichtiget ist, daß das Wild von allen abgelegenen Hölzern meistens zusammen gelaufen seyn werde, und nunmehro wohl in dem grossen Walde seyn müsse; so muß er die unter seiner Bothmässigkeit oder Commando stehende Jägerey, und die Förster derselben Reviere, nebst denen aus denen Aemtern zur Jagd bestellten Landesunterthanen, alsofort ohne den geringsten Zeitverlust das Treiben ganz machen und stellen, jedoch also eintheilen lassen, daß ein jeder nach seiner Bedienung oder seinem Range auf die Flügel, und zwar, so viel möglich, in gerader Linie gestellet werde, dergestalt, daß einer so weit, als der andere, parat stehe. Es sind die Förster mit einzutheilen, darum höchst nöthig, weil sie allda bekannt, und in ihren Revieren nicht allein Holzrecht wegen der Behältnisse des Wildprets sind, sondern auch, weil sie der Strassen und Wege halber bessere Nachricht geben können. Alle Jagd- und Forstbediente aber werden darum vor das Treibevolk eingetheilt, daß sie die Landesunterthanen in guter Ordnung zum Treiben anlegen lassen, und durch die Landknechte die muthwillig hinterbleibende, zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit mit Schärfe anhalten sollen; worbey aber, dafern es nicht höchstnöthig, oder einige Bosheit zu merken, dieselben mit ungebührlichem Stossen oder Schlagen billig zu verschonen sind.

Wenn nun das Treiben gestellet worden, und die Jägerey sich nach ihren Nummern rangiret; so wird durch den ältesten Hofjäger, als Flügelmeister, von dem rechten Flügel, durch ein gewöhnliches Flügelhorn, welches er führen muß, der Ruf gegeben; alsdenn antwortet der andere Hofjäger, als Flügelmeister des linken Flügels, auf eben dergleichen Art, darauf der in der Mitten befindliche Oberjäger, Wild- oder Forstmeister, so die Mitte führet. Die Jagdjunker, Jagdpagen, und übrige Jägerey, stossen drey Hieff ins Horn, und das Treibevolk antwortet mit dem Waldgeschrey: Ho! ho! Gehet also das Treiben Schritt vor Schritt fort, durch Dick und Dünne; wie einer in solcher Ordnung angestellet worden ist, muß er dabey bleiben, und muß sodenn das Treiben ferner continuiret werden, bis man zu beyden Flügeln an die Tücher kommt. An dem Lauft aber, und wo der Zeug enge stehet, muß es, ganz

stille

stille zu seyn, scharf befohlen, und kein Feuer oder Lermen gemacht werden, worauf die Zeugknechte, die Stelleute und Fußknechte gute Achtung geben müssen; denn sonsten das dahin getriebene Wildpret, an statt dessen, daß es sich allda verbergen und aufhalten sollte, scheu werden, zurück prallen, und durch die Treiber mit Gewalt durchbrechen würde.

Wenn nun das Treiben den Gezeug erlanget; alsdenn wird eine Halte gemacht, und ein jeder, was er gesehen, befraget, die Lappen hinter den Treibern quer vor zugestellet, und wo sie nicht reichen, die Treiber enger zusammengerücket, oder Feuerplätze angemachet, doch so, daß sie nicht Schaden verursachen. Hierauf fänget sich das Treiben wiederum an, und gehet ferner in aller Stille fort, bis auf einen Querflügel, wo man vorhero sonderlich abgeschritten, und gewiß versichert ist, daß der hohe Zeug reichen werde; sodenn kann von beyden Flügeln, so viel Zeug aufgehoben und das Jagen also damit zugestellet werden; so hat man das Wildpret verlangter massen alle beysammen, und das Jagen ins Ganze gebracht.

Es geschiehet aber zuweilen, und sonderlich zum öftern mit den Sauen, daß sie durch die Treiber zurücke brechen; solchenfalls muß wieder von neuem angefangen, auf dem Querflügel Halte gemacht, und wenn mit dem Flügelhorne die Losung gegeben worden, daß etwas beträchtliches von Wildpret zurücke gegangen, alles Treibvolk und Jäger aus der Mitte voneinander und zu beyden Flügeln zusammen gezogen, und in aller Stille so weit, bis man vermeinet, genugsam vorzukommen, zurück marschiret, sodenn aber alles nach voriger Ordnung gestellet, und wiederum nach dem Jagen getrieben werden, bis man hinter den Treibern wiederum zusammen gestellet hat, und das Wildpret alle beysammen vermuthet; also ist denn das Jagen fertig. In demselben muß man mit dem Wilde den ersten Tag ja nichts vornehmen, und so wenig treiben, als noch enger mit dem Zeuge einstellen, vielweniger darinnen platzen oder einen Hund merken lassen. Wo Landstrassen oder sonst gangbare Wege durch das Jagen gehen, muß sowohl bey denen Ein- und Ausgängen ausserhalb des Zeuges mit einem Zeugknechte und vier Jagdleuten gewachet, und die Reisende durchgelassen, dieselbe, wenn sie Hunde bey sich haben, solche an Stricken zu führen angewiesen, auch, wenn es verdächtige Leute sind, zu Abschraubung der Steine von ihren Gewehren angehalten, und ihnen allenfalls ein Jagdbedienter der sie durch das Jagen führe, zugegeben werden.

So nun das Wild im Zwangetreiben noch enger, und also im Abjagungsflügel eingestellet werden soll; so wird das Treibevolk abermals angeleget, die Rundung, welche hierzu bereits vorhero beraumet seyn muß, in aller Stille eingestellet, und veste gemachet, damit, so bald angefangen wird, zu treiben, gleich hinter denen Treibern der Zeug gehoben werden könne. Wenn

also der Abjagungsflügel gehöriger massen mit hohem Zeuge eingestellet, und dieser fein glatt angezogen, auch die Unterleine, wegen des kleinen Wildes, unten mit Hacken angepflöcket ist; so wird weiter keinem Menschen hinein zu gehen erlaubet, der vormals gebrauchte Zeug aber wiederum aufgehoben, und auf dem Zeugwagen an behörige Orte gebracht; die zwey Fuder zum Lauf aber, und zwar die neuesten und besten, werden bis zu nöthigem Gebrauch in Bereitschaft gehalten. Das letzte Treiben geschiehet bey dem Abjagen und Ausschiessen. s. **Abjagen.**

**Treiben,** nennen die Jäger auch einen Ort, welcher in einem Gang, ohne Vorstellen, ausgetrieben werden kann.

**Treibezeug,** s. **Treibzeug.**

**Treibholz,** heißt in weitem Verstande alles Holz, so auf einem Fluß herabgehet und geflösset wird; in engerm Verstande aber nur dasjenige, welches an einzelnen Scheiten in das Wasser geworfen, von demselben also fortgeführet, und an dem bestimmten Orte wieder aufgefangen, und ausgezogen wird; da hingegen dasjenige, so in Flössen oder Strängen gebunden geführet wird, eigentlich Floßholz heisset. s. a. **Flösse, Floßholz.**

**Treibjagen,** s. **Klopfjagen, Treiben.**

**Treibleute,** s. **Treiben.**

**Treibzeug, Treibezeug,** ist ein weydmännisches Geräthe, dessen man sich heut zu Tage fast aller Orten zum Rebhünerfange bedienet; weswegen es auch bisweilen ein **Rebhünerzeug** heisset.

Es bestehet erstlich aus einem in die **Runde gestrickten, vornen weiten und hinten spitzig zulaufenden Garn,** welches einem Fisch- oder Garnsacke, wie solche die Fischer gebrauchen, allerdings ähnlich, aber nur nicht so weit ist, und von einigen auch der **Rebhünerbeeren,** von andern aber der **Hahmen** genennet wird. Dieses Garn ist mit runden Bügeln oder Reiffen, welche einen Schuh oder etwas mehr voneinander stehen, und gegen den Sack oder Zipfel zu, immer kleiner werden, auseinander gespannet. Vornen ist dieser Hahmen auf beyden Seiten mit Flügeln versehen, welche fast auf die Art der Steckgarne gestrickt sind.

Hiernächst gehöret auch zum Treibezeuge eine sogenannte **Kuh,** oder das **Schild,** hinter welches sich der Rebhünerfänger verbirget, daß ihn die Hüner nicht vor der Zeit zu sehen kriegen, und davon fliegen mögen. Wenn nun der Weydmann ein Volk Hüner angetroffen, und solche entweder des Morgens früh verhöret, oder durch Vorstehung des Hundes gefunden, und den Ort, wo sie anzutreffen, bemerket hat; so gehet derselbe einen ziemlichen Umschweif nach dem Platze zu, wo ihm dünket, daß die Hüner am liebsten hinlaufen möchten; und zwar laufen sie gemeiniglich dahin am liebsten, wo sie ihre Schnäbel hinwenden. Daselbst leget er den Hahmen mit

mit seinen Flügeln geschwinde zurechte, kehret sodenn durch gleichmäßigen Umschweif, damit er von den Hünern nicht gesehen werde, wieder zurücke, ziehet die Kuh an, oder nimmt das gemahlte Schild vor sich, und gehet allmählich an den Ort, da der Hund gestanden, stehet daselbst stille, und siehet, ob die Hüner noch vorhanden sind. Ist dieses, so stehet man hinter ihnen in der Kuh, oder von dem Schilde bedecket, stille, manchmal eine Stunde, oder zwey, weniger oder mehr, so gewohnen sie der Kuh, und wenn sie anfangen zu weiden; so gehet man immer näher auf sie zu, und machet sich dabey fein klein; denn je kleiner man sich vor den Hünern machen kann, je besser es ist.

So sich die Hüner wieder ducken, oder scheuen, und nicht fort wollen; so stehet der Hünerfänger stille, oder gehet wohl wieder gar zurücke, und verhält sich ganz stille. Denn wenn die Hüner nicht alle beyeinander liegen; so sind sie übel zu treiben, und fort zu bringen, sondern steigen gerne auf. Fangen sie aber wieder an, zu weiden; so gehet man von neuem gemächlich auf sie zu. So bald die Hüner zwischen den Flügeln nach dem Hahmen zu wandern; so dringet man noch härter auf sie los, bis sie endlich alle miteinander in dem Hahmen sind; alsdenn laust man schnell zu, hebet den Hahmen auf, leget das Schild oder die ausgezogene Kuh auf die gefangenen Hüner, langet eines nach dem andern heraus, und beschneidet ihnen die Fittiche, lässet die alte Henne nebst noch einer jungen, und einem jungen Hahne, also bald wieger fliegen, die andern thut man in einen Sack, und träget sie nach Aufhebung des Zeuges hinweg. Will man sie aber gleich würgen; so raufet man ihnen eine Schwingfeder aus dem Flügel, sticht ihnen damit hinter dem Genicke in den Kopf; so sterben sie bald. Des Morgens lassen sie sich lieber aus dem Felde nach den Hecken, und des Abends lieber aus den Hecken nach dem Felde zu treiben.

An statt der Kuh oder des Schildes kann man auch ein lebendiges Pferd, wenn es darauf abgerichtet ist, gebrauchen, allein der Treiber darf nicht über das Pferd hinsehen, sondern muß fein an der Seite bleiben, damit die Hüner seiner nicht gewahr werden. Andere flechten nur von Laub und Sträuchern einen Schild mit zwey Löchern, dadurch sie sehen können, und treiben also wie mit dem Gemahlten. Wo die Hüner durch Schiessen und Beitzen gescheuchet worden, ist mit dem Treibezeuge wenig auszurichten. Dieses Weydwerk, welches, weil so gar viel Gedult darzu gehöret, manchem verdrüßlich vorkommen will, ist am besten von Michaelis bis Weyhnachten zu gebrauchen; denn nach Lichtmeß hat dieser Fang ein Ende, s. Rebhuhn. Was aber insonderheit dabey zu beobachten, wenn man die Fasanen mit dem Treibezeuge fangen will, s. Fasanenfang.

*Tremble*, s. Aspe.

**Treusche**, s. Aalraupe.

Trichades, s. **Drossel**.

**Trieb, s. Trift.**

**Triebvögel, s. Fischiagd.**

**Trift, Trieb, Viehtrieb, heißt** 1) ein gemeiner Weg, durch welchen man das Vieh auf die Weyde zu treiben pfleget.

per l. interactum 12. & l. qu. *Sella* 7. ff. de S. P. R. Add. *Varro* lib. 4. de Lingu. lat.

Es ist von dem Weydgang unterschieden, welcher eine Gerechtsame ist, das Vieh auf seinem eigenen, oder eines andern dienstbaren Grund und Boden zu weyden. 2) Die Gerechtigkeit, diesen Weg zu betreiben. Mit dieser hat es eben die Bewandniß, wie mit der gerechtigkeit der Hut und Weide, s. **Weide.** Was aber die Trift und den Weg zur Weide selbst anbetrift; so hat man, wo solcher durch Holzungen gehet, genaue Vorsicht und Aufsicht zu tragen, damit diese dabey keinen Schaden nehmen.

α) **Heerden von Hornvieh** haben die Art an sich, daß sie gern geradezu gehen, und nicht ohne Zwang Wendungen nach scharfen Ecken oder Winkeln machen. Man muß also in Triften und Weydegängen dergleichen nach möglichkeit zu vermeiden suchen, und zwar um so viel sorgfältiger, je grösser die Heerden und je schwerer sie in Ordnung zu halten sind. Erfordert die Lage der Oerter und Beschaffenheit der Gebürge Krümmen; so muß man sie, so viel thunlich, zu brechen, und nach einer gemächlich gebogenen Linie zu richten suchen. Oft sind auf Ebenen die Hauungen sehr winklicht und verworren geführet, und die Triften und Weydegänge müssen folglich eben so laufen, da es denn unmöglich fällt, die Heerden abzuhalten, daß sie nicht in die darzwischen liegenden annoch zu hegenden Oerter ausweichen, und Schaden anrichten. Oft sind die Triften durch Hauungen abgeschnitten, daß man nicht in die zur Huth und Weyde eigegebenen Oerter kommen kann, man müßte denn durch die annoch zu hegenden treiben. In solchen Fällen, und überhaupt wo Oerter, die im Gehäge stehen, und dem Anlaufe der Heerden ausgesetzet sind, muß man dem Uebel mit Graben, die wenigstens drey Fuß tief und weit seyn, vorzubeugen suchen, oder wo sich dieses nicht schicken will, die jungen Gehaue verrücken; dieses geschiehet, indem man Pfähle einschlägt, und Stangen oder Lattenknüppel, in einer Höhe von drey Fuß, quer über nagelt.

Die Triften, welche man durch junge Gehäue zu machen genöthiget ist, werden ebenfalls auf beyden Seiten mit Graben oder Verrückungen eingefasset, und zwar vor kleine Heerden, die ein halb, bis ein Schock Vieh stark sind, in der Breite von zehen bis funfzehen Schritten; sind sie zwey bis drey Schock stark, von zwanzig bis funf und zwanzig, sind sie sechs bis acht Schock stark, von funfzig bis sechszig Schritten. Ohne Noth Triften und Weydegänge über hohe und steile Berge in einem Zuge auf- und abzuführen, ist ein grosser Fehler, das Vieh wird erhitzet, die Nutzung davon verminderts sich, es will endlich nicht gern fort, fällt leicht an das junge auf dem Wege vorfallende Holz, wenn

wenn es nicht immer mit Gewalt fortgetrieben wird, das aber bey grossen Heerden sehr schwer fället und also ohne Schaden nicht leicht abgehet.

Die bisher bemerkten Fehler, wenn sie einmal begangen worden, ist man selten im Stande, binnen wenigen Jahren aus dem Grunde zu heben. Die Verbesserung muß nach und nach geschehen, und kann man den gegenwärtigen Aussehern über die Forsten die Schuld nicht allezeit beymessen. Z. Ex. wenn die Oerter unordentlich und verkehrt abgetrieben sind, läßt sich der Fehler in vielen Jahren nicht wieder ins Geschicke bringen, wenn nicht ein ganz ausserordentlicher Vorfall die Verbesserung befördert. Man hat sich derohalben um so viel sorgfältiger davor im Forstbetriebe zu hüten, je langwieriger die übeln Folgen zu seyn pflegen.

β) Unter dem Artickel: **Holzschlag** ist gelehret worden, wie man die Oerter den Triften nach, niemals aber entgegen hauen, auch nach Möglichkeit vermeiden müsse, Oerter ausser der Ordnung, mitten zwischen andern, heraus zu hauen. Erfordert eine wiedrige Nothwendigkeit das Gegentheil, oder man hat aus Versehen anderst verfahren und die abgetriebenen und stehenden Oerter sind einmal untereinander und in Unordnung gekommen; so muß man den Fehler durch **Creuztriften** zu verbessern suchen. Man überschläget zu dem Ende, nach welcher Linie die Haupttrift am bequemsten könne eingerichtet werden, damit man in alle sowohl vor, als zu beyden Seiten liegende Oerter, kommen möge. Wo die Trift bereits verhauen, da wird ein vor die Heerden hinlänglicher breiter Strich mit Graben oder einer Verrückung abgesondert. Wo nachgehauen werden soll, da läßt man einen solchen Strich Holz stehen, dergestalt, daß alles aneinander schliesset. Einige Linien müssen seitwärts allmählig ablaufen, damit man in die daselbst gelegenen und bereits verhauenen, oder noch zu verhauenden Oerter, mit den Heerden kommen könne; daher solche Triften den Nahmen **Creuztriften** führen. Auf solchen Triften nimmt man das allzu dick stehende, oder abständig werdende Holz weg; wo es zu lichte wird, muß man nach Beschaffenheit des Bodens mit Pflanzung ziemlich starker, junger, sonderlich Eichenstämme, die leeren Plätze besetzen, und solche mit Dornhecke einfassen, damit der Boden genutzet werde. Der Anwachs des Unterholzes ist auf solchen triften zwar verlohren; doch kann man die verbissenen Loden, wenn man diese Nothtriften nach Ablauf einiger Jahre nicht mehr nöthig hat, erfrischen, und den Anwachs wieder herstellen, die Weyde wieder auf diese Weise erhalten, und dem Verderben der jungen Oerter vorbeugen.

γ) **Koppeltriften**, da mehrere Heerden einen Weg auf die Weyde haben, sind immer beschwerlich; doch nicht so schädlich, als die **Koppelweyden**. Sie lassen sich aber auch nicht so leichte abstellen, als diese. Oft sind sie nöthig, das Vieh an das Wasser

Wasser zu treiben. Diese sind meistens beständig, und ist in diesem Falle am besten, dergleichen Tristen mit ziemlich starken jungen Stämmen, doch nicht gar enge, zu bepflanzen, wozu man am liebsten Eichen nimmt, wenn der Boden nur einiger massen dazu geschickt ist. Es dienet das Bepflanzen, daß die Heerden bey gar grosser Hitze einigen Schutz davon haben, ausser dem aber kann man das Baumholz benöthigten Falls einzeln von solchen Tristen nehmen, und mit jungen Stämmen wieder ersetzen. Wo Kuppeltristen zum Wasser gehen, da thut man besser, an statt einer breiten, zwey schmale Tristen zu nehmen, in deren einer die Heerden nach dem Wasser, in der andern wieder zurück gehen, weil oft, wenn die Heerden einander entgegen kommen, grosse Unordnungen entstehen.

**Tristacheln**, s. Aalfang.

**Tritt, Gang, Schritt, Fußstapfe**, lat. Gressus, Passus, Vestigium, franz. *Pas*, *Vestige*, *Trace*, ist bey den Jägern unter den sonst so vielen Kennzeichen, wodurch sie einen Hirsch in seiner Fährte von einem Thier unterscheiden, eines mit von den kenntbarsten, und bestehet in folgenden Arten: in dem Blendetritt, Beytritt, Creuztritt, Schloß- oder Schlußtritt, wovon diese Nahmen nachzuschlagen.

**Tritteisen**, s. Tellereisen.

Trocta, s. Forelle.

Troglodytes, s. Zaunkönig.

**Trommel**, heißt ein Garn, so zum Fang der Staaren gebraucht wird. s. Staarenfang.

*Tronc*, s. Stamm, Stock.

**Troschel**, s. Drossel.

**Trostel**, s. Drossel.

*Truble*, s. Tauchgarn.

**Trüffel**, lat. Lycoperdon subterraneum, franz. *Truffes*, ist eine Art von Schwämmen, die unter der Erde wachsen, ohne daß sie, wie andere Schwämme, einen Stiel und Wurzeln haben. Herr Prof. Gleditsch, in seinem methodo fungorum S. 156. nennet unter dem Genere Lycoperdon, 1) die Schweinetrüffel, (unter Mast), Hirschtrüffel, 2) die weisse Trüffel. Andere Schriftsteller begreiffen die Schwämme, so unter der Erden wachsen, unter dem Nahmen Tuber, und verstehen darunter die rundlichte oder irreguläre, knolligte Körper, deren Oberfläche von vielen hervorragenden Puncten uneben gemacht wird, und deren Fleisch aus einem weichen schwammigten Wesen, worinnen viele gewundene Höhlungen sind, bestehen. Die Trüffeln sind bald rund, bald oval; die länglicht ovalen (Lycoperdon ovato-oblongum,) werden nicht zur Speise der Menschen vor dienlich gehalten, sondern Schweinetrüffeln genennet, wie dann auch die Schweine den guten Trüffeln sehr nachstellen. Man hat kleine und grosse; wie dann von denen grösten einer, wann er frisch ist, fast ein Pfund wieget.

Der Farbe nach giebt es weisse, schwärzlichte, graue oder erdfarbige. In denen Breslauer Natur- und Kunstgeschich-

geschichten 1719. mens. Nov. werden sie folgender massen beschrieben: Auswendig sind sie schwarzbraun mit kleinen Hügeln, etwas grösser, als wie in dem Seidenzeuge, welcher Chagrin genannt wird; innwendig aber entweder scheckigt, und wie eine Muscatennuß gleichsam marmoriret, welches die besten sind; oder weiß, welche nicht so gar zeitig, aber doch sehr lieblich sind; diejenigen aber, so innwendig schwarz, sind alt, faulen gerne, und wann sie faulen, sind sie voll weisser Würmer wie Käsemaden, dergleichen schon bey einem Pfund schwer gefunden worden, die aber zu nichts mehr nütze waren. Absonderlich hat man bey Gesees, ohnweit Bayreuth am Sophienberge, eine kreidenweisse Trüffel gefunden, welche dem Ambra gleich stark gerochen, da dergleichen sonst nirgends ist gefunden worden.

Herr Bradley, in seinen neuen physicalischen Anmerkungen von der Gärtnerey zeiget sehr gründlich, daß dieses alles einerley Art der Trüffeln sind; daß eine jede weiß ist, so lange sie noch nicht reif ist; daß sie grau wird, wann sie zu reiffen anfängt; und daß sie ganz schwärzlicht ist, wann sie ihre vollkommene Reiffe erlanget hat. Von derselben durchdringendem Geruch sind die Meynungen sehr getheilet. Einige halten denselben vor Urinhaft und übelriechend, andere aber vor wohlriechend. Trüffeln sind zum Essen schon längst gebraucht werden. *Dioscorides* l. 2. c. 175. schreibet davon: Tubera rotundæ radices sunt, sine caule, sine foliis flavescentes, vere fodiuntur, cruda & cocta eduntur. Und Plinius giebt von denenselben deutliche Nachricht in Hist. nat. l. 19. c. 2. Indessen sind doch einige zweifelhaft, ob die Schätzbarkeit, die man ihnen beyleget, einen guten Grund habe. Vielleicht sind alle Schwammgewächse, und insonderheit die Trüffeln, der menschlichen Gesundheit nichts weniger als zuträglich? Dann es giebt wirkliche Beyspiele, daß auf das öftere und unmässige Essen derselben bald der Tod erfolget ist. Unterdessen weil sie in verschiedenem Verstande die Wollust reitzen sollen; so werden sie sich in diesem Ansehen noch lange erhalten.

Ehedem wurden die Trüffeln aus andern Ländern, hauptsächlich aus Italien, sonderlich aus dem Mayländischen, als eine theure Waare zu uns gebracht. Ob zwar ihr Preiß noch nicht sehr vermindert ist; so wissen wir doch nunmehro, daß sie in Deutschland eben so gut wachsen, als in Italien und andern Ländern. Einige wollen zwar behaupten, daß jene, wenn sie noch frisch sind, einen weit penetrantern Geruch, als die unsrigen, und daher auch eine besondere Kraft hätten. Man findet unser Erdgewächs in der Mark, um Reinsberg, bey dem Dorf Gusow, im Walde Zogen, bey Fehrbellin, in der Schönebeckischen und Liebenwaldischen Heyde 2c. in Böhmen, in Ober- und Niedersachsen, im Unterharz und Halberstädtischen, im Herzog-

zogthum Würtemberg, sonderlich in denen Försten Urach und Kirchheim ꝛc. Hauptsächlich wachsen sie in Waldungen, die einen sandigten Boden haben, und zwar gemeiniglich an solchen Stellen, wo oft wenig Gras und Kräuter stehen, auch kein Busch- oder Unterholz vorhanden ist. In andern Orten finden sich die meisten, wo vieles Gebüsche von Haselstauden und Hagenbuchen in gutem Boden stehet. Vielmals wachsen sie unter Eichen und weitläuftigen Buchen in lettichtem Boden. Sie stecken selten tiefer als eine Handbreit, und meistens nur 2 Finger tief. Einige meynen, daß die Frülingstrüffel viel zärter als die Herbsttrüffel seyen; allein die letztern wachsen in viel grösserer Quantität, sonderlich nach starkem Regen mit Donner und Bliz.

Man suchet die Trüffel mit **Schweinen** oder **Hunden**. In der **Breslauer Natur- und Kunstgeschichte** sind vom Jahr 1719. bis 1725. drey besondere Abhandlungen von dieser Tubera subterranea. In der ersten ist folgende Nachricht befindlich: In Frankreich, Spanien und theils Italien, sucht man sie mit einer Suchtel oder Schweinemutter, welcher zuvor der Rüssel mit einem eisernen oder messingenen Ringe geschlossen worden. Sodann wühlet die Saumutter mit dem Rüssel in die Erden und die Trüffel heraus. Wenn sie keinen Ring anhätte, würde sie selbige fressen, weil sie sonsten sehr begierig darnach ist. An statt der Trüffel aber giebt man ihr sogleich eine Castanie, oder ein paar Eicheln, und lässet sie, nach vorgemachtem Ringe, weiter suchen. In ganz Piemont aber und im Milanesischen, wie auch in Savoyen, suchet man dergleichen Gewächse mit Hunden, welche eine Art von kleinen Pudelhunden sind. Solches geschiehet auf diese Art: Ganz frühe, nimmt man den Hund, den die Italiäner *Putta* nennen, dem man auch so italiänisch ruffen muß, und giebt ihm ein Stück Brod in Trüffelöl eingetauchet, welches Oel man macht, indem man die Trüffel in Baumöl sieden lässet; sodann ziehet man mit ihm aus, und so bald der Hund draussen etwas spühret, wetzet er mit dem Maule und sucht. Wann er einen Trüffel gefunden hat; so fällt er an, wie ein Leithund auf den Hirsch fähret, und fängt an zu kratzen; alsdann kommt man ihm zu Hülfe mit einem Grabeisen, und gräbt sie heraus; dem Hunde aber giebt man ein klein Stücklein Brod. Dieser Trüffelhund frisset auch nur Brod, und bekommt nichts anders, ꝛc.

Das **Trüffelsuchen** kann gar wohl eine lustige Jagd vorstellen. Indessen werden sich ordentlich gelernte Jäger nie damit abgeben, noch diese **Trüffeljagd** unter die eigentliche Jagd aufnehmen. Es hat im aller uneigentlichsten Verstande das Aufsuchen der Trüffel die Benennung einer Jagd deswegen bekommen, weil an gewissen Orten Jäger und Hunde dazu gebraucht werden. Es ist eine Kunst, die jeder Schäfer bald begreiffen kann: Mit allem Recht entfernen sich davon ordentlich gelernte deutsche Jäger, und mögen die Italiäner, welche

welche vom Aussuchen und Ausgraben dieser Art Schwämme eine Profession machen, für keine Cameraden agnosciren, sondern sie unter dem eigentlich ihnen gebührenden Nahmen, als **Trüffelsucher**, erkennen.

**Herr Kriegsrath Stisser** und **Herr von Beust**, in seiner **Jagd- und Wildbahnsgerechtigkeit**, würden wohl besser gethan haben, wann sie die sogenannte Trüffeljagd, welche abusive also genennet wird, aus der Forst- und Jagdgeschichte ganz weggelassen hätten. Sie ist der Zeit noch in keinem Staate für eine Jagd declariret worden, dörfte auch wohl niemalen dafür erkläret werden. Und wenn gleich ein Landesherr jemanden ein Privilegium ertheilet, in seinen eigenen Forsten, gegen einen gewissen Canon, Trüffeln suchen zu dürfen; so entstehet doch daraus noch keine Jagd; vielmehr ist Rechtens, daß ein jeder auf seinem eigenen Grund und Boden, wie über der Erde Schwämme, Pilze, Morcheln; also unter der Erde Trüffeln suchen, und sich dazu abgerichtete Hunde, oder, nach französischer Art, der Sauen bedienen kann. Cum jus percipiendi omnes fructus fundi Domino competat. Doch mit gewiesser Einschränkung, wenn der Grundherr nicht zugleich die Wildbannsgerechtigkeit hat.

**Trüffeljagd**, s. **Trüffel.**

*Truite*, s. **Forelle.**

*Truite Laumonnée*, s. **Lachsfohre.**

Truncus, s. **Stamm.**

**Trusche**, s. **Aalraupe.**

Trutta, s. **Forelle.**

Trutta lacustris, s. **Lachsfohre.**

Tuber Cervi, s. **Hirschbrunst.**

**Tuch**, bey der Jagd, s. **Jagdtuch.**

**Tücher**, s. **Jagdtuch.**

**Tücherlappen**, heissen bey dem Jagdwesen eine Art von grober, jedoch weiß gebleichter Leinwand, drey viertel Ellen breit, und anderthalb Ellen lang gemachter und gesäumter Striemen oder Streiffen, welche an Leinen, mit darzwischen gelassenem Raume von drey viertel Ellen, genähet, und im Nothfall an statt der Tücher gebrauchet werden. Als, wenn man unverhofft an den Grenzen Wildpret spühret, das seinen Wechsel darüber hat, oder auch sonsten einige Wölfe oder Sauen bey dem neuen Spurschnee in Dickichten und Behältnissen eingekreiset worden, sind die Tücherlappen in solcher geschwinden Eil eine herrliche Erfindung, mit denselben über Berg und Thal Brüche und Moräste zu stellen.

Es gehören aber zu einem **Bund Tücherlappen** anderthalb Schock Ellen Leinwand, und eine Länge von vierzig gedoppelten Waldschritten, oder hundert Ellen lang und eines kleinen Fingers dicke, daran die Lappen angenähet, und zwischen zweyen allezeit so viel Raum gelassen wird, als die Breite eines Lappens austräget. An beyden Enden der Leine wird eine Länge von drey Klaftern ohne Lappen gelassen, und an dem einen Ende ein

ein starker Haacken, ein paar Ellen lang, und von büchenem Holze, an dem andern aber ein von eben solchem Holze stark gemachter, und oben mit einem Ringe beschlagener Heftel, angeschlungen. In der Mitte eines jeden Lappen ist des Herrn Wappen oder Name, nebst der Jahrzahl mit schwarzer Oelfarbe aufgedrücket, welches so veste hält, weil etwas dran ist, und fein bundscheckicht aussiehet, das Wild abzuschrecken.

Die **Furkeln** hierzu sind meistens drey Ellen lang, welche oben mit einem Ringe und Kerbe versehen sind. Diese brauchet man, wenn man nur einfach mit den Tücherlappen stellen will. Wenn aber damit gedoppelt übereinander an den Tüchern zu stellen ist, wegen des Rothwildprets, oder anderer Ursachen halber, nachdem viel daran gelegen, (indem öfters nur erst anfänglich mit lauter Lappen umstellet wird); alsdenn müssen die Furkeln vier und eine halbe Elle lang seyn, um oben daran Lappen, und in der Mitten in einer Kerbe auch Lappen, aufzuhängen, und also dem Wilde ein Blendwerk zu machen, s. a. **Verlappen.**

Turdela, s. **Drossel.**

Turdus, s. **Drossel.**

**Turteltaube**, s. **Taube.**

Turtur, s. **Taube.**

Typhi Cervi, s. **Hirschkolben.**

**Tyraß**, s. **Tiraß.**

# U.

**Uckley, Jckley**, ist ein Strohmfischlein; wenn aber die Flüsse übergehen, so werden sie auch häufig in Lachen und Abfällen gefangen. Es wird dieser Fisch nicht groß, und ist etwa nur eines guten Fingers lang, schmal, aber derb, auf dem Rücken grau, und an den Seiten weißglänzend. Seine Streich- und Laichzeit ist im Monat May, da er sich in den Flüssen gar häufig vermehret. Zur Streichzeit lieget er haufenweise an den grieslichten Ufern des Wassers. Er ist mit Schuppen und Floßfedern versehen. Seine Nahrung sind Fliegen, Buttervögel, Wasserschnaken u. d. g. Er wird zwar von denen, die grosse Fische bezahlen und haben können, nicht viel geachtet; ist aber dennoch ein wohlschmeckender Fisch.

**Uebereilen**, geschiehet von jungen Hirschen, wenn sie den Hinterlauft über den vordern setzen, weil im Gelenke, Flächsen und Sehnen alles noch jung, rasch und flüchtig ist.

**Ueberständig**, wird ein Holz genennet, welches über seine haubare Zeit so lange gestanden, bis die Stämme und Wurzeln anfangen, zu verhärten, also, daß die abgehauene Stämme nicht wieder ausschlagen können, s. a. **Haubar.**

**Uhu**, s. **Eul.**

**Ulmenbaum**, s. **Rüster.**

Ulmus, s. **Rüster.**

Ulpio, s. **Kranich.**

Ulula, s. Eul.

Unbescheidentliches Abholzen, s. Abholzen.

Ungeziefer, s. Inseckten.

Unguentum propuleum, s. Pappel.

Unterförster, Fußknecht, Forstknecht, Unterläufer, stehet unter dem Ober- oder andern Förstern, und muß die Waldungen fleißig durchgehen, daß nichts daraus entwendet werde. Wenn etwas ausserordentliches vorfällt, muß er solches sogleich seinem jetzt erwähnten Vorgesetzten melden, s. a. Forstknecht.

Unterholz, s. Schlagholz, lebendiges Holz.

Unterläufer, s. Unterförster, Forstknecht.

Unterleine, heißt die unterste Leine am Jagdtuch oder Wildgarn.

Untermarken, s. Gränzen.

Unweydmännisches Jagen, s. Jägerordnung.

Unziemliches Abholzen, s. Abholzen.

Upupa, s. Wiedehopf.

Urhan, s. Auerhahn.

Urle, s. Ahorn.

Urlenbaum, s. Ahorn.

Uhrochs, s. Auerochs.

Urogallus, s. Auerhahn.

Urogallus minor, s. Birkhahn.

Urus, s. Auerochs.

Usnea, s. Moos.

*Usnée*, s. Moos.

# V.

Vanellus, s. Kibitz.

Vanellus fuscus, s. Brachvogel.

*Vanneau*, s. Kibitz.

Vario, s. Forelle.

Variola, s. Forelle.

*Vautour*, s. Geyer.

Vectis, s. Pfahleisen.

Venabulum, s. Knebelspieß.

*Venateur*, s. Jäger.

Venatio, s. Jagd.

Venatio Aprorum, s. Schweinshatze.

Venatio Ardearum, s. Reigerbeitze.

Venator, s. Jäger.

Venator falconius, s. Falkenier.

Vepres, s. Dorn.

Vepretum, s. Haag.

Verangern, Verangerung, s. Gras, Holzschlag. B) α) A) a) 1).

Verbissen, s. Holzschlag. A) 1)

Verbutzet, s. Holzschlag. A) 1).

*Verdon*, s. Grasmücke.

Verdorren der Hölzer, s. Darre.

Verecken, wird vom Hirsche gesagt, wenn er, nachdem er im Merz das Gehörne abgeworfen, 10 bis 12 Wochen darauf das Gefege von den Kolben abgeschlagen, und ihm das neue nunmehro wieder verstarket ist.

**Verenden**, s. **Enden**.

**Verhalten**, wird von den Sangvögeln gesagt, so zur Lock auf die Vogelheerde bestimmt sind, und daher den Sommer über in ihren Käsigen an stille und finstere Oerter gestellet werden, damit sie zu singen aufhören, bis sie, wenn der Vogelstrich bald angehen will, etwa um Jacobi, wieder an das Licht, und auf die Heerde, ihre Dienste daselbst mit Locken zu verrichten, gebraucht werden, s. **Lockvogel**.

**Verkohlen des Holzes**, s. **Kohlenbrennen**.

**Verkohlung des Torfes**, geschiehet auf zweyerley Art, entweder in **Miehlern**, oder in **Ofen**.

A) **Bey der Verkohlung in Miehlern** werden fast eben die Handgriffe beobachtet, wie bey der Verkohlung des Holzes; nur sind folgende Artickel dabey zu merken:

a) Der Torf muß so vollkommen trocken seyn, daß er, wenn er ins Wasser geworfen wird, in langer Zeit die Nässe nicht annimmt. Wird der Torf feucht verkohlet; so muß man ihm vielmehr Luft lassen, als dem Holze, und so bekömmt man entweder eine gar leichte und schlechte Kohle, oder im Gegentheil gar zu viele Brände.

b) Die Törfe müssen, wie das Holz, Stück vor Stück eingesetzet, und gehörig dichte gerichtet, keinesweges aber unordentlich über einander geworfen werden, sonst verbrennet alles rund umher zu Asche, oder giebt ganz untaugliche Kohlen. Jedoch muß das Setzen nicht gar zu dichte geschehen, damit das Feuer durchkommen kann, welches gar leicht versehen ist, weil der Torf viereckigt gestochen wird. Der leichteste Weg, diesen Fehler zu vermeiden, ist, wenn der Torf auf die lange Seite geleget, eine Schicht ganz dichte, die folgende aber so gesetzt wird, daß die Stücken zur Seite einander nicht berühren, sondern einen Zwischenraum eines halben quer Fingers breit haben, womit bis in die Haube oder Kopf des Miehlers fortgefahren wird.

c) Die Miehler müssen kaum ein Drittel so groß seyn, als von gewöhnlichem Kohlholze; Denn, wenn solche hoch und groß sind, gehet der Torf oben und am Quandel gänzlich verlohren. Der Zug der Luft ist in hohen Miehlern für den Torf zu stark, das Feuer läßt sich durch die Decke nicht so viel dämpfen, als der Torf erfordert, und das Löschen mit Wasser macht diese Kohlen ganz und gar unbrauchbar, welches bey den Holzkohlen bey weitem so schädlich nicht ist. Aus diesem Grunde muß der Torf in so kleinen und niedrigen Miehlern verkohlt werden, welche die Köhler **Böcke** heissen, und kaum ein Drittel oder Viertel von der gewöhnlichen Grösse eines Miehlers haben.

d) Eben deswegen erfordert das Verkohlen des Torfes eine ausgesuchte gute Erde, wobey man das Feuer gehörig regieren, und den Fuß des Miehlers dichte genug halten kann; sonst ge-

het das Feuer zu geschwinde nieder, und verbrennt der meiste unten liegende Torf zu Asche, ehe der oberste noch gehörig angekohlet hat.

e) Weil die genaueste Regierung des Feuers nöthig ist; so muß ein Torfmiehler rund umher mit einem dichten **Windschauer** verwahret, oder noch besser, unter einem rund umher verwahrten **Schuppen** angeleget werden, welcher einem **Rosthause** fast gleich ist, und dem Dampfe genugsamen Abzug verstattet. Dieses letztere, welches bey der Verkohlung des Holzes gleichfalls sehr nutzbar seyn würde, aber nicht zu bewerkstelligen ist, weil man wegen der fortrückenden Hauungen immer nachfolgen müßte, ist hier gar wohl anzubringen; da das Verkohlen viele Jahre an einem Orte, nemlich bey dem Torfbruche bleibet, und wenn der Torf darinnen nur wenige Fuß hoch stehet, jährlich kaum etliche Ruthen fortrücket.

Man mag aber künsteln, wie man will, und man mag den Nutzen der Torfkohlen noch so groß machen; so ist doch eine solche Torfkohle auf hohen Gebürgen wegen des trocknens allezeit kostbar, und bey grossem Holzmangel zwar nicht gänzlich zu verachten, jedoch einer Holzkohle, in Ansehung des Nutzens, nicht gleich zu schätzen. Steht ein Hüttenwerk nahe bey einem solchen Bruche; so ist der Gebrauch dieser Kohlen, wenn das Holz knapp zu werden anfängt, gar wohl anzurathen; ist es aber etliche Meilen davon entfernet; so ist der Abgang durch das Anfahren, sie mögen in ihrer Art so veste seyn, wie sie wollen, ungemein groß, und erstrecket sich auf ein Viertel, oder Drittel, und darüber. Fället unter dem Anfahren ein starker Regen darauf; so werden sie fast ganz unbrauchbar, oder müssen bey Regenwetter in verdeckten Karren oder Wagen gefahren werden. Trägt man sie in Körben; so macht es viel Kosten; auch halten einige dieser Torfkohlen das Feuer etliche Tage unvermerkt in sich, wodurch leicht ein Unglück entstehen kann, wenn sie in die Kohlenschuppen gebracht werden.

B) Jetzt erwehnte Ungelegenheiten zu vermeiden, hat man mit ziemlichem Erfolg einen Weg erdacht, den Torf **in Ofen** zu verkohlen. Und zwar

a) **In gegossenen eisernen Ofen.** Diese bestehen

1) Aus einem von Brand- oder andern sehr gleichförmig behauenen Steinen recht dichte gemaurten **Windfange**, welcher unten eine Thür, zwey Fuß ins Gevierte, hat, der mit einem eisernen Schieber, gleichwie auch der Boden mit einer eisernen Platte, damit die Luft keinen Durchzug irgendwo finde, verwahrt seyn muß.

2) Auf dieses Gemäuer werden drey runde hohl säulenförmige Aufsätze von gegoßnem Eisen übereinander gesetzt, welche zusammen 12 Fuß hoch sind, und mit gehörig zugerichtetem Leime, der mit Haaren, Hammerschlag, Rinderblut, und starkem Salzwasser wohl durchgeklopfet ist, dichte verwahrt seyn müssen.

Zu dem Ende hat jeder Aufsatz oben einen Kranz, in welchen der untere Rand des folgenden Aufsatzes genau passet.

Der also zugerichtete Ofen wird bis zur Hälfte mit Törfen, jedoch ganz locker, angefüllet, in der Mitte angezündet, ferner der ganze Ofen voll gestürzet, und die gleichfalls von gegoßnem Eisen in Gestalt einer halben Hohlkugel gemachte Haube darauf gedecket. So bald der Torf Feuer gefangen, setzet man den Schieber vor, und bestürzet solchen mit Stübbe, damit das Feuer nicht helle brennen, und den Torf zu sehr angreifen könne. So wie sich der Torf setzet, also wird frischer nach gefüllet, welches durch ein rundes Loch, das oben in der Haube ist, geschiehet. Nach jedesmaligem Füllen wird das Loch in der Haube mit einem Deckel von eisernem Bleche zugedeckt. Endlich, wenn nichts mehr in den Ofen gehet, wird die Haube nebst dem Deckel rund umher gegen allen Zug der Luft mit Leim wohl verschmieret, und der Schieber am Windfange mit frischer feuchten Stübbe, welche aus gleichem Theile Leim- und Kohlenstaub bestehet, wohl verstampfet. Bis dahin dauret die Arbeit ohngefehr zwölf Stunden, sodann sind noch 10 bis 12 Stunden zur völligen Abkühlung nöthig. Hierauf räumet man die Stübbe weg, macht den Schieber auf, und nimmt die Kohlen mit den Händen einzeln heraus, welches hiebey die verdrüßlichste Arbeit ist, und durch einen Jungen geschehen kann. Und so fähret man fort den Ofen wieder zu füllen, und zu verkohlen, wie zuvor gemeldet worden.

Merke übrigens beym Verkohlen des Torfes alle Kennzeichen, ob das Feuer zu viel oder zu wenig Luft habe, auch ob die Verkohlung geschehen sey, oder nicht, und ob es Zeit zum Abkühlen, und das Feuer gänzlich durch Verstopfung aller Zugänge der Luft zu dämpfen, welches alles aus dem hervorbrechenden Dampfe beurtheilet wird, und in dem Artickel **Kohlenbrennen** hinlänglich gezeiget worden. Ueberdem ist zu einer leichten und guten Auskohlung des Torfes nöthig, daß, wenn solches in Miehlern geschiehet, derselbe zwölf, auch wohl mehr Zoll lang gestochen werde, nachdem es die Consistenz des Torfs leiden will. Hiedurch wird das Richten des Miehlers sehr erleichtert, welches sonsten viele Zeit wegnimmt; auch bleiben die Torfe in ihrem Stande gewiesser stehen. Bey der Verkohlung in Ofen hergegen ist es besser, den Torf kaum 8 bis 9 Zoll lang zu stechen; denn weil er in Ofen nicht ordentlich gerichtet, sondern nur hineingestürzt werden kann; so fällt ein kurzer Torf dichter, ein langer hergegen sperret sich, und bekömmt gar zu viele, zu grosse und ungleiche Zwischenräume, dadurch ein gar zu ungleiches Feuer verursachet, und der Torf an einem Orte zu viel, am andern zu wenig angegriffen wird.

Auf diese Weise erhält man von 250 Cubickfuß recht wohl ausgetrocknetem Torf, 120, 130 auch

auch wohl mehr Cubicfuß Kohlen; es schwindet also der Torf beym Verkohlen ohngefehr um die Helfte. Diese in Ofen gebrannte Torfkohlen sind weit dichter und schwerer, und geben ein stärkeres Feuer, als die in Miehlern gebrannt sind, kühlen sich auch gut ab, ohne andere Mittel zum Abkühlen oder Dämpfen zu gebrauchen, als nur lediglich eine dichte Verstopfung der Thür und der Haube.

Einige wollen behaupten, daß durch das Verkohlen in Ofen mehr Kohlen erfolgten, als in Miehlern, welches aber falsch ist, und unfehlbar daher rühret, daß vielleicht nicht alle vorhin erwehnte Vortheile und Handgriffe in Acht genommen werden; denn es erfolgen im Gegentheil in Miehlern etwas mehr Kohlen, weil sie aber weit schlechter, und wegen des heimlichen Feuers gefährlich sind, haben die in Ofen gebrannte Torfkohlen einen unstreitigen Vorzug. Diese eiserne Ofen sind sehr kostbar, und nicht leicht einer unter 120 bis 150 Rthlr. anzuschaffen. Ein Köhler mit etlichen Jungen kann deren sechs bis achte versehen, und da in einem solchen Ofen in einer Zeit von 24 Stunden ohngefehr zwey Maas Kohlen, welches 16. Braunschweigische Himpten ausmacht, können gebrannt werden; so erfolgen in einer Woche aus sechs Ofen ohngefehr 576. Himpten.

b) Mit noch mehrerm Vortheil, und weit wenigern Kosten, kann man Ofen von gebackenen Steinen, in gleicher Aehnlichkeit mit den vorigen, aufführen, und solche von noch einmal so grossem Innhalt machen lassen, welchen man jedoch nur allein durch die Weite, nicht aber durch die Höhe, erhalten muß, damit der Zug der Luft, als der lediglich von der Höhe abhängt, nicht verstärket werde, so hier nach Möglichkeit zu vermeiden ist. Zu einem solchen steinernen Ofen ist ein Bodenblatt, der Schieber mit seinen Einfassungen, und die Haube mit dem kleinen Deckel von Eisen nöthig. Weil auch das stärkste Mauerwerk sich durch die Hitze auseinander giebt, und also niemals dichte genug ist, den Zug der Luft hinlänglich abzuhalten, durch deren kaum merklichen Zugang die Torfkohlen im Brande erhalten, und endlich ganz und gar in Asche verwandelt werden; so ist nachstehende Vorsicht zu gebrauchen:

Es muß eine recht wohl durchgesiebete Leimerde mit einer starken Lauge von Salzwasser, und darzwischen geklopften Rinderblute, Hammerschlag und Roßmist, (jedoch ohne Stroh) wohl untereinander gearbeitet werden. Diesen Leimkitt braucht man, die äusere Mauer, zwey Steine dick, und wohl verbunden, aufzuführen. In diese Mauer wird der eiserne Schieber, ingleichem der Kranz eingelassen, auf welchem die eiserne Haube ruhet; der Ofen wird sodann mit eben solchen Steinen, welche aber mit der auswendigen Mauer nicht verbunden seyn dürfen, sondern zwey bis drey Zoll davon abstehen müssen, ausgefüttert, und der kleine Zwischenraum mit gesiebter und etwas angefeuchteter Asche,

Asche, so wie die Futtermauer aufgeführet wird, voll gestossen. Die Asche muß nicht feuchter seyn, als daß sie sich eben, gleich einer Capellenasche, ballen läßt.

Durch dieses Mittel hält man die Hitze von der äussern Mauer dergestalt ab, daß solche keine Risse bekömmt, und der Luft nicht den geringsten Zugang verstattet. Das Verkohlen geschiehet in diesem steinern Ofen auf eben die Weise, wie in dem eisernen, und wenn sie weit genug gemacht werden, kann man die Kohlen viel leichter, und ohne so viele zu verderben, herauslangen, zu welchem Ende der Köhler auf einem in Stecken hängenden Brett sitzen muß, damit die Kohlen nicht zertretten werden.

**Verlappen**, heißt bey der Jägerey, allerley grosses und kleines Wildpret, auf eine weit leichtere und geschwindere Art, als sonsten mit Tüchern oder Netzen zu geschehen pfleget, mit Lappen einstellen. Wenn in einem Revier seine Behältnisse, Gelegenheiten und Dickichte vor Wildpret zu finden, dennoch aber selten sich einiges Wild aufhalten oder Stand nehmen will, man auch in der Eil die Netze so geschwinde nicht stellen kann, oder ehe man anfangen wollte, das Wild vom Klopfen, Heftelschlagen, Fahren und dergleichen scheu gemachet, und ehe ein paar Netze gestellet, zeitlich ausreissen würde; so verlappet man dasselbe entweder mit Tücherlappen oder Federlappen in aller Eil, jedoch ganz stille rund umher, dergestalt, daß die Lappen denen Thieren, so sie daran kommen, plötzlich vor die Augen scheinen, abschrecken und zurücke kehren. Die Tücherlappen werden bundweise auf Haacken genommen, und damit das Stellen desto geschwinder fortgehe, ein Zeugknecht und vier Mann darzu beordert, als zwey zum Löchermachen, zwey zum Furkelstossen, und einer zum Nachstellen. Sonderlich sollen an die Wechsel die Lappen wohl aufgehänget werden, daß sie dem Wilde vor dem Kopfe scheinen können.

Daferne das Stellen im Walde geschiehet, und man gern stille aufstellen wollte, oder wenn in der Eile gestellet werden soll, und nicht allezeit Furkeln oder Lappreiser vorhanden sind, oder bey dem Frost nicht in die Erde zu kommen ist, muß man die Leinen um die Sträucher oder Bäume schlagen und anziehen, und wo sie schlaff hängen blieben, an nöthigen Orten Lappreiser unterstützen. Es werden auch sowohl die Tücher- als Federlappen bedürfenden Falls zum öftern doppelt übereinander gestellet, da denn die Furkeln oder Lappreiser länger, als sonst gewöhnlich, und überdieß noch in der Mitte mit einer Kerbe, eine Reihe Lappen darein zu hängen, versehen seyn müssen. Man pflegt auch mit den Federlappen bey Nachtzeit die Hölzer zu verlappen, damit die Hasen oder Füchse, so sich des Nachts auf die Felder gemacht, bey anbrechendem Tage nicht wieder zu Holze gehen; sondern man den folgenden Morgen darauf etwas auf dem Felde zu hetzen antreffen möge. Manche, die gerne verlappen wollen, und

und doch keine Federn, oder deren nicht zur Genüge haben, brauchen anstatt der Federn starkes Stroh, nach Länge der Federn abgehauen, wovor sich das Wild ebenfalls scheuet, s. **Federlappen, Tücherlappen.**

**Verlohren treiben**, s. **Treiben.**

**Vermahlen**, heißt 1) die Bäume zum Unterschied der Grenzen mit gewiessen Merkmalen bezeichnen. 2) Hin und wieder sogenannte Mahl- oder Marksteine aufrichten, welches letztere auch **Vermeilen** genennet wird.

**Vermausen**, s. **Mausen.**

**Vermaußter Falke**, s. **Falke.**

**Vermeilen**, s. **Vermahlen.**

**Vermischte Hölzer**, werden diejenige Holzungen genennet, wo Laub- und Tangelholz untereinander wächset. Wenn solches abgeholzet werden soll, ist darauf zu sehen, welche Sorte das meiste ausmachet. Findet sich nur wenig Tangelholz darunter, wird nicht gewartet, bis es zu nutzbaren Stämmen wird, sondern man holzet den Ort zu gewöhnlichen Jahren wegen des Laubholzes ab. Denn so es stehen bleibet, breitet es sich in denen Seitenästen aus, und verdruckt das Unterholz; es sey denn, daß es sich von denen untern Aesten schon gereiniget hätte. Ist aber unter dem Tangelholz die Helfte, oder oder wenig Laubholz; so ist rathsam, Reisstäbe, Langwagen, Deichseln, Wagenleitern, und dergleichen Nutzholz heraus zu hauen, jedoch nicht eher, als bis sich das Harzholz gereiniget; denn sonst breitet sich dieses in die Seitenäste, und bleibt kröpfigt. Die Haseln pflegen stark nachzuwachsen, und geben alle Jahre Reisstäbe. Dabey ist die Vorsicht zu gebrauchen, daß das ausgehauene Laubholz an die Wege gebracht werde, damit durch das Abfahren der harzigte Baum nicht beschunden, und durch das Auslaufen des Harzes im Wachsthum verhindert werde. Birken, Rothbuchen, und Eichen können viel darunter stehen bleiben. Solche gehen mit denen Kiefern in die Höhe, und halten den Ort dichte, daß das harzigte Holz nicht so in die Aeste kann ausgehen, s. a. **Laubholz.**

**Verneuern**, s. **Erneuern.**

**Verrücken**, s. **Holzschlag.** A) 1).

**Verschließgraben**, s. **Teichfischerey.** Nro. II. 4).

**Verschlossene Zeit**, s. **Hägen.**

Vertagi, s. **Parforcehunde.**

Vertagus, s. **Windhund.**

**Verwerfen**, s. **Werfen.**

Vespertilio, s. **Fledermaus.**

Vestigator cunicularius, s. **Dachshund.**

Vestigium, s. **Spur.**

Viburnum, s. **Faulbaum.**

**Viehtrieb**, s. **Trift.**

**Viehtrift**, s. **Trift.**

**Viehweide**, s. **Weide.**

**Viole**, heißt das Fleckgen Haare über der Standarte des Fuchses. Es wird so genennet, weil diese Haare, wenn man sie heraus rupfet

rupfet und daran riechet, einen Geruch, wie ein blaues Veilgen, von sich geben.

*Viorne*, s. Faulbaum.

Virga inviscata, s. **Leimruthe.**

Viscum, s. **Mistel.**

Viscus, s. **Mistel, Vogelleim.**

Viscus, l. Viscum quercinum, s. **Eichenmistel.**

Vivarium, s. **Thiergarten.**

Viverra, s. **Iltis.**

*Vivier*, s. **Teich.**

**Vögel**, s. **Vogel.**

**Vogel**, lat. Avis, franz. *Oiseau*, ist ein zweyfüßiges mit Federn bedecktes, und mit 2 Flügeln versehenes Thier, durch deren Hülfe die allermeiste sich in der Luft erhalten, und durch dieselbe geschwind von einem Orte zum andern gelangen können. Man unterscheidet sie in **Erd- und Wassergeflügel**, s. **Geflügel, Federwildpret.**

**Vogelbauer, Gebauer, Käfig, Vogelhaus**, lat. Cavea, franz. *Cage*, ist ein kleines von Drat oder Holz verfertigtes Behältniß, so denen sowohl auf dem Heerde benöthigten Lockvögeln und Vorläufern, als auch denen in den Zimmern zur Ergötzung zu halten gewöhnlichen Sangvögeln zur Wohnung dienet. Die Vogelbauer oder Vogelhäuslein werden auf mancherley Weise gemacht: Etliche rund, wie eine Kugel von lauter Drat, welche oben einen eisernen Ring haben, wie zu den Papageyen, Grünitzen oder Krummschnäblen, Zeislein und Hirngrillen; etliche halbrund, Bogenweise; etliche länglicht, von drey oder vier Sprüngen, als zu den Nachtigallen; etliche weit und hoch, und in der Mitte ein rund Hölzlein, oder kleines Tellerlein, in der Grösse eines Doppelthalers, mit doppeltem Tuch überzogen, zu Lerchen, daß sich der Vogel darauf schwingen, und setzen kann; etliche sind gar enge, wie die vor die Zeislein und andere kleine Vögel; etliche etwas weiter vor die Kernbeisser, Krummschnäbel, u. s. w.

Die Häuslein der grossen Heerdvögel machet man insgemein von Holz. Denn die Mistler, Drosseln und Amseln sind viel zu wild, und würden in denen von Drat gemachten Käfichen ihre Köpfe gar bald zerstossen, und ihr Leben, ehe sie noch das Gefräße gewohnet, frühzeitig enden. Deswegen pfleget man ihre Sprüssel von Holz zu machen, oben aber Decken und Leinwand drüber zu ziehen, damit sie vor Schaden gesichert seyn mögen. Und dieses ist auch bey Verfertigung der Wachtel- und Lerchenbauern zu beobachten, weil diese Vögel gar gerne mit ihren Köpfen oben anzustossen, und hin und wieder zu rücken gewohnt sind. Die Heerdvögel, die man mit Milch und Hirseklenen speiset, brauchen keines Trinkgeschirres; dahero ihre Käfige nur mit dem Freßtröglein versehen werden, die man gemeiniglich, damit sie die Häuslein nicht zu schwer machen, aus Lindenholz bereitet.

**Vogelbeerbaum**, lat. Sorbus aucuparia, Sorbus foliis pinnatis, Sorbus

Sorbus silvestris, Fraxinus bubula, franz. *Tresne sauvage*, *Cormier sauvage*, und Herr du Hamel benamset ihn *Cochesmo Corretier*. Seine Blätter stehen wechselsweise an denen Zweigen, und sind aus langen spitzigen und ziemlich tief gezahnten Blättlein zusammen gesetzet, die an einer gemeinschaftlichen Rippe paarweis stehen, und sich mit einem Blättlein endigen. Es scheinet, als wann einige dieser Bäume frühzeitiger und andere später so wohl in Ansehung der Blüte, als in Zeitigung der schirmförmigen, an einem gemeinschaftlichen Stiel hangenden rothen Beere wären. Diejenigen, so unterschiedene Arten bemerken wollen, sagen, daß der eine Baum ein stärker und gekerbteres Laub, oder auch schöne rothe, kleinere oder grössere Beere trage.

Es wird sonsten der Vogelbeerbaum nach dem Sexu in das männliche und weibliche Geschlecht getheilet. Die Beere des Männleins sollen rund, und an dem Weiblein länglicht, wie ein Ey oder Birn seyn. Die Beere an denen frühzeitigen werden im August reif, um deswillen sie den Namen Augstbeere erhalten. Diese sind zwar schön roth, aber mehrentheils klein; die im September zeitig werden, sind theils blaßroth, theils auch ganz gelblicht, auch grösser, als die ersten, man nennet sie Herbstbeere.

Unser Vogelbeerbaum wächset zu einem schönen Stamm, treibet auch stark aus der Wurzel aus. Die Limpfen gehen in den ersten Jahren schnell in die Höhe, woferne sie nicht von dem Rothwildpret und von denen Rehen abgeässet werden. In denen Wäldern bleibet derselbe ein gutes Schlag- und Feuerholz, und giebt auch eine derbe Kohle. Die Tischer pflegen aus diesem Holz Schlichthobels zu machen; es suchen solches die Wagner, die Büchsenschäfter, indem dieses Holz, wie Dr. Groten in seinem Entwurf der Forstwissenschaft davon schreibet, ziemlich veste ist.

Wegen seiner schönen weissen Blüten, zierlichen Laub und rothen Beeren wird derselbe billig zu Alleen gezogen. Er kann das Schneiteln recht wohl vertragen, und läßt sich entweder schlank in die Höhe, oder kurz und rund, nach Belieben ziehen. Wir müssen nicht vergessen, daß er öfters von Insecken geplaget und von einem kleinen Schwamm auf dem Laub, der auch die Birnbäume sonst zu Grunde richtet, verunstaltet werde. Wann Herr du Hamel vorgeben will, daß er selten vom Ungezieser abgefressen werde; so wendet sogleich Herr Oelhafen ein, daß er sehr oft von der *Livrée*-Raupe kahl gemacht, auch von denen Baumläusen hart mitgenommen werde.

Durch den Saamen werden diese Bäume leicht und auch ohne unsere Bemühung fortgepflanzet. In jeder Beere befinden sich 6 länglichte, lichtbräunliche Samenkörner, je 2 und 2 beysammen, die in eine weisse etwas harte vergamentähnliche Hülse eingehüllet sind. Da man besagte Beere zu dem Vogelfang besonders brauchbet; so wer-

den bey dem Einbeeren in denen Schnaiten viele verstreuet, von denen Vögeln selbsten hin und wieder vertragen, wie man dann auf alten Gemäuren, zwischen Steinfelsen, hohlen Weiden und Stöcken viele Bäumlein findet. Und endlich fallen viele von denen Bäumlein selbsten an.

Die Fortpflanzung kann noch geschwinder geschehen, wenn man die unter und neben denen alten Ebereschen oder Quitschenbäumen aufgeschossene junge Setzlinge aushebet, und sie anderweitig verpflanzet, zumal da man an ihrem Fortkommen um destoweniger zu zweifeln hat, weil sie in allerley Boden wachsen. Sie lassen sich auch pfropfen, sowohl auf ihr eigen Holz als auf Weisdorn, Quitten u. s. w.

Das an diesem Baum, sonderlich an denen alten, befindliche Lungenkraut, ist, nach Herr **Döbels** Aussage, sowohl zum Präservativ der Menschen vor die Schwindsucht, als auch denen Pferden vor die Drüse oder Kropf sehr dienlich, wann selbiges mit Wasser gesotten, und damit der Pferde ihr Futter angefeuchtet wird.

Ob es wahr, daß dieses Holz, wann es zu der Zeit gefället worden, da die Sonne in Krebs gehet, ein gutes Wundholz abgeben soll, mögen die, so es behaupten, mit Exempeln bestärken. Der Landmann hat theils Orten eine sonderliche Anmerkung bey diesem Baum: Wann er nemlich schon blühet und Frucht träget, so hoffet er, daß das folgende Jahr das Korn wohl gerathen werde. Wir führen dieses denen zu lieb an, die sich gerne nach denen Calenderregeln richten.

Einige wissen aus diesem Baumsaft ein gesundes Getränke zu brauen. Wann im Frühjahr eine Schramme in dessen Stamm gehauen wird; so lauft ziemlich viel Wasser heraus, durch dessen Gebrauch man das halbe Malz, gegen andere Wasser zu rechnen, bey dem Brauen ersparen kann.

Von denen Beeren wird folgender Gebrauch gemacht. Einige bereiten davon einen wohlschmeckenden Brannteweín; andere wollen dieselbe in Brannteweín eingenommen, als ein Mittel wider den Stein und rothe Ruhr anpreisen. Das nützlichste ist, nach **Herrn v. Rohrs** Zeugniß, der aus diesen Beeren gesottene Saft, da man sie, wann sie zu ihrer völligen Reife gediehen, unter die Presse thut, den Saft ausdrücket, und ihn nachgehends in einem Kessel bey stetem Umrühren einsieden lässet; wenn er stark eingesotten, hält er sich auf diese Weise viele Jahre. Die Bauren nennen ihn ihren Theriac. Er ist ein treffliches stark treibendes Mittel, gut wider die kalte Fieber und vor den verderbten Magen; oder wie Herr **Döbel** in seiner **Jäger-practic** spricht: Er treibet den Schweiß und recolligiret den verdorbenen Magen.

An unterschiedenen Orten in der Niederlausitz pflegt man mehrgedachte Beere denen jungen Lämmern unter das Futter mitzugeben, die denenselben über die massen zuträglich seyn sollen. Sie dienen

Digitized by Google

dienen auch zur Mast für Rind-Schafvieh und Ziegen: Desgleichen für zahmes und wildes Geflügel; die Hüner fressen sie Winters gerne und werden fett und wohlgeschmack davon.

Bald hätten wir was wichtiges vergessen: In dem Chursächsischen Erzgebirge bindet der gemeine Mann die Vogelbeere an Böttcherreise und hängt sie gegen den Winter zum Giebel heraus, daß sie der Frost zähe und mürbe mache, welche er hernach in Butter prägelt, oder in Wasser und Wein siedet und sie wieder den Bauchfluß einnimmt.

Endlich ist zu melden, daß zwar diese Beere nicht so esbar und teig, wie die Arlsbeere werden, doch aber eine niedliche und öfters betrügliche Speise für die Ziemern, Krammetsvögel, Troßeln u. s. w. seyen. Sie werden, so bald sie zeitig, abgepflückt, auf einem Boden abgetrocknet, und durch den ganzen Vogelsang gebraucht.

**Vogeldunst**, s. Dunst.

**Vogelfänger**, s. Vogelsteller.

**Vogelfang**, lat. Aucupium, franz: *Oiselerie*, gehört nach der heutigen Staatsverfassung in den meisten Europäischen Ländern zu denen Regalien, und besonders zu der Jagdgerechtigkeit, und ist so eingeschränkt, daß sich des Vogelsangs niemand unterziehen darf, wenn er nicht das Recht zum Jagen hat, oder von seinem Oberherrn damit beliehen worden. Doch kann der Vogelsang auch zuweilen auf fremdem Grunde und Boden nach Art einer Servitut erlanget, und ausgeübet werden. Im Churfürstenthum Sachsen ist er von Fastnachten bis auf Joannis Baptistæ verboten, nach selbiger Zeit aber kann derjenige, welchem erlaubet, Vögel zu fangen, hiervon nach Gefallen Nutzen ziehen. Es geschiehet aber der Vogelsang entweder mit **Garnen**, oder **Netzen**, und zwar auf unterschiedliche Arten, als auf **grossen** und **kleinen Vogelheerden, Feld-Wald-Strauch-** oder **Busch-, Finken-** und **Lerchenheerden**, u. s. w. das ganze Jahr durch, ausser wenn die Vögel nisten, und brüten, zu welcher Zeit Verboth vorhanden. Oder: man fängt die Vögel mit härenen Schleisen, **Dohnen** oder **Thonen** genannt, oder mit **Sprenkeln**; ingleichem mit **Hunden**, als mit welchen die Wachteln, Rebhüner, wilden Gänse, Trappen, und dergleichen gefangen werden. Nicht weniger mit **Falken**, **Kloben**, **Leimruthen** und **Schüssen**.

Im **Januario** fängt man sowohl mit Leimstangen, als **Wänden** die Krammetsvögel, so gern einfallen, wenn der Schnee vom Heerd sauber abgekehret ist, ingleichem die Krummschnäbel; Grünitze, Zeisige, und Goldammern oder Emmerlinge auf den Gärten- und Zaunheerden, und an Orten, wo Ebenholz anzutreffen. Zu Hanse können auch durch die **Springwand** vor den Scheunen die Sperlinge, denen sich die Emmerlinge zugesellen, erhaschet werden.

Im **Februario** hat der Wiederstrich schon seinen Anfang; denn

denn weil der Vogel vermerket, daß die Sonne empor steiget, und die Wärme sich merklich vermehret; so kommt er wieder ins Land; fällt alsdenn unversehens in der Fasten ein Schnee; so kann man Finken und Gögler bey hunderten, bisweilen auch die Kernbeisser, in grosser Menge fangen, wenn Gesträsse, es sey Hanf, oder Hirse, auf den Heerd gestreuet wird; denn je mehr sie hier zur Zeit, da es schneyet, Futter merken, je lieber sie alsdenn einfallen. Im Herbst aber äussert sich das Widerspiel, weil sich zu solcher Zeit die Vögel für dem Vorgestreueten scheuen.

Nachdem der Lerchen Wiederstrich im **Martio** geschiehet; so müssen jetzo die **Lerchenheerde** gestellet werden, welches jedoch über 3 Wochen nicht continuiret. Hat die Sonne, wenn noch Schnee ist, an ein, oder andern Orten, sonderlich auf Wiesen, lichte, und ledige Plätze gemacht; so richte man den Lerchenheerd dahin, und hier sind auch die Schnepfen mit **Steckgarnen** zu fangen; denn jetzt sind sie gern in Wiesen, die etwas sumpfig, und wo Kuhfladen liegen; man kann sie auch mit **Hochnetzen**, oder in **Klebgarnen** von subtilem, doch starken **Zwirn**, oder Schnepfenpantheren fangen. Um diese Zeit sind die wilden Tauben bey den Haberäckern wohl zu schiessen, ingleichem die Haselhüner, welche sehr gerne auf das Falzpfeiflein gehen, wenn man recht locken kann; nicht weniger auch die Birkhähne, man muß aber früher kommen, als der Hahn, sonst wird man ihn schwerlich erwischen. Die **Entenpürsch** ist in diesem Monat auch sehr lustig, jedoch schiesset man nur die Enteriche hinweg, und lässet die Enten zufrieden.

Im **April** kann man noch bis auf die Helfte dieses Monats den Schnepfenfang, wie im Martio, vornehmen; auch so lang die Haselhühner mit der Pürsch und Steckgarnen bekommen, und die Birkhahnen, so lange ihre Falzzeit währet, pürschen. Nun ist die Taubenpürsch am besten, weil sie häufig auf die frischgesäeten Felder streichen, da man sie früh Morgens leicht mit einem Taubenruf locken, und auf einem Baum pürschen kann. Auf dem Strauchheerd fängt man allerhand kleine Vögel, weil der Wiederstrich noch währet. Auch werden in diesem Monat noch wohlsingende Finken, und Emmerlinge zur Lock auf den Herbst eingethan, und verhalten. Es ist übrigens jetzo Zeit, sich mit jungen Mistlern und Amseln zu versehen, wenn man selbige vom Nest auferziehen, und zahm machen will.

Im **May** ruhen die Heerdegarne, weil die Vögel nisten und brüten, die Wachtelmännlein aber, welche die Wachtelbrut mehr zernichten, als befördern, können ohne Bedenken mit Hülfe des Wachtelpfeifleins, und dem Steckgärnlein weggefangen werden. Junge Hänflinge, Gimpel, Finken, und Stieglitze, kann man nun aus den Nestern nehmen, und aufätzen.

Im **Junio**, und zwar gleich zu Anfang des Monats, giebt es

es junge Nachtigallen, welche man in den Gebüschen, wo alte zu singen pflegen, um so leichter finden kann, weil sie zu solcher Zeit, anstatt des Singens, mit vielem Geschrey und Eifer, den sie vor die Jungen bezeigen, ihr Nest, oder ihre bereits abgelaufene Jungen selbst verrathen. Jetzt kann man auch junge wilde Tauben, Mistler, Drosseln, und Amseln aus den Nestern nehmen, und aufätzen; denn weil ohnedem die ersten Wildfänge von den grossen Vögeln im Herbst nicht gleich, wenigstens nicht ohne grosse Mühe, lebend bleiben; so kann man zu dieser Zeit die Jungen ernähren, und selbige, da sie ihre Schnäbel willig aufthun, mit Regenwürmern, und Semmel in Milch geweicht, speisen, und also erhalten, da sie denn gegen die Zeit des Fangens in Stand zu setzen, als Lockvögel sich gebrauchen zu lassen, und keinen Zweifel wegen ihrer Jugend machen, indem man sie selbst vom Neste auferzogen. Sie sind auch dem Gesang, und Bestand nach, weil sie bey Singenden auferzogen worden, die besten und allerdauerhaftesten.

Zu Anfang des **Monats Julii**, bekommt man noch die meisten jungen Vögel; mit dessen Ausgang aber höret viel Geflügel auf, zu brüten. Die jungen Finken fallen 4 Wochen vor ihrem Strich häufig in die Gärten ein, so, daß man mit einer Schlagwand 20 bis 30 auf einmal ziehen kann, wenn man nur, ohne Gebrauch einiger Lock, den Rasen an dem Orte, wo man das Garn hinschlagen will, hinweg thut, und die jungen Finken etliche Tage mit Hanf ankörnet. Auch kann man zu Ende dieses Monaths junge Meisen mit Heuschrecken fangen, und weil sie den gedruckten Hanf und Nüsse noch nicht vertragen können, selbige mit Heuschrecken, oder in Milch geweichte Semmel speisen; so werden sie vortreflich zur Locke auf den Herbst in der Meisenhütte, und bey den Kloben zu gebrauchen, oder auch nur die Lust vor einem Fenster, bey einem, vermittelst eines Gewichts sich immer selbst richtenden Meisenschlage, oder etlicher anderer Meisenschläge, damit zu haben seyn; denn man kann bey einer solchen jungen eingestellten, und frisch erhaltenen Lockmeise nur vor einem Fenster, ohne Kloben, währendem Strich gar leicht des Tages 40 Meisen haschen. In diesem Monat fangen einige schon den Staarenfang an, andere bedienen sich der Leimspindel bey den Kirschbäumen, deren Früchte nun reif sind, und fangen damit Häher, Mistler, Drosseln, Amseln, Kirschvögel, Kernbeisser, und dergleichen, die sie im Herbst zur Lock gebrauchen können.

So kommen auch jetzund die jungen wilden und Turteltauben auf die Feldbäume, weil die Früchte schon anfangen reif zu werden, daher man sie schiessen kann. Endlich lege man in diesem Monat zurecht, alles, was zum Fang des Federwaidwerks dienet. Es kann nicht schaden, wenn zu dieser Zeit die verhaltenen Lockvögel nach und nach an das Licht gebracht werden, daß sie des Tages gewohnen; wollen sie aber ihren voll-

kommenen Gesang anfangen; so bringt man sie wieder in das Finstere.

Im August gehet der wilde und Turteltaubenstrich an; solche können auf den Feldern mit Schlagwänden gefangen, oder weggeschossen werden. Nach dem Schnitte gehet der Rebhünerfang an, als welche jetzund besser, denn nach Michaelis zu fangen sind, weil sie noch nicht so weit und strenge fliegen, und man dahero auch ihren Fall leichter wahrnehmen, und ihnen beykommen kann. Nunmehro müssen Wachteln und Rebhüner mit einem guten vorstehenden Hunde tirassiret, und vermittelst des Lerchenfälkleins, oder Sperbers können sowohl Wachteln, als Lerchen gefangen werden. Eines von denen nöthigsten Dingen in diesem Monat ist, in Waldheerden, auf den Aetzplätzen, die jungen in der Nachbarschaft gezogenen Finken anzuätzen, und wenn sie des Platzes nach und nach gewohnet, selbige auf einen Morgen zu berücken.

Im September ist die rechte Vogelzeit, insonderheit 8 oder 14 Tage vor Michaelis, zuweilen auch, nachdem die Jahre fallen, nach solcher Zeit, in welcher der Finke seinen besten Strich hat; dahero beym Anfang dieses Monats die Finkenhecke zu verfertigen. Der wilde, und Turteltauben- Rebhüner- und Wachtelfang währet noch diesen Monat durch, hernach verstreichen Tauben, und Wachteln bald; hingegen gehet der Amsel- und Drosselstrich an; ingleichem um die Mitte dieses Monats der Lerchenstrich, und diesem Vogel pfleget man alsdenn sowohl mit Klebe- als Nachtnetzen nachzustellen; auch ist um diese Zeit der Meisenfang mit dem Kloben sehr lustig.

Im October fängt man die Amseln, Gögler, und Rothdrosseln auf den Waldheerden. Nach St. Galli Tag haben die Krammetsvögel, Mistler, und Kernbeisser ihren Strich; die fängt man mit den Schlagwänden, welche 6 Klaftern lang seyn müssen, darzu man auch die gehörige Ruhr- und Lockvögel hat. Mit Ausgang dieses Monats, nimmt zugleich der Finken- Grünling- Emmerling- und Hänflingstrich ein Ende. Weilen die Lerche jetzt von Tag zu Tag immer fetter, und angenehmer zu essen wird; so fähret man auch mit ihrem Fang fleissig fort. Jetzo streichen die Sperlinge, und fallen deren etliche hundert, bis tausend auf den Feldern in eine Staude, welche man nur mit 2 bis 300 Leimspindeln belegen, und die Sperlinge auf dem Felde gegen solche Staude zutreiben darf; so können deren hundert, nicht ohne Belustigung, auf einmal erhaschet werden. Eben zu solcher Zeit, und schon im vorigen Monat, fallen die Stieglitze häufig auf, wo Disteln stehen; mithin fängt man sie jetzo leichtlich mit Leimruthen. Die Hänflinge sind nun auch häufig im Felde, dahero man sie hier vermittelst einer Ankörnung, und einer, oder zwey guter Vögelwände leicht berücken, auch hiermit den Winter durch continuiren kann, wenn Plätze auf dem Felde vom Schnee gereiniget werden. Die Schnepfen

pfen sind das ganze Jahr durch nicht besser zu erhaschen, als im October; dann jetzt fliegen solche aus den Feldern und Wäldern um Abendszeit auf die Sandäcker, wo sie ihre Nahrung suchen; wer nun ihren Strich, den sie halten, wohl merket, und ein Hochnetz daselbst aufrichtet, der fängt leicht einen Flug nach dem andern daselbst weg. Vor allen Dingen taugt hierzu die Schnepfenpantheré, welche man über Nacht aufgerichtet stehen lassen kann; doch muß die Nacht stille und finster seyn. In Wäldern, wo Birkengesträuche und sumpfiger Boden ist, werden solche auch mit Stecknetzen, oder Schlingen gefangen.

**Im November, gehet der Rebhünerfang mit dem Treibezeug, auch zuweilen dem Steckgarn an, und vermittelst der Laufbögen erlangt man Krammetsvögel, Mistler, und Weindrosseln, wo es Wachholderbeere giebt, die sie in der Kälte lieber, als Vogel- oder Ebereschenbeere fressen. Man macht auch viereckigte dick in einander geflochtene Zäune von Wachholderstauden, läßt einen Ort allein offen, überziehet solchen mit einem Bindfaden, und hänget an diesen Donen, wirft in die Mitte viele Wachholderbeere, darnach die Vögel gehen, und sich verschlingen. Jetzt ist der beste Krammetsvögelstrich, und auf moosigten Orten sind noch Schnepfen zu erlangen; so bald es aber anfängt zu schneyen, verlieren sie sich, und streichen davon. Um diese Zeit stellen sich die Quäcker und Vögler sehr häuffig ein, sind jedoch nicht im freyen** Felde, sondern nahe bey Bäumen, an welche man einige Lockvögel zu hängen pfleget, viel leichter anzukörnen, als die Hänflinge. Es häusen sich auch in unsäglichen Schaaren die der Farbe nach sehr angenehme Meerzeißlein, Gräslein, oder Zitscherlinge genannt, so oft viele Jahre ausbleiben, und etlicher Meynung nach, nur alle 9 Jahr zu uns kommen. Diese fängt man, wie auch die schon im October streichenden gemeinen Zeißlein, auf einer langen Stange, an welche oben eine Gabel gebunden, ein Lockvogel hinauf gehängt, und Leimruthen dahin gestecket werden. Die Stange gehet unten in einem Gewerbe, daß man sie bequem auf- und niederlassen kann. Eben auf diese Art, und in diesem Monat werden auch die Blutfinken oder Gimpel gefangen, welche wegen ihrer Gelehrigkeit und Schönheit werth sind, daß man sie Paarweise aufhebe, und in den Zimmern brüten lasse; die Alten müssen aber zum Aus- und Einfliegen gewöhnet seyn, damit sie ihren Jungen natürliches Geäse zutragen können, sonst sind diese schwerlich aufzubringen. Endlich gehet auch im November der Mistlerstrich an; denn da diese Vögel nun keine Würmer mehr finden können; so suchen sie auf den Bäumen die Mistelbeere, wobey sie aus Neid keinen andern Mistler leiden wollen. Weil nun dieses von ihnen bekannt; so nimmt man einen doppelten Käfig, davon der untere das Quartier vor den Lockmistler abgiebt, der obere aber, welcher das Stichhäuslein heißt, als ein Fall- oder Springhäuslein offen stehet. Da nun

nun der in der Freyheit sich befindende Mißler, den im Käfig eingeschlossenen Lockmißler nicht um sich dulden will; so sticht er auf ihn los, und fängt sich also in dem Stich oder Fallhäuslein selbsten.

Im December halten sich die Krammetsvögel, Drosseln, und Kernbeisser nicht mehr so häufig beysammen, und sind lieber in den niedrigen Wachholderbüschen; daher fängt man in den Laufbögen im Schnee mehr, als auf dem Leimbüchel; hingegen sammlen sie sich besser im Januario und Februario, sind deswegen auch besser auf dem Leimbüchel zu fangen. Jetzt kann man auch, wenn frischer Schnee fällt, die Rebhüner mit dem Schneegarn am besten fangen, und fortan, so lang der Winter währet. Weil die Habichte bey den Häusern grossen Schaden thun, und die Tauben, und Hühner sehr abfangen, muß man solche mit Riemen und Habichtsfängen auf die Seite zu räumen suchen. Wer nahe bey grossen Schwarzwäldern wohnet, kann um diese Zeit mit Verwunderung derer, die es nicht wissen, bey grosser Kälte und Schnee junge Vögel aus den Nestern nehmen; denn jetzo, und in dem folgenden Monat haben die Krummschnäbel, oder die Gränitze ihre Vermehrung, und lassen sich, wenn man sie jung bekommt, sehr zahm machen. Was übrigens noch hieher gehöret, und welchergestalt jetzo der Weydmann seine neue Netze stricken, die alten verbessern, und die sonst nöthige zum Vogelfang anschaffen, und zubereiten solle, suche der Leser unter denen Nahmen, womit ein jeder Vogel, ein jegliches Netz rc. benennet wird.

Man wirft die Frage auf: **Wenn einem das Jagen schlechterdings gestattet worden, ob er auch deswegen den Vogelfang und die Fischerey habe?** Insgemein wird mit Nein geantwortet, weil die Jagd und der Vogelfang und die Fischerey ganz besondere und unterschiedene Species, und daher sich von einem auf das andere nicht schliessen lasse. Und ob gleich die Jagd von grösserm Werth, und mehreres importiret, als der Vogelfang, solchemnach es scheinen möchte, daß, wem das Grössere zugelassen, demselben auch das Geringere und Kleinere erlaubet und vergönnet seye; so läßt sich doch hieraus nicht schliessen, daß unter der blossen Concession der Jagd, als einer einer ganz besondern und unterschiedenen Sache, auch der Vogelfang und Fischerey begriffen seye. Worzu auch noch kommt, daß, wenn der Lehenherr auch den Vogelfang und Fischerey hätte mit verleyhen wollen, er solches gar leicht, auch nur mit wenigen Worten hätte ausdrücken können, da er aber dieß unterlassen; so ist allerdings muthmaßlich, daß er nur die Jagd allein, mit Ausschliessung des Vogelfanges und der Fischerey, habe gestatten wollen; daher das, was in den Lehenbriefen nicht ausgedrückt zu finden, für ausgeschlossen und unerlaubt zu achten.

L. 99. & 126. §. 2. ff. de verb. obligat. *Webner*. Observat. pract. voc.

Forst

**Forst und Vogelwald.** *Noe* **Meurer** tract. **vom Jagd- und Forstrecht,** part. 2. rubr. **ob der der hohen Obrigkeit die Forstliche anhange.** *Harpprecht* dissert. de jur. venand. precar. pag. 45. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 2. thes. 1. pag. 11. seqq. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 6.

Dafern aber jemanden alles Waidwerk durchaus, wie es Namen haben mag, verstattet worden; so kann derselbe nicht nur das Jagdrecht, sondern auch den Vogelfang und Fischerey mit allem Recht exerciren.

*Knipschild* de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 128. **Kluger Beamter** d. tit. 34. §. 6.

**Heutiges Tages aber wird das** Vogelwaidwerk insgemein unter den kleinen Wildbann oder das kleine Waidwerk gerechnet. Daher kann derjenige, der die niedere Jagdgerechtigkeit hat, die Reb- und Feldhüner, Federthier und alles Gevögel, klein und groß, fangen, und einen Vogelheerd bevogeln oder anrichten.

*Webner* Observ. pract. voc. **Vogelwaid.** *Meichsner* tom. 4. decis. 7. num. 28. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 12. *Stryck.* in us. modern. ad ff. tit. de aquir. rer. domin. §. 8. *Otto* **in hoher Herren und Potentaten** Brevier, sect. 2. pag. 253.

Der Auerhahnenfalz und Reigerbaiz aber darf er sich nicht bedienen; denn die Auerhahnen, Trappen, Haselhüner, Berghüner, Schwanen, gehören zum hohen Wildbann und grossen Waidwerk.

*Berger* Oeconom. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 3. pag. 227. & §. 10. pag. 230.

An theils Orten, sonderlich in Franken, ist denen Edelleuten zugelassen, an dem Ort, wo sie ihre häusliche Wohnung haben, ein oder zwey Vogelheerde, nach Gelegenheit des Orts, aufzurichten, die man **Kuchenheerde** nennet; welche Heerde an dem Ort bisweilen libere aufgerichtet werden, wenn gleich ein anderer den Wildbann daselbst hat; bisweilen aber nicht libere, sondern aus besonderer Vergünstigung zugelassen, welchenfalls, wenn die von Adel an den Wildbannsherrn schreiben, und um einen Kuchenheerd anlangen, ihnen solches gemeiniglich auf ihr Zuschreiben verstattet und zugelassen wird, wofern keine Unnachbarschaft und Differenz unter ihnen herrschet.

**Kluger Beamter** part. 1. tit. 43. §. 12. *Webner* Observ. pract. voc. **Vogelwaid** in fin.

Es begreift aber ein Vogelheerd gewöhnlicher massen nicht nur den ausgestreckten Platz, sondern auch den ganzen Bezirk, so weit man einen Vogel singen höret, und beschleußt denselben also, daß in solchem Bezirk keiner einen andern Heerd machen darf.

*Meichs-*

*Meichsner* tom. I. decis. Cameral. 1. part 2. fol. 8. *Webner* Observ. pract. voc. **Vogelwald.**

Sonsten pfleget man das **Vogelwaldwerk** in das **grosse** und **kleine** einzutheilen. Unter das grosse gehören die Krammetsvögel, Halbvögel, Amsel, Droscheln, Zemmer, Wachteln rc. Unter das kleine aber die Lerchen, Finken, Zeißlein rc. Wiewohl hierinnen mehr auf die Gewohnheit und Observanz zu sehen; massen zuweilen die Krammetsvögel, Amseln und Drosseln unter das kleine Vogelwerk gerechnet werden.

*Webner.* Observ. pract. voc. **Vogelwald. Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 12. *Gylmann* decis. 49. in fin. Lib. 1.

**Vogelheerd, Vogelherd,** ist ein Platz, auf welchem der Vogelsteller seine Netze ausbreitet, und Lockvögel stellet, damit er, indem er in der darneben erbauten Hütte sitzet, die Vögel, so auf solchen Platz fallen, mit dem Netze berücke und fange. Sie werden auf unterschiedene Art, und an mancherley Orten berücket, dahero giebt es **Waldheerde, Feldheerde, Strauch-** oder **Buschheerde, Lerchenheerde, Springheerde, Tränkheerde, Schröckheerde,** und **Schußheerde,** oder **Pantera** genannt. Wie nun solche anzulegen, und was dabey zu beobachten, ingleichem hierdurch, als auch anderer Gestalt, die Vögel zu fangen sind, ist unter denen Worten: **Kloben, Klobenhütte, Meisenfang, Nachtnetz, Panthera, Plattnen, Schlagbauer, Schlagwände, Schneegarn, Schröckheerd, Sprenkel, Strauch-** oder **Buschheerd,** und **Vogelfang** befindlich. Was die **Tränkheerde,** oder **Tränktennen** anbetrift; so ist dießfalls noch zu gedenken, daß man im Wald eine Gelegenheit aussiehet, von einer Lache, oder Grube, darinnen sich entweder Regenwasser beständig erhält, oder Zugang von Quellen erfolget. Hierüber wird eine Wand zurechte gemacht, daß solche, wenn man sie richten, und rücken will, eiligst über die mit Wasser versehene Grube fällt; anbey müssen andere in der Nachbarschaft entstehende, und zulaufende Wässerlein wohl mit Sträuchern zugedeckt, und verleget werden, damit der Vogel keine andere Gelegenheit zum Trinken in dem Walde finden, sondern nothwendig daselbst seinen Trank haben möge. Hat nun das Geflügel geraume Zeit sich dahin gewöhnet; so werden die Tränkwände geleget, und in einer nicht weit davon errichteten Hütte wird auf die Ankunft der Vögel zum Trank gelauret, und nach ihrer Ankunft werden sie denn berücket. Dieses Weydwerk braucht wenig Mühe, keiner Locke, und ist, zumal bey heisser Zeit, sehr lustig. Es kommen sowohl grosse als kleine Vögel zu diesen Tränkwänden, ja wenn Eichhörnlein, Hasen, oder Füchse solches Wasser gewohnet, kann sie der Weydmann gleichfalls mit nehmen.

Im **Churfürstenthum Sachsen** mögen die Unterthanen zwar

zwar auf ihren Gütern Vogelheerde haben (**Forst- und Holzordnung** 1560.) Sie dürfen aber fremden Leuten keine Vogelstelle vermiethen. Die Churfürstliche Vogelheerde betreffend, so werden solche zwar jährlich vermiethet, es sollen aber doch die übermäßigen eingezogen werden (Resolv. Puncte von 1697. §. 27.). Sonst aber gehöret das Vogelstellen zur Cammercognition. Und nach Maßgebung der **Sachsengothaischen Forst- und Waldordnung** sollen die Vogelheerde und Gestelle mit Vorbewußt des Jägermeisters vermiethet, und der Zinß berechnet, auch niemand, der des niedern Weydwerks nicht befugt ist, solche auf seinen Gütern zu vermiethen nachgelassen, übrigens aber selbige von denen Forstbedienten fleissig visitiret werden. s. a. **Vogelfang.**

**Vogelkirschen**, s. **Ebreschenbaum.**

**Vogelleim**, lat. Viscus, franz. *Glu*, ist ein klebrichter Leim, womit die Leimruthe bey dem Vogelfang bestrichen wird. Man bereitet solchen aus Mistel, welcher in einem Mörsel gestossen wird. Unter dem Stampfen giesset man etwas Wasser hinzu. Denn wäscht man dieses mit kaltem Wasser aus, daß das Holz heraus komme. Nach diesem wäscht man auch die Fasern mit laulichtem Wasser daraus. Die Hände bestreicht man vorhero mit Oel; so klebt er nicht an. Will er bey warmen Wetter zu weich werden; so thut man etwas Pech, und zwar weisses, oder Tannenharz hinzu, und schmelzet es zusammen. Beym Froste aber knettet man solchen mit Branntwein durch; so frieret er nicht. Bey nassem Wetter wird er mit Leinöl durchknetet; denn sonst nimmt der Leim die Nässe an, und die Vögel bleiben nicht kleben. Wird der Leim von Federn unrein, oder fängt an, zu dörren; so bindet man um die Spindel einen starken Bindfaden, ziehet damit den Leim ab, und reiniget ihn mit laulichtem Wasser. s. a. **Stechpalmen.**

**Vogelnest**, s. **Nest.**

**Vogelsteller, Vogelfänger**, lat. Auceps, franz. *Giboyer*, ist eine Person, so allerley Vögel auf allerhand Art und Weise, auf ordentlichen Vogelheerden, mit Leimspindeln, Schleifen, Dohnen, und andern Instrumenten listig zu berücken weiß. Er soll billig die Natur und Eigenschaft der Vögel aus dem Grunde verstehen, und wissen, wo sich eine jede Art von Vögeln aufzuhalten pflege; wie sie ihre Speise zu nehmen, oder zu geniessen gewohnt; ob sie solche mit dem Schnabel zerknirschen; oder ob sie dieselbe verschlucken; oder ob sie solche gleichsam hineinlecken, und welche Vögel zu einer oder der andern Sorte gehören; wenn sie ihren Strich und Wiederstrich halten; was eine jegliche Art vor einen Ort sich zur Brut erwehle, wenn und wie oft solche Brut in einem Jahre geschehe, und wie viel sie jedesmal Junge ausbringen; welche Vögel sich in Hausen zusammenschlagen, und welche hingegen einander locken und nicht locken; welche ihre Schnäbel und Farbe im Frühling verändern; um welche Zeit sie ihren Gesang hören lassen; welche Vögel

Digitized by Google

gel sich im Wasser, und welche im Sande sich zu reinigen und zu baden pflegen; welche ihren Jungen die Speise im Kropfe, und welche im Schnabel zuführen ꝛc. Er soll auch alles, was zum Vogelfange gehöret, als Netze, Vogelbauer, Vogelleim und andere Sachen selbst stricken und verfertigen können, und auf was vor eine Art diese oder jene Gattung Vögel zu berücken, aus dem Grunde verstehen.

**Vogelwände**, heißt man die Netze oder Garne, womit man die Vögel auf denen Heerden zu fangen pfleget. Zu grossen Vögeln gehören grosse Wände von 80 bis zu 100, ja zu 120 Schuh lang, so weite Maschen haben, und dahero desto leichter überzuziehen sind. Auf die Lerchen und andere kleine Vögel werden auch solche lange Netze gebraucht, so aber enger gestrickt seyn; und sind solche Wände allezeit acht Werkschuh, oder vier Ellen breit. Diese werden **Schlagwände** genennet, dieweil sie unverdeckt liegen und zusammen schlagen. Hiermit werden allerley Arten Vögel im Felde und Hölzern gefangen; nemlich wilde Gänse, Kraniche, Kybitze, wilde Tauben, und viel andere grosse und kleine Vögel. Es müssen aber die Seimen oder die Stricke, wie auch die Stäbe bey denen Schlagwänden wohl verdeckt werden. Wände von 40, 50 bis 60 Schuh lang, werden **halbe Netze** genennet, und damit Tauben, Kybitze, auch andere Arten mittelmäßiger und kleiner Vögel in- und ausserhalb des Striches gefangen; man braucht sie theils vor offenbare Schlagwände, andern theils aber vor verdeckte Netze. Mit kleinen und kurzen Wänden werden kleine Sangvögel und Sperlinge gefangen, und sind solche gemeiniglich nur 20 bis 24 Schuh lang, und 7 oder 8 Schuh breit.

**Vogelwaidwerk**, s. **Vogelfang.**

*Vol des Oiseaux*, s. **Streichen.**

Volatus Avium, s. **Streichen.**

**Volck, Kett, Kitt, Kütt,** heißt bey denen Reb- und Haselhünern eine völlige Brut mit denen beyden Alten. Sie bestehet oft aus 20 und mehr Stücken. Dergleichen Volk leidet kein fremdes Huhn unter sich. s. **Rebhuhn, Haselhuhn.**

*Volerie*, s. **Federspiel.**

**Volle Mast**, s. **Mast.**

**Voluntairs**, heissen bey der Jägerey diejenigen, sie mögen nun bürgerlicher Ankunft, oder hohen Standes seyn, welche die Jägerey zwar zu Ende gebracht, sich aber noch eine Zeitlang bey den Wildmeistern, oder Oberförstern aufhalten, um sich in derselben weiter vollkommen zu setzen, das Deputatwildpret, so sie zu liefern haben, mit zu pürschen, und den angestellten Jagden mit beyzuwohnen. Sie bekommen auch auf denenselben ihre Auslösungen, und Numern, damit sie alle Anstalten, und Jagdgebräuche erkundigen mögen, und bey sich ereignenden Vacanzen zu höhern Bedienungen gezogen werden.

Volucres rapaces, s. **Raubvögel.**

Volucris vaga, s. **Schwalbe.**

Vor-

**Vorgreiffen**, heißt, mit einem Leithunde um oder in einem Holze herumziehen, zu vernehmen, ob das Wildpret, welches an einem Orte hinein gespüret worden, darinnen geblieben seye.

**Vorhölzer**, s. Haag.

**Vorjagd**, heißt, wenn nach Endigung der in denen meisten Forst- und Jagdordnungen sogenannten verbothenen Zeit, wiederum die erste Jagd gehalten wird.

**Vorjagen**, s. Jagd, nro. 6).

**Vorlaß**, s. Beitzvögel.

**Vorlos**, s. Federspiel.

**Vorstånder**, heissen bey einem Forst die jungen Båume im Laubholz, so bey Abtreibung des Schlagholzes von 2 Jahren gelassen worden, damit sie zu angehenden und Hauptbåumen erwachsen. s. Laßreiser.

**Vorstehender Hund, Hünerhund, Wachtelhund**, franz. *Chien couchant*, ist ein Hund, welcher abgerichtet worden, den Rebhünern, Wachteln, auch wohl Hasen vorzustehen, bis sie tiraßirt, oder, wenn sie aufgestossen, mit dem Vogel gebaißt, oder auch geschossen werden. Es giebt derselben unterschiedene Arten, davon eine grau und braun gesprenget, mit etlichen braunen Flecken, vor die besten gehalten wird. Eine andere Art, die weiß, oder aschenfarb, braun oder Semmelfarb gefleckt, suchet auch gut, ist aber besser zum Baissen, als zum Hetzen, weil sie kurz vor dem Mann suchen, welches zum Baissen nöthig ist, damit, wenn der Hund etwas abstöbert, der Vogel in gehöriger Weite ausgelassen werde. Die andern, so zum Tiraßiren abgerichtet sind, nehmen ein grosses Feld ein, und revieren hin und wieder, bis sie einen Geruch von Hünern bekommen, welches der Weydemann alsobald vermerket. Sie sind insgemein von mittelmäßiger, niedriger Art, mit langen Ohren behangen, und mit gestutzten Schwänzen.

**Vorsuchen**, nennet man, wenn man mit einem Leithunde vor ein Holz hinziehet, um zu sehen, was für Hirsche oder Wildpret im Felde gewesen.

Vulpes, s. **Fuchs**.

Vultur, s. **Geyer**.

# W.

**Waade, Wathe**, ist ein grosses Fischnetze, welches bey Fischung grosser Teiche und Seeen gebraucht wird. Es bestehet aus zweyen von gutem Hanf gestrickten Wånden, welche von solcher Höhe seyn müssen, daß sie unten am Grunde aufstreichen, am obern Theil aber auf dem Wasser schwimmen. In der Mitte findet sich der Keutel, Zipfel oder Sack, darinnen sich die Fische fangen, und erstrecket sich etwa drey Klaftern lang hinauswärts. An der obersten Såume werden die Flossen, je eines Schuhes weit von einander, angeheftet, und solche entweder von dürren Weiden, Pappelweiden, oder Birken gemacht, welche das Garn in der Höhe halten; gleichwie hingegen an die unterste Såume Eisen- oder Bleygewichte, so man das Gesenke heisset, und zwar in stark-

ken fliessenden Wassern etwan 4 oder 5 Finger, in Teichen aber 12, 15, bis 18 Zoll weit von einander, gehänget werden, damit sie das untere Theil der Waade auf den Grund halten mögen. Wenn diese Waaden oder Ziehgarne groß sind, werden an statt der Flösse länglichte tännene Breter, eine halbe Klafter weit von einander, gemacht, unten aber füglicher Eisen, als Bley, in gleicher Weite von einander, gehänget. Auf beyden Seiten des Garns sind die Keulen oder Kolben, das ist, ziemlich starke Kleppel, mit Mauersteinen angebunden.

Bey **Einwerfung** der Waaden muß man fleißig darauf Achtung geben, damit das Garn ordentlich ausgetheilet und ausgebreitet werde, und das Gesenke oder die Gewichte unten, oben aber die Flösse bleiben. Der Zug muß an beyden Seiten zugleich geschehen; die beyden untersten Säume müssen zusammen gefasset, das Garn auf den Ränden ausgezogen, und mit den Füssen darauf getretten werden, damit die Fische hinterwärts in dem Keutel oder Beutel sich sammeln; aber damit man sehen möge, wo sich derselbe befinde, wenn das Garn auf den Grund streichet; so wird etwas von Stroh oder Schilf zum Merkzeichen, oben bey dem Floß, angebunden; und kann also der Zug desto leichter zugleich geschehen.

**Waasen, Hochwaasen**, nennet man auch das Erdreich, so gleich an das Ufer des Wassers anstösset.

**Wachholderbaum**, s. **Raddich.**

**Wachsthum der Bäume**, siehe **Baum.**

**Wachtel**, lat. Coturnix, franz. *Caille*, ist ein Erdvogel, welcher seinen Aufenthalt in fetten Kornfedern, und mit langem Gras bewachsenen Wiesen hat, und fast wie ein Rebhun geartet ist. Am Kopf und Rücken hat sie fast gänzlich die Farbe einer Lerche, ausser daß sie am Hals herum etwas heller aussiehet. Die **Männlein** sind an der Kehle theils braun, theils schwarz, und gehet dergleichen Strich halb um den Hals hinum. An der Brust sind die Männlein ganz weitzenfarb, davon aber die Weiblein wenig oder gar nichts haben; weiter unten am Bauch sind sie weißgrau; der Schnabel ist bey etlichen Männlein im Sommer kohlschwarz, bey etlichen aber ist er nur dunkelbraun, und die Füsse sind weislicht. Das **Weiblein** ist am Kopf und Rücken fast wie das Männlein, nur in etwas dunkler, am Schnabel ist es weislicht, an der Brust aber dunkelweiß oder schwarzdüpplicht. Die Gestalt der Wachtel, dem Gewächse nach, ist äusserlich anzusehen, wie alle Hünerarten, und an der Grösse einem Krammetsvogel zu vergleichen; denn ob derselbige wegen seiner hohen Beine gleich viel höher aussiehet, als die Wachtel, wenn sie neben einander stehen; so wird doch an der Dicke und Länge des Leibes, nach hinweggenommenen Federn, kein grosser Unterschied zu sehen seyn.

Die Wachtel wird im Zimmer so zahm, daß sie, wenn man sie recht wartet, nemlich, wenn man ihr nicht

nicht nur Weitzen, sondern auch allerhand Saamen und Salat giebt, wie ein Haushun herum läuft, auch Eyer leget, und welches wenig andere Vögel thun, fremde Junge aufziehet. Ihr Schlagen und Ruffen, das nur im Sommer bey dem Männlein anderst, als bey dem Weiblein, im Winter aber überein lautet, kommt einigen verdrießlich und unangenehm vor, andere aber hören es gerne, und haben ein sonderbares Vergnügen daran. Die Wachtel, wenn sie noch so zahm ist, ja, wenn sie ihr Lebtag nicht in dem Feld gewesen ist, nimmt doch von Stund an, da sie ins Gras kömmt, ihre natürliche Wildigkeit an.

Kein Vogel brütet später im Jahr, als die Wachtel. Viele verrichten erst im September ihre dritte Brut. Sie legen zehen bis vierzehen Eyer, und ist dieses besonders an ihnen, daß Männlein und Weiblein nicht beysammen bleiben; sondern, so bald das Weiblein Eyer legt, so bald sucht auch der Hahn ein ander Weiblein, und kommt nicht mehr zu dem vorigen. Sie sind überaus leicht aufzubehalten; jedoch, wenn sie recht frisch bleiben, und etliche Jahr nacheinander schlagen sollen, brauchen sie gute Wartung. Die Junge, wenn sie nur acht Tage alt sind, bedürfen lange nicht so viel Mühe, als junge Rebhüner, die ohne Ameiseyer nicht aufzubringen sind; sondern sie nehmen mit gehackten Eyern und Hirsen vorlieb, wenn sie nur von ihrer Mutter, oder von einem andern Weiblein (denn fast ein jedes nimmt sich fremder Jungen an), geführet und bedecket werden. Aber an dem ersten Tag, da sie auskriechen, und bis etwan auf den vierzehenden oder fünfzehenden Tag, sollen sie billig frische Ameiseyer bekommen, wenn man die ganze Schaar aufbringen will.

Es ist ein geiler Vogel, so gar, daß er aus blinder Begierge öfters eine vorkommende Kröte an statt des Huns tritt, und wenn er sich in einem Spiegel erblickt, aus gleichem Triebe zuläuft, und in denen ihme gelegten Schlingen sich verstricket. Sie kommen erst im May zu uns, und sind von solcher Zeit an, bis in den August am besten mit dem Ruff und Steckgärnlein, oder noch mit mehr Lust, vermittelst vorstehender Hunde, in denen Wiesen mit dem Tiraß zu fangen.

Die Nahrung der Wachteln bestehet in Weitzen, Hirsen, Salat und Krautsaamen, womit sie sich so fett mästen, daß sie zur Zeit ihres Strichs oft vor Fettigkeit nicht zu fliegen vermögen; sie streichen aber im Herbst in aller Stille fort, und zwar mehrentheils im September also, daß deren wenige den October erwarten. Wenn man sie in einem Käfige halten will, welches man mit den Hahnen, um ihres Schlages willen, gerne thut, muß derselbe oben offen, und nur mit einem Tuche bedecket seyn, dieweil sie sich sonst die Köpfe zerstossen. Das Fleisch der Wachteln ist zwar von den Alten für ungesund und schädlich gehalten worden, welchen aber von den Neuern widersprochen wird, ab-

sonderlich geben die Jungen eine sehr niedliche Speise.

**Wachtelgarn**, ist in der Höhe ohngefehr eine Elle, oder fünf Viertel, und 10, 12 bis 20 Ellen lang, von subtilem Bindfaden, oder besser, starkem vesten Zwirn gestrickt. Man bevestiget es in denen Aeckern, an kleinen Furkeln, welche von einigen **Spisse**, von andern aber **Spillen**, oder **Pfahlhölzlein** genennet werden. In der ersten Kornschosse, und in denen Wiesen sind die grünen gut, wenn aber Geblüme darinnen wächset, die Bunten, und so sich das Getraide färbet, alsdenn die Erdfarbenen, und gelben; wiewohl grüne von vielen durchgehends vor die besten gehalten werden. Solche Garne werden an denen Orten, wo Wachteln schlagen, aufgestellet, und hier muß man Achtung geben, wo Hähne, oder Sicken vorhanden, darnach muß der Wachtelfänger sich mit der Wachtelpfeiffe richten, und so Männlein schlagen, der Weiblein Locken vorstellen, wenn sich aber diese hören lassen, den Hahnenschlag nachahmen. Bey Lockung der Wachtel ist zu merken, daß das Weiblein nur zwey, das Männlein aber dreymal anschläget; auch muß man mit dem Locken nicht eher anfangen, bis sich die rechte Wachtel hören läßt, und mit dieser zugleich wieder aufhören.

**Wachtelhabichte**, s. **Sperber**.

**Wachtelhund**, s. **Vorstehender Hund**.

**Wachtelkönig**, s. **Schnarr**, **Schnerff**.

**Wachtelpfeiffe**, ist eine besondere Art von Lockpfeiffen, welche aus Corduan, und anderm Leder vermittelst einer beinernen Röhre von Katzen-Hasen- oder Storchsbeine verfertiget werden, und von denen Wildrufdrehern in Nürnberg gar sonderlich gemacht; und fast aller Orten um schlechten Preiß zu erlangen sind. Mit dergleichen Pfeiffen fängt man die Wachteln im Getraide im Steckgarn dergestalt: Schlägt ein Wachtelhahn da, oder dort; so schleiche nach solchem zu, bis ungefehr 50 Schritte von ihm, da stecke gedachtes Garn hinein, welches aber mit einer Seite unten auf dem Boden wohl aufliegen muß, damit der Vogel nicht durchkriechen kann. Hernach setze dich etliche Schritte hinter das Garn; schlägt nun die Wachtel; so stosse mit der Pfeiffe zwey bis dreymal; man muß aber, wenn die Wachtel aufhöret, zu schlagen, die Pfeiffe noch einoder zweymal gelassen hinter drein bewegen, und hiedurch der Sicke ihr Locken accurat herstellen, worauf der Wachtelhahn, als ein sehr geiler Vogel, auf solchen Ruf zuläuft, und sich in gedachtem Netze fängt. s. a. **Contraruf**.

**Wädel**, s. **Aberglauben**, **bey dem Forstwesen**.

**Waffen**, s. **Gewehr**.

**Waffensalbe**, ein Wort, welches zwar weder zur Jägersprache, noch sonst zur Jägerey und Waldwesen gehöret; indessen, da ein Forstbeamter und Bedienter verschiedenen Fatalitäten, so ihm von den Wildschützen, oder sonst öfters von liederlichen im Wald

sich

aufhaltenden Gesindel, begegnen können, unterworfen; so lassen wir diesen Artickel, welcher im Fall der Noth nicht undienlich seyn dürfte, allhier mit unterlauffen. Es ist bekannt, daß eiserne, zinnerne, und andere Geschirre von grosser Kälte springen, und zertrieben werden, wenn die Kälte in einer Ruhe, und zusammenziehenden Kraft bestehet, welches die alte Naturkündiger unter diejenigen Eigenschaften zählen, so sie die sinnlichen nennen, und solche mit vielen Beweißthümern zu vertheidigen suchen. Was nun hingegen nicht gleich in die Sinne fällt, heissen Qualitates occultas, seu insensibiles, oder solche Eigenschaften, die nicht sogleich in die Sinne fallen, und von welchen die scholastischen Weltweisen meynten, daß man gar keine Raison davon geben, noch einigermassen selbige erklären könnte; sondern sie müßten vor völlig verborgen gehalten werden. Ob nun wohl ganz verborgener Dinge Ursach eben so wenig, als derer übernatürlichen, und der Wunderwerke ihre bekannt ist; so kann doch das Wort **verborgen** hier in einem solchen Verstande genommen werden, daß verborgene Eigenschaften diejenigen heissen, welche dem erstern Ansehen nach schwer, in der That aber nicht unmöglich, zu erklären sind. Unter denen nun findet sich zuförderst die sogenannte **Sympathie** und **Antipathie**, welche Wörter bey dieser Materie von der Waffensalbe nicht in Vergessenheit gestellet werden dürfen, weil solche viele aus Einfalt für ein Teufelswerk, und folglich verbotene Sache halten.

Wenn man dasjenige betrachtet, was in verschiedenen Medicinischen und Chirurgischen Büchern von denen sympathetischen Curen von der Waffensalbe weitschichtig erzehlet wird; so wird man vermuthlich auf die Gedanken gerathen, als wollte man bald etwas vernichten, bald wiederum behaupten. Weil aber die Meynungen dererjenigen, welche in ihren Schriften der Waffensalbe gedacht, sehr veränderlich, und nur, was dadurch soll ausgerichtet werden können, anzeigen; hier aber, daß die Erfahrung, bewährter Schriftsteller Versicherung nach, ein gewisses gelehret, nicht zu verschweigen ist, und dahero die Waffensalbe in einer Haushaltung vor ein höchst nöthiges, wo nicht ganz unentbehrliches Mittel zu halten; so soll deren Zubereitung und Gebrauch gegenwärtig nicht in Vergessenheit gestellet werden, immassen Verwundungen, so durch Beile, Aexte, Messer, und Gewehre geschehen, ohne Zuthuung anderer Hülfe aufs beste und kürzeste dadurch zu heilen.

1) Es wird aber die **Waffensalbe** also verfertiget: Nimm Schmeer von einem wilden Eber, Schmeer von einem gemeinen Eber, Bärenschmalz, von einem Männlein, jedes ein halb Pfund; rein gemachter, gedörrter, und pulverisirter Regenwürmer, 3 halbe Eyerschaalen voll; so viel als 4 welsche Nüsse groß Moos von Todtenköpfen, (dieses sollte, wo möglich, von Gehangenen, oder auf das Rad gelegten Todtenköpfen seyn, als die nicht an einer Krankheit gestorben,

storben, und also in denselbigen Balsamus insitus fortior ist); 4. Loth Blutstein; 6 Loth roth klein geschabet Sandelholz; 6 Loth Radicis consolidæ majoris; mache aus diesen Stücken allen, Lege artis vermittelst ein wenig Weins, eine Salbe, oder die Waffensalbe.

Weil die Verfertiger dieser Salbe nicht einerley Meynung sind; muß deswegen auch hier noch einer andern Art von Zubereitung der Waffensalbe gedacht werden. **Paracelsus**, der für den Erfinder solches Heilmittels gehalten wird, und dem **Kayser Maximilian** damit aufgewartet haben soll, hat folgende Zubereitung ersonnen, und recommendiret. Rec. Moos aus eines Menschen Hirnschaale; 2 Unzen Mumien; ein halbe Unze Leinöl; 2 Quintlein Rosenöl; Armenischen Bolus, Ana eine Unze; mische alles untereinander, und mache eine Salbe darans.

**Andere** nehmen ein Maaß Regenwürmer, thun in einem ganz neuen Topf unten etwas Sand und Mist, und legen diese darauf, daß sie sich dadurch reinigen; verkleiben hierauf den oben wohl zugedeckten Topf, setzen ihn in einen Backofen, darinnen erst Brod gebacken worden, und dörren selbige, doch also, daß sie nicht gar verbrennen, aber zu einem Pulver gerieben werden können. Endlich zerlässet man über einen gelinden Feuer Bären- oder Eberschmalz, eines jeden gleich viel, giesset solches auf kaltes Wasser, damit die Unreinigkeit davon zu Boden falle, und das Schmalz oben bleibe, welches nach dem Erkalten abgenommen, mit einer halben Eyerschale voll Regenwürmerpulver, 1 Loth wohl pulverisirten Blutstein, 1 Loth desgleichen Sandel vermischt, also zu einer Salbe gemacht, und hernach in sauberen gläsernen Behältnissen zum künftigen Gebrauch verwahret wird.

2) Mit dem Gebrauch der Waffensalbe ist es also beschaffen: Wenn einer verwundet worden, und du kannst das Gewehr haben, auch gewiß ist, an welchem Ort, und wie weit die Verwundung ins Fleisch gegangen; so schmiere das Gewehr, oder Instrument, womit der Schaden gethan worden, also, daß wo er gehauen, du herunterwärts, von dem Rücken zu der Schärfe schmierest, sonst heilet es oben, und bleibet unten offen. Ist es eine gestochene Wunde; so bestreiche die Wehre von oben herab, nach der Spitze zu. Im Fall aber diese Umstände unbewußt; so muß das Waffeninstrument ganz gesalbet, und verbunden werden.

Ist dieses einmal geschehen, und man will wissen, ob der Verwundete davon komme, oder nicht; so thue den ins Fleisch gegangenen Ort des Gewehres zu einem gelinden Feuer, laß es erwärmen, doch nicht zu heiß, sondern nur also, daß es möglich ist, eine Hand darauf zu erleiden, widrigenfalls bringt es dem Patienten grossen Schmerz; denn schütte rothen gepülverten Sandel darauf, und gieb Achtung, was erfolget. Ist es, daß der Kranke an der Wunde stirbt; so wird das Waffen Blut schwitzen;

tzen; geschiehet aber dieses nicht, so bleibet er lebendig.

Kann man das Instrument, womit verwundet worden, nicht bekommen; so muß mit einem Holz der Schaden erfrischet werden, daß er blute, und das Blut an das Holz nach der Wunden Tiefe kommen, welches alsdenn, wie gedacht, verbunden wird. Der Patient darf am Schaden nichts mehr thun, als solchen rein halten, und ein eingenetzt Tuch oft darüber legen, welches manche in ihrem eigenen Urin einfeuchten. Beym Säubern soll der Schade allemal abwärts gestrichen, und gesäubert werden; solchemnach heilet er ohne Geschwulst und Schmerzen, obschon der Verwundete viele Meilen weit von dem, der mit solcher Salbe curiret, entfernet ist; nur muß dieser Waffe, oder Holz alle Tage, ob wäre es der Beschädigte selbst, mit einem reinen Tüchlein verbunden, und an einen Ort geleget werden, da nicht zu viel Wärme, noch zu viel Kälte, oder Staub und Wind ist, wenn der Patient ohne Schmerzen bleiben soll. Auch hat sich derjenige, welcher verbindet, währender Cur, alles Beyschlafs zu enthalten; der hiernächst, welcher curiret wird, darf sich mit Essen und Trinken nicht überladen, vielweniger sichtige Speissen geniessen, und Frauenzimmer caressiren; geschiehet aber dieses; so eräussern sich auf der Salbe, und dem Verwundeten rothe Flecken. Der Arzt kann auch dem Kranken, so oft er will, auf obgedachte Art, Schmerzen machen, und ihm solche wieder benehmen.

So viel ist endlich noch nöthig, hierbey zu erinnern, daß andere meynen, wenn die Wunde gestochen ist; so müsse das Gewehr, von der Spitze nach dem Gefässe oder Hefte zu, mit mehr belobter Salbe bestrichen werden; ist es aber gehauen, so müsse man, von der Schneide nach dem Rücken zu, schmieren; und dieses ist fast angegebener Ursachen halber wahrscheinlicher, als vorstehende Meynung. Zu Berlin ist mit einer Waffensalbe, von folgender Zubereitung, sehr viel gutes ausgerichtet worden: Man nimmt im zunehmenden Mond eingesammeltes Moos von einem Justificirten, wie vorher gesaget ist, und Menschenschmalz, jedes 2 Unzen; Menschenblut und Mumie, jedes ein Loth; Leinöl, ein halb Loth; reinen Terpentin und Bolus, jedes eine Unze; und wenn etwan das obgenannte Moos nicht zu erlangen ist; so kann an dessen statt Moos von den Eschenbäumen genommen werden.

**Wagenmeister**, ist bey der Jägerey ein Bedienter, der die Aufsicht über das Jagdzeug, und die Wagen hat. Er empfängt von denen Jagdhandwerksleuten die Arbeit, untersuchet, ob solche tüchtig, liefert ihnen den schadhaften Jagdzeug, und bestellet den nöthigen neuen. Er hält ein Inventarium über den Vorrath, und thut davon Rechnung. Soll ein Jagen angestellet werden; so trägt er Sorge, daß der Jagdzeug, so viel der Oberjägermeister dessen verlangt, zu rechter Zeit an Ort und Stelle geschaft, und wenn die Jagd vorbey, wieder an gehörigen Ort gebracht wird.

**Wagnerholz**, s. Schirrholz.

**Wahrhammer**, s. Kohlenbrennen, nr. 3) lit. b).

**Waidasche**, s. Potasche.

**Waide**, s. Weidgang.

**Waldgang**, s. Weidgang.

**Wald**, lat. *Silva*, *Sylva*, franz. *Toret*, ist eigentlich ein offener, weit umfangener, mit Ober- und Unterholz bewachsener Platz, der Förste und Hölzer in sich hält, woraus die Nutzung an Wild, Holz, Mastung, und anderm mehr zu geniessen ist: Im gemeinen Reden aber heißt eine jede sehr grosse Fläche Holz ein Wald, obgleich selbiger sonst auch bisweilen ein **Forst**, **Gehölze**, **Dickicht**, **Heide** u. s. w. genennet wird, wovon diese Wörter nachzuschlagen. Folgende Punkte mögen hiebey noch in Betrachtung gezogen werden.

1) Ist darauf zu sehen, daß Wälder in gutem Stande und Wachsthum erhalten werden. Was dießfalls in Acht zu nehmen seye, davon s. **Holzbau**, **Holzschlag**. Ein besonderes Arcanum, die Bäume in Wäldern zu vermehren, fügen wir noch hinzu, welches in folgendem bestehet: Es werden nemlich die grösten Stämme, sonderlich in Herbstzeit, wenn das Laub von den Bäumen ist, abgehauen, und an einem Orte eingeschlagen, damit sie vor der grossen Kälte, Regen und Sonnenschein möchten befreyet seyn; alsdenn gräbt man etwa etliche Bäume sammt der Wurzel aus, hauet die grossen Wurzeln ab, und zertheilet sie nach Proportion, daß eine jede Wurzel nach der Grösse und Stärke des Baumes sich daran schicken möge. So kann man auch die grossen und langen heraus laufenden Wurzeln von den Bäumen ohne Bedenken heraus graben, wenn nur die Hauptwurzel nicht berühret wird. Und nachdem man also die Wurzeln in ziemlicher Menge beysammen hat, schlägt man sie, wenn man sie nicht alsobald brauchet, so lang in die Erde, und verfähret nach der Zeit mit dem Einschnitt in die Wurzel, und mit Formirung des Astes und Stammes auf folgende Art: Erstlich haue man den ganzen Stamm bey der Wurzel ab, und zertheile denselben durch Abschneidung der Aeste und Zweige, so viel nämlich daran befindlich; reinige sodann dieselbe Wurzel von aller daran hängenden Erde und Unflat wohl ab, und zerschneide sie gleicher Weise in unterschiedliche Theile, deren etliche groß, und etliche klein seyn sollen. Von denenselben appliciret man die grosse Wurzeln zu den grossen Stämmen, die mittelmässigen Wurzeln zu denen erwachsenen Aeslein, die kleinen Wurzeln zu denen Stämmlein und Zweigen, die kleinern aber können auch zu einzelnen Blättern gebraucht, und Bäumgen daraus erzogen werden. Hiebey ist noch dieses zu gedenken, daß wenn ein Wurzelstück sehr lange seyn sollte, kann solches in 2, 3, 4 und mehr Theile, nachdem es sich am besten thun läßt, nach eigenem Gutbefinden, zerschnitten werden: den Schnitt aber muß man allezeit unten her mit der Garten Mumia verstreichen und verwahren.

Nachdem nun obbeschriebener massen sowohl Stamm als Wurzeln ordentlich zerschnitten und eingetheilet, und was zusammen kommen soll, richtig eingeleget worden; so machet man in jede Wurzel einen Schnitt, und stecket oder impfet dieselbe an den Ast oder Zweig, welcher dazu ausersehen worden. Damit aber das geimpfte nicht von der Wurzel abfalle, so muß man die Wurzel mit Bast oder Stroh ganz vest zusammen binden, darauf wird ein Licht angezündet, und die ermeldte Mumie an demselben etwas warm gemacht, selbiger Ast und Wurzel, so weit der Schnitt durch das Band gehet, überzogen; und auf solche Art bekommt ein jeder Stamm, Ast, Zweig und Stämmlein seine Wurzel, welche hierauf in die Erde gesetzet werden, allwo sie also durch die Wurzel gewöhnlicher Weise den Nahrungssaft bekommen, dabey verheilet das ab- und eingeschnittene, fängt an, auszutreiben und zu wachsen, und kommt endlich zu des Operateurs höchsten Vergnügen in kurzer Zeit zu seiner Vollkommenheit.

Man muß dabey Achtung geben, daß, in dem man den Stamm untenher einschneidet und zertheilet, der Kern des Stammes nicht zu viel verletzet werde; sintemal bekannt ist, wie gar leicht eine Fäulung oder Brand an den Stämmen und Bäumen entstehen kann, wenn das Mark oder Kern derselben Noth leidet. Gleicher Weise muß auch der kleine Theil, so bey der Impfung in die Wurzel kommen soll, sein dünner geschnitten seyn, alsdenn kann auch die Consolidation desto füglicher und geschwinder darauf erfolgen. Vor allen Dingen aber ist wohl zu observiren, und genau darnach zu sehen, daß nämlich die Wurzel, die an den Stamm oder Ast geimpfet wird, auf das allergenaueste auf denselben auspasse, damit solchergestalt der Saft, so aus der Wurzel auswärts zu steigen pfleget, ordentlich und ungehindert in den Baum fliessen könne; gegentheils auch derjenige Saft, so von dem Baum herunter circulirt, wiederum bequem zu der Wurzel kommen möge; so wird der Baum durch dergleichen innerliche gemeinschaftliche Vereinbarung desto eher zu seiner rechten Vollkommenheit gelangen, welches erwähnter massen vor allen zu merken, und gleichsam der Hauptpunkt ist.

So hat man auch bey Applicirung der vegetabilischen Mumie mögliche Vorsorge zu tragen, daß man solche nicht zu heiß auf den Stamm oder Wurzel bringe; sintemalen die Mumie, so bald sie ans Feuer oder Licht gehalten wird, gleich erwärmet, und sich sodann ziehen läßt, wie ein Bindfaden, und wenn sie auf solche Art nur in etwas erwärmet ist; ist sie zum Gebrauch am allerbesten. Zu heiß aber muß man sie nicht werden lassen, und wird hiebey der Gebrauch und Uebung den besten Handgrif schon selbsten zeigen.

Was die **Verbindung** anbelangt, weil der Bast und die Stricke zu kostbar, so geschiehet solche mit Stroh, welches man wie Stricke muß zusammen flechten,

ten, oder aber man säget Weidenruthen wie Stricke untereinander, und damit werden die Stämme wohl vest zusammen gedrehet. Wollte man aber nicht den ganzen Baum auf dergleichen Vermehrung spendiren; so darf man nur nach Belieben so viel Zweige und Stämmlein, als der Baum füglich, und ohne dessen Verstümmelung entbehren kann, abschneiden, desgleichen auch so viel Wurzeln von selbigem abnehmen, als sich thun lassen will, und also besagter Weise durch die Impfung selbige in einander fügen und vermehren. Nur ist dabey zuzusehen, daß man die Hauptwurzel von einem solchen Baum nicht nehme, denn sonst würde der ganze Baum Schaden nehmen oder gar verderben. Die Zeit, wenn diese Operation am bequemsten vorzunehmen, ist der October, November und December, weil in solcher Jahrszeit die Natur am allermeisten unter der Erde beschäftiget ist.

2) Soll aber ein Wald in gutem Stande erhalten, und die Einrichtungen dazu schicklich vorgekehret werden; so muß nothwendig eine richtige Beurtheilung des Grundes und Bodens, der Lage und Witterung vorher gehen, davon s. Ort. Hier fügen wir noch an die **vornehmsten Erdgattungen**, die in Wäldern und Hölzern vorkommen. Solche sind: **Laub- oder Baumerde, Mergel, Leim, Thon, Sand, Kieß** und **Steine**. Sie werden nach Verschiedenheit der Länder und Gegenden mit vielerley Nahmen beleget, welche alle anzuführen weder fast möglich, noch auch nützlich seyn würde. Eine Erklärung der angeführten Benennungen wird hinlänglich seyn, dieselbe zu erkennen.

a) **Laub- oder Baumerde**, lat. Humus vegetabilis, bestehet aus Holz, Wurzeln und Laub von allerhand Gewächsen, auch Gras und Kräutern, die durch Fäulnis gänzlich zerfallen sind, so daß man von ihrem ehemaligen Gefüge nichts mehr unterscheiden kann; ist schwarz von Farbe; rühret sie von verfaultem Holze ohne andere Beymischung her; so pfleget sie braun zu seyn. Am Gewichte ist sie leicht, glimmet im Feuer wegen eines merklichen Antheils von feuerfangender Materie, und zerfällt in eine leichte Asche. Im Angreifen ist sie weich und milde, ohne Zähigkeit, ob sie schon mit Wasser angefeuchtet wird. Sie enthält diejenigen Bestandtheile in sich, welche den Erdgewächsen allgemein sind.

Hieraus ist begreiflich, warum alle Arten von Gewächsen darinnen fortkommen; obschon nicht alle zugleich auch am besten gedeyhen; wie z. Ex. Fichten nebst noch andern Holzgattungen. Ja es ist keine der im folgenden zu erwehnenden Erden fruchtbar, wenn sie nicht von dieser einigen Antheil hat, er sey so geringe, als er wolle. Ein starker Antheil giebt sich gemeiniglich an der schwarzen, braunen oder dunkelgrauen Farbe zu erkennen. Oft ist davon so wenig mit den übrigen Erdarten vermenget, daß sie durch genaue Versuche muß entdecket werden; jedoch kann zum guten Fortkommen und Erhaltung

haltung vieler Gewächse und Bäume, nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit, bald diese bald jene, an sich ganz unfruchtbare Erd- oder Steinart vieles beytragen, ja fast unentbehrlich seyn. Z. Ex. Eine Rothtanne oder Fichte wird, wenn sie in blosser Lauberde stehet, ehe sie zu einer mäßigen Grösse gelanget, ohnfehlbar vom Winde übern Haufen geworfen; ist aber der milde leichte Boden durch schwere darinnen liegende Steine, Grand und Lagerwände vest, oder stehet diese Erde in klüftigen Felsen, darinnen die Wurzeln dieser Bäume sich ausbreiten können; so wiederstehen sie grossen Sturmwinden. Ferner so wachsen sie zwar in solchem fruchtbaren Boden geschwinde, das Holz wird aber darinnen bey weitem so vest, so dauerhaft nicht, als wenn der allzufruchtbare Boden durch magere, steinigte, wilde Erde gemäßiget ist. Was hier gesagt ist, gilt von allem Holze, vornemlich aber von Tannen und Fichten.

Man wird gar leicht bemerken, daß diese Baumerde keine bloße Erde, sondern mit fremden Cörpern vermenget sey. Untrügliche Versuche haben ergeben, daß feuerfangende Materie und Salze von verschiedener Mischung darinnen enthalten seyen. Die gelindesten Ausdämpfungen des Wassers nehmen vermittelst der Salze und feuerfangenden Materie die zartesten Theile dieser Erde mit in die Luft, aus der sie wieder mit Regen, Schnee und Hagel zurückfallen. Man findet daher, daß das reineste Schnee- und Regenwasser alle Theile solcher Erde in sich halte, welche sich durch einen zarten Schlamm darinnen offenbahren. Nachdem durch lange Zeit dieser Schlamm sich etlichemal in wohlverwahrten Gefäßen gesetzet hat, und mit gehörigen Handgriffen davon geschieden ist; so ist das Wasser davon so rein, als auf keine andere bekannte Art, zu verschaffen möglich, auch ferner nichts fremdes darinnen zu entdecken, es ist leichter als Regen- Schnee- Quell- und Flußwasser, und unveränderlich. Durch die gelindeste Destillation kann man es zu dieser Reinigkeit nicht bringen; es gehet von solchem zarten Schlamme, wenn die Operation auch noch so oft wiederholet wird, jedesmal ein merklicher Antheil mit über, so, daß man kein Ende davon findet.

Hieraus ist begreiflich, wie eine unfruchtbare, tief aus dem Boden hervorgebrachte Erde, nach Ablauf eines oder etlicher Jahre, in der Witterung fruchtbar werde, und allerhand Arten von Saamen und Gewächsen annehme; wie diejenigen Länder, worinnen es wenig und selten regnet, wenn man dem Boden nicht von Zeit zu Zeit mit Wässerungen durch aufgefangenes Regen- Schnee- oder Flußwasser (welches letztere von dem ersten herrühret) zu Hülfe kommt, gar bald in unfruchtbare Wüsteneyen verwandelt werden, und wie man unfruchtbare Sandwüsten zum fruchtbarsten Lande machen könne.

Man grabe im sandigem Boden ein Wasserbehältnis aus, und halte es mit Regenwasser angefüllet; nach einiger Zeit wird sich ein fetter Schlamm setzen; es kommen bald darauf kleine,

sodann grössere Wassergewächse hervor, von deren alljährlich abtrocknenden und sodenn verrotteten Theilen endlich das ganze Behältniß mit Schlamm angefüllet wird, wodurch der magerste Boden auf viele Jahre fruchtbar gemachet werden kann.

Wenn der allerunfruchtbarste, sandige oder steinigte Boden eine mäßige Feuchtigkeit erhält; so zeigen sich gar bald einige Arten von Kräutern und Stauden. Unter den Bäumen schlägt der Birkensaamen an allen solchen Orten leicht an; ist der Boden sandigt, Kiefern; ist er steinigt, Tannen und Fichten auch Haseln. Das jährlich vergehende und verfaulte Kraut und Wurzeln, die abfallenden und verrotteten Baumblätter und Nadeln verbessern durch die daraus entstehende Laubserde, den mageren und unfruchtbaren Boden, und machen selbigen zu Annehmung anderer Gewächse und Baumarten geschickt, die in so wilden unartigen Boden ohne diese Vorbereitung nicht fortkommen würden. Der erste Wachsthum ist geringe und struppigt, der folgende verbessert sich und wird weit frischer, so wie das Erdreich sich verbessert.

Niedrige und krautartige Erdgewächse sind bey weitem nicht geschickt, einen dürren und unfruchtbaren Boden zu verbessern, als Holz und Bäume. Jene können nicht hindern, daß durch Sonnenhitze und rauhe trockene Winde die wenige von ihnen selbst entstandene Baumerde ausgezehret werde; diese beschatten den Boden, erhalten in demselben eine mäßige Feuchtigkeit, und geben von ihrem eigenen Laube, Holz und Wurzeln eine dauerhaftere Düngung und Verbesserung des Bodens. So erhellet, wie ein unfruchtbarer Boden fruchtbar, ein fruchtbarer unfruchtbar werden könne.

Dürren Boden, am meisten dergleichen Anhöhen und Bergen, muß man entweder durch Wässern oder Düngung, oder durch beyde zugleich, zu Hülfe kommen, oder aber, wie schon erwähnet, mit solchem Holze in Bestand setzen, das auf dürren und magerm Boden am leichtesten fortkommt. Welche Gattungen insbesondere zu wählen, muß aus der Art der wilden Erde beurtheilet werden, da es denn leicht fällt, wenn solches Holz einmal erwachsen und abgetrieben worden, die übrigen Holzgattungen, nach Beschaffenheit des Bodens und der besondern Witterung, anzubringen, welches gleich anfänglich ein vergeblicher Versuch würde gewesen seyn.

Nachdem an hohen dürren und unfruchtbaren Orten das Holz nur zu einiger Höhe gelanget ist, setzen sich auch frisches Gras und andere Kräuter darzwischen an, da zuvor keine Weyde, als etwas Heydekraut, ein wenig mageres Habergras, oder wohl gar nur grindigtes Moos, hat aufkommen wollen.

In Forsten und Gebürgen ist auf keine Wässerung noch Düngung zu gedenken, es möchten seltene Fälle seyn, wo es anzubringen, oder auch wegen der grossen Kosten anzurathen wäre.

Der

Der sicherste Weg ist, durch gewiesse oben erwehnte Holzgattungen, wo der Boden zu wild und mager ist, denselben wieder in gute Art zu bringen, und zu Annehmung aller andern Gattungen, auch Hervorbringung frischer Weide, geschickt zu machen. Je länger Zeit hierzu erforderlich ist, je mehr hat man sich zu hüten, Gebürge und Wälder nicht in schlechten Zustand kommen zu lassen, welche, zu verbessern, leicht eines oder etlicher Menschen Lebenszeit hingehet. Weltbekannte und recht traurige Fälle kann man hievon anführen.

Die ungeheuren fast unwohnbaren Wüsteneyen in Lybien und Oberegypten waren durch den Fleiß und Klugheit ihrer alten Einwohner, so zu sagen, in Lustgärten und Lustwälder verwandelt. Noch liegen die Ueberbleibsel vieler alten Wasserleitungen, von unglaublicher Kunst und Grösse, vor Augen. Sie haben die Ströme im hohen Lande, und die Bäche und Quellen an den höchsten Gebürgen, aufgefangen, solche oft 30, 40, und mehr Meilen lang über Berge und Thäler, mittelst ungeheurer übereinander gesetzter Bogenstellungen, oder Canäle, die an den Einhängen der Berge durchgeführet worden, in das unfruchtbare sandige Land geleitet, und daselbst vertheilet. Höhen, wohin das Wasser nicht zu bringen, waren mit Holz besetzet, und dadurch diese Einöden zu dem fruchtbarsten Lande gemacht. Nachdem aber durch die Einfälle der barbarischen Völker das meiste dieser unglaublichen Werke verwüstet, und das übrige durch Faulheit der nachkommenden Einwohner verabsäumet worden; so sind diese Länder in wenigen Jahren wieder zu abscheulichen Wüsten geworden, und haben über tausend Jahre in solchem Zustande gelegen. Nur nahe bey den durchfliessenden Strömen, und wo noch leicht zu erhaltende Wasserleitungen im Stande geblieben sind, können sich einige Einwohner und wilde Thiere aufhalten. Da die alten Einwohner an allem einen Ueberfluß hatten, sind die heutigen in den dürftigsten Umständen, leben nicht viel besser wie das Vieh, und müssen, aus Mangel des Holzes, Cameel- und Kuhmist zu ihrer nöthigen Feuerung sammeln. Man führet dieses um deswillen an, damit man sehen möge, wie der schlechte Zustand eines Landes nicht der Natur, sondern der Faulheit und dem Unverstande seiner Einwohner zuzuschreiben seye.

Obgleich die Baum- oder Lauberde geschickt, ja nöthig ist, alle Arten von Gewächsen fortzubringen; so findet man sie doch nicht selten unfruchtbar, ja wohl gar schädlich, wenn sich nemlich diese Erde lange Jahre, oft wahrscheinlich viele Jahrhunderte, zusammen gehäufet hat; alsdenn wird sie durch unterirdische bösartige Wasser, die meistens alaunisch oder vitriolisch zu seyn pflegen, unfruchtbar, und allen Pflanzen verderblich. Wo diese Erde viele Ellen tief oder auch in Brüchen, als Torf stehet, da pfleget sie besagte Unart an sich zu haben, und pflegen sowohl der hineingeworfene Saamen, als die gesetzten jungen Stämme, zu verderben. Wenn solche unarti-

ge Erde lange Zeit weit ausgebreitet an der Witterung lieget, pfleget sie sich zu verbessern, indem das Bösartige durch den Regen theils abgewaschen, theils durch die Luft zerstreuet wird.

Alle übrige Erd- und Steinsorten kann man wild nennen, weil sie an und vor sich selbsten in die Mischung der Pflanzen nicht eingehen, sondern nur in gewiessen Fällen mittelbar zum Wachsthum derselben etwas beytragen können. Was wir kurz zuvor erinnert, ist hier zu wiederholen; nemlich, auch diese wilden Erden und Steine können oft eine böse Art an sich nehmen, derselben wiederum durch die Witterung entlediget, auch durch auffallenden Regen und Schnee einigermassen fruchtbar gemacht werden, indem dadurch etwas von fruchtbarer Erde hinein geführet wird.

b) Vor andern zeiget sich der **Mergel** lat. Marga, dem Wachsthume der Pflanzen und Bäume in vielen Fällen beförderlich. Er hat das äussere Ansehen, als ein blauer, röthlicher oder hellgrauer Thon, oder sehr milder Stein; ist aber nicht zähe, und viel leichter als Thon; fällt in der Witterung auseinander, machet schweren thonigten Boden locker; nimmt die Fettigkeit der Lauberde, des Mistes und anderer Arten der Düngung gern an; machet sie beständiger, indem er deren gar zu schnelle Verwesung und Zerstreuung hindert. Weil er locker machet, tauget er nicht, wo sandiger, an sich schon lockerer Boden ist, welcher gar zu leicht durch die Hitze und dürren Winde austrocknet, wodurch der hineingeworfene Saamen verbrennet, es müßten denn etliche Jahre hinter einander sehr naß seyn. Wenn alsdenn einmal die Loden zu solcher Höhe und in geschlossenen Anwachs gekommen, daß Luft und Sonne den Boden nicht frey, noch den größten Theil des Tages berühren können, da wächßt das Holz auf solchem Boden ungemein schnell, schlägt auch von den abgehauenen Stämmen gar häufig und frisch wieder aus, das Baumholz aber ist gemeiniglich dem Umstürzen bey grossen Winden unterworfen.

Einige Arten Mergel sind in der Erde gar vest, wie der härteste Stein, fallen aber in etlichen Jahren durch die Witterung auseinander; kommen jedoch an Güte den ersten nicht bey. Hat der Mergel eine böse Art an sich; so hält er selbige viel länger an sich, als irgend einige andere Bergart, und brauchet etliche Jahre Zeit, ehe er Gewächse annimmt. Es scheinet übrigens der Mergel, der Erde von den Pflanzen, unter allen andern wilden Erdarten, am nächsten zukommen, und stehet noch zu untersuchen ob davon in die Mischung der Pflanzen und Bäume etwas eingehe. Bey dem Ackerbau hat man viele nutzliche Versuche und Anmerkungen wegen des Mergels gemacht, welche wir anzuführen, hier um desswillen vor unnöthig halten, weil solche bey dem Waldbau selten mit Nutzen anzubringen stehen.

c) **Leim, Ofenleim**, lat. Lutum Furnarium, kommt dem zerfallenen Mergel am nächsten; ist eine leichte nicht gar zu lockere, auch nicht gar zähe, mit einem merk-

merklichem Antheil von Eisen ge-
mengte Erde, daher an Farbe
allezeit gelb, gleich einem Eisen-
rost. Wenn er einigen Antheil
an Baumerde hat; so kommen
darinnen fast alle Arten von Ge-
wächsen und Bäumen gern fort.
Er muß mit gelben und rothen
Letten oder Thon nicht verwech-
selt werden, welcher an Zähig-
keit und grösserer Schwere gar
leicht davon zu unterscheiden ist.
Die fruchtbarsten Länder haben
gemeiniglich Leim zum Grunde,
und kommen darinnen fast alle
Gewächse gut fort, wenn er et-
was Lauberde oder andere Dün-
gungen bey sich hat; weil dessen
Gefüge sehr gemässiget; nicht zu
schwer, nicht zu leicht, nicht zu
vest, nicht zu locker ist.

d) **Thon, Letten, Kley,**
lat. Argilla, ist bekannt genug,
von allerhand Farben, und schwer;
, wenn er naß, sehr zähe; wird
er trocken, hart; vor die zarten
Wurzeln fast undurchdringlich,
welche, für alle Gewächse schlim-
me Eigenschaft, durch Mergel
und Sand verbessert wird. Wo
diese beyden nicht damit gemischet
sind, wächßt in solchem Boden
alles gar langsam, das Regen-
und Schneewasser bleibt darauf
stehen, frieret im Winter zu
Eis, welches denen darauf be-
findlichen Gewächsen und jungen
Boden gern zum Verderben gerei-
chet; daher man sagt: **es sey
ein kalter Boden.** Was sich
davon einziehet, hält der Thon
gern lang an sich. Es kann also
trocken und heisses Wetter denen
Arten in thonigtem Boden stehen-
den Gewächsen so leicht nicht
schaden.

e) **Sand,** lat. Arena, be-
stehet gemeiniglich aus kleinen
Körnichen von Kieselsteinen, und
da diese durch keine Witterung,
durch keine Art von bekannten
Feuchtigkeiten veränderlich und
aufzulösen sind; so kann man
auch mit Gewießheit sagen, daß
davon nichts in die Mischung der
Bäume und Pflanzen gehe, als
welches nicht anderst, als durch
eine Auflösung in einer Feuchtig-
tigkeit geschehen kann. Man fin-
det das kleinste Körnichen vom
Kiesel oder gemeinen Sande in
allen feuchten Auflösungsmitteln
ohne vorhergehendes heftiges
Schmelzfeuer und trockene Flüs-
se, unauflößlich. Der Sand trä-
get also zum bessern Fortkommen
einiger Gewächse und Bäume auf
keine andere Art etwas bey, als
in soweit er eine veste zähe Er-
de, als Thon oder Letten, locker
machet, daß die Wurzel durch-
dringen, und die zu ihrer Unter-
haltung nöthige Feuchtigkeit und
Nahrung dazu kommen kann.

Ausser dem hat man noch so
viele Arten von Sande, als es
Arten von Steinen giebt; kom-
men aber so häufig nicht vor,
als die Kiesesartigen, womit gros-
se, viele Meilen lang und breite
Landstriche, und fast alle Ufer der
Weltmeere, Landseen und Flüs-
se, bedecket sind. Man nennet
nemlich allen kleinkörnichten Stein
**Sand.** So hat man allerhand
Arten **Glimmer, Blende,
Spat, Schieffer, Theil-
chens,** und dergleichen, wel-
che jedoch selten allein, wie mei-
stens der Kieselsand, sondern fast
allezeit untereinander in verschie-
denem Verhältnis, wie auch mit
mancherley Erdsorten gemenget
sind.

sind. Stehet der Sand gar tief; so ist er für die meisten Gewächse, sonderlich auf trockenen Höhen unfruchtbar, der Regen ziehet sich geschwinde ein, nimmt die zarteste und beste Lauberde, ingleichem die ausgelaugte Fettigkeit aus den gröberen Theilen mit, und bleibet der magere Sand nur allein zurück, worauf nicht leicht eine andere Art Holz wächßt, als Kiefern, Wachholder und Birken, welche letzten doch in gar zu magerem Sande zu keinem rechten Wachsthum gedeyhen. Ist unten hergegen vesterer Boden, als Leim oder Thon; so ist der darüber liegende Sand fruchtbarer, und trägt allerhand Arten Holz, verbessert sich auch durch das jährlich abfallende Laub, Nadeln und Verrottete, gern in in magerm Sande fortkommende Gewächse, wird dunkelgrau von Farbe, und gewinnet einen Rasen. Ehe dieses aber geschehen, hat allerhand Sand den Fehler, daß er von trockenen Winden, und zugleich der eingeworfene Flügelsamen von Bäumen, hin und wieder gejaget, zerstreuet, und an andern Orten wieder in Häufgens zusammen getrieben wird. Starker Regen führet ihn gleichfalls, vornemlich an Einhängen der Berge, gern mit fort. Selbst die Wurzeln der zarten im Sande stehenden Loden, werden durch grosse Winde und Regen entblösset und verdorben. Man hat sich demnach sorgfältig zu hüten, daß ein sehr sandiger Ort nicht ganz vom Holze entblösset werde. Man nennet sandigen Boden hitzig, weil der Regen sehr leicht austrocknet, und bey etwas anhaltender Hitze die meisten darauf gesäeten Gewächse verdorren, ehe sie von gewissen Holzgattungen Schutz haben, wozu mit Kiefern am besten der Anfang zu machen.

f) **Grand, Kirsch, Kieß,** lat. Glarea, welcher mit dem Erze gleiches Namens, Pyrites, nicht zu verwechseln ist, bestehet aus kleinen Steinen von allerhand Art und Grösse, ist bekannt genug, führet insbesondere den Namen Kieß, wenn er aus sehr hartem und etwas grössern Steinen bestehet; ist meist vermittelst der dazwischen liegenden Erde vest zusammen hängend, und läßt das darauf wachsende Holz nicht so leicht vom Winde umstürzen; trocknet durch Sonnenhitze und dürre Winde nicht so bald aus, als sandiger Boden, und ist daher dem Wachsthume, sonderlich des laubtragenden Holzes weit vorträglicher, und allerdings, wenn fruchtbare Lauberde darzwischen lieget, für den besten Holzboden zu achten.

g) **Steine, Klippen und Felsen,** lat. Saxa, Rupes. Dieser Namen Bedeutung ist nicht recht unterschieden, und wird meistens einer für den andern genommen. So sagt man: **eine hohe Klippe, ein hoher Felsen,** von einem und eben demselben aus sehr grossen Steinen bestehenden Berge. Sie sind von dem vorigen nur der Grösse nach unterschieden. Ist keine fruchtbare Erde darzwischen; so sind sie auch unfruchtbar. Hat sich diese erst gesammelt, und zwischen die Steine oder in die Klüfte der Felsen und Klippen gesetzet; so bringet solcher Boden das vortreflichste Holz hervor;

or; die Wurzeln stecken zwischen den grossen Steinen oder in den Klüften und Rissen der Felsen vest und unbeweglich. Lang anhaltende Hitze und Trockniß kann die Feuchtigkeit nicht leicht verzehren, und behält also das Holz beständig fast gleichförmige Nahrung. Ueberflüßige Feuchtigkeit kann nicht stehen bleiben, eine böse Art annehmen, und die Wurzeln verderben; sondern ziehet sich in die Tiefe, und ergiesset sich am Fuße der Gebürge in Quellen.

Die Erfahrung lehret die Gärtner, was stockende und überflüßige Feuchtigkeit für Schaden thue, welche deswegen die Töpfe und Kasten für die Gewächse mit Löchern versehen, damit das überflüßige Wasser ablaufen könne; widrigenfalls verstocken und verderben die hinein gesetzten Gewächse in kurzer Zeit. Ist ein felsichter Boden ganz, das ist, ohne Klüfte; so wächßt kein Holz darauf, weil keine Lauberde sich hinein, auch keine Wurzel sich vest setzen kann. An solchen steilen Einhängen ist an keinen Holzanwachs zu gedenken, als nur in so weit etwan einige Klüfte vorhanden sind. Der Regen wäscht die Lauberde, so wie sie von Zeit zu Zeit sich setzet, so fort wieder ab. Auf solchen klippigen Ebenen setzet sich zwar endlich etwas gute Erde und Rasen, taugt aber nicht, hochstämmiges Baumholz zu ziehen; weil, so bald es zu einer Höhe gelanget, dasselbe vom Winde umgeworfen wird; denn die Pfahl- Spieß- oder Herzwurzel kann nicht in die Tiefe dringen, sondern wendet sich, von der Klippe zurück gehalten, seitwärts: Es muß demnach solches Holz zeitig zu Kohl und Feuer- oder schwachem Geräthholz abgetrieben werden.

**Rollsteinigt** heisset, wenn die abgefallenen Flächen der Berge aus grossen fast runden Steinen bestehen, und führen daher die Namen, daß sie leicht mit grossen Haufen hereinstürzen, wenn nur einige davon aus ihrer Lage kommen. In hohen Gebürgen findet man oft Meilen lange Thäler, wo man dieses an den Einhängen der Berge gewahr wird. Sind die grossen Zwischenräume solcher Rollsteine, wie gemeiniglich, leer; so ist es ein gar unfruchtbarer Boden, wo eine Verbesserung fast unmöglich fällt, weil entstehende Regengüsse die gute Erde abschwemmen. Es findet sich selten an solchen Einhängen vieles Holz, und wo eines ist, da hüte man sich, daß es nicht überständig werde, damit es aus den Wurzeln wieder ausschlage, weil von Saamen daselbst wenig zu hoffen ist; gar selten kommt das Holz zu einer Baumstärke an solchen Einhängen.

Wenn auf einem Boden sehr grosse flache Steine liegen, nennet man solche **Lagerwände**. Je dichter solche bey einander liegen, je schlechter ist der Boden, und je einzelner kann das Holz nur fortkommen, weil es nicht anders, als in den Zwischenräumen solcher Wände einwurzeln kann; und desto rauher und struppiger wird es, da es sich meistens in Seitenäste ausbreitet. Im übrigen kommt es auf die Erde an,

an, die zwischen den Lagerwänden lieget.

Um die Art der Steine hat man sich in Absicht auf das Holz wenig zu bekümmern, weil deren Materie in dessen Wachsthum gar wenigen Einfluß hat. Man begehe nur keinen Irthum in Beurtheilung der Ursache des guten oder schlechten Wachsthums. So sagen z. Ex. einige: **auf kaltsteinigtem Boden wächßt kein gutes Holz**, welches zwar alsdenn seine Richtigkeit hat, wenn der Boden aus blossen mageren Kalksteinen bestehet. Dieses aber haben die Kalksteine nicht besonders, sondern es ist allen übrigen blos steinigten Boden gemein, daß sie unfruchtbar sind. Ist die Erde, welche zwischen den Kalk- und andern Steinen lieget, gut; sind keine schädlichen Wasser oder andere widerwärtige Umstände hinderlich; so wächßt an solchen Orten das beste Holz. Bey gegentheiligen Umständen stehet es schlecht.

3) Kommt nicht wenig darauf an, daß die **Nutzung** der Wälder und des Holzes weislich eingerichtet werde. Was hierzu erfordert werde, davon s. **Holzbau, Holzschlag, Bauholz, Brennholz, Nutzholz, Schirrholz.**

4) Der **Wildstand**, wenn er nicht gehörig eingerichtet wird, gereichet den Wäldern und Holzungen zu vielem Schaden. Wie es deswegen regelmäßig einzurichten, davon s. **Holzschagen.**

5) Was ein Käufer bey Erkaufung der Wälder und Holzungen zu erforschen, und zum Theil selbst in Augenschein zu nehmen habe, davon s. **Holzverkauf.**

6) Was in einem Wald oder Gehölze das ganze Jahr hindurch die nöthigste Verrichtungen seyen, das kann unter dem Namen eines jeglichen Monats nachgeschlagen werden.

7) Von der alten und neuen Art, die Waldungen zu taxiren, siehe **Taxirung der Waldungen.**

8) Wie **Lustwälder** anzulegen seyen, davon siehe **Wildnisse.**

9) Endlich müssen wir noch von **Commun-** und **Privatwaldungen** einige öconomische Anmerkungen beyfügen. Es wird nützlich seyn, wenn wir zuförderst etwas von dem Ursprung derselben anmerken; denn dadurch wird es begreiflicher werden, warum diese und jene Verordnung in Absicht der Privat- und Commun-Waldungen hier und da gemacht worden.

Bekanntermassen haben in Deutschland fast alle Stände die Waldungen, und mithin das Jagd- und Forstregal von denen Kaysern erhalten. Die Carolingischen und Sächsischen Kayser waren fast mit nichts so freygebig, als mit Wäldern. Wenn sich ein Kriegsbefehlshaber einigermassen verdient gemacht hatte; so bekam er gar leicht einen Wald und die umliegende Gegend geschenkt. **Nichts warf auch damalen wenigere Einkünfte ab, als die Wälder.** Das Holz konnte fast gar nicht verkauft werden, weil Deutschland voller

voller Wälder war, und dennoch keine Bergwerke und andere Kunstwerke hatte. Diejenigen, so sie von denen Kaysern geschenkt bekamen, wußten also nicht viel Einkünfte daraus zu ziehen. Sie liessen sie also zum Theil ausroden, eigneten Stücke davon denen neu angebaueten Dörfern zu, und belehneten damit zum Theil die Freyen, die ihre Vasallen oder Lehnsleute wurden. Und daher ist nun der jetzige Zustand der Wälder in Deutschland entstanden, nach welchem theils die Rittergüter und die Gemeinden in Städten und Dörfern eigenthumliche Holzflecken mitten in denen herrschaftlichen Forsten besitzen; theils aber die Vasallen eigene Reviere darinnen, wie auch abgelegene Forste und Waldungen für sich haben.

Gleichwie nun aber ein jeder mit dem Seinigen machen kann, was er will; so muß auch manchem ganz hart scheinen, wann Forstordnungen z. Ex. in Ansehung des Holzverkaufs aus Privatwaldungen, besondere Gesetze befolgt wissen wollen. Man lese was die **Fürstlich - Weimarische Forstordnung** de anno 1646. c. 1. §. 14. verlangt: Indem auch oftmals befunden wird, daß etliche, die eigen Gehölz haben, das ihre auf Theuerung halten, sparen, und sich aus unsern Gehölzen solches erholen, und ehe sie den ihrigen oder unsern Unterthanen damit zu Hülfe kämen, lieber das Holz umkommen oder verfaulen lassen; So thun wir denen Forstbedienten hiemit befehlen, daß sie denselben noch den ihrigen, welche sich dergestalt unbillig erzeigen, kein Holz verkaufen, sondern denen Amtsunterthanen, vor den Auswärtigen, dasselbe zukommen lassen sollen.

Die **Gräflich - Hohenloische F. O.** de anno 1519. Tit. 35. befiehlet denen Forstmeistern und Knechten: „Wo sich befinden würde, daß die Gemeinden und sonderbare Personen in ihren Hölzern, eine Uebermaas, Unordnung oder Verwüstung gebrauchen, und sich Unserer Forstordnung nicht gemäß verhalten verhalten würden, sondern darwider handeln; sollen die Forstmeister und Knechte alles mit nöthigen Umständen berichten, damit Wir deswegen auch gebührendes Einsehen und der Strafe halber Befehl geben können. **Dann es eben sowohl eine Nothdurft, daß dieselbige Hölzer sowohl als unsere eigene Wälder, in Mehrung, Aufgang und Aufwachsung gehalten werden.** Herrliche Absichten!

Es ist heut zu Tage noch als ein Grundsatz angenommen, daß der Jagd- und Wildbannsherr gebieten und verbieten könne, daß eines Theils der jagdbare Ort nicht ganz ausgestocket, noch zu Aecker und Wiesen gemacht, andern Theils aber die ausgerottete Hölzer, durch neuen Anbau und Anflug, wieder hergestellet werden. Wir bemerken aber auch diese Stunde, daß dieser Ausspruch vielen nicht recht gefallen will. Sie suchen denselben mit allerhand wahrscheinlichen Gegengründen zu bestreiten. Hier folgen einige von ihren gelehrten Ein-



3, 49

würsen, sie sagen: **Der Eigenthumsherr eines Waldes hat Fug und Macht, das Holz, auch zum Nachtheil und Schmählerung des Jagens, auszustocken und in eine andere Form zu verändern.** Denn

1) ist in Rechten versehen, daß ein jeder seines Guts und Eigenthums ein freyer Herr und Meister ist, seinem Gefallen nach damit zu schalten und zu walten.

Arg. L. in re Mandata 21. Cod. Mandat. L. 1. §. 11. ff. de Aqu. & Aqu. pluv. arcend. L. nemo 61. ff. de pactis. Et L. si creditor 7 ff. de distract. pign. *Just. Habn*, de Jur. Colon. P. II. c. 23. n. 175. Mithin folget

2) daß er auch seine eigenthumliche Waldungen ausstocken, und in eine andere Form verändern möge, zumalen derselbe durch die erstere gemeine Rechtsregel eine gegründete Meynung vor sich hat, und also demjenigen, der eine Ausflucht oder Widerrede dagegen anziehen will, der Beweis derselbigen oblieget.

*Besold.* Consil. XV. n. 12. *Hier. Cagn.* in L. 13. ff. de R. J. n. 15. Sodann

3) ist offenbar, daß solche Ausstockung der Wälder allenthalben, bevorab in Deutschland, üblich, und uns vor Augen liegt, daß binnen 10, 20, 30, 40. und mehr Jahren hin und her an vielen Orten, grosse Hölzer und Wildnisse ausgereutet und fruchtbar gemacht worden, ungehindert, daß andere Herrschaften der Enden die Jagdgerechtigkeit gehabt und noch haben; als welche Gewohnheit nicht nur einen starken Beweiß ausmacht, sondern auch denjenigen, der da thut, was gewohnlich ist, von allem Betrug und Fahrläßigkeit frey spricht.

Arg. L. etiam 18. ff. Solut matrim. *Nicol. Everhard.* in suis Topicis, in loco 104. *Bartol.* & Dd. in Lin. fin. si pignore. ff. de pignor act. ibique *Gloss.* vers. sine dolo. *Just Habn* de Jur. Col. cit. loc.

4) Fänget in solchen Nutzungsfällen die natürliche Liebe zuerst bey sich selbsten an, weil die Natur dem Menschen eingepräget, daß er einen Nagel an seinem Fuß mehr liebet und höher achtet, als das Haupt seines Widersachers.

Arg. L. Præses 6. Cod. de Servit. & Aqu. *Bald.* Vol. 3. Cons. 312. Art. 1. n. 3. *Soc.* Cons. VI. n. 52. & Cons. VIII. n. 12. *Just. Habn* de Jur. Col. Part. II. c. 23.

5) Gleichwie die Rechte der Dienstbarkeiten nur statt haben, wann die dienstbaren Güter in in dem Stand, wie sie erstmals gewesen, bleiben, und eine jede Verjährung also zu verstehen ist, wenn die Sachen in gleichem unveränderten Stande sich befinden.

Arg. L. quæro 54. §. inter

ter Locatorem. 1. ff. Locat. conduct. & L. quod Serv. 8. ff. de condict. causa data, causa non secuta.

Also scheinet auch nicht ungegründet zu seyn, daß besonders in dem Fall, da die Jagdgerechtigkeit nicht durch gewiesse Pacta, Geding und Verträge, sondern nur durch die Verjährung acquirires worden, der Eigenthumsherr, so lange die Waldungen und Hölzer unverändert bleiben, dem andern zwar an seiner Jagdgerechtigkeit keinen Eintrag oder Verhinderung thun könne: so bald aber die Hölzer und Waldungen nicht mehr in dem Stande sind, wie sie zu Zeiten der angefangenen Präscription gewesen, sich alsdann auch die darauf haftende Jagdgerechtigkeit von selbst endige, oder wenigstens verringere, bevorab weil eine jede Forderung und Verjährung engen Rechtens und Verstandes ist, also, daß sie weiter sich nicht erstrecket, dann so viel besitzlich hergebracht worden, nach der gemeinen Regel: **So viel ersessen, so viel besessen.**

*Bartol.* in L. de in rem vers. 6. ff. de Usur. n. 10. *Bald.* Vol. 2. Cons. 257. &c. Ob nun gleich

6) ein anderer die Jagdgerechtigkeit durch lange Zeit präscribiret und erlanget; so scheinet er doch solchergestalt die Gerechtigkeit nicht ersessen zu haben, daß er den Eigenthumsherrn verhindern könne, seine eigene Waldung und Wildnisse nicht fruchtbar zu machen.

Arg. L. qui luminibus. 11. ff. de S. P. V. ibique *Gloss.* text. in L. 1. Cod. de Servit. aqu. *Bartol.* in L. si priusquam 15. ff. de nov. oper. Nunc. *Alexand.* L. II. Cons. 174. Col. 1. n. 3. Wenn nun

7) derjenige, so die Jagdgerechtigkeit hat, nicht darthun kann, daß er und seine Vorfahren im Besitz vel quasi gewesen, den Eigenthumsherrn an der Ausstockung seines Waldes zu verhindern; so zeiget sich gleichsam die Folge, daß er auch zu gegenwärtiger Zeit nicht befugt sey, einen Eingrif darinnen zu thun. Denn obgleich einer dem Jagdherrn in seinen Hölzern zu jagen gestattet; so hat er sich doch deswegen noch nicht pflichtig, oder seines Rechts verlustig gemacht, seine Waldungen ihm nutzbarer zu machen, und solche auszustocken oder auszureuten; und des Eigenthumsherrn Gedult, so viel das Jagen betrift, erstreckt sich darum noch nicht auf einen solchen Fall, daß er seinen Wald fort für fort müste in dem alten Stand und Wesen zu seinem höchsten Nachtheil stehen lassen.

Per L. I. §. siquis 4. ff. de Itiner. actuque priv. u. s. w.

8) Ist dem Eigenthumsherrn, ob er es schon sonst nicht Macht hätte, dennoch denen Rechten nach vergönnet, und zugelassen, einen unabgehauenen Wald, weil dieser nicht sonderlich nützlich seyn kann, abzuhauen.

per text. notab. L. divus. 22. in pr. ff. de Usu & habitat.

9) Dahero niemand zu verweisen oder zu verargen ist, wann er sein eigen Gut, ob es gleichwohl einem andern zu einem Nachtheil gereichet, zu seinem grösseren Vortheil und Nutzen in eine andere Form verändert.

Arg. L. Præses. 6. Cod. de Servit. & Aqu. *Chassan.* in Consuetud. Burgund. in rubr. 13. *des Forestes* §. 2. n. 29. Zumal sich

10) in gegenwärtigem Fall die Jagdgerechtigkeit weiter nicht, dann salvo jure des Eigenthumsherrn, erstrecket, welcher die Macht hat, gleichwie in Ansehung des Jagens und Vogelfangs seine Früchte auf dem Felde einzuerndten, also auch die Bäume in seinem Walde zu fällen und zu seinem Nutzen anzuwenden.

*Jas.* in L. illud. 32. ff. ad L. Aquil. *Besold.* Cons. XV. n. 12.

Nunmehro haben wir die fürchterliche Rechtsregeln angeführet. Wir können uns aber um so mehr darüber beruhigen, als solche bereits der berühmte *Besoldus* in XVI. kräftigst widerlegt hat, und alle Vernünftige werden des Dafürhaltens seyn, „daß der Eigenthumsherr eines Waldes nicht befugt seye, zum Präjuditz und Nachtheil des Jagd- und Wildbannsherrn, auf einmal alle grosse vieljährige Eichel und obsttragende, auch andere Bäume niederzuhauen, zu verkaufen, und also das Holz zu ruiniren, oder zu einer Viehwaide zu machen; sondern daß derselbe nur so viel Holz hauen lassen dürfe, als in so weit der Jagdherr an Uebung seiner Gerechtigkeit ohnbeschadet bleibet.

V. per L. sed si grandes 11. ff. de Usufr. & Arg. L. 2. §. 7. & 8. ff. de Religios. *Oettinger* de Jur. Limit. Lib. 1. c. 20. *Knipschild* de Nobilitat. Lib. 3. c. 5. *Hermann. Hermes* Fascic. Jur. publ. cap. XI. qu. 4. *Berger* Diss. de Jur. venand. Posit. 22. *Besold* Thes. pract. verb. **Forst**, vers. das unziemlich etc. item daß auch etc. *Ertel* d. Jurisd. inferior. c. 34. *Colleg. Argentor.* ad libr. 41. tit. 1. ff. de A. R. D. n. 19. *Gail.* 2. Obs. 67. n. 5. *Mev.* Part. VI. Dec. 258. *Joh. Harpprecht* ad §. 12. Inst. de R. D. n. 280. *Mindan.* de Mandat. jud. Lib. 2. c. 39. *Noe Meurer* im **Jagd- und Forstrecht** P. II. tit. der Eigenthumsherr u. s. w.

Wie viel berühmte Männer könnten wie noch allegiren, wenn jemand Zeit und Lust hätte, ihre Schriften nachzuschlagen. Wir wollen einsweilen nur dieses bemerken: alle die in contrarium angeführte Rechtsregeln gehen überhaupt nur in solchen Sachen an, welche einem allein, wahrhaftig und vollkommen eigen sind, und pleno jure zustehen; lassen sich aber nicht auf solche Dinge ap-

appliciren, worinnen ein anderer ebenfalls ein Recht erlangt hat, als wie in gegenwärtigem Fall der Jagd- und Wildbanns-Herr.

Nach unserm Dafürhalten sollte man bey der Waldwirthschaft, weil davon das Aufnehmen und der Ruin des Forstes, folglich ein grosser Theil der Glückseligkeit eines Landes, abhänget, die Landleute nicht so ungemessen und frey in ihrem Verfahren, Holzhauen, Flössen u. s. w. und der ganzen Einrichtung ihrer Waldwirthschaft schalten und walten lassen. Es ist ein in der bürgerlichen Gesellschaft sehr mannigfaltig einzuschränkender Grundsatz: **daß einer mit dem Seinigen machen könne, was er will.** In so ferne von dem Fürnehmen und Wirthschaften einzelner Personen vor alle, oder die gesammte Gesellschaft und das gemeine Wesen, ein Schaden oder Nutzen entstehen kann; da darf ein Mitglied mit dem Seinigen nicht nach aller Willkühr verfahren, sondern muß solche nach dieser Absicht einrichten, wenn auch sein besonderer Nutzen dabey etwas leiden sollte.

Wir behaupten nicht zu viel, weil derselbe ein Mitglied der ganzen Gesellschaft ist; dardurch geniesset er, weil er ein Mitglied ist, und jener Bestes zusammen wohl beobachtet wird, tausend Vortheile gegen diesen und jenen kleinen Abgang in seinem Privatnutzen zur reichen Vergeltung und Ersetzung. Ueber dem ist es auch öfters nur ein eingebildeter Privatnutzen, und manchmal sein eigener Schaden, den er einzusehen nicht im Stande ist; oder ein kurzer und mit vielem Verlust auf einer andern Seiten verknüpfter Nutzen.

Allein die wenigsten Landleute sind von solcher Beschaffenheit, daß sie ihren wahren Nutzen, und dessen Zusammenhang mit dem gemeinen Nutzen, einsehen und verstehen; oder wenn sie auch diesen erkennen; so wissen sie nicht die Mittel, ihren wahren Nutzen recht und so zu schaffen, wie es das gemeine Beste erfordert. Denn das alte **Herkommen**, das schlechte **Nachdenken** und träge **Wesen**, verfinstert ihre Sinnen und Verstand. Endlich haben auch die meisten keinen guten Willen, sondern sind stöckisch und eigensinnig. Ob man nun gleich mit Gesetzen oder auch mit Unterrichtsmitteln solches verkehrte Verfahren in dieser Sache zu heben, trachten kann und muß; so hilft doch dieses nicht allein bey dem einfältigen und schlimmen Manne.

Was ist nun anzufangen? Wir sind des Dafürhaltens, daß nöthig seyn würde, daß ihme nicht nur verständige und angesehene Männer mit Beyspielen und Exempeln vorgiengen; sondern auch in mäßigen Districten eigene gutherzige, einsichtige, verständige, erfahrne, unermüdete und wachsame **Land- und Waldinspectores** gesetzt würden, die ihre Unteraufseher in jedem Dorfe unter sich hätten ꝛc. welche das Verfahren und Wirthschaften in Forsten beständig beobachteten, solches visitirten, und die Leute besonders sowohl instruirten, als auch anhielten, nach Unterschied

schied der Zeit und Orten ihre Wirthschaft besser damit anzustellen. S. **Fürstlich-Nassau-Weilburgische Forstordnung** §. 21. **Churfürstlich-Maynz. F. O.** c. 8. §. 11.

Wir wissen wenige Gegenden, in welchen diese Sache beherziget worden. Die gewöhnlichen Forstknechte und Jäger, Waldvögte, Waldmeister und Beyknechte ꝛc. bekümmern sich zum Theil gar nicht um das Holzwesen, es liegt ihnen nicht schwer auf dem Herzen, ihre Bauren zu bessern, oder den jungen Anflug in ihren Waldungen zu befördern, oder daß leere Plätze mit jungem Holze grünen möchten. Wann diejenigen Waldungen, deren Nutzung denen Gemeinden überlassen ist, sehr groß sind, und einen wichtigen Theil derer Waldungen eines ganzen Landes ausmachen; so muß man auch desto mehr Sorge dafür tragen, daß sie so genützet werden, wie es die richtigen Grundsätze mit sich bringen, welche man in jedem Lande von der Forst- und Holzwirthschaft vest gestellet hat. Mit einem Wort: **Man muß die Gemeindehölzer, wie die Herrschaftswaldungen durch alle Rubriquen tractiren.** Die **Herzoglich-Würtembergische Forstordnung Artik. Gemeindswäld**, will: „daß die Forstmeister und Knechte auf der Prälaten, Communen und sonderer Personen Hölzer, wie auf die Herrschaftliche, sehen sollen. S. **Forst- und Holzordnung der Grafschaft Hanau und Münzenberg**, de anno 1736. c. 6. §. 1, 2.

Aber wird und kann wohl dieses aller Orten geschehen? So gewieß es ist, daß das Forstregal ohngemein wohl die Hände darzu bieten könnte; so gewieß ist auch im Gegentheil, daß die meistentheils im Weg stehende Verträge, wohlhergebrachte Gerechtigkeiten und andere dergleichen Sachen, solches nimmermehr zugeben, und daß manche Commun und Privatperson an ihrem eigenen Interesse, und in ihrer Privatwirthschaft ohngemein darunter leiden würde, wann sie mit ihrem Holzhaushalt an die gute eingeführte Ordnung gebunden werden sollte. Die Oekonomie in diesen Waldungen muß also so eingerichtet werden, wie sie mit der Wirthschaft ihrer Besitzer übereinkommt, und dann am Ende doch zum gemeinen Besten das Ihrige mit beytragen hilft, denn beydes lässet sich dennoch sehr wohl mit einander verbinden.

Wie man nun überhaupt sein Vermögen niemalen unbrauchbar liegen lassen darf; also folgt auch aus vorstehendem Satz am ersten, daß diese Waldungen genutzet werden müssen. Und weil die Nutzung entweder bald aufhören, oder doch nicht so groß seyn würde, als sie seyn könnte, wann sie nicht wirthschaftlich und der Beschaffenheit dieser Gattung eines Vermögens gemäß gesucht würde; sie folget auch zugleich zweytens, daß man hier eben sowohl auf den **nachhaltigen Gebrauch**, auf den **Anbau**, auf die **Beförderung des natürlichen Wuchses** und auf allerley **Spärkünste** und **Mittel**, das Holz zu menagiren, zu sehen habe,

habe, als bey denen herrschaftlichen Waldungen.

Dieweilen aber wenige Besitzer sich bemühen, auf diesen Zweck zu arbeiten, und ihre Leidenschaften oder hundert andere Umstände sie verhindern, dasjenige zu suchen, was sowohl ihnen und ihren Nachkommen, als auch dem gemeinen Wesen am zuträglichsten seyn könnte; so mußte der obersten Gewalt die Oberaufsicht und Direction über die, denen Privatpersonen zugehörige Waldungen und Gehölze, verbleiben, als sie durch allerley Wege an dieselben gekommen waren; und wie der Regent nunmehro, Kraft seines Forstregals, diese Direction ausübet; also stehet auch denen Besitzern solcherley Waldungen nur selten mehr frey, die Wirthschaft mit denenselben nach ihrem Gefallen einzurichten. So muß z. Ex. die An- und Ausweisung des Holzes in diesen Waldungen ordentlicher Weise allemal unter Aufsicht und Veranstaltung eines herrschaftlichen Forstbedienten geschehen. Erzeigen sich die Besitzer solcher Waldungen säumig in dem, was die Aufnahm ihrer Holzungen befördern kann; so ist es eine Schuldigkeit der Obrigkeit, sie von Amtswegen darzu anzuhalten.

Man beschweret sich zwar zuweilen, wann dieses geschiehet; allein diese Klagen gehören unter die allerunbilligsten, und können an der guten Sache nichts hindern. Denn würde dieses wohl eine grosse Beschwerde seyn, wenn man die Eigenthümer nöthigen wollte, ihre liegende Gründe auf die beste Art zu nutzen, und sie immer einträglicher zu machen? Wäre dieses auch eine Beschwerde; so würde sie doch denenjenigen, denen man sie auflegte, und auch dem ganzen Lande, zu grossem Vortheil gereichen. Unterliesse man die Felder zu pflügen, würde es alsdann ein hartes Verfahren seyn, wenn man die Leute darzu nöthigen wollte, daß sie dieselbe anbauen sollten? Der Zuwachs der Holzplätze ist für uns eben so nothwendig, als der Zuwachs der Getreidefelder; und dieser Zuwachs verringert sich zu einer solchen Zeit, da es nöthig wäre, daß er sich vermehrete, um alle die Werkstätte zu versorgen, welche wir durch unsern Fleiß anlegen und unternehmen können.

Alle Einschränkungen, die wegen der Gemeindehölzer in denen Forstordnungen gemacht werden, fallen denen meisten zwar ungemein lästig; sie sind aber doch nöthig, und zu unsern Zeiten am allernöthigsten, da wir von vorigen Zeiten wissen, wie übel in diesem Stück gehauset worden. Das Murren der Besitzer kann also hieran nichts hindern; denn das gemeine Volk, welches bey deren Unterlassung über die Abnahme des Holzes schwürig wird, ist hernach dennoch so unbillig, daß es die Ursache der Abnahme denenjenigen beymisset, welche darüber gesetzet sind, daß sie es zu erhalten hätten suchen sollen.

Ein Fürst muß allemal solche Mittel und Maasregeln ergreifen, wodurch das Vermögen des Staats erhalten und vermehret wird, und seine Unterthanen glücklich gemacht werden können,

und die Unterthanen müssen durch ihren Gehorsam und Fleiß diese Mittel und Maasregeln erleichtern. Und wie also aus diesen Sätzen folget, daß die Oberaufsicht des Landes- und Forstherrn über die Waldungen derer Gemeinden und Privatpersonen nöthig, ja ohnentbehrlich ist; also fliesset auch eben aus denselben, daß sie denen Besitzern zu keiner wahren Last gereichen, sondern nur zu demjenigen Besten behülflich seyn müsse, welches die Oberaufsicht ohne Zweifel zum Zweck hat.

Wir wollen noch ein und andere Gesetze und Gewohnheiten berühren, welche bey Privat- und Communwaldungen zu bemerken.

1) Ist oben gemeldet worden, daß die Anweisung des Holzes in dieserley Waldungen, durch die herrschaftliche Bediente geschehen müsse. S. das **Herzogl. Würtembergische Gen. Rescr.** dd. 20. Novembr. 1652. **Fürstl. Hessendarmstädtische Forstordn.** §. 26. **Fürstlich-Nassau-Weilburg. Forstord.** §. 20. Und zwar

a) wird dieses Geschäfte durch jene allein, oder mit Zuziehung der Beamten und Communvorstehern, so wie bey denen Kirchen- oder Pfarrhölzern in Beyseyn derer Kirchenvorsteher oder Altarleute, je nachdem es jeden Orts Herkommen ist, vorgenommen. S. **Fürstl. Sachs. Weimarische Forstordn. 4ter Punct**, §. 12.

b) Die Bezeichnung des angewiesenen Holzes mit dem Waldhammer, geschiehet wieder auf verschiedene Art, und beruhet blos auf dem Herkommen, worinnen sich auch nichts ändern lässet. 1) Zuweilen wird der Baum mit dem herrschaftlichen Waldhammer allein angeschlagen. 2) Zuweilen schlägt die Commun ihr Zeichen mit bey, und 3) zuweilen bezeichnet die letztere es nur allein. S. **Fürstl. Hessendarmst. Forstord. Art.** 27. **Gräfl. Solms-Braun. Holzordn. Waldordnung für das Land Rheingau**, §. 32.

c) Das Quantum, welches auf solche Art angewiesen wird, richtet sich nach der Grösse und Beschaffenheit der Waldung, und nach der Nothdurft der Unterthanen, welche letztere in gewisse Erfahrung zu bringen, auch zuweilen gewisse Schreibtäge in der Commun angeordnet werden. S. **Herzogl. Würtemb. General-Resc.** dd. 20. Nov. 1652.

d) Das Bauholz und die masttragende Bäume werden dabey ins besondere geschonet, weil beydes lange Zeit zum Anwachs braucht, und das erstere in Nothfällen, bey Feuersbrünsten u. d. g. vor die Commun ein Schatz ist, an dem sie sich etwas erholen können; das letztere aber seinen jährlichen Nutzen abwirft, welcher mit dem in keinen Vergleich zu setzen, der durch Abhauung des Baumes zu zu erhalten stehet. S. **Magdeb. Policeyordnung**, c. 31. §. **Erstlich** 2c.

e) Dieses um so gewisser zu erreichen, sind besonders in Absicht des Bauholzes zuweilen aller-

allerley Verordnungen gemacht, welchen sich diejenige unterwerfen müssen, die dergleichen aus der Waldung zu erhalten suchen. S. die Gräfl. Solmische Waldordn. „Zum siebenden sollen ꝛc.

2) Die **Hauung** selbst geschiehet, so viel möglich, Schlagweiß, oder so, daß ordentliche Häue getrieben werden, wie die Grundsätze einer guten Holzwirthschaft es mit sich bringen. S. **Waldordnung für das Land Rheingau** §. 13. **Churfürstl. Maynzische Forstord.** c. 8. §. 9. **Fürstl. Sachsen-Gothaische Forstordn.** 4ter **Punct** §. 16.

3) Das **Maaß**, nach welchem das Holz in diesen Waldungen gehauen wird, ist gemeiniglich eben dasjenige, welches in denen herrschaftlichen Waldungen eingeführet ist; und es ist gut, daß man die Besitzer daran binde, damit aller Unterschleif und Betrug um so leichter vermieden, und beym Verkauf der Preis um so richtiger gemacht werden könne.

4) Die **Austheilung** des gefällten Holzes unter die Innwohner der Commun, welcher das Holz zuständig, geschiehet entweder mit Zuziehung des Beamten durch die Schultheissen und Communvorsteher, oder durch diese letztere allein, und zwar mehrentheils durchs Loos, um aller Partheylichkeit vorzubeugen. S. **Gräfl. Solms-Braunfelsische Holzordn.** d. a. 1623. **Anfänglich sollen** ꝛc. **Fürstl. Nassau-Weilburgische Forstordn.** §. 23.

5) Die **zeitige Abfuhre** des niedergeschlagenen Holzes dienet zur Beförderung des Wiederwachses; daher solche in dergleichen Waldungen so nöthig, als in denen Herrschaftlichen; wie dann auch die nöthige strenge Aufsicht bey derselben um so mehr unentbehrlich ist, als gar viele Bauren glauben, sie begehen keinen Diebstahl, wann sie Holz aus der Gemeindwaldung entwenden, indem dieses ja ohnehin niemand anders, als ihnen allein zustehe. S. **Gräfl. Solms-Braunfelsische Holzordn.** verbis: **zum sechsten: So einem** ꝛc. **Fürstl. Hessendarmstädtische Forstordn.** Art. XLII.

6) An einigen **Orten** ist über diß zu Vermeidung alles Unterschleifs verordnet, daß diejenige, welche mit Gefährt versehen, ihr angewiesenes Holz nicht im Wald verkaufen, sondern solches erst selbsten heimführen sollen. S. **Fürstl. Nassau-Weilburgische Forstordn.** §. 23.

7) In den Privatwaldungen ist der Verkauf des Holzes gemeiniglich sehr eingeschränkt, und die Bestimmung desselben auch um so nöthiger, als die mehreste Besitzer derselben nur auf die gegenwärtige Zeit sehen, ihre Nachkommen aber vor die ihrige auch wieder allein sorgen lassen. Ueberhaupt kann man wohl sagen, daß denenselben theils aller Verkauf überhaupt, theils wenigstens der an Fremde, ordentlicher Weise untersagt sey: es leidet aber auch seine Abfälle.

Welchen der Verkauf überhaupt zu gestatten sey, lässet sich leicht-

leichtlich bestimmen. Denenjenigen, welche ordentliche Forste haben, und das darinnen befindliche Holz nicht selber consumiren können, lässet sich solches nicht wohl untersagen, weil sonsten alle Nutzung des Holzes wegfiele; andern hingegen, welche nur geringe Hölzer, oder nur etliche wenige Berge und Plätze haben, ist der Verkauf um so leichter zu verbieten, als der Ueberfluß niemalen so groß werden wird, daß die forstmässige Tractirung der Hölzer solchen nothwendig erforderte.

Doch leidet auch dieses letztere wiederum seine Ausnahme, und es kann z. Ex. einer Gemeine unter gewissen Umständen der Verkauf erlaubet werden, da er doch sonst eigentlich vor beständig derselben verboten ist. Dergleichen Fälle können sich zutragen, wann die Gemeine zu ihrem Besten etwa besonders starke Ausgaben hat, welche ihr ausserdem gar zu schwer oder unmöglich fallen. Z. Ex. zu Erbauung neuer Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude, Brücken rc. Bezahlung alter Schulden und dergleichen mehr; doch richtet sich alles nach der Beschaffenheit des Holzes, und ob dieses just zu solcher Zeit im Stande sey, den verlangten Nutzen ohne Schaden zu geben. Die Hauptregel ist die: den Verkauf zu gestatten oder zu verbieten, in so weit, und je nachdem es die Beschaffenheit der Förste, das Beste derer Besitzer, und der Wohlstand des ganzen Landes entweder gestatten oder gar selbst anrathen, oder aber im Gegentheil verbieten. S. **Königl. Preus. Schles. Forstordn.** Tit. 1. §. 1. im **Forstmagazin.** 2. B. p. 166.

Das Verbot, wegen des Verkaufs an Auswärtige, hat hier eben den Grund, wie bey den herrschaftlichen Waldungen auch, und zielet meistentheils blos auf das allgemeine Wohl aller Unterthanen. Zuweilen aber geschiehet es auch noch in Ermanglung anderer Mittel, die Ruinirung der Privatwaldungen, und den den daraus entstehenden Umsturz des herrschaftlichen Forst- und Jagdrechts dadurch zu verhindern. S. den **Receß zwischen Oesterreich, Würtemberg und Eßlingen, das Floßwesen auf dem Neckar betreffend**, Art. IX. n. 1. Zuweilen aber erstreckt sich dieses Verbot nur auf gewisse Gattungen Holz, welche entweder im Lande selbst benöthig, oder sonst auszuführen zu lassen, nicht für rathsam erachtet wird. S. **Königl. Preus. Schles. Holzordn.** Tit. 1. §. 3. Oder es ist zwar gewissen Besitzern, welche vor andern grosse Forsten haben, der Verkauf zwar einiger massen erlaubet, andern aber, welche geringe Hölzer haben, gar nicht: ibid. Tit. 1. §. 4.

Am seltesten ist denen protestirenden Geistlichen vergönnet, aus ihren Pfarrhölzern einen Handel zu treiben, vielmehr sind solche blos zu ihrem nothdürftigen Gebrauch ausgesetzt. S. **Fürstl. Sachsen-Weimarische Forstordn.** IV. **Hauptpunkt** §. 12. **Fürstl. Braunschw. Lüneb. Holzordn.** §. 44. Oder wenn sich besondere Umstände herfürthun, weswegen eine Ausnahm

von

von der Regel Platz greifen könnte, muß es wenigstens denen herrschaftlichen Collegiis angezeigt, und deren Verfügung erwartet werden. S. **Herzogl. Würtembergisches Gen. Rescr.** dd. 18. April, 1739.

Wo die Ausfuhr oder der Verkauf des Holzes an Auswärtige nicht durchgängig erlaubet ist, pfleget allemal auf die Quantität, welche auszuführen erlaubet worden, ein Paß von der Cammer oder Forstamt ertheilet zu werden. Dieser Paß wird sodann bey dem letzten Gränzzoll producirt, und unter den Originalpaß notiret, daß, und wann die erlaubte Quantität ausgegangen, und dieser sodann an diejenige Cammer zurückgesendet, welche solchen ertheilet hat. S. **Königl. Preus. Schles. Holzordn.** Tit. 1. §. 3.

Wann aber Privati, Vasallen, Städte, ꝛc. ihre innerhalb Landes gelegene Forste schonen, und dagegen ihre Bedürfniß in herrschaftlichen Forsten erhandeln wollen; so fallen wohl allernächstens zweyerley Umstände zu betrachten vor: Nemlich, ob die Schonung blos um deswillen geschehe, weil man noch grössern Holzmangel schon vorher siehet, und solchen zu seinem künftigen Nutzen dadurch zu befördern sucht; oder ob sie der Verbesserung des Forstes, und folglich auch das Beste des Landes, wenigstens zur Hauptabsicht, das andere aber nur zur Nebenabsicht habe? Im ersten Fall kann und soll dergleichen Schonung, als dem Lande schädlich, verwehret werden. S. **Herzogl. Sachs. Gothaische Forstordn.** c. 3. §. 15. **Fürstl. Hessen-Hanauische Forstordn.** c. 3. §. 2. Im andern Fall verdienet es doch allemal die Attention desjenigen Collegii, welches die Direction der Forstöconomie hat, und ist eine genaue Untersuchung nöthig, ob es würklich aus diesem Grunde geschehe, und ob bey gehöriger forstmäßiger Tractirung des Forstes, nicht eben dieser Zweck erhalten werden könne, ohne daß solcher gänzlich geschlossen bleibe. S. **Königl. Preus. Magdeburg. Holzordn.** Tit. 2. §. 6.

Ueberhaupt ist bey denen Communwaldungen eine gute und recht genaue Aufsicht nöthig, wann anders der Zweck auch bey der besten Einrichtung erreicht werden solle. Dann die vielen unerlaubten Ausgaben derer Communvorsteher aus den Cassen ihrer Gemeine, geben diesen Leuten immerzu Anlaß, auf Mittel zu denken, wie sie hie oder da die Einkünfte derselben auf eine heimliche Art vermehren können, und je bequemer der Holzverkauf sich darzu schicket, je leichter verfallen sie auch auf denselben. Die Geistlichen besonders und diejenigen, deren Güter nicht auf die Kinder forterben, finden allemal Gründe, deren sie sich bedienen, um Erlaubniß zu erhalten, daß sie ihr Holz fällen dürfen. Bald sind die Gebäude wieder herzustellen, bald sind neue Gebäude, die man sehr nöthig brauchet, aufzuführen. Durch eben diese Gründe, sie mögen gut oder schlecht seyn, erhalten sie auch auch oftmals so viel, daß sie das Holz für ansehnlichere Summen verkaufen können, als sie zu ihrem

rem Unternehmen nöthig haben. S. **Churfürstl. Maynzische Forstordn.** c. 8. §. 8.

8) Die **Holztaxe** in denen Privatwaldungen, aus welchen etwas verkauft werden darf, setzet gemeiniglich der **Forstherr**, und ist dieselbe ordentlicher Weise eben die, welche in denen nächstgelegenen herrschaftlichen Forsten auch üblich ist. An verschiedenen Orten aber ist denen Eigenthümern der Waldungen noch gelassen, den Preis des Holzes selber zu setzen. S. **Königl. Preus. Schles. Forstord.** Tit. 6. §. 2. Doch müssen sich dieselben dabey so verhalten, daß eines theils das Publicum im Preis ihres Holzes nicht zu sehr übersetzt wird, andern theils aber auch ihr Holz zum Nachtheil ihrer Nachbarn und Ruin ihrer Forste nicht gar zu niedrig verlassen und verthan wird. Und an einigen Orten vergleicht sich die Herrschaft gar dieserhalb mit denselben, damit der Preis in denen herrschaftlichen und ihren Forsten einerley sey. S. **Herzogl. Würtemberg. Gen. Rescr.** dd. 24. **May** 1663.

9) In Absicht auf die Viehweide und die Heeg- oder Schonung dieser Hölzer finden wir weiter nichts besonders zu erinnern. Dann die öconomische Principia bleiben in diesem Stück allemal einerley, die Besitzer der Waldungen mögen seyn, wer sie wollen.

**Waldamsel**, s. Amsel.

**Waldaugenschein**, muß in Mißverständnissen, sonderlich in Wald- und Grenzstreitigkeiten gemeiniglich die beste Auskunft geben. Es ist der Augenschein überhaupt ein glaubwürdiger Zeuge und gründlicher Beweis, darauf man sicher gehen kann, und der allen andern Probationen vorzuziehen ist: Nam ocularis inspectio, sagt *Gipbanius* in Coment. de divis. jur. axiom. 170, hodiernis JCtis Euidentia facti nominatur, & his terminis promiscue utuntur. Euidentia enim est ita notoria res, ut oculis cerni possit, quod nos **Augenschein** vocamus. Man sagt sonsten im Sprichwort: **Was die Augen sehen, das glaubet das Herze**; dann die Wahrheit leuchtet dem menschlichem Gemüthe durch die Schärfe der Augen viel mehr ein, als durch das Gehör, weil das Gesicht unter denen äusserlichen Sinnen der vortreflichste, und ein gewisserer Kundschafter ist als die Ohren. Certior aure arbiter est oculus, sagt **Horaz**. Daher auch die Zeugen, welche ihre Aussage mit dem Augenschein bestätigen, denen andern allezeit vorgehen. Es wird oftermalen im gerichtlichen Proceß in puncto probationis, wenn es zum Beweiß kommt, und die Zeugen zu verhören sind, die Einnehmung des Augenscheins durch eine sonderbare Commission, von dem Richter ex officio erkannt, oder von denen Parthien begehret, worzu gewisse Personen, wie z. Ex. bey Gränz- und Markunksstreitigkeiten, die Feldmesser und Untergänger erfordert, und beeidiget werden, deren Information sich der Richter bedienen muß. Wiewohl von einigen darfür gehalten wird, daß die bereits geschworne Meister von neuem mit Eid nicht zu beladen, sondern schlecht-

schlechtweg ihrer vorigen Pflicht allein zu erinneren seyen.

In gedachten Fällen ist nicht nur ein Augenschein einzunehmen, sondern auch zu besserer Nachricht und eigentlicher Belehrung des Richters, der streitige Platz zu entwerfen, und durch einen erfahrnen Zeichner in einen glaubwürdigen Riß zu bringen; da dann förderist alle Gelegenheit, durch hierzu dienliche Instrumenten, eigentlich und mit Fleiß in Grund zu legen, die Marksteine oder andere Gränzen ordentlich nacheinander zu verzeichnen, die anreinende und anstossende Oerter dabey anzuhängen, und die ganze Revier also zu entwerfen, daß es mit der wahren Lage pünctlich übereinstimme, und derselben allerdings gemäß sey; welche Ichnographie oder augenscheinliche Entwerfung solgends sammt dem Rotulo examinis testium dem Richter zu übergeben ist. Dergleichen Abrisse sollen sich auch die Schiedsmänner extrajudicialiter in gütlichen Handlungen bedienen, dieweil solche auf dem Augenschein nimmermehr alle Sachen so eigentlich in frischem Gedächtniß behalten, daß sie sich oder andere daraus umständlich berichten mögen; wo ihnen solches aber auf dem Papier abgerissen vorgeleget wird, alles augenscheinlich erweisen, und denen Partheyen ein Genüge thun, auch desto behutsamer einen verträglichen Entscheid treffen können.

Der Augenschein zu gütlicher Hinlegung der nachbarlichen Spähne ist öfters mit vieler Mühe verknüpft. Man muß sich nicht verdriessen lassen, hohe Berge zu übersteigen, tiefe Klingen auszusuchen, dicke Wälder und rauhe Büsche durchschliesen, unwegsame Steinriegel zu überklettern, wilde Heyden durchzuwandern rc. Besonders aber wird zu einer Ocularinspection in Forst-Wald- und Jagdsachen etwas mehr erfordert, als Männer, welche zwey gute Augen und den Ruhm haben, daß sie recht ehrliche Männer sind, auch an diejenigen Oerter, welche beaugenscheinet werden sollen, sowohl fahren, reuten, oder zu Fuß gehen können. Es kommen ausser denen Gränz- und Marksteinsstreitigkeiten noch viele Fälle vor, in welchen man einen gründlichen Augenschein einzunehmen hat z. Ex. bey Kauf- und Verkaufung der Hölzer und Waldungen, bey vorzunehmenden Holzschlägen, Ausrodungen, Anpflanzungen, schädlichen Viehweiden in jungen Schlägen, bey vorgefallenen Windbrüchen bey Einrichtung des Floßwesens, u. s. w.

Was mag wohl für ein Augenscheinsprotokoll von demjenigen zum Vorschein kommen, der zu Papier bringt, was er gesehen und gehöret, und doch wirklich nicht gesehen hat, was er hätte sehen sollen? Vielleicht aber kann ihm kein Fehler zur Last geleget werden, weil man ihn mit vieler Vorsichtigkeit an unrechte Oerter geführet, und etwa statt der herrschaftlichen, nur Privatwaldungen gezeiget rc. Oder wann ein anderer Forstcommissarius die häufig wachsende Heidelbeerpflanzen für einen Anflug von Birken hält; dem man von weitem die wohlbestandene Waldungen

gen zeiget, ingleichem die guten Lehren beygebracht hat, daß nirgendwo der Anflug in Tannenwaldungen besser fortkommen werde, als wo man alle Tage durch das Vieh, das denen jungen Tannen schädliche Gras, abfressen lasse; daß man in allen Holzungen die junge Dickichte recht aushauen, und dem nebenstehenden Wuchs genugsame Luft machen müsse; daß, je mehr von Gipfeln, Aesten, Reisich, Schrootspänen und Windwürfen auf einem Schlag liegen gelassen würden, desto bester würde auch der Waldboden gedünget, und also der Nachwuchs befördert. Vortrefliche Forstregeln! wie gelehrt muß der ehrliche Forstcommissarius wieder nach Hause kommen! wir müssen ihm auf sein Wort glauben; er hat alles mit leiblichen und erleuchteten Augen selbst angesehen; man lese sein Protocoll, worinnen alles mit solchen unwiedersprechlichen Gründen erwiesen wird, daß man im Zweifel bleibt, ob die Elster in des **Herrn Gellerts lehrreichen Fabeln**, da sie dem Fuchs begreiflich zu machen sucht, daß er fünf Füsse habe, ihme den Vorzug streitig machen werde.

**Waldbrüche, Buschbrüche**, heissen morastige Oerter in Wäldern und Büschen, wo kein Gras wächset, und wohin schwer zu kommen ist. Um dieselbe nutzbar zu machen, müssen Gräben gezogen werden.

**Waldbusse**, heissen die in denen Forst- und Waldordnungen wider die Uebertretter derselben gesetzte Straffen.

**Walddistelhecken**, s. **Stechpalmenhecken.**

**Walddünger**, s. **Moosrechen.**

**Waldeiche**, s. **Eiche.**

**Waldeisen, Waldhammer, Stempel, Holzstempel, Mahlhammer, Maalhammer**, ist ein grosser mit einem starken hölzernen Stiel versehener Hammer, den man gleichsam für den Schlüssel eines Waldes anzusehen hat, und der daher aus dessen Hand nicht kommen soll, dem er anvertrauet worden. Die hierzu nöthige Materie muß Eisen und Stahl seyn, welches also zugerichtet wird, daß des Fürstens oder Herrns Wappen und Nahmen, oder auch des Obervorgesetztens seiner, oder des Forstreviers Benennung mit dem Initialbuchstaben also darauf gemacht werden kann, daß sich solches in die Bäume, nachdem vorher ein Stück der Rinde ausgehauen worden, einschlagen, und einpressen läßt. Der letztere heißt insgemein **Interimshammer**, oder **Stempel**, und neben solchem wird jedennoch an Baustämmen, und starken Bäumen der **Hauptstempel** durch den Obervorgesetzten darneben geschlagen.

Daß aber der Stempel allemal den Betrug der Forstbedienten abhalten, und demselben wehren sollte, ist nicht zuverlässig; massen dergleichen Männer, wenn sie Untreue an ihren Herrschaften begehen wollen, ohne Waldeisen oder Stempel solches werkstellig machen können. Vielmehr äussert sich der Nutzen eines solchen Instruments bey der Holzverkaufung, damit der Käufer, Zimmermann, oder Holzhauer keine andere Bäume fällen dürfe,

dürfe, als welche ihm angewiesen, taxiret und gezeichnet worden, welches sonst, da der Jäger bey solchem Holzhauen nicht beständig stehen kann, gar leicht geschehen, und ein stärkerer, mithin dem Werth nach kostbarer Baum, vor einen schlechten, und mehr als die Erlaubniß verstattet, geschlagen werden könnte.

Es ist auch der Stempel in denen Gehauen oder Schlägen nöthig, wo Scheit-Feuer- und Kohlholz gemachet wird. Denn wo hier die zu solchem Holz ausgesetzten Bäume ihre Marquen erhalten, da kann der Holzschläger nicht nach Gefallen die geradesten, und spältigen Bäume fällen, um mehr Lohn zu verdienen; sondern er muß solchemnach auch die abständigen Bäume, so knorrig, windig und veste scheinen, zum Nutzen des Eigenthümers zu gute machen. Ferner braucht man auch Waldeisen zur Bezeichnung derer Brettstöcke, anderer Nutzholzstöcke, auch zu denen ausgesetzten Scheitschragen, Klaftern oder Maltern, um denen Holzdieben damit zu steuren; wiewohl bekannter massen auch diese gezeichnete Schaafe der Wolf vielmals ergreifet.

Ob nun schon gemeiniglich denen obern Forstbedienten der fürstlichen Höfe, das Waldeisen anvertrauet wird, und diese solchemnach die ordentliche Taxe des Holzes setzen, den Verkauf einzeichnen, und ordentliche Rechnung führen, damit alles in behöriger und richtiger Ordnung, und Rechnung unterhalten werde; so geschiehet doch manchmal, daß auch andere hierzu geschickte Männer, so der Jägerey nicht zugethan sind, ebenfalls dergleichen Besorgniß zu verwalten, Befehl erhalten, und solchem löblich nachzukommen wissen. Wenn hingegen Verwaltern, Schössern, Schreibern, und dergleichen Leuten, welche nicht wissen, wie ein Balkenholz, Strohsparn, und so weiter, aussiehet, der Waldhammer anvertrauet ist; so wird das Holz ohne Verstand verkauft, nach Affecten an Mann gebracht, und um eigenen Gewinnstes und Geschenke willen, dem Eigenthümer zum Schaden, verschleudert. Dieser muß demnach seine Waldungen Leuten anvertrauen, die Holzgerecht sind, und Verstand vom Forstwesen besitzen, wenn mehr Nutzen, als Schaden daher erfolgen soll.

Wo ein solcher Schlag geschiehet, daß ein Stück Holz ganz mitgenommen wird; so schläget man an die äusserste Bäume, welche nebst andern stehen bleiben, das Zeichen mit dem Waldeisen, und verschließt gleichsam das bleibende Holz damit. An den Stöcken des schwarzen Holzes werden meist Tiesen im Frühling gehauen, darein das Eisen sein kenntbar geschlagen wird, sonst wächset bald des Baumes Schale wieder darüber, das hernach Verdacht erwecket; wovon sowohl, als denen ungezeichneten Stöcken der Forstbediente Rechenschaft geben muß. Endlich ist noch zu gedenken, daß auch die mit dem Waldeisen, und sonst gezeichneten Bäume oder Stöcke zur Beobachtung der Strassen in Wäldern, Revieren, und Grenzen dienen, mithin dieselben

sen oder jenen Unterschied dießfalls herstellig machen.

**Walderde**, deren verschiedene Gattungen, s. Wald nro. 2.

**Waldeschern**, s. Ahorn.

**Waldforellen**, s. Forelle.

**Waldgeflügel**, s. Geflügel.

**Waldgerichte**, sind besondere Gerichte, darinnen Waldsachen verhandelt werden. Es pflegen zwar sonst die zur forstlichen Obrigkeit gehörige Sachen gemeiniglich in denen ordentlichen Gerichten entschieden zu werden; jedoch sind an etlichen Orten besondere Gerichte angeordnet, vor welchen die der forstlichen Jurisdiction unterworfene Personen belanget, und die forstliche Sachen und Streitigkeiten erörtert werden müssen; als wie in der Kayserl. freyen Reichsstadt Nürnberg, allwo ebenfalls ein besonder Gericht, das Forstgericht genannt, angeordnet zu finden. Sonsten werden die Waldgerichte an den meisten Orten, gemeiniglich des Jahrs zweymal gehalten, da man alle diejenige, so wider die Forst- und Jagdordnungen gehandelt, gepfändet, oder sonst von denen Forstknechten und Lausern angezeiget und eingeschrieben worden, auf einen gewießen Tag vorbescheidet, einem jeden, nach Beschaffenheit des Verbrechens, die Strafe dictiret, und an ihm vollstrecket, oder, da es Geldstrafe, wird solche eingebracht, und gebührend berechnet. Wenn etwa Bäume oder ander Holz abgehauen, und gestohlen worden, oder sonsten Schaden geschehen, wird das Gehölze, was es werth, und der Schade vorher in Anschlag gebracht, welches zuförderst bezahlt werden muß, und ist die Strafe ohne das noch vor sich. Insonderheit aber soll bey denen Landgerichtstägen Umfrage gehalten werden, und ein jeder Unterthan bey seinen Pflichten, und diejenigen, so nicht Unterthanen sind, aber Waldgerechtigkeit haben, bey Verlust derselben, anzuzeigen, schuldig seyn, wenn sie jemand wissen, der wider die Waldordnung gehandelt; welche sie nun rügen, die sollen ebenmäßig gebührlich gestraft werden. Da aber einer etwas verschwiege, und es käme hernach an Tag, daß er Wissenschaft darum gehabt; da wird er sodann ernstlich in Strafe genommen. Wenn die, so dem Reich unmittelbar unterworfen sind, der forstlichen Jurisdiction halber, mit einander litigiren wollen; so muß in prima Instantia die Klage bey denen Austrägen angestellet werden. s. a. Austräge.

*Westenholz* differt. de Jurisdict. forest. c. 9 §. 117. *Schweder* Jur. publ. part. spec. Sect. 2. cap. 17. §. 4. seq.

Es wird nicht undienlich seyn, wenn wir hier noch eine kurze Nachricht von denen heut zu Tage üblichen Forst- und Jagdgerichten beyfügen. In Oesterreich hat der Oberjägermeister in Jagdsachen wider die Verbrecher die Cognition. S. Leopoldi Jägerordnung ob der Enß, §. 13. In Böhmen gehören solche vor das Burggrafengericht, wie davon eine Constitution Caro-

li

ii IV. bey *Schoppio* in Observat. S. 252. zu finden.

In Chursachsen wird der Unterschied gehalten, daß wenn Privati untereinander Streit haben, alsdann gehöret die Entscheidung vor die Hofgerichte; betrift es aber königliche Jura an: so werden solche zum hochlöbl. Cammercollegio gezogen, nach dem Mandato vom 6ten April 1712 verbis: „Wir begehren, „auf beygefügtes Unserer sämmtlichen Hof- und Landjägermeister unterthänigstes Suchen, „hiermit gnädigst, ihr wollet „euch aller fernern Cognition in „unsern Jagd- und Forstsachen „ganz und gar enthalten, daran „geschiehet Unser Wille und Meynung.„ Besonders aber handelt hievon umständlich Christ. Gottlieb Wabst, in der historischen Nachricht von des Churfürstenthums Sachsen jetziger Verfassung der hohen und niedern Justiz, (fol. Leipzig 1732.). §. V. heißt es daselbst: „Wann nun also eine Sache, so des Serenissimi Jagd- und Forstregalia concerniret, vorkommt; so führet die Hochlöbliche Cammer daselbst die Supplicanten, welche Supplicata und Klagen von den Concipienten mit unterschreiben lassen müssen, die alleinige Cognition, verodnet Commissiones, dirigirt den Proceß, und läßt durch den Cammerprocuratorem oder Cammeragenten verfahren, und sodann aus einem Dicasterio hiesiger Lande rechtliche Erkenntnis einholen; bisweilen geschiehet auch, daß der Rechtsspruch ausserhalb Landes pfleget eingeholet zu werden, darwieder jedoch von getreuen Ständen allerunterthänigste Vorstellung geschehen; dafern nun aber von diesen Urtheilen oder Verfahren Appellationes eingewendet werden, sollen in regula die Berichte zur Landregierung erstattet werden, woselbst die Gravamina zu erörtern, und zu decretiren, ob der Appellation statt zu geben, oder solche cum vel sine clausula zu rejiciren, massen dieses als ein reservatum regiminis Electoral. anzusehen; dahero zum öftern denen Beamten auf dergleichen Appellationes ihre Berichte cum Actis zur Landesregierung einzusenden, bey Strafe anbefohlen wird. Indessen ist in allen hohen und niedern Judiciis bekannt, was für Differentien sich dießfalls unter beyden hochbesagten Collegiis hervorgethan. Zur Expedition dieser Jagd- und Forstsachen ist ein besonderer Jagdsecretarius verordnet, welcher alle aus dem ganzen Lande in dergleichen Sachen ankommende Supplicaten und Berichte vorträget, die Resolutiones niederschreibet, und darauf mündlichen Bescheid ertheilet, oder Signaturen, Befehle, Verordnungen, ingleichem der Jagd- und Forstbedienten Bestallungen ausfertiget, die Jagdschiede wohl observiret, auch bisweilen die an das geheim Consilium zu erstattende Berichte concipiret, und die beym Collegio einlaufende Specialbefehle, nach gefertigten Transsumt. expediret.

Am Churbrandenburgischen Hofe findet sich auch eine besondere Jagdcanzley. S. Churfürstl. Brandenb Forstordn. in der Mark, Art. 31.

In Bayern gehören der Unterthanen Forst- und Jagdstreitigkeiten vor den Justizrath. Des Landesherrn Gerechtsame aber müssen vor der Hofkammer untersucht werden. S. *Schoppius* l. c.

Im Münsterischen hat man darzu ein besonderes Erbexengericht. S. *Schopp.* worinn verordnet, daß davon keine Appellationes an andere Gerichte gehen dürfen.

Alles kommt hier auf eines jeden Orts und Landesherrns Einrichtung an; doch sind an den meisten Orten die Forstgerichte mit zur Cammer gezogen, und ist der Oberforst- oder Oberjägermeister, in Absicht der Forst- und Jagdsachen, zugleich ein Cammerrath; welchem Cammercollegio (so aber mit tüchtigen und auch der Rechte verständigen Subjectis, nicht aber nur mit solchen Personen, die blos aus der Schreib- oder Küchenstube zu solcher Function gezogen werden, besetzt seyn muß), auch alle Forst- und Jagdbediente in Forst- und Jagdsachen, zuweilen auch in allen Real- und Personalfällen unterworfen sind.

Was dieserhalb in Chursachsen üblich, beschreibet gedachter Wabst: „Der hochlöbl. Cammer müssen sich submittiren anfänglich alle hohe und niedere Jagd- und Forstbedienten, die sämmtliche Hofjägerey, Landjägermeister, Oberforstmeister, Wild- und Pürschmeister, Oberförster, Forstschreiber, Phasan- und Thierwärter, Förster, Hegereuter, Schützen, Fuß- und Grenzknechte, Jagdleute und Blauhüthe, Jagdschneider, Jagdbalbierer, Jagdmesserschmiede, wiewohl die Landesregierung die letzten nicht schlechterdings passiren lassen will. Es haben aber die Churfürstl. Beamte das Befugniß, daß sie alle Forst- und Jagdbediente in personalibus, sowohl in civilibus als criminalibus und andern Amtssachen, gleich denen Amtssassen und andern Amtsverwandten, Bedienten und Unterthanen, ohne Requisition des Landjäger- oder Forstmeisters citiren, auch in delictis gravioribus apprehendiren können, ex *Rescript.* dd. 1. Mart. 1701. Jedoch müssen die Rügen- Jagd- und Forstsachen, wider die Forstbediente an die Churfürstl. Cammer zur Entscheidung remittiret werden, vermög Rescr. den 20sten Jul. 1712.

In einer andern Resolution dd 12ten April 1728. wird denen getreuen Ständen versichert, jetzt angezogene Verordnung dahin erläutern zu lassen, daß besagte Jagd- und Forstbediente in causis realibus, und in Sachen so nicht ihren Dienst und Amt betreffen, vor dem ordentlichen Foro desjenigen Orts, wo sie angesessen sind, Recht geben und nehmen, in personalibus aber auf Maas und Weise, wie die ergangene Verordnungen es besagen, wider sie solle verfahren werden. Hiernächst alle andere Personen in denen die Jagd- und Forstangehenden Sachen, wenn dieselbe gleich sonst ein Forum privilegiatum haben; also wenn z. Ex. wider einen Geistlichen

in

in dergleichen Sachen eine Untersuchung anzustellen; so wird zwar das **Consistorium**, darunter der Geistliche sonst gehöret, zur Sistirung desselben requiriret, auch demselben einen **Superintendenten** zu adjungiren frey gestellet; alleine den Proceß dirigiret die **hochlöbl. Cammer**, an welche auch die erkannten Geldstraffen mittelst Exaction des Consistorii eingesendet werden müssen, laut **Rescr.** dd. 18. Aug. 1713.

Welchem Foro nun der Landesherr, es sey gleich ein Justiz- oder Cammercollegium, oder auch eine besondere Jagdcanzley, seine Forst- und Jagdbediente unterwürfig gemacht, vor demselben werden auch derselben Eheweiber und Kinder belanget, so lange nemlich die Kinder in der väterlichen Familie bleiben, und nicht eine andere Lebensart erwehlen. Eben dasselbe haben auch die Wittwen und Gesinde, so lange jene nicht den Wittwenstand ändern noch ausser ihrem Stand heurathen, diese aber bey denselben in Diensten verbleiben. Und dieses ist nicht nur von denenjenigen zu verstehen, welche in des Forst- und Jagdherrn eigenem Territorio und Gebiet, allwo ihm die Forst- und Jagdgerechtigkeit zustehet, zu seinem Dienst bestellt, und ihnen die Aufsicht über den Forst- und Wildbann anbefohlen, auch in sothanem Forste oder Wald, entweder mit Consens und Einwilligung des Waldeigenthumsherrn, oder aber vermög besonderer Geding, Vergleich und Gewohnheit, Forst- oder Jagdhäuser aufgerichtet, um darinnen zu wohnen. Sie sind auch nicht allein ihrem Foro in Forst- und Jagdsachen, sondern auch, wenn sie etwan wegen eines geschlossenen Contracts und Handlung, so nicht Grund und Boden anbetrist, oder wegen zugefügten Schadens, ausgestossener Schimpfreden, und anderer von ihnen begangener Verbrechen in Anspruch genommen werden, unterworfen. S. *Beck* de jurisdict. forest. c. 20. *Westenholz* de jurisd. forest. cap. 9.

Wo hingegen die Forst- und Jagdstrittigkeiten zu erörtern, wenn die Partheyen dem Reich unmittelbar unterworfen sind, und welche Personen das Jus Austregarum zu gaudiren haben, davon ist das mehrere nachzusehen im Articul: **Austräge**; desgleichen in *Beck* Tract. de Jurisd. forest. Die Sachen aber, welche von demjenigen, der die Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit hat, tractiret, untersuchet, und entschieden werden müssen, sind einig und allein die Jagd- und Waldhändel und Verbrechen, die denen Jagdordnungen und Weidewerksmandatis zuwider ausgeübet und begangen werden. Heut zu Tage sind die Kosten zu ersparen, die Forst- und Jagdämter an den mehresten Orten zusammen geschlagen. Wenn und wie nun Wald- und Jagdgerichte gehalten werden, davon ist schon oben gedacht worden.

Man muß in dieser Sache jeden Orts Forst- und Jagdordnung consuliren. Also handelt die **Coburgische Jagd- und Forstordnung** Tit. 12. von **Waldgerichten**, und wie solche gehal-

gehalten werden sollen. Ferner die **Eisenachische Forst**- und **Jagdordnung Tit.** 9. und die **Reuß-Plauische Tit.** 20. vom **Holzwandel und Strafen**. Von **Schönbuchstrafen** die **Herzogl. Würtembergische**, rubr. von **Schönbuchsstrafen**. Die **Hohenlohische Tit.** 25. von **Rügungen und Waldbußen**. Die **Braunschweig-Lüneburgische** cap. 1. vom **Forstamt**; die **Nassau-Dillenburgische** in Appendice. Die **Bayrische C.** 25. von **Strafen**, so sich des Wildprets und Gejädgs wegen zutragen. Die **Gothaische Tit** 11. von **Waldsgerichten**. Von dergleichen die **Weimarische Art.** 9. Die **Altenburgische Tit.** 11. Sehr ausführlich aber hat **Döpler** im **Schauplatz der Leibes- und Lebensstrafen von Waldgerichten** gehandelt.

Mit welch besonderer Verfassung die **Forstgerichte in Frankreich** gehalten werden, erzehlet weitläufig **Joh. Leitensperger** in Diss. de jure venat. forest. c. 3; welcher zugleich beybringet, welche Forstsachen bey denen *Officiers de table de mabre & les grands Maitres* und bey der *Domaine du Roi* abgethan werden sollen. **Das Gericht der Marrmotafel** beschreibet *du Val, dans le traité universel des Eaux & Forets de France*. cap. 29.

**Waldgeschrey**, ist ein gewiesser Ruf, den die Jägerey bey einem Abjagen und Ausschiessen, wenn sie zu- und vom **Holze** ziehet, aus hellem Halse von sich hören lässet. Also wird bey der Hirschfeistzeit mit dem Waldgeschrey: **Ja, ha, ha; Ja, ha**, bey der Schweinhatze aber mit: **Ho, Ri do, ho ha ho**, zu **Holze** gezogen. Wenn aber alles verjaget worden, und das Jagen leer ist, ziehet die Jägerey in voriger Ordnung mit dem Waldgeschrey: **Ja, ho, ho**, vom Holze gegen den Schirm; da denn das Waldgeschrey aufhöret, und das Jagen mit Wald- und Hifthörnern abgeblasen wird.

**Waldgraf**, s. **Holzgraf**.

**Waldhammer**. s. **Waldeisen**.

**Waldherr**, heißt derjenige, dem entweder ein Wald ganz allein, oder mit mehrern in Gemeinschaft eigenthümlich zugehöret. Wo auch gemeinschaftliche Wälder und Holzungen vorhanden sind, da werden aus den Gemeinen gewiesse Personen erwählet, welche die Aufsicht darüber führen. Und diese werden alsdenn gemeiniglich auch **Waldherren** genennet.

**Waldhorn**, franz. *Cor de Chasse*, ist ein blasendes Instrument von Messing, welches ehemals ganz allein auf der Jagd gebrauchet worden, und grossen Herren zur Tafelmusik gedienet hat; heut zu Tage aber von allen Bierfiedlern in denen Dorfschenken geführet wird. Es hat fast ein Mundstück, wie eine Trompete, klingt aber lieblicher, als dieselbe, und ist wegen seiner Länge in einen Kreis zusammen gebogen. Die grossen werden Parforcehörner genennet.

**Waldknoten**, s. **Leinen anbinden**.

**Waldnist**, s. Holzmist.

**Waldordnung**, s. Forstordnung.

**Waldrecht**, heißt die in denen Wald- und Forstordnungen gemeiniglich enthaltene Verordnung, daß bey Abräumung des Holzes auf jedem Morgen oder Acker Waldes eine gewiesse Anzahl junger Stämme gelassen werden sollen, welche man Laßreiser, und an einigen Orten Bannraitel nennet.

**Waldrohr**, sind harte Binsenhälmer, die in Wäldern gefunden werden, und zotige Aehren haben, wie das gemeine Rohr. Es wird im August hart und gelbe, und dienet alsdenn, Reussen, Körbe, Sommerhüte u. d. g. daraus zu machen.

**Waldruthe**, ist ein Längenmaaß, so sonderlich bey Vermessung der Wälder und Forsten, vornemlich aber bey dem Acker und Buschholz gebrauchet wird. Sie enthält 16 Schuh, und ist insonderheit nöthig, daß man die Aecker nach der Länge und Breite, Ruthenweis bey dem Verkauf und in Rechnungen ausrechnet. S. **Döplers Rechnungsbeamter**, 2. Th. Cap. VI.

**Waldschnepfen**, s. **Schnepfen**.

**Waldschritt**, ist bey den Jägern ein üblich Maaß, wornach sie ihre Tücher und Netzer stellen, und beträgt ein einfacher 2 ein halben Schuh, ein gedoppelter aber 5 Schuh.

**Waldspatz**, s. **Sperling**.

**Waldsperling**, s. **Sperling**.

**Waldstempel**, s. **Waldeisen**.

**Waldvögel**, s. **Geflügel**.

**Waldzinß**, ist eine gewieße Abgabe, welche diejenigen zu entrichten haben, welchen in einem Wald das Holz- Laub- und Eichellesen u. d. g. vergönnet ist.

**Wallnußbaum, welscher Nußbaum**, lat. Juglans, ist ein hochstämmiger Baum, der am besten auf etwas grand- und steinichtem, nicht gar zu nassen Boden wächset. Er leidet in grosser Kälte gern Schaden, stirbt auch wohl bis auf die Wurzel ab, und kann deswegen in hohen Gebürgen und sehr rauhen Gegenden nicht dauren. Ein nicht gar harter Winter verursachet, daß viele Aeste an ihm trocken werden, welche man in Zeiten abnehmen muß, da denn bald andere an deren Stelle hervor kommen. Oft erfrieret der ganze Stamm, und die Wurzel treibt dennoch, wenn er nur in Zeiten abgehauen wird, wieder Loden. So leicht auch dieser Baum, bis auf die Wurzel erfrieret, so bemerket man dennoch, daß die Nüsse in bergichten Gegenden, wo der Baum kaum dauren kann, fast eben so gut, als in fruchtbaren und gemäßigten Landgegenden gerathen, weil Blätter und Blüte so spät, daß kein Nachtfrost mehr zu besorgen, hervor kommen. Man kann ihn demnach in den Thälern zwischen den Vorbergen, woselbst die Kälte nicht so gar hart ist, mit Nutzen anbringen, wie auch in solchen Landforsten und Feldgebüschen, wo an dem Unterholze nicht gar viel gelegen ist; denn dieses leidet er durchaus nicht.

Er wird ein grosser Baum, setzet jährlich viel Holz an, hat ein

ein hartes, angenehm dunkelbraunes, oft schön maserigtes Holz, welches sehr gesucht, und theuer bezahlet wird. Es ist theuer, obgleich die Wallnußbäume häufig gezogen werden; zumalen da die starken Wallnußbäume meistens innwendig schadhaft sind, welches fürnemlich kalten Wintern zuzuschreiben ist. Im Vorsommer träget er zugleich nebst der Blüte grüne Kätzgens, worauf die Nüsse mit einer grünen Schaale umzogen folgen, welche bekannt genug sind. Die Schaale gibt eine gute braune Beitze und aus den Nußkernen kann ein Oel gepresset werden, das dem besten Baumöle, so lange es frisch ist, gleich kommt, auch denen Kunstmalern zum Abreiben des Schieferweisses vor andern dienlich ist. Der Baum wird sowohl aus Nüssen, als Stammloden fortgebracht, welche letzten aber von schlechter Dauer sind, es wäre denn, daß sie von einem jungen Stamme herrühren. Es schläget auch dieser Baum wieder von der Wurzel aus, ob er gleich alt, und stark geworden.

Unter allen Bäumen, die bekannt sind, ist keiner von so räuberischer Art, als dieser. Er leidet kein ander Gewächse unter sich, ohne ihm den Wachsthum zu entziehen. Man hat sich aus diesem Grunde zu hüten, daß man keine Wallnußbäume so nahe bey rare Obst- oder andere junge Bäume, an deren Erhaltung und guten Wachsthum viel gelegen ist, pflanze, daß er sie mit seinen sich weit ausbreitenden Aesten überziehen kann. Jedoch treibet man auch die Furcht vor der verdämpfenden Art dieses Baumes zu weit, wenn man glaubet, daß in einer ansehnlichen Entfernung davon nichts wachsen wolle, welches der Erfahrung zuwider ist. Was der Nußbaum mit seinen Wurzeln nicht erreichen, noch mit seinen Zweigen beschatten kann, leidet von ihm keine Noth. Das Holz wird besonders von den Tischlern sehr gesuchet, und zu **Tischen, Stühlen, Schränken** und anderm Geräthe gebrauchet; es dienet wegen seiner schönen Farbe, und weil es sich glatt bearbeiten lässet, zu **eingelegter Arbeit** vor andern; eben deswegen, und weil es leicht und dabey hart ist, werden daraus die besten **Flinten- Büchsen- und Pistolenschäfte** gemacht. Zum Brennen und Verkohlen ist es nicht viel nütze.

**Walpurgismey**, s. Wolbermey.

**Wamme**, nennet man an denen wilden Schweinen das Dünne am Bauch, nebst dem Bauchfette.

**Wand, Schlagwand**, ist ein Vogelnetz oder Garn, nach Proportion dieses Geflügels, so man fangen will, hoch, lang und stark, oder kleiner und schwächer; dahero zu grossen Vögeln Wände von 80 bis 100 und mehr Schuhen Länge gebrauchet wird. Sie haben weite Maschen, sind mithin nicht schwer, sondern leichtlich überzuziehen. Die zum Finken- Goldammer- und dergleichen Vogelfang von Mittelzwirn enger gestrickten Schlagwände hingegen bestehen ohngefehr in einer Breite von 4 Ellen. Solche schläget man zur Herbstzeit in de-

nen Feldern auf, wo Sommergetreide, insonderheit Flachs und Hanf gestanden. Sie müssen etwas tiefer in Rinnen liegen, mit Spreu und Heckerling bedecket, und also zugerichtet seyn, daß sie vermittelst ein paar Schnellfedern im Rücken bald zusammenschlagen. Im Winter können die Goldammer und Sperlinge mit solchen Schlagwänden gut berücket werden, da sie die Höfe und Ställe fleissig besuchen. Hier nun geschiehet ihr Aufschlagen, sodenn das Bestreuen mit Schnee, Hafer, Weitzen, Gersten und dergleichen, darauf sie haufenweise, zumal wenn es schneyet, fallen, und aus denen Stuben, Ställen, rc. berücket werden können; jedoch müssen in der Mitten ein paar Lockvögel angepflöcket, auch will vor dem Rücken der Schlagwände Achtung gegeben seyn, daß die Entfernten, oder dabey sitzenden Vögel unverschüchtert bleiben.

Die Garne oder Netze sind an Stangen bevestiget, und werden mit der einen Seite auf dem Boden also angehangen, daß sie sich durch die in denen daran befindlichen Ringen gezogenen Leinen in die Höhe, und geschwinde über den Vogel zusammen schlagen. Die wilden Enten sind solchergestalt euch auf denen Wasserinsuln zu fangen, oder man machet in Wassern, wo dergleichen Vögel ihren Aufenthalt haben, Hügel von Sand, Erdreich, und dergleichen, und stellet hier auf, wie sichs am besten thun lassen will.

**Wanst**, heißt bey dem Hirsch der grosse Theil von dem Gescheide, oder Gedärme, worum das Netze schließt.

**Wasen**, s. **Waasen**.

**Wasseramsel**, s. **Amsel**.

**Wasserbeerenbaum**, s. **Kirschbaum**.

**Wasserhuhn**, s. **Taucher**.

**Wasserhund**, franz. *Barbet*, heißt bey der Jägerey ein Hund, den man abgerichtet, in das Wasser zu gehen, und allerley auf demselben geschossenes Geflügel heraus zu holen; daher man sie auch Schießhunde zu nennen pfleget. Obwohl allerley Hunde abgerichtet werden können, in das Wasser zu gehen, und die Dienste zu thun, die von einem eigentlich sogenannten Wasserhunde erfordert werden; so hat man doch insonderheit zweyerley Arten, die von Natur ins Wasser gehen, nemlich die rauhen, zottelichten Pudelhunde, und die glatten Dänischen, so mehrentheils braun oder Otterfarbig sind. Weil die erstern, wenn sie stark mit wolle bewachsen, gar zeitlich müde werden; so pflegt man sie zu scheeren, und das grosse dicke Haar abzunehmen, dabey aber einen rechten Bart und die Augbraunen stehen zu lassen, und den Schwanz zu stutzen, damit sie desto besser schwimmen können.

Einen solchen Hund abzurichten, lehret man ihn erstlich auf dem Lande, hernach aus dem Wasser, und zwar anfänglich lieber aus einem stehenden, als aus fliessenden, ein Stück Holz (nicht einen Stein, weil sie daran ihre Zähne stumpf machen und verderben)

ben), wieder holen. Wenn er dieses thut, nimmt man einen alten abgerichteten Hund darzu, läßt eine zahme Ente schwimmen, und wenn sie geschossen, zum erstenmale den alten und jungen zugleich, zum zweytenmale aber den jungen allein darnach gehen; wenn er sie gebracht, thut man mit ihm schön, giebt ihm etwas zu fressen, wirft die Ente wieder hinein, und wiederholet es zum andern und drittenmale. Ein solcher Hund muß gehorsam seyn, seines Herrn Stimme gehorchen, und hinter demselben bleiben, auch nicht eher hervor brechen, als bis der Schuß geschehen. Anfänglich werden die Hunde von etlichen angehänget, damit, wenn ein Fehlschuß vorgienge, sie nicht umsonst, sonderlich die jungen erst in der Lehre befindlichen Hunde, sich bemühen müssen; besser aber ist es, wenn sie der Stimme lernen gehorchen, und sich wieder abruffen lassen. Diese Hunde thun gute Stöberdienste im Geröhricht, Morast und Wasser, alles Wassergeflügel, so es angeschossen, heraus zu holen, welches man sonst ohne Kahn schwerlich kriegen, sondern wohl liegen bleiben und verderben würde; zumal da mancher Vogel nur lahm geschossen ist, und flatternd fortzuschwimmen, sich unterzutauchen und im Schilf zu verstecken pfleget, welchen der Hund durch den Wind wohl vernehmen, finden und heraus bringen kann.

**Wasserjagd**, ist ein Jagen, so in einer solchen Gegend angestellet ist, da das Wild durch ein Wasser getrieben werden muß. Dergleichen Jagd geschiehet im Treiben und Abjagen, wie ein Hauptjagen, nur daß der Lauf hier ein Teich oder mittelmäßiger Strohm sey, wodurch das Wildpret gejaget werden muß. Auf der Mitte, wo es seyn soll, wird auf Schiffen ein Schirm vor die Herrschaft mit Sträuchern gesetzet, und ins Wasser geankert, die Tücher aber durch Kähne über den Strohm gefahren, und wird auf grossen starken Stangen, worauf oben Hacken gemacht, die Oberleine dergestalt aufgehoben, daß das Tuch knapp über dem Wasser mit der Unterleine liegt. Die Windleinen werden auch an grosse Pfähle, so ins Wasser geschlagen, über dem Wasser innwendig oder auswendig, wie gebräuchlich, angebunden.

Wenn nun im Jagen die Hunde das Wild herausbringen, zwingen sie solches durchs Wasser zu schwimmen, welches gepürschet, und von der Herrschaft geschossen, darnach, so es todt, in Kähnen geholet, und ans Land gestrecket wird. Damit nun die Tücher über dem Wasser nicht naß werden, müssen hierzu gewiesse Holzflösse von Zimmerbäumen an einander verbunden werden, von 5 bis sechs Bäumen, welche ausserhalb der Tücher kommen müssen, damit die Stelleute den Zeug auswendig stellen, heben und abwerfen können, das Wildpret aber innwendig nichts zum Auffussen finde. Vor allen Dingen müssen diese Flösse veste wider den Strohm verankert und wohl verwahret werden, sonst ist alles vergebens. Wenn eine solche Jagd auf einem grossen Strohm geschee-

Digitized by Google

geschehen soll; so müssen an die Netze grosse Gewichte gemacht werden, die untersinken, und die Netze anhalten, oben aber werden diese an Fähren angemacht, damit also nichts vom Wildpret unten durchkommen kann.

**Wasserloden**, s. **Loden**.

**Wasserochse**, s. **Rohrdommel**.

**Wasserreiser**, s. **Loden**.

**Wasserschnepfen**, s. **Schnepfe**.

**Wasserschwalben**, s. **Schwalbe**.

**Wasservögel**, s. **Geflügel**.

**Wasserwolf**, s. **Hecht**.

**Wathe**, s. **Waade**.

**Wattfische**, s. **Gangfische**.

**Wayde**, s. **Weidgang**.

**Waydegeschrey**, s. **Gehörne vortragen**.

**Waydgang**, s. **Weidgang**.

**Wechsel**, was es in der Kohlenbrennerey bedeute, s. **Meuler**, lit. B) α).

**Wechseln**, sagen die Jäger von allen Thieren, wenn sie von einem Ort oder Holz zum andern gehen.

**Wechselklötze**, s. **Meuler**, lit. B) α).

**Wechselklüfte**, s. **Meuler**.

**Wecker**, s. **Aufwecker**.

**Wede**, s. **Meuler**.

**Wegedorn**, s. **Creuzdorn**.

**Wehrzähne**, s. **Gewehr**.

**Weichbild**, s. **Marksteine**.

**Weichmilane**, s. **Geyer**.

**Weichselharz**, s. **Kirschharz**.

**Weide**, s. **Weidgang**.

**Weide**, **Weidenbaum**, **Felbe**, lat. Salix, franz. *Saule*, *Saux*, *Osier*, *Ozier*, ist ein wildes, bey der Landwirthschaft sehr nutzbares, ja fast unentbehrliches Holz, welches theils zu einem Baum erwächset, theils aber nur wie ein Strauch bleibet. Es giebt deren sehr vielerley Gattungen, also daß einige derselben über zwanzig zehlen. Andere theilen sie überhaupt in Perticales, die zu einem vollkommenen Stamm gedeyen, und Stangen und Pfähle geben, und in Viminales, die nur Gerten und Ruthen geben, und zum Theil an der Erde kriechen. Ihr Unterscheid ist mehrentheils an dem Laub zu erkennen, denn etliches gekerbt, anderes gleich, etliches lang, anderes breitlich, etliches weißlich, anderes grün ist. Daher sie auch unterschiedliche Nahmen bekommen, und **Band**- oder **Bindweiden**, **Busch**- oder **Saalweiden**, **Glasweiden**, **Rosenweiden**, deren Blätter in Büschelein wie Rosen stehen, **Bruchweiden**, **Pappel**- **Rhein**- **Krebs**- **Bach**- **Sand**- **Gold**- und **Zachweiden** heissen.

Die **Band**- oder **Bind**-**weide** dienet zum Einbinden der Zäune, Gehäge, Geländere und Spaliere; hat eine braunrothe Rinde. Sie kommen nicht so gut von abgeschnittenen und eingesteckten Zeigen fort, als wenn junger Anflug mit sammt der Wurzel ausgehoben, und an bequeme Oerter versetzt wird.

Man

Man soll sie im Frühling allemal ein paar Schritte von einander pflanzen, damit sie desto bessern Plaz, sich auszubreiten, finden mögen. Wenn sie in den ersten zwey Jahren, beede Frühlinge nach einander, im zunehmenden Mond glatt bey der Erden abgeschnitten werden; so treiben sie hernach desto heftiger. Man läßt sie nachgehends, sowohl als die Goldweiden, nicht stärker werden, als man sie brauchet, sondern schneidet sie alsdenn zur Frühlingszeit im abnehmenden Monden ab; sie sollen hierauf, wie man insgemein davor hält, zärter wachsen, als wenn das Abschneiden im zunehmenden Lichte geschehen.

Die **Busch- oder Saalweide**, welche auch an einigen Orten **Werft** genennet wird, hat eine grauliche Rinde, und rauhe, breite Blätter, treibet nicht sehr hoch, und wächset meist zu Busch, ist am besten zu nutzen, wenn man, nachdem sie 5 oder 6 Jahr gestanden, das Holz den Siebmachern, Böttigern und Korbmachern verkaufet, massen es, wenn man es länger stehen läßt, bald wiederum ausdorret, und sodenn durch die Spähne- oder Holzleser weggetragen wird.

Die **Bruchweide** treibt ihr Laub am ersten, mit einem solchen Ueberfluß von Saft, daß er häufig aus dem Holze fliesset, und dasselbe davon ganz brüchig wird. Sie ist, wegen ihrer Sprödigkeit anderst nicht, als zur Feuerung, oder höchstens zu Pfählen und Zaunstecken an Ufern zu gebrauchen, weil sie in denen Zäunen gerne wieder aussprossen.

Die **Bach- und Sandweide**, welche an den Wassern, Bächen und Flüssen, wegen ihrer starken Bewurzelung gerne geheget wird, hat ein grünes, glattes und etwas grösseres Blatt, als die andern Weiden, und eine innwendig etwas gelbliche Schale. Sie ist wohl zu Reifstäben zu nutzen, massen an denen Flüssen, auf denen Griesen, Horsten, oder Inseln dieses Holz so geschwinde in Stock sömmert, daß in drey Jahren Reife zu Gelten und Wasserkannen davon gebraucht werden können. Nächst den Böttigern dienet sie auch den Korbmachern.

Die **Krebsweide** braucht man, reissende Wasser damit zu verbauen, und dem Einbruch zu wehren.

Die **Gelbe- oder Goldweide** hat eine Pomeranzenschale, und wächset gerne an Wassern und Sümpfen, wie die Sandweide. Sie wird, wegen ihrer ungemeinen Zähigkeit, von den Gärtnern sonderlich geachtet, indem sie sich gleich einem Stricke winden und binden lässet.

Die **Zäheweide** ist von gleicher Eigenschaft, ausser daß sie eine röthliche Schale hat, und das Laub viel später, als die andern treibet.

Die **Weiden** von der grössern Art, welche man **Kolb- oder Koppweiden** nennet, pflegen geköpft und behauen zu werden. Das **Köppen** soll alle drey Jahre geschehen, damit die Aeste nicht zu stark werden, weil sie sonsten der Wind gar zu leichte abreisset, und den Stamm da-

dadurch splittert, oder gar umwirft. Die Aeste sollen nicht glatt an dem Stamm abgesetzet, sondern ein Stümmel, etwan einer Hand hoch, gelassen werden, damit der Stamm durch Kälte, Nässe, und Hitze nicht so leichte Schaden nehme. Das Köppen geschiehet im Frühling und neuen Monden; so schläget der Stamm desto zeitlicher und besser wieder aus. Wenn man aber das Holz zu Zäunen brauchen will, ist es besser, daß es im Herbst, wenn das Laub abfallen will, geschehe. Die abgehauene Aeste der Weiden lieset man aus, und leget das, was zu Zaungerten tauget, und denn auch das Brennholz, jedes in Bündel gebunden, besonders, die hernach selbsten in der Haushaltung verbrauchet, oder Schockweise verkaufet werden.

Der **Nutzen** des Weidenholzes ist vielfältig, indem es nicht nur zur Feuerung, sondern auch zu allerley Stielen und Pfählen, zu Gerten in die Zäune, und in die Wassergebäude, wozu es nebst der Erle das dienlichste Holz ist, den Böttigern zu mancherley Reifen und Bändern, den Korbmachern, zu Wagen- Spreu- und andern Körben, denen Fischern zu ihren Reussen, und den Gärtnern und Winzern zum Anbinden dienet. Das im Herbst gesammelte Laub ist den Ziegen und Schafen im Winter ein dienliches Futter. Die Blätter werden auch zuweilen anstatt des Hopfens zum Biere genommen, taugen aber nicht, weil es davon ungesund wird. Die **Kohlen** von Weidenholz werden zum Schießpulver von denen Pulvermachern, ingleichem auch zum Zeichnen von denen Mahlern gebrauchet. Um solcher Nutzbarkeit willen soll ein fleißiger Hauswirth darauf bedacht seyn, wie er das Weidenholz allenthalben, wo es angebracht werden kann, fortpflanze, weil es aller Orten auf niedrigen, feuchten und wässerigen Plätzen, in Wiesen, um die Bäche, Seen und Gräben gerne wächset, und gut fortkömmt. Nach Inhalt verschiedener Landes- und Teichordnungen, sollen um die gemeine Wiesen, Aenger, Aecker und Gärten Weiden gezogen, sonderlich um die Teiche Satzweiden, und unten vor dem Damm Saalweiden gesteckt werden. Die dergleichen Weiden muthwillig beschädigen oder ausreissen, werden nach Befinden mit Gefängniß, Landesverweisung, Abhauen der Hand, oder sonst ernstlich bestrafet.

Die **Vermehrung** der Weiden, und zwar erstlich der grossen Kolb- oder Koppweiden geschiehet folgender Gestalt: Man hauet frische Aeste einer Hopfenstangen dick, und fünf bis sechs Ellen lang, im Frühjahr bey wachsendem Mond, legt sie mit dem untern Ende in einen Teich oder Schlamm, bis derselbe Mondschein wieder Antritt, alsdenn werden sie in darzu gegrabene Gruben, oder mit einem Stickel oder Pfahleisen gestossene Löcher, einer Ellen tief, oder mehr, wenn der Boden trocken ist, versetzt, mit guter Erde verschüttet, und dicht vertreten, wobey sonderlich zu beobachten, daß die Rinde, wo der Stock in die Erde kömmt, nicht verletzet werde. Diese nennet man Satzweiden. Wenn man sie an trockene

ckene Orte setzen will, soll man ihnen einen breiten Feldstein unterlegen, und darnach die Weiden auf die darüber gestreuete Erde setzen; denn weil dergleichen Steine in der Erden schwitzen, und sein kühle sind; so bekommen auch die Weiden davon Saft und Kraft. Weil aber diese Satzweiden gerne auf allen Seiten auszuschlagen pflegen; so soll man jemanden dazu bestellen, welcher die übrigen Sprossen, so am Stamm hinunter auswachsen, und oben das Gewächse verhindern, fleißig abschneidet, und die obersten drey, vier oder fünf Reiser stehen lässet. Die **kleinen Weiden** werden besser durch Senken und und Einlegen vermehret.

Der **grosse Weidenbaum** träget gemeiniglich zweyerley Zäpflein oder Mainzlein, davon eines nur blühet, das andere aber Saamen träget. Die blüttragende Zäpflein sind unfruchtbar, und wenn sie verblühet, werden sie wollig, fallen ab, und verdorren; die andere haben allein Saamen ohne Blüte, welcher in seinen Hülsen mit zarter Wolle umwickelt lieget. Diese werden Weiblein, und die ersten, so die Zäpflein ohne Saamen tragen, Männlein genennet. Solche Blützäpflein sind entweder grünlich oder gelb, und geben denen Bienen eine angenehme und fast die erste Nahrung. Der Saame an theils der kleinen Weiden ist schwärzlich, und gleichfalls mit einer weissen Wolle umgeben.

Die **Weidenblätter** sind bitter, zusammen ziehend, kühlend und trocknend. Mit Wasser gesotten und getrunken, stillen sie das Erbrechen, Blutspeyen und Blutgang. Die frische Zweige in das Bier gehangen, sollen der Säure wehren. In Fußbädern gebraucht, benehmen sie die Hitze in Fiebern, und befördern den Schlaf, dienen auch zu Bädern für Kinder, so die Mitesser haben. Frische Blätter in ein Gemach gestreuet, machen es kühl; im Bett lindern sie dem Kranken die Hitze. Die **Zäpflein** und die **Rinde** stillen durch Auflegen das Nasenbluten. Die **innere Rinde** von Bachweiden über Nacht in rothen Wein gelegt, und davon getrunken, heilet die Wassersucht. Die **Asche von Weidenrinden** mit Schaafkoth und Essig zu einer Salbe gemacht, ziehet die Hüneraugen und Warzen aus. Der **Mistel** befördert die Geburt, er wird aber selten gefunden. Von der **Pappelweide**, und **Rheinweide**, s. **Pappel**, **Rheinweide**.

**Weidenblätter**, s. **Bley**, ein Fisch.

**Weidendorn**, s. **Sanddorn**.

**Weidenzeisig**, s. **Zeisig**.

**Weidewerk**, s. **Weydwerk**.

**Weidewund**, nennen die Jäger, wenn ein Stück Wild angeschossen, oder verwundet ist.

**Weidgang**, **Weide**, **Walde**, **Waidgang**, **Weyde**, **Weydgang**, **Viehweide**, **Hut**, **Huth**, lat. Pascuum, französ. *Pascage*, heißt eine bequeme Gegend, allerhand Vieh dahin zu treiben, daß es seine Nahrung daselbst finde. Es dienen dazu unter andern auch die Wälder, und in Ansehung dieser ist nun zu bestimmen, wie es damit, ohne Nachtheil der Wälder und Holzungen zu halten seye. Wir wollen

wollen erst einige allgemeine Anmerkungen machen, und sodann zeigen, was bey der Hut und Weide selbst zu beobachten, und was vor Vieh dahin zu treiben seye.

A) Durch Hut und Weide kann der Anwachs des jungen Holzes in vielen Fällen sehr befördert, aber auch selbiger gänzlich zu Grunde gerichtet werden, nachdem solche ein Aufseher über die Forsten bey rechter Zeit und Gelegenheit auszudehnen, oder einzuschränken weiß. Es ist also diese Materie nicht allein wichtig, weil die meisten Einwohner waldigter Gegenden ihren Unterhalt von der Viehzucht haben, ohne welche grosse Bezirke, wilde unbewohnte Wüsteneyen seyn würden; sondern sie verdienet auch in Ansehung des Forstwesens selbsten eine grosse Achtung. Laubtragende Oerter, die zur gewöhnlichen Weide können eingegeben werden, müssen dem Hornvieh, worunter man allezeit das Rind oder Kuhvieh verstehet, schon so weit entwachsen seyn, daß es mit dem Maule die Spitzen der Loden nicht mehr erreichen, noch sie mit der Zunge abschlagen kann. Birken und Haseln machen eine Ausnahme; diese, absonderlich die ersten, werden wegen ihres bittern herben Geschmackes und Sprödigkeit gar selten vom Hornviehe verbissen, und können demnach Oerter, die damit bestanden, dem Viehe weit eher, als andere Laubtragende, eingegeben werden. Das Nadelholz wird nicht so leicht vom Hornviehe angefallen, als das Laubtragende, am wenigsten die Fichten. Wenn dieses einer queren Hand hoch ist, kann man das Vieh schon in die Oerter lassen, und ist nur im Vorsommer die Vorsicht zu gebrauchen, daß grosse, dabey hungerige Heerden, nicht enge bey einander gehalten, gar nicht aber in solche junge Oerter getrieben werden, wo Mangel an Grase, und Ueberfluß an Mooße ist; welcher Fall in Nadelörtern, die auf gar hohen Gebürgen wachsen, nicht selten vorkommt.

Wenn ein Ort sogleich nach der Hauung in frischen Anwachs kommt, wird er gewöhnlichermassen in vier, acht, höchstens zehen Jahren huthbar. Frischwachsende Stammloden entwachsen dem Vieh binnen 4,5, bis 6 Jahren. Laubtragende Saamenloden erfordern acht bis zehen Jahre Zeit. Der Augenschein muß es zeigen. Wächßt in dieser Zeit das junge Holz nicht so weit in die Höhe; so ist schlechte Hofnung, daß ein solcher Ort, ohne viele Jahre Verlust nur in mäßigen Bestand mit guten Holzgattungen kommen werde. Man muß aber nicht auf die Gedanken verfallen, als ob ein Ort dem Viehe so lange gänzlich müsse verschlossen werden, bis das junge Holz demselben völlig entwachsen, und gar kein Schaden mehr darinnen zu besorgen, so daß man ohne alle Vorsicht, ohne Einschränkung, die Heerden nach Gutdünken der Hirten hinein lassen könne. Keinesweges; dieses ist nicht allein für die Viehzucht, sondern auch in vielen Fällen für die Forsten selbst ein gar verderblicher Grundsatz. Wenn nemlich das Holz, sonderlich das Laubtragende, schon so hoch ist, daß das Vieh nichts mehr davon erreichen kann; so fängt das Gras und Kraut an,

in

in solchen Oertern abzunehmen, daß das Vieh endlich wenig mehr findet, folglich wird die Nutzung von der Viehzucht weit geringer, als bey voller Weide. So bald dem Viehe seine gehörige Weide entgehet, so bald nimmt auch die Milch an Güte ab, wird wässerig, und erfolget bey weitem so viel nicht an Butter und Käse daraus, als bey voller Weide. Was dieses in einem Lande für Schaden bringet, wo die Viehzucht ein Hauptartikel ist, stehet leicht zu berechnen. Man lasse sich dabey das äusserliche gute Ansehen des Viehes nicht betrügen; denn dieses wird nicht eher mager, bis der Mangel der Weide gar groß ist.

Die Forsten selbst leiden sehr oft, wenn die jungen Oerter gar zu lange und so scharf geheget werden, daß gar kein Vieh hinein gelassen wird. Die Wichtigkeit der Materie erfordert, daß wir uns etwas dabey aufhalten. Der klare Augenschein zeiget, daß alsdenn die Weyde sehr abzunehmen beginne, wenn das junge Holz in einem Orte zu solcher Höhe und Stärke gelanget; das die Viehheerden zu keiner Zeit einigen Schaden mehr darinnen thun können. Findet nun das Vieh seine nöthige Weide nicht; so treibet es der Hunger, das junge Holz anzufallen, wornach es sich sonsten nicht umsiehet. Im Laubholze bieget es sogar die schwachen Stangen mit den Hörnern nieder, und frißt die Gipfel ab; da leiden denn die Forsten denjenigen Schaden, durch das gar zu strenge Hegen in weit grösserer Maaß, den man dadurch zu vermeiden suchet. Vornemlich geschiehet dieses im Vorsommer. Bemerket ein Aufseher über die Forsten den Zusammenhang der Ursachen nicht, woraus dieses Uebel entstehet; so verfällt er auf die verderbliche Meynung: Er habe die jungen Oerter noch nicht lange genug geschonet, heget die in folgender Zeit vorfallenden Oerter desto länger und schärfer, oder treibet wohl gar die Heerden aus denen bereits eingegebenen und größtentheils verbissenen Oertern, dadurch wird die Weide noch mehr beenget, die Einwohner werden genöthiget, einen grossen Theil ihres Viehes abzuschaffen, und das übrige heimlicher Weise, meistens ganz zur Unzeit, in die jungen Gehäue zu treiben; es wird, um nicht entdecket zu werden, gar enge bey einander gehalten, und frißt sodann von Hunger getrieben, mit grosser Begierde Gras und Loden weg. Ueberhaupt ist hier, wie in vielen andern Fällen, nöthig, daß man die Beschaffenheit eines Ortes nicht von einzelnen kleinen Plätzen, sondern von dem grössesten Theile beurtheilen müsse, wenn man nicht, in Hofnung einen kleinen Vortheil zu erhalten, sich einen weit grössern Schaden zuziehen will. So kann ein Aufseher über die Forsten aus Mangel einer vernünftigen Aufmerksamkeit und Erfahrung mit gutem Gewissen, und aus der besten Absicht ein Verderber der Forsten, der Einwohner und Einkünfte des Landes werden!

Ausser diesem entstehet aus übertriebener Hegung der jungen Oerter ein nicht geringer anderer Schaden. Nachdem nemlich ein Ort abgetrieben; so fängt das Gras und Kraut, auch allerhand

halde

halbe Staudengewächse an, darinnen überhand zu nehmen; am allerschädlichsten ist dem Holzanwachse, das Gras, Fahrenkraut und Gelster. Das Gras ist das gewöhnlichste, und wenn es zu hoch und dicke wird, das allerschlimmste. Bewuchert es sich zu sehr, so legt es sich jährlich gegen den Herbst dick übereinander; geschiehet dieses mehrere Jahre; so ersticken die darunter befindlichen Loden, und zwar diejenigen am meisten, welche aus dem Saamen erwachsen, welche die nützlichsten sind, und daraus das künftige Baumholz gezogen werden muß. Vor andern betrift dieses Uebel die jungen Eichen. Der neufallende Saamen kann den Boden nicht mehr berühren, seine Wurzeln nicht in die Erde bringen, und folglich verdirbet er. Eine ungeheure Menge Ungezieser, absonderlich Mäuse, vermehren sich in dergleichen mit dickem Gras überzogenen Oertern; es findet darunter gegen die Witterung, die solche zu vertilgen pfleget, Schutz; ihre Nahrung ist der abgefallene oder hineingeworfene Saamen, und die daraus entstehenden Käumen und zarten Loden; ja selbst die frischwachsenden und das Gras bald übersteigenden Stammloden werden von diesem Ungezieser unten am Stamme abgeschälet und verdorben. Solche Oerter mögen gehäget werden, wie sie wollen, so ist auf wenig oder gar keinen Anwachs Hofnung zu machen. Hier ist kein besser Mittel, und die Erfahrung bestätiget es, als daß man das Gras heraus schneiden, oder welches besser ist, durch das Vieh abhüten läßt. Das Schneiden ist nicht so gut, als das Abhüten, wenn dieses nur zu rechter Zeit geschiehet. Durch das Schneiden gehen fast alle zarte Loden verlohren, welche noch unter dem Grase stecken.

Wir sagen aber ausdrücklich: **Wenn das Abhüten zur rechten Zeit geschiehet**; und ist dabey folgendes zu merken: a) Im May und Junius ist der junge Trieb noch weich; starret vom eingetrettenen Safte, ist sehr zerbrechlich, dem Viehe angenehm, und wird leicht von selbigem verbissen. b) Bey einfallendem Re-Regen, sonderlich zu der Zeit, wenn unmittelbar vorher eine grosse Hitze und Trocknis gewesen, schlägt das durstige Vieh gern die Regentropfen mit der Zunge von den Loden, und zugleich die Spitzen von selbigen ab; auch muß man aus eben der Ursache das Vieh nicht in den ersten Frühstunden, da der Thau noch an den Blättern hänget, in ganz junge Oerter bringen. In obbenannten Monaten ist dieser Schade weit mehr, als die übrige Jahrszeit, zu befürchten. c) Je jünger die Oerter, und je mehr solche mit Holzgattungen bestanden sind, die das Vieh gern angreifet, als Eichen, Roth- und Heynbüchen, Eschen, Ehren, Lehnen, u. s. w. je behutsamer muß man verfahren, daß das Vieh gedachte Zeit, und unter vorerwehnten Umständen nicht hinein gelassen werde.

B) **Bey der Huth und Weide** selbst muß mehr Fleiß und Sorgfalt angewendet werden, als insgemein geschiehet.

α) Aus dem, was jetzo gesagt worden, ist leicht abzuneh-

men, wie junge Oerter mit den Heerden zu betreiben sind, die zur gewöhnlichen Huth und Weide nicht können eingegeben werden, und wie selbst der Anwachs des jungen Holzes dadurch zu befördern stehet. Halte das Vieh bis zu Ende des Junius aus solchen Oertern sorgfältig ab, nach diesem kannst du sie eingeben. Der Trieb des jungen Holzes von selbigem Jahre ist alsdenn nicht mehr so voller Saft, nicht mehr so krautartig, sondern schon holzigt, ohne Schaden biegsam, das Laub spröder, und das Vieh nach frischen Gewächsen nicht mehr so begierig, als im Frühjahre. Beobachte bey Behütung junger Oerter und Häue.

a) Welche schon ziemlich erwachsen, oder aus Holzarten bestehen, die entweder zeitig genug verhärten, oder sehr bitter werden, und die das Vieh nicht leicht angreifet, als Fichten, Birken, Haseln, solche kann man gegen das Mittel oder Ende des Monats Junius anfangen, zu betreiben. Oerter aber, worinnen die Loden schwächer, oder solche Holzgattungen sind, deren neuer Trieb sich später verhärtet, und vom Viehe gern angefallen wird, müssen erst im August oder September zum Durchhüten eingegeben werden. Es ist dabey nicht auf das Alter, sondern auf die Stärke der Lode zu sehen. Man findet Oerter in laubtragendem Holze, die in 4 oder 5 Jahren schon mit so starken Loden bestanden, daß man im Monat Julius kein Bedenken mehr haben darf, das Vieh hinein zu lassen, wenn nicht etwan darzwischen stehende Saamenloden von schätzbaren Holzgattungen mehrere Behutsamkeit erfordern. Bey andern hergegen ist oft im achten, und im zehenden Jahre noch viele Vorsicht nöthig.

b) Das Vieh muß niemals enge bey einander, sondern weit ausgedehnet, ohne Aufenthalt in beständigem doch langsamen Durchzuge getrieben werden; dringet es sich in dicke Haufen zusammen; so zertritt es viele Loden, wird es zugleich aufgehalten; so greift es, nach weggehütetem Grase, auch oft aus Muthwillen die Spitzen der Loden an.

c) Sind die Oerter gar klein, die Heerden sehr groß; so geschiehet allezeit Schaden. Da nun bey grossen Heerden besondere Kälberheerden zu seyn pflegen; so thut man sicherer, daß kleine oder gar junge Oerter nicht den Kuh- sondern den Kälberheerden eingegeben werden. Ja es ist rathsam, daß man dieses bey ganz jungen mit Gras stark überzogenen Oertern allezeit beobachte, sie mögen so groß seyn, als sie wollen.

d) Wenn es zu vermeiden stehet, soll kein junger Ort etliche Tage hintereinander betrieben werden, er sey denn so groß, daß man täglich einen ganz neuen Zug nehmen könne. Denn obgleich überflüssige und gute Weide darinnen vorhanden; so bemerket man doch, daß das Vieh, wenn es einige Tage eben denselbigen Zug behält, solcher einigermassen überdrüssig, und nach anderer lüstern werde. Es frißt nur aus Hunger, und benaschet, wenn es ihn etwas gestillet, sodann

die

die Loden. Am besten ist es, wenn es seyn kann, man lasse die Heerden alle Tage durch einen neuen jungen Ort gehen, betreibe sodann einige Zeit, die zur gewöhnlichen Hut eingegebenen, nach Ablauf einiger Wochen aber wiederum, nach Beschaffenheit der Umstände, die jungen Oerter, so lange noch vieles Gras darinnen befindlich.

e) Niemals soll ein junger Ort rein ausgehütet werden, sonst fällt das Vieh zuletzt die Loden an.

f) Bey trockenem Wetter fähret man sicherer mit dem Durchtreiben, als bey nassem, ingleichem von den Mittagsstunden bis zu den Abendstunden mit weniger Gefahr, als in den Frühstunden. Süsse Thaue, die das Vieh gerne ablecket, veranlassen oft Verbeissungen, und diesen ist es fast allezeit zuzuschreiben, wenn junge Tannen, darnach sich sonst das Vieh nicht umsiehet, verbissen werden, und ist demnach gut, daß ein Forstknecht, oder ein anderer Unterbedienter etwan eine halbe Stunde gegenwärtig sey, wenn das Hornvieh in einen Ort gelassen wird. Ganz junge Häue von drey, vier Jahren, die viele aus den Saamen erwachsene Eschen, Ehren und Lenen haben, sind dennoch im Herbste etwas mißlich zu betreiben, fürnemlich wenn die Oerter klein und die Heerden ziemlich groß sind. Aus diesen hütet man das Gras am besten Weg, so bald der Schnee und die Witterung im ersten Anfange des Frühlings solches leidet, ehe noch die Knospen aufbrechen. Man bemerket auch, daß das Gras zu Ende des Herbstes, und im Winter unter dem Schnee wachse, und kann man die jungen Oerter, ob man schon die Heerden zu Ende des Herbstes und im Sommer durchgetrieben, im Anfange des Frühlings noch einmal betreiben lassen; denn obgleich der Saft in das Holz getretten, oder darinnen verdünnert und flüchtig geworden; so bleibt doch der Aussatz vom vorigen Jahre hart und zähe, und thut das Vieh nicht eher Schaden, bis die Blätter sich aus den Knospen entwickeln, und das neue Holz aufzusetzen beginnen. Es hat dieses den Nutzen, daß man das Vieh einige Wochen lang in solchen jungen Oertern weiden kann, damit in denen zur Weide eingegebenen, das Gras in bessern Wachsthum komme. Die dagegen gemachte Einwürfe, das Gras seye faul, dem Viehe schädlich, und was dergleichen mehr, fallen durch den blossen Augenschein weg.

β) Man hat, wie schon gedacht, oft wahrgenommen, daß die Heerden, wenn man sie viele Tage hinter einander in einen Ort treibet, wo auch gute Weide im Ueberfluß ist, solcher auf gewisse Maase überdrüssig, auf die schon ziemlich erwachsenen Loden lüstern werden, und solche verbeissen. Es ist also rathsam, daß die Heerden in der Weide Abwechselungen haben, welches zwar nicht nach Wunsch allezeit möglich, doch aber, so viel die Umstände leiden wollen, zu beobachten ist. Man bemerket dieses gar selten in Oertern, wo reines und weiches Gras ist, gar oft hergegen, wo meistens Kraut von starkem Geschmack wächßt; anfänglich

lich fällt das Hornvieh begierig darauf, wird aber desselben nach einiger Zeit überdrüssig, wenn es nicht zwischen unter einige Tage Veränderung hat. So nützlich es demnach für die Forsten befunden wird, daß man gar zu kleine, ohne Ordnung untereinander liegende Hauungen, vermride, dagegen eine der Gelegenheit gemäße Ordnung darinnen halte, und nach einer gewiessen Richtung mehrere Hauungen unmittelbar an einander fortführe; so schädlich ist die Ausschweifung, wenn man durch gar zu grosse und viele Hauungen weite Räume abholzet. Wenn auch ein Ort eine gar zu grosse Ausdehnung hat, z. Ex. von mehr als hundert Waldmorgen; so ist nicht anzurathen, solchen in etlichen wenigen Hauungen unmittelbar hintereinder abzutreiben. Ist in Ansehung des Grund und Bodens, und in Art der Weide keine Abwechselung, ist das Vieh der Veränderung gewohnt, kann man solche nicht schaffen, indem man auf die gegenseitige Ausschweifung verfallen ist, und gar zu grosse Flächen abgekohlet hat, und diese also zur Weide mit einemmale einzugeben gezwungen ist; so muß man solche etwas länger hegen, als nöthig wäre, wenn einige Abwechselung hätte verschaffet werden können.

γ) Von alten Zeiten her ist an vielen Orten die höchst schädliche Einrichtung gemacht, oder als eine üble Gewohnheit eingewurzelt, daß mehr als eine Heerde, oft deren drey, vier und mehrere, einen Ort betreiben. Man nennet solches **Koppelweyde.** In den meisten Fällen ist kaum begreiflich, was dazu Anlaß gegeben, und ist der Ursprung unendlicher Zänkereyen, zwischen denen dazu gehörigen Gemeinen. Wo Oerter in der Forst damit belästiget sind, ziehen die Koppelweiden deren Verderben fast allezeit nach sich. Kaum ist eine Heerde weg, so folget die zweyte, dritte, u. s. w. Hat die erste einen Strich kahl gefressen, so fällt die zweyte auf das junge Holz; die dritte noch mehr. Will man nun, dieses Uebel zu vermeiden, solche Oerter gar zu lange schonen, so vergehet die Weide gar darinnen, und das Klagen der Interessenten hat kein Ende. Erfordert es die Beschaffenheit der Oerter, daß das sehr häufige Gras herauskomme; so ziehet es das Verderben des jungen Anwachses nach sich, wenn man alle Heerden hinein lässet; die nadeltragende Oerter sind dabey einem fast unvermeidlichen Verderben unterworfen; das überhand nehmende Gras muß heraus, sonst ist an kein Aufkommen der zarten Tannen zu gedenken; lässet man so viele Heerden hinein, so fallen die letzten, wenn sie nichts mehr finden, auf die Tannen, und was nicht verbissen wird, das wird vertreten; will man nur eine nach der andern zu verschiedenen Zeiten durchtreiben lassen; so verlanget ein jeder der erste zu seyn, und einer so viel Recht zu haben, als der andere; da wird denn ein Rechtshandel daraus, die vernünftigsten Anstalten werden untersaget, bis zum Austrag der Sache, worauf man oft ein halbes Jahrhundert vergebens gewartet. Solche höchstschädliche Einrichtungen abzustellen, muß die

die höchste Obrigkeit selbst durchgreifen, jedem Interessenten nach Ermessen redlicher, und der Sachen kundiger Leute, eine Abtheilung geben, ohne sich an Beschwerden zu kehren, die nichtswürdige Kleinigkeiten, oder wohl gar blossen Trotz und Eigensinn, und nicht einmal Eigennutz zum Grunde haben.

C) Was das Vieh anbetrift, welches auf Huth und Weide in die Wälder zu treiben; so gehören eigentlich nur **Heerden von Hornvieh** in die Forsten. Diese sind am nutzbarsten, und dem Anwachs des Holzes am wenigsten gefährlich.

a) Mit **Schafheerden** hat man schon weit vorsichtiger zu gehen; es ist ein viel naschhafteres Thier, und, wenn unter einer Heerde nur etliche sind, welche die Rinde von den jungen Stämmen abschälen; so lernen es die übrigen insgesammt, wodurch das Unterholz in ganzen Oertern verdorben und trocken wird. Dabey sind die einständigen und besten jungen Eichen, Eschen, und andere sehr nutzbare Loden der Beschädigung am meisten unterworfen. Ob also gleich die Spitzen des jungen Holzes dem Verbeissen durch Schafe entwachsen; so kann man doch keine Schafheerde eher in solche Oerter lassen, bis die Rinde so verhärtet ist, daß man keine Abschälung mehr zu besorgen hat. Es ist um so viel weniger anzurathen, Forsten durch Schafheerden in Gefahr zu setzen, da die Wolle, welche in Wäldern fällt, von weit geringerer Güte ist, als die Landwolle; die übrige Nutzung der Schaafheerden aber in Wäldern bey weitem, der vom Hornviehe nicht gleich kommt. Jedoch ist das Anlegen der Schäfereyen in Wäldern nicht ganz zu verwerfen. Man hat erwachsene Oerter, wo Schafe keinen Schaden thun können, wo für das Hornvieh wenig oder gar keine Weide vorhanden, wo zugleich die Dickungen nicht gar zu groß; da kann man Schafe mit Nutzen, und ohne alles Bedenken hinein lassen. Wenn auch Tannenkiefern, sonderlich die Fichten, zu einer Höhe von drey bis vier Fuß erwachsen, daß die Schafe den Gipfel oder Quirrel nicht mehr erreichen können, da ist man vor Schaden ganz sicher. Diese Gattungen Nadelholz sind am Stamme umher mit häufigen und starren Aesten so besetzet, daß kein Schaf zum Abschälen kommen kann. So lange aber ein Schaf den Gipfel erreichen kann, ist es dem Nadelholze sehr gefährlich, und muß zu keiner Zeit dahin gelassen werden.

b) Mit **Pferden** ist in Forsten ebenfalls behutsamer als mit dem Hornviehe zu verfahren. Nichts aber ist schädlicher, als beständige und starke Stuttereyen. Die Loden sind dabey dem Zertretten weit mehr unterworfen, als vom Hornviehe. Die müssigen, wilden, täglich in Forsten umher laufenden Pferde zernagen und verderben das junge, allem andern Viehe entwachsene Holz, aus Muthwillen. Wo demnach keine grosse und weitläuftige Waldung vorhanden, aus denen man das Holz nicht mit annehmlichen Vortheilen nutzen kann, wo man zu sorgen hat,

 daß

daß die Oerter nach Ablauf gewiesser Jahre wieder mit haubarem Holze müssen bestanden seyn; da lasse man Stutereyen weg, oder schränke sie dergestalt ein, daß die jungen Oerter in Sicherheit stehen. Mit Hütung einzelner Spannpferde, welche den Einwohnern zur Arbeit dienen, hat es schon eine andere Bewandniß. Diesen kann man ohne Bedenken solche jungen Oerter eingeben, dergleichen dem Hornviehe zur gewöhnlichen Weide angewiesen werden. Dabey ist vornemlich zu beobachten, daß nicht so viele in einen Ort getrieben werden, die das Gras und Kraut rein weg zu fressen, vermögend sind; denn wenn dieses geschehen, so ist ein Pferd dem jungen Holz weit gefährlicher, als das Hornvieh, es beisset fingersdicke Loden ab, da hergegen das Hornvieh nur die äussersten Spitzen, wenn sie noch weich sind, mit der Zunge abschläget. Es sind auch die Pferde nicht mit den Vorderfüßen einzuspannen, wodurch viel junges Holz, wenn sie darzwischen gerathen, beschädiget und zerbrochen wird. Da es ihnen auch schwer wird, fortzukommen, fallen sie gerne auf das junge Holz, nachdem das Gras auf einem Platze weggefressen.

Weil Pferde, die fast täglich in der Arbeit stehen, und nur des Abends auf die Weide kommen, so bald sie gefressen, sich zu legen pflegen, und selten weit umher schweifen; so kann man für diese ohne Bedenken grosse Plätze anweisen, wo kein Anwachs ist, und wo das überflüssige Gras zu dessen Beförderung abgehütet werden muß, welches nicht ohne Schaden ablaufen würde, wenn man Füllen hinein brächte, die noch zu keiner Arbeit gebrauchet werden, die gern weit und breit umher streifen, in das nächststehende junge Holz fallen, und die Loden, wo nicht aus Hunger, doch aus Muthwillen zernagen und zertretten. Es müssen diesemnach Pferde mit weit mehrerer Behutsamkeit gebrauchet werden, das überflüssige Gras aus jungen Oertern zu hüten, die im Anwachse stehen, und zur gewöhnlichen Weide noch nicht eingegeben werden können, als bey dem Hornviehe, weil sie sich mit einem sanften und gleichförmigen Durchzuge, gleich dem Hornviehe nicht regieren lassen, und da die Kälber mit weit mehrerer Sicherheit in junge Oerter gelassen werden können, als die Kuhheerden; so sind im Gegentheil alte Pferde sicherer, als Füllen. Im Jahre 1756. hat man an einem gewiessen Orte nach vorhergegangener genauen Besichtigung, über vierhundert Stück Baurenpferde in junge Oerter gehen lassen, womit den zweyten Julius der Anfang gemacht wurde. Im Herbst desselben Jahres stellete man abermals eine Besichtigung selbiger Oerter durch beeidigte Forstbedienten an, da sich denn nicht der geringste Schaden zeigete, ohnerachtet viele junge Fichten und Birken im Grase stecketen.

c) **Schweine** pflegt man selten in die Forsten zu treiben, wenn keine Eich- und Buchmasten gerathen. Diese Thiere thun durch Verbeissen nicht leicht einem Holze Schaden, desto mehr aber durch Umbrechen des Bodens.

Wo demnach zarte Saamenloden befindlich, soll man sie entweder weglassen, oder mit besonderer Vorsicht durchtreiben, welche hierinn bestehet: Es muß ziemlich häufige Mast vorhanden seyn, und da anderes Vieh dem Holze am gefährlichsten fällt, wenn es hungerig ist; so zeiget sich bey den Schweinen das Gegentheil, je hungeriger diese sind, je weniger Schaden thun sie den Loden, wenn nur Eicheln oder Bucheckern auf dem Boden liegen, sie fallen begierig darauf, und sehen sich nach jenen nicht um. Haben sich aber die Schweine gesättiget; so fangen sie erst aus Muthwillen an, den Boden umzubrechen und zu wühlen, wodurch die Saamenloden an den Wurzeln beschädiget, oder gar aus der Erde gehoben werden. Dieserwegen sollen die Mastschweine in einem langsamen und beständigen Zuge erhalten, und wenn man merket, daß sie satt sind, ohne Anstand aus denenjenigen Oertern getrieben werden, wo sie an Saamenloden Schaden thun können. Lieget keine, oder nur gar wenige Mast auf dem Boden; so wühlen die Schweine aus Hunger nach Wurzeln und Erdmast. Ist der Boden trocken und hart, oder durch einen Frost erstarret; so hat man weniger Gefahr zu besorgen, als bey nassem Wetter, da der Rasen und das Erdreich weich und leicht umzubrechen ist. Man kann sie also des Vormittags nach vorhergegangenem Nachtfroste einige Stunden lang durch junge Oerter ziehen lassen. An Stammloden, die von alten tief gehenden Wurzeln ihre Nahrung haben, thut ein Schwein nicht leicht Schaden. Die gewöhnlichen Oerter, welche für Mastschweine ohne weitere Vorsicht einzugeben, müssen entweder gar kein, oder solches Unterholz haben, dem ein Schwein durch Umbrechen des Bodens nicht mehr Schaden kann.

d) Kein Thier ist schädlicher, und auf das junge Holz lüsterner, als die Ziege. Es mag so viel Weide vorhanden seyn, als da will; so benaschen, schälen und verbeissen sie das junge Holz; keine Art ist davor sicher, es mag Frühjahr oder Herbst, naß oder trocken seyn, keine Dornhecke kann davor aufkommen. Nur allein wo ziemlich grosse mit altem Holze bestandene Oerter sind, dessen Rinde schon verhärtet ist, da kann den Ziegen Weide gegeben werden. Am sichersten ist, man lasse die Ziegen ganz aus den Forsten weg, oder schränke ihre Zahl sehr ein, und gestatte nicht, daß sie ohne Hirten frey herum laufen; denn sie streifen gern weit und breit umher, und kommen oft in etlichen Tagen nicht wieder nach Hause.

Sonsten bedeutet **Huth und Weyde** auch das Recht, sein Vieh auf einem Boden zu weiden. Diese Gerechtigkeit ist eine Nutzung des Eigenthums, und wird auf eines andern Grund und Boden, wenn sie nicht rechtmässig hergebracht, nicht gestattet; ist also von der Gerichtbarkeit unterschieden, und folget nicht, daß, wer die Gerichte an einem Orte hat, zugleich auch Huth und Trift habe. Ordentlich ist niemand schuldig, einen andern auf seinem Boden weiden zu lassen, wo es nicht durch Verträge, oder undenkliche Verjährung hergebracht ist.

**Weidmann**, s. **Weydmann.**

**Weidmesser**, s. **Weydmesser.**

**Weiher**, s. **Teich.**

**Weindrossel**, s. **Drossel.**

**Weinmonat**, s. **October.**

**Weißbaum**, s. **Maasholder.**

**Weißdorn**, **Mehlbeerstrauch**, **Hagedorn**, lat. Oxyacantha, Spinus albus, Spina alba s. acuta, Mespilus Apii folio silvestri spinosa, franz. *Epine blanche*, *Aubepin*, *Aubepine*, ist ein Strauch, dessen Stämme und stärkesten Aeste mit einer glatten und weissen, oder aschfarbenen Rinde umgeben, die Zweige aber mit langen, harten und scharf zugespitzten Stacheln oder Dornen wohl besetzt sind. Die Blätter, welche dem Massellernlaube an Gestalt ziemlich gleich kommen, aber um ein ziemliches kleiner, und ausser denen grossen Ausschnitten, noch rings herum klein zerkerbet sind, haben eine saatgrüne Farbe, und gleissen auf der obern Seiten. Die Blüte sind weiß, und geben einen angenehmen Geruch von sich. Die Frucht, welche den Namen der **Meelbeere**, **Mehlfäßgen**, oder **Mehlfeistgen** führet, ist roth und glatt, in Gestalt, wie eine Arlsbeere, nur daß sie eines mehlichten Geschmacks ist, und einen doppelten steinharten Kern in sich hat, durch welchen dieser Strauch sich selbst vermehret und fortpflanzet. Er wächßt in Wäldern und Brahnen, an Wiesen und Feldern, in einem feuchten guten Boden, und dienet vortreflich zu lebendigen Hecken, s. **lebendige Hecken.** Die jungen Stämme sind gut gepfropft zu werden, indem sie allerley Reiser von Stein- und Kernobst annehmen. Die Beere haben die Kraft, zu trocknen und zusammen zu ziehen.

Das Holz ist ungemein zähe, dabey hart, und giebt unter allen hier zu Lande befindlichen Gattungen die besten **Treibstöcke** bey Mühlwerken, und allem vorgelegten Zeuge; die besten dauerhaftesten **Hefte** und **Handgriffe**, und ist ein trefliches Drechslerholz, auch zur Feuerung gut. Wegen der Gleichheit dieses Strauchs mit andern Dornegewächsen s. a. **Creuzdorn**, **Schwarzdorn.**

**Weißdrossel**, s. **Drossel.**

**Weisse Gangfische**, s. **Gangfische.**

**Weißeyer**, s. **Maasholder.**

**Weisser Falke**, s. **Falke.**

**Weißgesperbte Habichte**, s. **Sperber.**

**Weißharz**, s. **Tannenharz.**

**Weißlöber**, s. **Maaßholder.**

**Weiß Rebhuhn**, s. **Schneehuhn.**

**Weißtanne**, **edle Tanne**, lat. Abies fœmina, ist zwar in verschiedenen Stücken von der Fichte oder Rothtanne unterschieden; kömmt doch aber unter allem Nadelholze am mehresten mit selbiger überein. Sie liebet etwas mildern Grund und Boden, und kömmt auf den höchsten Gebürgen, wie auch in den äussersten Nordländern nicht so gut fort, als die Fichte. Sie erwächßt zwar zu einer ansehnlichen Höhe und

und Stärke, jedoch erreichet sie die Länge der Fichte nicht. Das Holz ist etwas feiner, und kleinjähriger, auch härter, und hat bey weitem nicht so vieles Harz; der Schaft ist nicht mit so vielen Aesten durchwachsen; die Kohle wird etwas vester und schwerer, und ist bey strengen Schmelzarten besser zu gebrauchen, als die Fichtenkohlen. Das Holz und die daraus geschnittenen Bretter reissen nicht so leicht auf, als die fichtenen; die Nadel ist weicher und breiter, hat am Ende einen zarten Einschnitt, welcher zwey kleine Spitzen bildet, und zeiget auf der umgekehrten Seite weißliche Striche, fast wie das Rosmarinblat. Die Aeste stehen allzeit aufwärts, und sind gleich, auch ist die Rinde spröder und zerbrechlicher, als an der Fichte, ingleichem gehen die Wurzeln tiefer, als an dieser.

Die Weißtannen sind dem Verbeitzen mehr unterworfen, haben aber dagegen die Eigenschaft, daß sie sich leichter wieder erholen, wenn die Beschädigung des Hauptstämmgens in den ersten Jahren geschiehet. Zum Harzreissen dienet sie nicht so gut. Die Sturmwinde sind ihnen zwar gefährlich, bey weitem aber nicht so sehr, als den Fichten, weil der Wurm die Weißtanne nicht so leicht anfällt. Sie tragen selten vor dem vierzigsten Jahre Saamen, der in der Mitte des Herbstes schon reif wird. Das Holz ist im Gebrauch dem Fichtenholz fast gleich, wird aber ausserdem noch zu musicalischen Instrumenten auch aller sehr feinen Arbeit vorgezogen.

**Welle**, heisset 1) der Baum, an welchem bey den Wassermühlen das Wasserrad, bey den Windmühlen aber die Flügel bevestiget sind, und sich auf seinem Zapfen umwenden. Was die verschiedene Arten der Wellen für eine Stärke und Länge haben müssen, ist allerdings bey dem Forstwesen zu wissen, nöthig, s. **Eiche**, lit. D) 2) 2) Bedeutet dieses Wort an einigen Orten ein Bund Reißholz oder Reißbündel, dergleichen bey Abhauung des Schlag- und lebendigen Holzes mit Wieden zusammen gebunden, in Schocke gesetzt, und also verkaufet und abgefolget werden.

**Wels**, **Scheide**, lat. Glanis, Silurus, ist ein grosser Flußfisch, dessen Haut unter seinen Schuppen glatt, dicke, braun, und mit schwarzen Flecken gezeichnet ist. Sein Kopf ist groß, die Augen sind klein, der Rachen ist gar weit, mit kleinen Zähnen besetzet, und an dem Gaumen hat er kleine Beine, die so scharf, als Feilen sind; an der untern Lippe hangen vier kleine bleiche Haare, gleich als Bärte; an der obern aber stehen zwey sehr lange und harte, von eben solcher Farbe. Sein Bauch ist groß und ungestalt, weißlicht, und mit braunen Flecken gezeichnet. Dieser Fisch kommt zu einer so abscheulichen Grösse, daß ihrer gesehen worden, die über 200 Pfund gewogen, und einen 10 bis 12 Schuhe langen Wagen angefüllet haben. Er hält sich in grossen Strömen, z. Ex. in der Donau, auf. Er zerreißt alle Angeln, die ihm sind geleget worden, und führet sie hinweg, daß es schwer wird, ihn zu fangen.

Sein Fleisch ist hart, wird eingesalzen und gegessen. Die Leber dieses Fisches wird dienlich erachtet, die Warzen zu erweichen und zu vertreiben.

**Welscher Kautz**, s. **Eul.**

**Welscher Kirschbaum**, s. **Corneelbaum.**

**Welscher Nußbaum**, s. **Wallnußbaum.**

**Weltgegend**, lat. Plaga, dieselbe, wo man sie im Holze verlohren, zu finden, s. **Baum**, **Sonnenuhr.**

**Wendehals**, s. **Natterwindel.**

**Wenden**, ist eines von denen Zeichen, daran ein Hirsch an der Fährte vor einem Thier erkannt wird. s. **Gewende.**

**Werfen**, wird a) von allerley Vieh gesagt, wenn es seine Junge ablegt. Hunde von einem Wurfe sind diejenigen, so zugleich geworfen vorden. **Verwerfen** aber heißt, wenn die Frucht unzeitig kommt. b) Heisset es bey der Falknerey so viel, als den Vogel von der Hand auf das Land fliegen lassen.

**Werfen, Holzwerfen, Holzschiessen**, ist ein Geschäfte, das an steilen Einhängen vorfället, wo keine Kohlstätte, keine Fahrwege ohne grosse Kosten anzulegen, und das Holz, oder die Kohlen nicht ohne Gefahr herunter zu bringen sind. Dieses Herunterwerfen muß bald möglichst geschehen, ehe die Loden heraus kommen. Verspätet man sich damit; so werden die meisten durch das herabstürzende Holz zerschmettert. Bey dem Schiessen ist der Handgrif nöthig, daß die Scheite oder Klüfte dergestalt geworfen werden, daß sie im Fallen auf die Spitze zu stehen kommen, da sie sich denn vielmal überschlagen, und mit einem Wurfe gar weit herab zu bringen sind; wenn sie hingegen flach geworfen werden, bleiben sie gemeiniglich da liegen, wo sie zum ersten auffallen. Runde, schwere Klötze, darf man nur ins Laufen bringen, so bleiben sie an solchen Einhängen selten hängen; sondern fangen bald an, sich überzuschlagen, und stürzen mit grosser Gewalt herunter. Man kann auch, wenn viele hervorstehende Klippen das Herabschiessen beschwerlich machen, schmale Wege schräg an den Einhängen herabführen, und das Holz auf Schlitten an bequeme Kohlstätte führen, welches im Winter auf Handschlitten am besten zu bewerkstelligen ist.

**Werft**, s. **Weide.**

**Werftenweiden**, s. **Haarweiden.**

**Wetterklüfte**, s. **Eisklüfte.**

**Weyde**, s. **Weidgang.**

**Weydegeschrey**, s. **Gehörne vortragen.**

**Weydemann machen**, heißt einen bezaubern, daß er nichts tödten oder treffen kann.

**Weydemesser**, ist ein starkes Messer, so die Jäger bey dem Aufbruch eines Hirsches brauchen, die stärksten Knochen durchzuschlagen. Das **Weydemesserschlagen** ist bey den Jägern ein alt eingeführter Gebrauch, womit die Fehler, so von denen der Jäger-

gersprache Unerfahrnen begangen worden abgestrafet werden, mehr zum Scherz, als daß es einigen Nutzen habe. Es wird der beste Hirsch mit dem Kopf gegen den Ort, wo die Herrschaft sitzet hingeleget, der Verbrecher angeklagt, und wenn er überzeugt ist, über den Hirsch gestrecket; die umstehende Jägerey fängt an zu blasen, der Oberste von der Jägerey, so zugegen, mit dem blossen Weydemesser in der Hand, tritt hinzu, dem Verbrecher auf den Hintern drey Schläge zu geben, und ruft bey dem ersten Schlag: **das ist vor Fürstl. gnädige Herrschaft**; bey dem andern: **das ist vor Ritter, Reuter und Knecht**; bey dem dritten: **das ist das edle Jägerrecht.** Jeder Schlag wird mit einem Waldgeschrey begleitet, und mit einem Juchschrey beschlossen. Hierüber darf sich niemand erzürnen, und wer darum Actionem Injuriarum anstellen wollte, würde nicht gehöret werden, weil ein Scherz niemanden zur Beschimpfung gereichet.

**Weydgang**, s. **Weidgang.**

**Weydmann, Weidmann**, ist einer, der die Eigenschaften allerley Wildes und Weydwerks kennet, demselben geschickt nachzustellen, und solches zu fällen oder zu fangen, weißt. s. a. **Jagdgerecht, Jäger.**

**Weydmannschaft**, s. **Weydwerk.**

**Weymanns Heil, Glück zur Jagd!** Ein Wunsch, womit man einen zu Holz oder Felde gehenden Jäger zu begrüssen pflegt, wiewohl sie an einigen Orten den zweyten Ausdruck nicht leiden wollen. Wenn indessen ein Jäger wirklich Glück zu seinem Jagen haben will; so muß er vornemlich GOtt um seinen Beystand und Seegen anflehen, weil von GOtt alle gute Gaben, und auch das Glück im Jagen herrühret; er muß sich auch so viel, als möglich, vor vorsetzlichen Sünden hüten, damit er nicht den himmlischen Vater erzürne, und sich also aufführen, daß er GOtt zu seinem Beystande haben möge. Nächst diesem muß er Lust und Liebe zum Weidwerke, zu dem Jagdzeuge, zu denen Hunden tragen, und sich durch Fleiß und Uebung, frühzeitige und späte Bemühung, eine sonderbare Erfahrenheit in der Jagdwissenschaft zu erwerben suchen. Er muß die Zeiten und Jahreswitterung, den Unterscheid und die Eintheilung derer Winde, wohl zu unterscheiden wissen, die Hunde und Jagdzeuge also warten und pflegen, daß sie in steter Bereitschaft erhalten werden, die Jagddienste, Jagdfuhren, Jägerrüstungen, und Geschosse gehöriger massen besorgen, damit bedürfenden Falls alles parat seyn möge. Es wollen zwar manche unterschiedene abergläubische und wider die gesunde Vernunft lauffende Sachen anrathen, um dadurch bey der Jägerey recht glücklich zu seyn. Weil aber solche mehrentheils zugleich wider den Wohlstand und die Ehrbarkeit gerichtet sind; so lässet man sie billig weg, zumal, da nur die blosse Einbildung darunter würket. Man glaubet auch, daß, wenn sich die Jäger derer venerischen Dinge sehr befleißigen, sie hernachmals im Jagen unglücklich seyn, ihnen das Wild ent-

entlauffen, die Büchsen versagen, und die Pferde und Hunde bey ihnen abnehmen sollen.

Einige geben auch vor, man solle aus Silber, Kupfer, Zinn rc. ein Bild eines Mannes machen, der in der rechten Hand einen gespannten Bogen halte, darauf der Pfeil liegt. Im Giessen oder Stechen solle man also sagen: **durch dieses Bild bind ich alles Wild im Walde, Hirsche, wilde Schweine, Hasen rc., daß keines meiner Jagd entgehen kann, ohne daß es mir meinen gewünschten Antheil und Raub davon übrig lassen müsse.** Und dieses sollte man thun, wenn die Sonne in das Zeichen des Schützen getretten. Wäre sie aber in den Löwen gestiegen, solle man eben dieselbe Materie auf ein ander Blech zu stechen anfangen, und bey der Arbeit wie vorhin sprechen. Wäre auch dieses geschehen; so sollte man beyde Bilder auseinander legen, daß diejenigen Theile, worauf gestochen ist, zusammen stossen, sie in ein grau seiden Tüchlein Wickeln, sie veste zusammen binden, daß sie nicht leichtlich aufgehen und separirt werden können, und sie, wenn man auf die Jagd gienge, bey sich tragen; so würde man sein Wunder sehen. Manche versprechen sich denselben Tag ein besonders Glück im Jagen, wenn ihnen früh Morgens bey dem Ausgehen eine Jungfrau begegnet; ist es aber ein altes Weib, so glauben sie, daß sie nicht recht glücklich seyn werden. Doch alles dieses sind ungegründete Aberglauben, welche nur von einfältigen Leuten geheget werden. Verständige Jäger kehren sich an solche Tändeleyen im geringsten nicht.

**Weydmesser**, s. **Weydemesser.**

**Weydwerk, Weydmannschaft**, wird eingetheilet in das hohe und niedere Weydwerk. Jenes begreift das **hohe Wild**; dieses aber das **niedrige und kleine Wild**. s. **Wild, Jagd, Jägerey.**

**Weydwerksgeräthe**, s. **Jagdzeug.**

**Weydzeug**, s. **Jagdzeug.**

**Weyhrauchvogel**, s. **Kirschvogel.**

**Wichtel**, ist ein Lockpfeiflein, womit man den Ruf einer Eule oder Käutzleins natürlich nachmachen kann. Es bestehet aus zweyen viereckigen, etwan eines halben kleinen Fingers breiten, aufeinander gepfropften Hölzlein, mit einer subtilen birkenen, oder kirschbäumenen darzwischen hinein gestemmten Rinde. Man brauchet solches bey den Feld- und Plattbäumen, und lassen sich damit nicht nur Häher, sondern auch allerley andere Vögel, Elstern, Drosseln, Amseln, Kirschvögel, Mißler, vielerley Art Meisen, Rothkähligen und andere mehr locken, fangen und berücken, s. a. **Feldbaum.**

**Wiedebaum**, s. **Faulbaum, Haubeerenholz.**

**Wiedehopf**, lat. Upupa, franz. *Cochet Sauvage*, ist ein Vogel, welcher seinen Federn nach vor schön passiren kann; denn am Leibe siehet er gelbbräunlich, an den

den Flügeln und am Schwanze schwarz und weiß, dicht geschäcket, mit einer grossen ziegelrothen, und an den äussern Enden dunkelbraunen Crone, die er im Fluge hinterwärts leget, im Sitzen oder Laufen aber eines Thalers groß ausbreitet. An der Grösse gleichet er ohngefehr einer Weindrossel; die Flügel sind zwar länger, aber der Leib ist noch geringer, die Brust sehr schmal, und der Schwanz ziemlich kurz; die Füsse sind von mittelmäßiger Höhe; der Schnabel ist ziemlich lang und subtil, wie denn der ganze Vogel gering und mager ist, welches sein mattherziger Flug anzeiget. So schön als nun dieser Vogel von Federn ist, so unflätig ist er auch, massen er in sein Nest, welches er in hohle Bäume bauet, den garstigsten Koth zusammen träget, und weil er daher übel riecht, ist er darüber zum Sprichwort worden: **Er stinkt wie ein Wiedhopf.**

Er nährt sich von Würmern, Ameisen, Raupen und anderm Ungezieser, welches er, gleich denen Schnepfen meist aus der Erde suchet; er brütet insgemein vier Junge aus, und zeigt durch sein Geschrey die Veränderung des Wetters an, die er bald empfindet. Im August ziehet er mit andern Vögeln hinweg, und kömmt im Frühjahr fast unter allen am spätesten wieder. In der **Arzney** soll die Brühe von seinem Fleische wider die Colick dienen, und die Federn auf den Kopf gelegt, die Hauptschmerzen lindern. Von einigen wird dieser Vogel auch des **Guckugs Lackey** genannt.

**Wiederfährte**, s. Fährte.

**Wiedergang**, s. Absprung.

**Wiedersinniges Gehörne, Wiedersinnsgehörne**, heisset ein Hirschgeweyh, welches neben der grossen Stange unten am Kopf eine andere kleine heraus wachsend, oder einige Ende Wiedersinns, und gegen der grossen Stange sich wendend, hat.

**Wiederstrich**, s. Wiederzug.

**Wiederwachs**, heißt bey dem Forstwesen, wenn sowohl durch denn Saamen, als vermittelst derer Sommerlatten, so an abgeholzten Stöcken ausschlagen, die abgetriebenen Hölzer wieder aufs neue zum An- und Aufwachs gebracht werden. Wo der bloße Anflug nicht genug thut, soll der Wiederwachs durch Aussäung des wilden Saamens befördert werden. Es dienet auch zu solcher Beförderung, daß nach Gelegenheit des Orts tüchtiges Holz zum Wiederwachs erwählet, daß die Gehaue ordentlich abgetheilet, daß der junge Wiederwachs für der Sichel, oder Holzgräserey, und für dem Viehe wohl bewahret, und endlich, daß er nicht zu jung, und vor gehöriger Zeit angegriffen, und wieder abgetrieben werde. s. a. Gehau.

**Wiederzug, Wiederstrich**, heißt, wenn die Vögel gegen das Frühjahr wieder zu uns her, und zurücke ziehen. In solchem Wiederzug machen den Anfang gleich um Lichtmeß die **Kornlerchen**, welche, wie alle andere Vögel, viel schneller zu uns eilen, als sie von uns gehen; denn ob es gleich im Herbste eilfertig aus-

aussiehet, wenn eine Schaar der andern in Lüften nachfolget; so währet es doch viel länger, und gehen etliche Wochen darüber hin, ehe sich eine Art Vögel ganz und gar verlieret; im Frühlinge hingegen sind sie auf einmal da, und ist, wenn um Lichtmeß schönes Wetter einfällt, in wenig Tagen das Feld mit Lerchen bedecket, welche mit ihrem Gesange in der Luft sich hören lassen. Es singt aber die Kornlerche, welche, neu einfallender Kälte halber, oft wieder schweigen muß, nicht lange allein; so lässet sich ohngefehr vierzehen Tage, auch wohl um drey Wochen später, ihre Verwandte, die Heydelerche, mit noch viel grösserer Lieblichkeit hören; und fast zu gleicher Zeit kommt der Staar. Denen folget auf Petri Stuhlfeyer, wenn das Wetter nicht noch gar zu winterisch ist, der Storch, und gleich darauf die wilde Taube. Indessen macht sich die Bachstelze mit vielen andern Vögeln auch herbey, als da sind die kleinen Staudenschnapper, die Rothschwänzlein, Weißdrosseln und Steinbeisser; hingegen streichen die Wintergäste, als Krammetsvögel und dergleichen, wieder hinweg.

Gegen dem Ende des Merzen kommen die Rothkehligen, die zwar eigentlich unter diese Classe nicht gehören, weil etliche, obschon sehr wenig, über Winter bleiben. Es lassen sich auch um diese Zeit meistens etliche wenige Haus- und Mauerschwalben wieder sehen. Hierauf kommt der Weydenzeisig, oder das in Oesterreich sogenannte Wisperlein, und bey recht eintretendem April neben allerhand Schwalbenarten, der Wiedhopf, die Gereuthlerche und der Guckuck. Gegen die Mitten dieses Monats kommt der Wendehals, oder Natterwindel, und alsdenn die Nachtigall, welcher viel solche, von Fliegen, Mücken und Gewürmen sich nährende Vögel in wenig Tagen so bald nachfolgen, als da sind: der kleine Dornreich, der im Schilf sich aufhält, der Wittwald und dergleichen mehr. Zu Ende des Aprils, oder wenn es lange kalt ist, und das Getreide kurz bleibet, noch später, kömmt alsdenn die Wachtel wieder, und nach solcher der Schnerff, oder Heckschnarre, die Turteltaube, der Mönch, oder schwarzköpfige Dornreich, und der grosse Dornreich; endlich der Kirschvogel, und denn ganz zuletzt die Rheinschwalbe; und sind der Kirschvogel und die Rheinschwalbe diejenigen, die am ersten hinweg, und im Frühlinge am spätesten wieder herstreichen.

**Wiepe**, s. **Dornrose**.

**Wiesel**, ist ein kleines vierfüßiges Thierlein, lang, geschlank, schnell im Lauf, so groß, als ein halbwüchsiges Eichhörnlein, oder Iltis, und von Farbe röthlicht oder schäckig, oder falb, selten aber weiß, und solche sind die raresten, zumal so ihr Schwanz mit einem schwarzen Spitzlein gezieret ist, wie die Hermeline. Sie vermehren sich sehr stark, und bringen 6, 7 bis 8 Junge, ja man will deren 9 und 10 bey ihnen gefunden haben. Die Alten

ten lieben ihre Jungen sehr, und wissen sie im Fall der Noth geschickt von einem Ort zum andern zu tragen. Ob nun solche Thierlein gleich nicht groß sind; so thun sie dennoch denen brütenden Vögeln sehr vielen Schaden, und sonderlich an den Eyern der Auerhähne, Birkhähne, Fasanen, Rebhüner, und allerhand anderer Vögel. Kommen diese Diebe an ein Nest, wo Eyer liegen; so tragen sie alle heraus, saufen solche aus, und nehmen den Hauswirthen öfters die Eyer unter den brütenden Hühnern weg. Ihre Malice erstrecket sich so weit, daß sie auch einen halbgewachsenen Hasen anzugehen sich unterstehen, als welchen sie jedesmal im Genicke fangen, und so lang hieran behangen bleiben, und würgen, bis der Hase todt ist. Wiesel beissen auch wohl das Rindvieh, besonders die Kühe, in die Eyter, diese schwellen hernach, woraus zu schliessen, daß ihre Bisse giftig sind; jedoch helfen hievor die weissen Wieselnfelle, wenn man den beschädigten Ort fleißig damit bestreichet, oder verbindet.

Die in denen hohen Gebürgen sich aufhaltende, sollen im Winter weiß seyn, zur Sommerszeit aber solche Haare wieder verändern. Sie halten sich ebenfalls in Häusern, alten Mauren und Gebäuden, auch wohl in Erdklüften auf, haschen und fressen Mäuse und Ratzen, wie die Katzen; dahero sie gern in denen Häusern gesehen werden, wo sie keinen Schaden thun. Der Wiesel Biß und Anhauchen ist auch denen Pferden schädlich, und einem so beschädigten Rosse muß von einem weissen Wieselbalg ein Stücklein eines Groschens groß in Wein eingegeben, und mit einem dergleichen, oder andern Wieselfell der Schade gestrichen werden.

Wie nun aus jetzt gedachtem zu ersehen, daß die Wiesel, welche gleich denen Katzen brunsten und setzen, schädliche Thiere sind; also hat der Weidemann und Hauswirth Ursach, auf ihre Ausrottung zu denken. Man machet dahero Fallen von zwey Brettern, die dritthalb Fuß lang, und 1 Fuß breit sind. An einem Ende wird durch beyde Bretter ein Loch gebohret, ein hölzerner Nagel also durchgestecket, daß das untere Brett daran veste wird, das obere aber sich etwas in die Höhe bewegen läßt. Am andern Ende des untern Brettes kommen zweg Säulen zu stehen, zwischen welchen das obere Brett leicht auf- und niedergehet, und diese Säulen hält oben ein Querriegel, daran eine Schnur mit einem Stellholz, von drey Zoll Länge, und einem halben Zoll Breite, zu hängen kommt, welches an beyden Enden dünn und stumpf zugeschnitten seyn muß. Die Stellung geschiehet auf dem untersten Brett. Hier wird in der Mitte zwischen gedachten Säulen eine Kerbe eingemeisselt, ein Stellhäcklein, dritthalb Zoll lang, einen halben breit, und stark geschnitten, von oben einen halben Zoll herunter eine gerade Kerbe gemacht, unten aber an dem Stellhacken wird ein doppelter Zwirnsaden angebunden, und mit einer Zwecke mitten auf dem untersten

Brette angenagelt. An diesen Stellhacken wird eine messingene Dratseide angebunden, hinten an dem hölzernen Nagel, welcher die Bretter zusammen hält, veste gemacht, und hier wird denn ein kleiner Vogel zum Fangen angebunden. Soll nun aufgestellet werden; so nimm das vorne auf dem obersten Brett mit der Schnur angemachte Stellholz, lege die Schnur oben über das Querringlein, ziehe das oberste in die Höhe, und auf, setze das Stellholz mit einem Ende in den Kerb auf dem untersten Brett, richte den Stellhacken, woran die Dratseide ist, gerade auf, daß er mit seiner Kerbe auf das unten angesetzte Stellholz zu stehen komme, und oben auf das Brett lege einen schweren Stein, der, wenn die Wiesel den Vogel rauben will, und also das obere Brett zufallen muß, solches nieder- und den Räuber damit todt drücket. Auf gleiche Art kann man auch die Iltisse fangen.

Ueber dieses werden auch die Wiesel vermittelst der Schleifen erhaschet; und weil sie grosse Liebhaber der Eyer sind; so mache in frische Eyer kleine Löchlein, thue Mercurium sublim. darein, und lege selbige an Oerter, wo die Wiesel ihren Aufenthalt haben, darnach gehen sie, sauffen solche aus, und müssen vom Mercurio in ihren Löchern verrecken, da man zwar die Bälge einbüsset, doch werden sie solchergestalt aus dem Wege geräumet. Raute um die Hühnernester geleget, soll verwehren, daß keine Wiesel zu den Eyern kommen. Wieseln an einen Ort zu versammeln, darzu nimm Därmer von einer Eydexe, und das Kraut Verjus, stosse beydes, weiche es in Wasser, streue es hernach auf den Boden, wo Wieseln hinkommen, oder Fallen aufgestellet sind; so wird sie der Geruch herbey, und desto eher in die Fallen locken. Des von einem Wiesel frisch aufgefangenen Bluts, zwey Unzen schwer, eingenommen, wird als eine bewährte Arzeney wider die fallende Sucht gerühmet; ingleichem die Asche der in Töpfen verbrannten Wiesel; ferner, das gedörrete Gehirn, mit Essig vermischet; oder auch die Leber, ohne die Galle, drey Tage nacheinander in einem anständigen Maaß eingenommen.

**Wieselschleiffen**, s. Dratschleiffen.

**Wiesenbrahnen**, s. Haag.

**Wild, wilde Thiere**, lat. Feræ Bestiæ, franz. *Betes farouches, sauvages*, heißt insgemein alles Vieh, welches in den Feldern und Wäldern sich aufhält, und ohne Zucht und Wartung der Menschen sich selbst fortpflanzet und erhält, als Bären, Hirsche, Rehe, Schweine, Wölfe, Luchse, Hasen, Füchse, Dachse, wilde Katzen, Marder, Iltisse ꝛc. Man theilet es in **edles Wild**, und **Raub** - oder **reissende Thiere**. Jenes in **vierfüßiges** und **Federwild**. Das erste in **hohes** und **kleines**, **rothes** und **schwarzes Wild**. Unter das **Federwild** gehören die **Schwanen**, **Trappen**, **Kraniche**, **Auer- Birk-** und **Haselhüner**, **Vocken**, **Fasanen**, **Brachvögel**, **Schnepfen**

pfen, Rebhüner, wilde Gänse, Enten, Reiger, Taucher, Wasserhüner, wilde Tauben, Kybitze, Wachteln, Ziemer, Schnerren oder Mistler und andere kleine Vögel. Die Raub- und reissende Thiere sind ebenfalls entweder vierfüßige oder Vögel. Man nehme hierbey zu Hülfe die Artickel Jagd, Wildpret, Thier, und dergleichen. Aus dem Wilde überhaupt wird endlich jagdbar Wild. Daher das Wild entweder jagdbar oder nicht jagdbar ist. Das Wort Jagdbar, ingleichem Hirsch ist hier nachzusehen. Sonst wird es auch in rares und gemeines, aus- und innländisches, Land- und Wasserwild getheilet. Ja die Fische, so ohne Wartung in Flüssen, Ströhmen und im Meere sind, werden auch zum Wilde oder zur Jagd gerechnet. s. Jagd.

Wenn durch das Wild, oder durch die Jagdbediente, Jagdwägen, Aufstellung der Garne, oder in andere Weise den Unterthanen und Bauersleuten durch das Jagen ein Schade zugefüget wird; so ist der Wildbannsherr, solchen Schaden wieder zu ersetzen, verbunden; wovon Seckendorf im deutschen Fürstenstaat part. 3. sect. 3. regal. 5. §. 1. pag. 403. also schreibet: Nur daß hingegen die Obrigkeiten und Jagdbefugte denen schädlichen Raubthieren auch abhelfen, und im Nothfall, sich und das Seinige dafür zu schützen, niemand wehren, auch ander Wildpret nicht in solcher Menge hegen, daß dadurch der Feldbau verderbet werde, massen sie auch nach Billigkeit solchen veranlaßten Schaden zu ersetzen, gehalten sind.

*Klock.* vol. 1. consil. 30. num. 21. seqq. *Lauterbach.* Colleg. theoret. pract. tit. de acquir. rer. domin. §. 25. *Ziegler.* de Jurib. majest. lib. 2. cap. 7. observat. 6. **Finsterwald** Observ. pract. ad consuetud. Austriac. lib. 3. observ. 153. num. 12. **Hildebrand** dissert. de Conservat. ferar. nociva. §. 7. 8. 11.

In diesem Fall kommt den Unterthanen, sie mögen gleich fremde oder eigene seyn, entweder die Actio Legis Aquiliæ vel in factum, oder die Actio de pastu pecoris, oder die Actio, si quadrupes pauperiem fecisse dicatur, zu statten, womit auch unter andern *Klockius* cit. consil. 30. num. 24. mit diesen Worten übereinstimmet: **Nicht weniger weißt man sich aus denen Rechten zu erinnern, daß dießfalls der Wildbannsherr, da er das** *Dominium* **über das Wild hat, wegen erlittenen Schadens, und zu dessen** *Aestimation*, **entweder** *utili Legis Aquiliæ*, **oder** *de pastu pecoris actione*, **oder auch** *ex Edicto ff. si quadrupes pauper. feciss. dic.* **mit Recht vorgenommen werden kann.**

Dd. antea cit. & *Hildebrand.* dissert. de Con-

servat. ferar. nociva. §. 13. junct. præced. §. 11.

Nicht weniger mag auch zu Verhütung des künftigen Schadens hinlängliche Caution, das häufige Wildpret zu verringern, von dem Wildbannsherrn gefordert, oder auch Mandata sine Clausula wieder denselben extrahirt werden, entweder das bishero in grosser Anzahl gehegte Wildpret zu verringern, oder zu präcaviren, daß dadurch denen Aeckern und Früchten der Unterthanen künftig hin kein Schade zugefüget werde, auch denenselben nicht zu verwehren, sich wider das Wild, auf erlaubte Art zu verwahren.

*Klock.* tom. 1. consil. 30. num. 25. & 27. seqq. *Hildebrand.* dissert. cit. §. 12. 15. 17.

Jedoch pflegt man in Ertheilung solcher Mandate behutsam zu gehen, massen in denen Reichsconstitutionen versehen, daß man denen Klagen und Beschwerungen der Unterthanen nicht so gleich Glauben beymessen, und Proceß erkennen, sondern zuvor von ihrer Obrigkeit einen schriftlichen Bericht abfordern solle.

vid. *Recess. Imper. noviss.* de 1654. §. 105. ibi: **Denen Unterthanen und Bürgern.** Add. *Capitulat. Augustiss. Imperat. Carol. VI.* art. 15. in fin.

Bey Schätzung des Schadens aber hat man nicht allein auf die gegenwärtige, sondern auch auf die zukünftige Zeit das Absehen zu richten, also, daß auch der Abgang derjenigen Früchte, so man hätte wahrscheinlich bekommen können, wenn sie durch das Wild nicht wären verderbet worden, nicht unbillich in Betrachtung gezogen wird.

*Gerhard.* loc. theolog. de Magistratu. num. 434. *Ziegler.* de jur. venand. §. 29. & tr. de Jurib. majest. lib. 2. cap. 14. §. 29.

Wie denn auch sogar die Unterthanen und Bauersleute ihre Versäumnis, Mühe und Kosten, so sie bey dem beständigen Wachen wegen des Wildes angewendet, unter den Schaden mit einrechnen, in Anschlag bringen, und dieserhalben billiche Satisfaction begehren können.

*Molin.* tract. de Justit. & Jur. disput. 47. fol. 227. Dd. antea cit. *Ertel.* tr. de jurisdict. infer. Lib. 2. cap. 7. observ. 6. **Finsterwald** cit. observat. 153. num. 12. *Gail.* 2. observat. 68. n. 10.

Auf diese Weise sind zum öftern an dem Kayserlichen und Reichskammergericht wider hohe Obrigkeiten Madata sine clausula erkannt, und denenselben bey gewiesser Poen anbefohlen worden, daß sie nicht allein den durch das Jagen oder Wild verursachten Schaden ersetzen, sondern auch das häufige Wildpret legen, und von der grossen Anzahl etwas ringern, auch denen Unterthanen und Bauersleuten nicht verwehren sollen, ihre Güter mit Zäunen, Hunden, und

und auf andere Art, so gut sie können, zu verwahren.

*Gylmann*. Symphorem. Supplicat. Cameral. tom. 2. part. 3. tit. 5. tit 8. supplicat. 7. *Klock* vol. 1. consil. 30. num. 27. seqq.

Wie denn auch sogar solche Herrschaften, wenn sie den Unterthanen und Bauersleuten durch ausschweifendes Jagen, und allzugrosse Anzahl des Wildes, einen ganz unerträglichen Schaden zufügen, und denselben zu ersetzen, sich weigern, mithin sich ihres Rechts mißbrauchen, ihrer Wildbannsgerechtigkeit entsetzet werden können.

arg. l. 2. ff. de his, qui sunt sui vel alien. juris. *Knipschild*. de nobilit. lib. 3. cap 5. num. 328.

Welches alles aber jedoch mit der Maaße zu verstehen, wenn die Unterthanen den Schaden nicht selbst auf eine andere Weise abkehren können. Denn wo ihre Herrschaft genugsame Mittel zu Abtreibung dieses Schadens gestattet, sie hingegen sich derselben aus eigenem Verschulden und Nachläßigkeit nicht gebraucht hätten; so ist in diesem Fall wohl nicht abzusehen, wie deroselben Herrschaft zu Abtragung eines solchen durch der Unterthanen eigenes verschulden verursachten Schadens, mit Fug anzuhalten seye.

*Ertel*. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 7. Observat. 6.

Also ist in Bayern, wie *Ertel* cit. loc. bezeuget, denen Bauren 1) erlaubt, ihre Aecker und Wiesen zu verzäunen, und zu verfrieden, wenn nur die Pfähle oder Zaunstecken nicht allzuspitzig, und das Wild sich daran nicht selbst spiessen kann; denn das würde der Jagdbarkeit abbrüchig fallen. 2) Können sie mit geprügelten Hunden, oder mit Anzündung eines Feuers, oder mit Erhebung eines grossen Geschreyes, oder mit einem blinden Büchsenschuß, das Wild von denen Feldern abhalten. 3) Können sie die Jagdherrn erinnern, wenn die Menge und Gefahr des Wildes zunimmt, daß sie Jagden anstellen. Wenn aber im Gegentheil den armen Unterthanen alle dergleichen heilsame Verwahrungsmittel abgestrickt sind, und ihre Felder und Wiesen Schaden gelitten; so ist der Jagdherr zur Ersetzung des Schadens, wenn er auch gleich geringe wäre, gehalten; massen keinem erlaubet ist, um seiner Lustbarkeit und Ergötzung willen, den andern in Schaden zu setzen. Ja wenn endlich gar nichts helfen und verfangen will; so ist denen Unterthanen noch wohl zugelassen, das ihren Aeckern und Früchten schädliche Wild, wenn sie solches auf denselben ertappen, niederzuschiessen. Denn wenn sonst einem jeden in denen Rechten erlaubt ist, zu Beschützung und Erhaltung seiner Sachen, sogar einen Menschen um das Leben zu bringen; warum sollte nicht vielmehr zugelassen seyn, die wilden Thiere, wenn sie die von GOtt bescherten Früchte verderben, und man solche nicht wohl anderst abhalten kann, zu tödten; welches auch *Klockius* in öfters angezogenem Consil. 30. num. 9.

für recht und billich in diesen Worten erkennet: So ergiebt sich doch dieser Schluß, daß denen Hoch=wohl= und Wohlgebohrnen Herren *Consulenten*, oder deren Unterthanen mit gutem Fug Rechtens, das schädliche Wildpret, so ihren Aeckern und Wiesen dermassen *depopulando* zusetzet, *impune* zu fällen, und zu erschiessen, zugelassen.

add. *Nicol Everhard. junior*. consil. 10. num. 57. vol. 1. *Hildebrand*. dissert. de Conservat. ferar. nociva. §. 19.

Jedoch wird anbey erfordert: 1) daß der Jagdherr zu verschiedenenmalen seye angegangen, und innständig ersuchet werden, die Anzahl des Wildes zu verringern; solches aber nichts fruchten wollen, wie vorgedachter *Klockius* d. consil 30. num. 15. seqq. mit diesen Worten an die Hand giebt: Nichts destoweniger aber könnte mit dem Wild zu fällen, gefragter massen, gleichwohl also verfahren werden, daß um mehrern Glimpfs willen, Fürstenberg noch zwey oder dreymal, mit der angehefteten *Commination* ersuchet werde, daß im wiedrigen Fall die Herren Consulenten denen Ihrigen zu Abwendung dero äussersten Verderbens, die Anzahl des Wildes etwas zu ringern, unumgänglichen Verhängen, auch wieder unbillige Gewalt nach Vermögen handhaben müßten. 2) Daß die Ertödtung des Wildes von denen Unterthanen, mit Vorwissen ihrer ordentlicher Obrigkeit, deren sie unterworfen, vorgenommen werde, damit derselben nicht wieder ihren Willen eine verdrießliche und beschwerliche Defension von wegen ihrer Unterthanen auf den Hals komme. 3) Daß die schadenleidende Unterthanen fremde seyen; denn des Jagdherrn eigene Unterthanen sind nicht befugt, das auf ihre Aecker und Felder lauffende Wild niederzuschiessen; sondern sie müssen sich an denen rechtlichen Remediis begnügen lassen, und ihre Herrschaft, wenn sie diesem Unheil nicht steuret, gehöriger Orten belangen. 4) Daß sie das niedergeschossene Wild für den Jagdherrn liegen lassen, indem die Macht, die schädlich wilden Thiere umzubringen, denen Unterthanen mehr zur Erhaltung ihrer Possessionis vel quasi libertatis, als zu Wiedererlangung des ihnen durch das Wild verursachten Schadens, verstattet und zugelassen ist.

Add. *Nicol. Everhard. junior*. vol. 1. consil. 10. n. 57. *Hildebrand*. dissert. de Conservat. ferar. nociva. §. 19. 20. 21.

**Wild**, wird auch insonderheit das Thier oder Weiblein des Hirsches genennet. s. Hirsch.

**Wildacker**, ist ein Stück Feld, welches in einem mit Wild wohl versehenen Wald oder Heide, oder auch in einem Thiergarten, ordentlich bestellet, und vor das Wild mit allerley Getreyde und Früchten, als Waitzen, Erbsen, Haber und Wicken, Kraut und Rüben, besäet und bepflanzet wird.

wird. Ein solcher Acker soll von gutem gewächsigen Grund und Boden, und, wo möglich, an dick verwachsenen Behältnissen gelegen seyn, damit das Wild Sicherheit, Ruhe und Friede vor vielem Geschrey, Schiessen, Platzen und Hundejagen habe.

**Wildbahn, Wildfuhre,** ist derjenige Ort in einem Forst, oder Wald, wo das Wild seinen Stand, oder Lager zu haben pfleget; oder aber ein mit richtigen Gränzen umschlossenes Forstrevier, da das Wild gehäget, und dessen Bahn, oder Wechsel, und Stege ungehindert gelitten, und erdultet werden. Hierunter wird nicht allein Wald und Waldung verstanden, sondern die Wildbahn erstrecket sich auch weiter auf die umliegenden Felder und Wiesen, wo das Wildpret seine Nahrung, Wege und Stege unverwehrt haben muß; da ihm gleichsam eine freye Bahn ohne jemands Hinderniß vergönnet wird. Durch ungebührliches Holzen leidet eine Wildbahn nicht wenig Schaden; denn wo zu viel ausgelichtet, und helle gemacht wird, verlieret das Wildpret seinen Stand, immassen sowohl das Roth = als Schwarzwildpret seinen Wechsel nach Dickigten führet, und seinen Stand darinnen nimmt. Wo nun diese ausgelichtet werden, da folget, daß das Wild seine Bahn anderst nehmen müsse. Man verbietet demnach dieses, insonderheit aber, und zwar nicht unbillich, zum wenigsten währender Satzzeit, alle Verstöhrung des Wildes, so durch Viehhüten, Holzabhauen, Laubstreifen, Streulingstechen, Pülz, und Beerensuchen, und dergleichen Unfug mehr, verursachet wird, weil ein in der Satzzeit hierdurch verstöhrtes Stück Wild erschrickt, aufspringet, und sich dadurch leicht einen solchen Schaden thut, daß es crepiren muß. Um eben dieser Ursachen willen, sollen keine Hunde, Kühe, Pferde, Ziegen, Schaafe, und dergleichen in den Wald gelassen werden.

Die **Wildbahn** wird auch dadurch ruiniret, wenn die Jagden zu der Zeit geschehen, da das Wildpret und Gethierig des Geäses, und der Weyde halber gering und wenig nutzbar ist. Noch mehr Schade erfolgt dießfalls, dafern die Grenznachbarn immer auf den Grenzen liegen, und was sich nun vom Wild von der andern Seite auf der Grenze blicken läßt, alsobald hinwegschiessen. Den unredlichen Stücken, deren sich vielmals die Jäger zum Verderb der Wildbahnen bedienen, ist beyzuzählen, wenn sich solche auf den Gränzen die Schuhe mit Teufelsdreck beschmieren, weil das Wild den Geruch davon scheuet, und sich niemals über die Grenze begiebet. Noch unbilliger aber ist es, wenn sie in andern Wildfuhren die Satz- und Wildschoppen, mit dem Teufelsdreck verunreinigen, welches alles Wildpret vertreibet. In die Waldungen, wo Wildpret geheget werden soll, muß absonderlich kein Schaafvieh getrieben werden, weil dessen Geruch das Wild nicht vertragen kann, und davon weichet.

Zum Aufbringen einer **Wildbahn** dienet hauptsächlich, daß die Jägerey zuförderst auf das

das Abschaffen der Raubthiere wohl bedacht seye. Zu dem Ende müssen die Wolfs- und andere Jagden zu rechter Zeit angestellet, und mit denen Nachbaren gute Vergleiche getroffen werden, damit den schädlichen Thieren an vielen Orten zugleich nachgestellet werde, um sie desto eher zu überwältigen. Hiernächst hat ein Jäger wohl zu beobachten, ob der Ort, wo er pürschen will, von der Art seye, daß die Thiere zwey Kälber tragen; befindet sich dieses, so muß er kein Altes, auch nicht einmal ein Geltes, schiessen, sondern zur Aufnahme der Wildbahn, nur Schmalthiere, und junge Hirsche. Die Vorsorge einer gütigen Herrschaft, ist eine herrliche Sache vor die Wildbahn, wenn nemlich im Holz Wiesen seyn, das darauf geerndtete Heu und Grummet aber auf gewiesse in den Dickigten erbauete Heuschoppen gefahren, und das Wild damit bey strenger Winterkälte gefüttert, und erhalten wird. Ein **Gehäge** ist gleichfalls eine herrliche Sache vor die Wildbahn, da in etlichen Jahren kein Vieh hingetrieben, viel weniger geschossen, und gejaget werden darf, damit sich das Wild ungestöhret vermehre; hieher gehören auch wohl angelegte Thiergärten. Wie die Wildfuhre regelmäßig, ohne Schaden des Forstes einzurichten seye, davon s. **Holzschaden.**

**Wildbann, Wildbannsgerechtigkeit**, lat. Jus Banni ferini, heißt das Recht, in Jagdsachen allerhand Ordnungen, Gebot und Verbot aufzurichten, und die Verbrecher zu straffen, damit der rechte Gebrauch der Jagden, altem Herkommen nach, erhalten, auch sonst die hohe Wildfuhr und Jagdbarkeiten des Landesherrn behauptet werden. Der Wildbann ist von der blossen Jagdgerechtigkeit unterschieden, wie das Grössere von dem Kleinern, und gehöret unter die Regalien und Landesherrlichkeiten. s. **Jagdgerechtigkeit.** Von der forstlichen Obrigkeit (Jurisdictio forestalis) aber unterscheidet er sich, wie ein Theil vom Ganzen, s. **Forstgerechtigkeit.** Und wie er endlich vom Forstrecht unterschieden seye, davon s. **Forstrecht.** Worinnen bestehen die **Wirkungen**, die **Nutzung**, der **Erweiß**, und die **Endigung** oder der **Verlust** des Wildbanns? diese Punkte müssen wir hier kürzlich erörtern.

A) **Die Wirkungen**, wodurch sich der Wildbann von dem Forstrecht und der Jagdgerechtigkeit unterscheidet, sind folgende:

1) Die **Macht**, Jagdordnungen zu machen, und Waidwerksmandate zu publiciren, als ohne welche der Wildbannsherr seine Wildbannsgerechtigkeit nicht füglich ausüben und erhalten kann. **Seckendorf im deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. regal. 5. num. 6. *Westenholz.* dissert. de Jurisd. forest. cap. 5. thes. 52. *Otto* **hoher Herren und Potentaten** *Brevier*, sect. 2. pag. 252. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 12. §. 2.

2) **Das Recht**, die Uebertretter der Jagdordnungen und Waidwerksmandate zu pfänden. Eine

Finsterwald, Observat. pract. ad Consuetud. Austriac. lib. 3. Observat. 157. *Maier*, tract. de jur. venand. cap. 14. thes. 2.

3) Das **Recht**, über die Jagdstreitigkeiten zu erkennen, und die Uebertretter der Jagdordnungen und Waidwerksmandate nach Verdienst zu bestraffen. **Seckendorf im deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 6. pag. 446. *Beier*, delineat. jur. german. lib. 2. cap. 3. §. 6. *Westenholz* cit. dissert. cap. 5. §. 72. Von Bestrafung der Wilderer, s. **Wildschütze.**

4) Das Exercitium des hohen und niedern Waidwerks, als Hetzen, Jagen, Fällen, Würgen, wie es dem Wildbannsherrn gefällig, mit Pürschen und Schiessen, und mit Garnen, Seilern und Stricken. *Modestin. Pistor.* Consil. 20. num. 15. *Myler ab Ehrenbach*, de principib. & statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 11. Hieher wird auch insgemein der **Otter- und Biberfang** gerechnet, weil er mit Hunden gehetzet und gefangen wird. *Besold.* vol. 1. consil. 3. rubr. **von der Fischerey**, schreibet davon also: **Dieweil auch der Biber- und Otterfang ein Anhang des Gewaids und Regals ist, sowohl des Wildbanns, als der Fischereyen; so kann dem Herrn des Wildbanns, Forsts und Gejags, diese Art der Jagdbarkeit mit keinem Fug gestricket werden.** add. *Besold.* thes. pract. voc. **Fischerey.** *Knipschild.* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. §. 68. Wiewohl ihn andere bloß zur Fischerey ziehen, theils wegen seines schwammichten Schwanzes, nach welchem er mehr den Fischen, als einem Erdthier gleichet, theils weil er in der römischen Kirche an Fasttägen genossen wird, theils weil er in den Fischwassern grossen Schaden thut, und also demjenigen, der solchen leidet, billich auch der Nutzen durch Fangung solcher Thiere zukommen solle. *Noë* **Meurer vom Jagd- und Forstrecht**, part. 4. rubr. **Ob dem Forstherrn wegen des Forsts, oder aber dem Wasserherrn das Otter- und Biberfangen zustehe;** wo er meldet, daß diese Thiere nicht in Forst gehören, auch keine Freyung haben. add. *Killinger*, de jur. venand. concl. 5. Lit. B. *Speidel*, specul. jurid. polit. voc. Jagen. *Ertel*, Observ. jurid. Equestr. part. 1. Observat. 10. s. **Biberfang.**

5) Das **Recht**, das Exercitium des hohen und kleinen Waidwerks männiglich, der des Jagens entweder gar nicht, oder an dem Ort nicht, befugt, bey Strafe zu verbieten. *Merkelbach* apud *Klock.* consil. 29. num. 492. *Myler ab Ehrenbach*, de principib. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 11.

6) Das **Verboth, Wolf- oder Fuchsgruben zu graben,** und die Anordnung, wo es erlaubt, solches vorhero öffentlich anzuzeigen, damit sich die Leute vorsehen können. *Westenholz*, dissert. de jur. forest. cap. 5. §. 56. *Martin.* de jur. venand. §. 28. *Hildebrand.* dissert. de jurisd. univers. cap. 13. posit. 9.

7) **Das Verboth, zu gewiessen Jahreszeiten nicht zu jagen.** *Westenholz*, dissert. cit. cap. 5 §. 57. **Seckendorf im deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 6. pag. 444. *Meier*, tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 4.

8) **Die Verordnung**, daß das Rind- und Schaafvieh nicht ins Holz getrieben werde, wenn das Wildpret setzet, oder das Wild heget. *Westenholz*, dissert. cit. cap. 5. thes. 58. **Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 9. *Knipschild*, de Nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 279.

9) **Die Verordnung**, daß niemand Hunde mit sich in den Wald nehmen, diejenigen aber, welche nothwendig Hunde bey sich haben müssen, als Metzger, wenn sie über Feld gehen, und Vieh holen, und andere Reysende, die Hunde an Stricken führen sollen, damit sie nicht dem Wildpret nachlauffen, und es verschüchtern, oder wohl gar umreissen und fressen; ingleichem, daß um eben dieser Ursachen willen die Schäfer ihren Hunden Prügel oder Querknittel anhängen, desgleichen die Bauren und Unterthanen ihre Hunde an Ketten halten, oder auch mit dergleichen Knitteln verwahren, oder solche kleine Hunde bey sich haben, daß sie zwar das Wild vom Schaden an ihren Früchten abschrecken, aber demselben nichts thun können, welches man insgemein die **Hundsbengelung**, oder das **Geboth, die Hunde zu prügeln**, nennet. Und muß der Querknittel gemeiniglich fünf Viertel Ellen, der Schleifknittel aber 2 Ellen lang seyn; die Rundung aber ein Viertel Elle dick. **Finsterwald**, Obser. pract. ad consuetud. Austriac. lib. 3. Observat. 153. num. 3. **Seckendorf im deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 6. pag. 445. **Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 9.

10) **Die Abschaffung** allerhand allzuvortheilhaftiger und unwaidmännischer Art des Jagens und Waidwerks; als wenn jemand vor die an ihn gränzende Wälder des Nachts Lappen vorziehen, oder mit Hunden vorhalten, oder sonst abschrecken und vortretten lassen wollte; item das **Nachtlauschen** auf die Hasen, oder daß sie mit Schleiffen, oder Schlingen gefangen, wie auch das Wildpret in Schnüren, Schlägeln, und Fallen fangen, nicht weniger, wenn das Wild mit vergifteten Speisen angeludert, oder durch Selbstgeschoß, welches letztere jedoch bey Wölfen und andern schädlichen Thieren statt finden mag, oder mit andern schädlichen Instrumenten und verbothenen Zeug gefangen wird. **Seckendorf im deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 6. pag. 445. *Westenholz*, dissert. cit. thes. 60. **Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 9.

11) **Das Verboth**, daß an schädlichen Orten der Wildfuhr keine Büchsen gelöset werden. **Seckendorf im deutschen Fürstenstaat**, cit. loc. *Westenholz*, cit. loc. thes. 61. **Kluger Beamter**, cit. loc. *Maier*, de jur. venand. cap. 12. thes. 2. p. 264. & cap. 13. thes. 14. pag. 297.

12)

12) **Das Verboth**, Vögel zu fangen, wenn sie in der Brut sind, oder daß sich keiner im Frühling, wenn das Federwildpret und die Vögel ausbrüten, in Wäldern oder Feldern, an Eyern oder jungen ausgebrüteten Vögeln in Nestern, groß und klein, nichts ausgenommen, vergreiffen dürfe. *Hildebrand*, diſſert. de jurisdict. univerſ. cap. 13. poſit. 9. *Maier*. tract. de jur. venand. cap. 13. theſ. 4. pag. 276. *Otto*, **in der freyen Pürschbeschreibung**, fol. 227. u. 288.

13) **Die Vorsicht**, daß der jagdbare Ort nicht ganz ausgestocket und niedergehauen werde. **Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34, §. 9. *Harprecht*, de jur. venand. theſ. 26. *Maier*. de jur. venand. cap. 21. theſ. 16. pag. 300. ſeq.

14) **Das Recht**, den Wald ohne Schaden des Waldeigenthumsherrn einzulandern, oder mit einem Gehäge einzufangen, welches man die Gerechtigkeit des Hagens, oder einen Haag ins Holz zu schlagen, eine gehegte Wildbahn zu machen, zu nennen pfleget. *Weſtenholz*, diſſert. cit. cap. 5. §. 66. *Stryck*, in uſ. modern. ad ff. tit. de aquir. rer. domin. §. 7. *Knipſchild*, de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 53.

15) **Das Verboth**, daß die Unterthanen keine allzuspitzige Zäune oder Pfähle um ihre Felder schlagen, dadurch das Wildpret im Ueberspringen, wenn es seine Nahrung suchet, oder von Wölfen und Hunden verfolget wird, sich leichtlich spiessen und umkommen kann. **Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 9. **Finsterwald**, Obſervat. pract. ad conſuetud. Auſtriac. lib. 3. Obſervat. 153. num. 10. *Noë* **Meurer, vom Forst- und Jagdrecht**, part. 2. rubr. **wie die Zäune zu Schützung der Früchte oder Baumgüter wider das Wildpret zu machen.**

16) **Die Befugniß**, den **Hundshaber** einzufordern, welchen die Unterthanen dem Wildbannsherrn jährlich zur Recognition seiner Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit geben und entrichten müssen. *Beſold*. theſaur. pract. voc. **Forst**. *Webner*, Obſerv. pract. voc. **Forst. Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 14. pag. 879.

17) **Das Recht, Jagdsteine, Jagd- oder Hägesäulen, Hasensäulen**, welche die Circul, Krayß und Gränze des Wildbanns anzeigen und bemerken, aufzurichten. *Webner*, Obſerv. pract. voc. **Forst. Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 9. *Noë* **Meurer, vom Jagd- und Forstrecht**, part. 1. pag. 7.

18) **Das Recht**, die **Jagdfrohnen** zu fordern, wo es also herkommlich und gebräuchlich. *Weſtenholz*, diſſert. de jurisd. foreſt. cap. 5. §. 68. **Seckendorf**, im deutschen **Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. regal. 5. §. 8. pag. 451. *Knipſchild*, tract. de Nobilib. lib. 3. cap. 5. num. 287. ſeq. s. a. **Jagdfrohnen**.

19) Die **Befugniß, Jäger, Waldknechte** und andere zur Jagd gehörige Bediente zu bestellen, und solche wieder abzuschaffen. *Westenholz*, differt. cit. cap. 5. §. 71. *Knipschild*, de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 46. *Krebs*, tract. de ligno & lapid. part. 1. class. 4. sect. 16. §. 16. num. 2. **Seckendorf, im deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 7. pag. 447.

20) Die **Befugniß, Jagdhäuser**, darinnen die Jäger, Waidknechte und Hüter sich aufhalten, in dem Wald oder Forst aufzurichten und zu bauen, immassen die Aufsicht über das Holz und den Wildbann nicht wohl und füglich geschehen kann, wo sich nicht diese Bediente stets in dem Forst aufhalten und Achtung geben, daß darinnen kein Schaden geschehe. *Krebs*, loc. cit. part. 1. class. 4. sect. 16 §. 19. **Seckendorf** loc. cit. part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 8. pag. 449. *Wehner*, Observat. pract. voc. **Forst.**

B) Die **Nutzungen**, so dem Wildbannsherrn gebühren, sind 1) alle Nutzungen, so aus dem grossen und kleinen Waidwerk erhoben werden. 2) Die Geldbussen, welche denen, so wider Verboth jagen, und in andere Wege die Jagdordnungen übertretten, auferleget werden. 3) Die Jagdfrohnen, wo sie hergebracht. 4) Die Jägeratzung. 5) Der Jagd- oder Hundshaber. Einige rechnen noch hieher die wilden Bienen und Honig, so aber mit besserm Recht dem Forstherrn zugeeignet wird.

C) Was den **Erweiß** der Wildbannsgerechtigkeit anbetrift; so beruhet derselbe überhaupt auf den Waldnutzungen, die in Ansehung derselben erhoben werden. (*Brunnemann*. consil. penult. num. 235. *Klock*. vol. 1. consil. 50. num. 275. *Knichen*. de jur. territ. cap. 4. num. 213.). Doch hat dieses nur in dem Possessoris, oder wo von der Proprietät nur incidenter gehandelt wird, seinen Effect; denn in petitorio, weil über die Proprietät hauptsächlich der Streit ist, werden stärkere und erheblichere Probationes erfordert s. a. **Forstgerechtigkeit.** lit. E). (arg. L. 4. Cod. de probat. *Faber*. Cod. Sabaud. lib. 3. tit. 22. def. 18.).

D) Wie sich der Wildbann endige und verlohren werde. s. **Forstgerechtigkeit** lit. I).

**Wildbannsgerechtigkeit**, siehe **Wildbann.**

**Wildbaum, Wildbäume**, werden diejenige Bäume genennet, welche in grossen Wäldern, wo viel Wild gehegt wird, zur Winterszeit zu dessen Erhaltung gefället werden, welche in jungen Kiefern bestehen, wovon dir Hirsche die Rinde gerne abschälen, wobey sie aber zugleich mit einer Hauptfütterung versorget werden.

**Wilddieb**, s. **Wildschütze.**

**Wilde Enten**, s. **Ente.**

**Wilde Esche**, s. **Esche.**

**Wilde Fasanerey**, s. **Fasanerey.**

**Wilde Feldgeiß**, s. **Gems.**

**Wilde Gans**, s. **Gans.**

Wild-

Wildelster, s. Neuntödter.

Wilder Corneelbaum, s. Rheinweide.

Wilderer, s. Wildschütze.

Wilder Ochse, s. Ochse.

Wilde Rose, s. Dornrose.

Wilder Pflaumenbaum, siehe Schlehendorn.

Wilder Schneeball, s. Schwalckenbeere.

Wilder Sperberbaum, s. Ebreschenbaum.

Wilder Taxbaum, s. Eibenbaum.

Wildes Schwein, s. Schwein.

Wilde Stämme, s. Stamm.

Wildfang, s. Ente, Taube, Habicht, Beitzvögel.

Wildfuhr, s. Wildbahn.

Wildfuhren, s. Jagdfrohnen.

Wildgarn, ist eine Art von Jagdnetzen, welche in Ermanglung der kostbaren Tücher, auch der Hirsch- und Saunetze, zu denen Hirsch- Rehe- und Saujagen gebrauchet werden. Es sind derselben zweyerley: schwere und leichte.

a) Die schweren Wildgarne, wenn sie recht bequem verfertiget, und Busenreich eingetheilet werden sollen, müssen 100 Schritt stellen, und das Garn aus klarem, und recht gutem gehächeltem Hanf, neunfädenig geschlagen, gemachet, die Maschen, oder Schmasen in das Gevierte 6 Zoll über der Rückbank gezogen, 18 dergleichen Schmasen hoch verfertiget, und die Leinen 20 Faden stark geschlagen werden; so wiegt das Netz über 3 Centner, und muß unumgänglich auf einem Wagen geführet werden, weilen solches zu tragen, zu schwer fallen sollte.

b) Die leichten Wildgarne, so auch Kuppelnetze genennet werden, stellen im Busen 60 gute Schritte. Die Leinen, davon solche Garne gestricket werden, sind ebenfalls neunschäftig, doch kleiner, als die vorigen, geschlagen, in der Dicke einer Trommelleine, aus recht klarem ausgehächelten Hanf. Die Schmasen kommen auch 6 Zoll ins Gevierte, und ist ein solch Garn 16 solcher Schmasen hoch, und werden die Knoten über die Rückbank dichte zugezogen. Die Ober- und Unterleinen ebenfalls von 20 Faden, aber doch dünner, als die vorige. Am Gewichte kommt ein solches Netz etwan anderthalb Centner, und kann dasselbe auf einem grossen 3 Ellen langen Hacken gar füglich von zwey Mann getragen werden, welche einander auch im Aufstellen und Fangen hülfliche Hand leisten können.

Wildgraf, s. Holzgraf.

Wildhagen, Rehhagen, werden mitten im Walde angeleget. Nemlich es wird ein viereckigter Platz Holz, oder Dickigt in einen Zaun eingemacht, worinnen aber Lücken bleiben. Wenn nun gejaget werden soll; so wird von den Seiten der auswendige Wald ab- und hineingetrieben. Alsdenn werden in die Lücken Stangen in die Quere geleget, so hoch, daß

daß die Thiere unten gar leicht durchkommen können. An den Stangen werden von guten vesten leinen Schleifen zu den Stangen gemacht, daß selbige quer über die Lücken stellen. Sodann wird in den Hagen nach den Zäunen zugetrieben, und den Thieren keine Ruhe gelassen. Wenn die Thiere nun zu den Lücken hinaus wollen, bleiben sie hangen, wie die Vögel in den Dohnen. Die es recht ordentlich halten wollen, lassen an den Hagen herum Wildfurchen pflügen, da man denn allezeit sehen kann, was in den Hagen hinein ist. Wenn man nun siehet, daß von sich selbst etwas hineingezogen; so brauchet es keines Beytreibens.

Es werden die Hagen auch auf folgende Art gemachet: Man machet einen Zaun mitten durch den Wald, leget an demselben zugleich einen lebendigen Zaun, und Hecke an, und bleiben hierinnen auch Lücken, worinnen denn ebenfalls, wie oben gedacht, Stangen mit Schleifen gemacht werden, und hierauf wird von einer Seite nach dem Hagen zugetrieben, da die Stangen mit den Schleifen gegen das Treiben hangen. Ist nun daselbst durchgetrieben, so werden die Stangen wieder auf die andere Seite gehänget, und von jener Seite auch hergetrieben. Einige halten sich auch wohl Jagdhunde, womit sie die Thiere sowohl in vorigen, als diesem Hagen geschwinder, und besser in die Schleifen jagen können. Wie aber leicht zu erachten, so ist es ein schlechtes Vergnügen, und mehr, um nur zu würgen, und todt zu machen, und Nutzen daraus zu ziehen, als daß es zur Lust gereichen kann. Ueberdem so sind diese Hagen der Wildbahn, und den Gehägen schädlich, indem darinne Alt und Jung daran muß.

**Wildhuhn**, s. **Rebhuhn**.

**Wildkalb**, heißt das Junge von einem Hirsch, weiblichen Geschlechts, gleichwie das junge Männlein ein **Hirschkalb** genennet wird. Wenn es über ein Jahr alt ist, heißt man es **Schmalthier**, welchen Namen ihm einige Jäger viel zu frühzeitig nach der Brunst oder Winterverhärung, jedoch nur um ihres Nutzens willen, beylegen, weil sie vom Schmalthier mehr Pürsch- oder Fanggeld, als vom Kalbe, bekommen, s. a. **Hirsch**, **Hirschkalb**.

**Wildling**, s. **Ente**.

**Wildlinge**, s. **Stamm**.

**Wildmarder**, s. **Marder**.

**Wildmeister**, ist ein ansehnlicher Jagdbedienter, der ein Amt verwaltet, welches theils Orten höher, theils Orten aber geringer ist, als des Oberförsters. Er muß in seiner Wissenschaft, wegen Forst- und Jagdsachen schon in allem vest, richtig und gewieß seyn, die ihm untergebenen Forstbedienten in genauer Aufsicht haben, und davor stehen, daß dieselbigen Aemtern zugehörige Forstreviere, Gränzen, Wildbahnen, Heiden, Gehölze, Wälder, Büsche, Moräste, Teiche, Mastungen, Fischwasser, und Krebsbäche, auch deren darauf berechtigte hohe und niedere Jagden, Gehäge und Wildbahnen, in treu-

fleis-

fleißiger Aufsicht gehalten werden mögen, sich in dem gehörigen Forsthause, wo es ihm angewiesen, allezeit aufhalten, und von daraus die zugehörigen Heiden und Wälder das Jahr hindurch fleißig bereuten, davon nichts schmälern, oder einziehen lassen, das brauchbare benöthigte Holz jedesmal anweisen lassen, wo es der Wildbahn nicht schädlich, oder des Wildes Behältnisse, Wechsel, Stand, und Dickigte nachtheilig seyn möchte, das angewiesene Brennholz nicht von grünen masttragenden Eichen, oder Buchen, weniger von Samenbäumen, sondern von dürrem abgestandenen Holz, so ferner zu keiner Frucht oder Mast dienlich, sondern abgestorben und vertrocknet ist, zu gewöhnlichen Kühnklastern schlagen lassen. Auf die Brettmühlen, Eisenhämmer, Glashütten, Pechöfen, genaue Aufsicht halten. Die Grenzen jährlich beziehen, und besichtigen lassen, damit hierinnen kein Unterschleif vorgehen möge, und so etwas an der Grenze streitig werden wollte, soll er dieselbe zur Handhabung der Gerechtigkeit bey Zeiten bejagen; die Verbrecher, so sich auf irgend eine Art am Holz, oder Wildpret vergreifen, hat er zur Bestrafung scharf anzuhalten.

Die Raubthiere, und Raubvögel mit allem Ernst zu vertilgen; dagegen die Gehäge des Wildprets groß oder klein zur fleißigen Aufsicht wahrzunehmen, damit dem Wildpret zur Winterszeit mit nöthiger Fütterung, und Lebensunterhalt bey Zeiten Rath geschaffet werde. Er soll keine Ziegen dulden; bey dem jungen Wiederwuchs das ungebührliche Hüthen des Rind- sonderlich des Schwein- und Schafviehes nicht verstatten; ohne absonderlichen erheblichen Urlaub und Vergünstigung der Cammer nichts von Masthölzern veräussern; die Lieferung des Wildprets nach Hofe beschleunigen; beym Holzmarkte sowohl des Frühjahrs, als des Herbsts, soll er nebst dem Amtmann, und Forstschreiber die Gelder einnehmen, hierüber richtige Rechnung führen, und stempeln lassen; auch angelegte Feuer zu verhüten sorgen; des Herbstes bey Zeiten die Mastung bereuten, und hiervon genugsamen Bericht einziehen; bey gefallenem Neuling oder Schnee denen Wölfen, Luchsen, und Raubthieren, sie zu fangen, fleißig nachtrachten, und die Luderplätze ausser den Gehägen ordnen lassen.

Hiernächst hat er auch treulich und fleißig wahrzunehmen, daß ausserhalb der Strasse keinem Menschen erlaubet seye, Büchsen, oder Flinten zu tragen, zu hetzen, zu forciren, zu jagen, zu baitzen, zu schiessen, und zu stellen; doch werden hiervon die Reisenden ausgenommen, dafern sie auf offener Landstrasse bleiben, und ihre Hunde gekuppelt führen. Hierüber muß ein Wildmeister acht haben, ob man etwa irgend wo heimlich pürschet, oder Fallen, Schlingen, Gruben, und Drat leget, junge Hasen, und Rehe in der Satzzeit auffängt, Rebhüner, Feldhühner, Fasanen, Auer- und Birkhühner, Enten, und Tauben, und anders Geflügel, oder derselben Eyer ausnimmt, wodurch das laufende, fliehende, und fliegende Wildpret verwüstet wird.

Ferner

Ferner muß er auf die Verbrecher Acht haben, so Holz stehlen, Laub streifen, Gras mausen, über Triften hüten, Eichen schälen, Linden streifen, Bäume ringeln, Mayen hauen, Harz scharren, Eicheln schlagen, Birken bohren, Vogelkiehn hauen, Heidekraut im Sommer brennen, wodurch vielfältiger Schade geschieht, und dieselben zur Bestrafung angeben. Keinem Nachbar soll er die Folge des Schweißhundes verstatten, sondern wie das Angeschossene umgekommen, Bericht erstatten. Keine fremde Jägerpursche ohne richtige Kundschaft den Förstern zu halten verstatten; auf der adelichen Vasallen Jagden genaue Aufsicht haben; den Wildpretsdieben, und Räubern nachstellen, dieselben anhalten lassen, solche, und dergleichen Sachen mehr, nach genugsamer Erkundigung, untersuchen, manchmal gehörigen Orts Bericht erstatten.

**Wildniß, Lustwald, Lustgebüsche, Plantage**, lat. Nemus, Tempe, franz. *Bois de Plaisance*, ist ein gewiesser District, welcher mit allen möglichen Arten von wilden Bäumen auf eine dem Auge gefällige Art besetzt ist.

I. Eine Wildniß ist im Grossen, was eine Pflanzung oder Plantage im Kleinen ist Die Engländer haben deren vornemlich zweyerley Arten: **Entweder** man bepflanzet hie und da einen einzelnen kleinen Hügel oder runden Raum mit Bäumen, so daß in der Mitte einer oder mehrere der höhesten, umher einige etwas niedrige, um diese eine Reihe kleiner Bäume, denn eine Reihe hohe Stauden, und so weiter immer mehr niedrige gepflanzet, der ganze Ort aber mit einem niedrigen, weiß anzumahlenden Geländer umgeben wird, dieses nennet man alsdenn einen **Klump Bäume** Sie müssen überhaupt eine Pyramide vorstellen. **Oder** aber sie pflanzen an einem, nach Beschaffenheit des Orts, krumm oder schlangenweise anzulegenden Gang, an beyden, oder auch nur an einer Seite, allerley Arten von Stauden und Bäumen. Von diesen letztern werden wir hier vornemlich handeln, und was dabey zu beobachten seye; in gewiesse Regeln fassen.

**Die 1. Regel:** Vorzüglich beruhet es darauf, dazu bequeme Plätze zu wählen. Auf einen Ort allein sich einzuschränken, geht nicht wohl an. Eines Theils erfordern so viele Arten von Gewächsen unterschiedene Lagen, Erdreiche, Gegenden und Plätze, welche man an einem Ort nicht leicht vereint findet. Es gefällt auch gemeiniglich die Abwechslung besser, wenn wir, nachdem wir einige Zeit in einer Wildniß gegangen sind, erst eine Weile über einen leeren, oder freyen, grünen, oder mit Blumen bepflanzten Platz gehen, denn an ein Wasser gelangen; denn eine Brücke passiren; denn einen Tempel oder ein Lusthaus antreffen, und nach einiger Zeit wieder an eine andere Art von Pflanzung gelangen. Es ist anbey fast nothwendig, von dem Nadelholz, als Tannen, Fuhren, Lerchenbäumen, hie und da besondere Pflanzungen anzulegen. An einer Stelle

le wird auch eine recht dichte, hohe, schattige finstre Bepflanzung erfordert, wenn man eine andere nur mit niedrigen, eine freye Aussicht verstattenden Stauden besetzen soll. Man schränkt sich überdem mit einer Pflanzung dieser Art nicht blos auf den eigentlichen Garten ein, sondern legt dergleichen auch im freyen Felde, oder in einer Waldung an, wo man eine angenehme Gegend oder schöne Aussicht vor sich hat.

Die 2. Regel: wenn wir sagen, daß man zu den Pflanzunzungen bequeme Plätze auswählen soll; so ist bey der Wahl ein Unterschied zu machen, unter einem kostbaren, blos zum Vergnügen einzurichtenden Garten, und unter einem Garten, welcher einer Privatperson gehört, wobey man also vornemlich auf den Nutzen siehet, jedoch auch einen Theil des Platzes zum Vergnügen widmet. Jenen kann man nach Gutbefinden vertheilen, wie es sich am besten schicken will, ohne zu erwegen, ob der Platz besser genutzt werden könne. Man wird vielleicht die Gegenden, wo die beste Erde ist, am ehesten zu einer Pflanzung nehmen, um die Bäume desto freudiger wachsen zu machen. Bey den Privatgärten aber soll man jedesmal Rücksicht darauf nehmen, daß nach unserer Landesart der Nutzen, mithin die Erziehung guter Küchenkräuter und guter Sorten von Obst das vornehmste sey. Folglich würde strafbar seyn, wenn man die zum Küchengarten dienliche Plätze zu einer Wildnis nehmen, und um schöne Pflanzung zu haben, an dem Nothwendigen Mangel leiden wollte. Derowegen wählt man am liebsten abgelegene, unebene, winklichte Gegenden, von einem sterilen Boden, woran nichts zu verderben ist, oder welche, wenn sie unbepflanzt blieben, ein heßliches Ansehen geben möchten. Sind uns die Hände gebunden; so helfen wir uns so gut wir können, und ein jeder wird nach seinen besondern Umständen erwegen, in wie weit er die allgemein gegebenen Regeln bey sich anwenden, oder sich einschränken solle.

Die 3. Regel: Man bepflanzt nicht gern einen nahe bey dem Wohnhause gelegenen Platz: theils um eine freye Aussicht zu behalten; theils weil hohe Bäume in der Nähe die Luft dumpficht und unangenehm machen. Ja man hält die vielen Ausdünstungen, welche grosse Bäume von sich geben, der Gesundheit schädlich. Sie ziehen auch Fliegen und Ungeziefer an sich, welche dadurch in die Zimmer gebracht werden. Ein anders ist, wenn man gleich vom Hause ab eine schattige Promenade zu haben wünscht.

Die 4. Regel: Eine anzulegende Wildnis muß mit dem Garten ein gewiesses Verhälteniß haben. Man kann nicht den ganzen Garten zu einem Lustwalde machen, und mit Bäumen über und über bepflanzen. Wir lieben auch freye Plätze, wo wir einer offenen uneingeschränkten Luft geniessen, auch eine freye Aussicht auf einige Entfernung haben können. Beständig eingeschlossen zwischen Stauden und Büschen

zu

zu gehen, würde uns eben so zuwider werden, als wenn man stets zwischen geschornen Hecken gehen müßte. Hingegen einen grossen Platz mehrentheils offen oder wüste liegen zu lassen, und nur kleine Plätze darein zu bepflanzen, oder gar keine hohe Bäume darinn zu ziehen, wäre eben so unnatürlich. Es beruhet also auf eine geschickte Eintheilung, daß man eben ein rechtes Mittel zu treffen weißt.

**Die 5. Regel:** Man hütet sich, eine freye Aussicht in eine angenehme Gegend durch eine Bepflanzung zu hemmen. Z. Ex. wenn man aus dem Hause, oder aus dem Garten auf eine offene Heerstrasse, oder auf einen fleißig besuchten Weg, oder auf eine angenehme Wiese, wo stets Vieh geweidet wird, oder auf einen schiffreichen Fluß, oder sonst an einen Ort sehen kann, wo oft neue Gegenstände vorfallen. Denn die Aussicht in die schönste, aber stets in die nemliche und todt bleibende Gegend, wird man bald müde; da hingegen sieht man gern in eine, oft Veränderungen darstellende Gegend, ob unsere Aufmerksamkeit neue Gegenstände entdecken kann. Wir nennen solches *Des vues mouvantes*, **bewegliche Aussichten.**

**Die 6. Regel:** die Wildnisse schicken sich vornemlich an und neben einem Flusse oder Wasser; theils weil dieses ihnen einen doppelten Reiz giebt; theils weil viele Stauden nur allein oder vorzüglich am Wasser wachsen: als **Ellern, Weiden,** *Nyssa, Diospyros;* theils weil auch den den mehrsten andern Bäumen diese Gegend am angenehmsten zu seyn pflegt. Das Wasser giebt zu dem Gelegenheit zu Anbringung mehrerer Abwechslungen, als Brücken, Wasserfälle, Cabinette. Man hat das zum Begiessen nöthige Wasser gleich bey der Hand. So nützlich es aber ist, verschiedene Arten von Bäumen an das Wasser zu setzen, so sehr hat man sich zu hüten, daß man keine zarte Stauden an solche Plätze pflanze, welche im Winter unter Wasser stehen; denn man lauft Gefahr, daß sie, da es daselbst allemal kälter ist, im Winter verfrieren oder verfaulen.

**Die 7. Regel:** Wo Anhöhen sind, sollen solche billig bepflanzt werden. Man verdirbt sich die durch die Anhöhe ohnehin unterbrochene Aussicht nicht weiter, vielmehr fällt ein bepflanzter Hügel besser ins Auge; viele Stauden wachsen vorzüglich an Anhöhen; man kann sie nicht wohl auf andere Art nutzen; die Stauden beschatten sich alsdenn unter einander nicht so sehr, als wenn sie auf einer Ebene stehen, sie fallen auch besser ins Auge, und man kann wirklich mehrere Stauden neben einander, mithin sie dichter zusammen setzen, weil sie mehr freye Luft behalten, und mit den Zweigen nicht so leicht in einander gerathen.

**Die 8. Regel:** Du Hamel räth besondere Lustwälder für den Frühling, Sommer und Herbst anzulegen, und in die erstern die Pflanzen zu setzen, welche früh im Frühjahr ausschlagen, grün werden, und blühen. In jene diejenigen, welche des Sommers über blühen und in der größten Schön-

Digitized by Google

Schönheit sind; und in die letztern solche Stauden, welche entweder immer grün sind, oder doch spät ihr Laub behalten. Allein man sucht lieber einen jeden zur Veränderung und zu den Promenaden bestimmten Platz sich auf das ganze Jahr angenehm zu machen. Dieses geschieht, wenn man die immer grünen, und früh und spät ausschlagenden Bäume geschickt untereinander zu mischen weiß. Wenn neben einem spät ausschlagenden Platanus andere eher grünende Stauden gesetzt werden; so bemerkt man keine Lücke.

Die 9. Regel: Eine solche Wildniß, wenn sie gut gerathen, und schnell wachsen soll, will frisches und neues Erdreich haben. Ein Ort, der schon durch andere Gewächse lange Zeit ausgezehret und entkräftet worden, kann nicht mit Vortheil so fort gebraucht werden, wenn man auch gleich die Kosten daran wenden wollte, denselben zu rejolen und stark zu düngen. Zu einer Pflanzschule für ausländische Bäume ist die Erde von vermoderten Rasen, oder ein frisch umgebrochener und bearbeiteter Anger am zuträglichsten, und der besten gedüngeten Gartenerde vorzuziehen. Eine solche Erde hat Kräfte genug, den geschwinden Wachsthum der junger Pflanzen zu befördern, erstickt sie aber nicht durch überflüssige Geile, und hat dabey den wichtigen Vorzug, daß sie einige Jahre vom Unkraut rein bleibt, wenn bey der ersten Bearbeitung die gehörige Vorsicht gebraucht wird. Es empfiehlet sie daher auch der um den Anbau fremder Bäume verdiente Herr von Grafenried in den Berner Sammlungen zu solchen Gewächsen vorzüglich, die in Töpfen oder Kasten aufbehalten und gewartet werden sollen.

Die 10. Regel: Allzu feuchte und niedrige Orte sind noch weniger zuträglich. Es giebt zwar einige Arten der Bäume, welche an nassen und sumpfichten Oertern am besten wachsen. Es sind aber nur sehr wenige, wie z. Ex. unsere Ellern und einige Weiden. Deswegen müssen doch die jungen Stämme davon im trocknen Boden angezogen werden; will man den Saamen in feuchten sumpfichten Boden aussäen; so wird er gemeiniglich verlohren gehen, weil es daselbst zu kalt ist, und die zarten Pflanzen leicht verfrieren, oder im Wasser versaufen.

Die 11. Regel: Insonderheit erfordert die Anlage solcher Plantagen ein wohl zubereitetes, mürbes und lockeres Erdreich. Ueberhaupt kann in Ansehung der wilden Bäume, von der Zubereitung des Erdreichs der Artikel: Holzbau nachgesehen werden. Oefteres Umgraben macht das zäheste Erdreich locker, zumal wenn es vor dem Winter geschiehet, und die Erde furchenweise aufgeworfen wird, damit der Frost und das Schneewasser desto besser eindringen können. Wer aber einen Platz recht zuverläßig umarbeiten und gehörig zubereiten lassen will, läßt ihn mit der Hand umgraben. Hat er in Anger gelegen; so ist am besten, das erste Umbrechen im Sommer verrichten zu lassen. Die Schollen müssen sorgfältig so

so beym umgraben gelegt werden, daß der grüne Anger in den Grund kommt; bleibt das Erdreich so hohl und uneben liegen, daß die Luft zwischen den Schollen durchstreichen kann; so bracket und trocknet die Erde im Sommer und Herbst aus. Wenn denn im Winter der Forst und Schnee hinzukommt; so verfaulen die in der Erde befindliche Wurzeln und Kräuter, und wenn hierauf das Land im folgenden Frühjahr weiter gerührt wird; so fällt es auseinander, und läßt sich durch einander arbeiten. Geschieht das Umgraben aber zum erstenmal im Winter; so bleibt die bewachsene Narbe bis in den andern Sommer grün, und das Erdreich kann nicht durch einander verarbeitet werden.

Wenn man etwas grössere Plätze umbrechen läßt, geschieht es mit dem Pfluge, welcher aber sorgfältig zu führen ist, daß die Furchen nicht zu breit gemacht, durchgehends von dem alten Boden abgelöset, mithin rein umgelegt werden, so daß der grüne Rasen recht unten zu liegen kommt, und die Furchen nicht etwa über Kants stehen bleiben. Das Umbrechen muß in beyden Fällen geschehen, so tief als man nur mit dem Spaden oder Pfluge kommen kann.

Wenn ein umgebrochenes Feld zum zweytenmal gepflüget werden soll, pflegt man den Pflug gern in die Quer zu führen, damit die Furchen besser durchgeschnitten werden, und die nachfolgende Egge sie leichter aus einander reissen kann. Hat man zum ersten Umbrechen nicht eher, als spät im Winter, gelangen können; so pflegt man im Frühjahr über das umgebrochene Feld Hafer säen, und nur mit einer Egge lose überherziehen zu lassen; so verfault der Rasen unter dem auswachsenden Korn des Sommers über. Wie oft ein Land vergebens zu bearbeiten sey, und wie lange es ruhen müsse, um locker und artbar zu werden, lehret die Erfahrung nach der Natur jeden Erdreichs beurtheilen.

**Die 12. Regel:** Ein solcher angepflanzter Ort muß gegen das Wild, besonders die Hasen und Kaninichen, wohl verwahrt seyn. Insonderheit ist, wenn man in Waldungen Heisterkämpe oder Baumschulen anlegt, nothwendig, sie mittelst Graben und vester Hecken zu befriedigen. Am sichersten ist, einen Graben umher zu ziehen, durch die Erde innerhalb einen Wall erhöhen zu lassen, und solchen alsdenn mit Birken, Haseln, oder anderm weichen, geschwinde wachsenden Holze zu bepflanzen. Wo viele Hasen sind, können solche einen ganzen Heisterkamp in kurzer Zeit bey starkem Frost zu Grunde richten. Man hat gefunden, daß sie alle in dem Sommer vorher aus Eicheln gelaufene Eichheister auf der Erde abgebissen haben, als wenn sie mit einem Messer abgeschnitten gewesen wären. Das beste Mittel dagegen bestehet darinn: beym Anfange des Winters trockne abgehauene Zweige und Buschwerk ausbreiten zu lassen. Es fällt den Hasen zu beschwerlich, darzwischen herum zu hüpfen, und noch verdrießlicher, zwischen den trocknen, ihnen unange-

angenehmen Zweigen, die jungen grünen Loden aufzusuchen. Wo viel Hochwild ist, sind oft alle Vorsichten vergebens.

Wenn nun ein Platz zu einer Pflanzung ausgewählt und zubereitet ist; so kommt es auf eine Kenntniß dererjenigenn Pflanzen an, welche darauf gesetzt werden können, und zwar wird eine doppelte Kenntniß, theils dem Namen, theils aber auch der Natur nach erfordert.

1) Dem Namen nach muß man eine jede Pflanze kennen; weil man sie sonst gar nicht unterscheiden und sich bemerklich machen könnte. Zwar um sich selber eine Pflanze bemerklich zu machen, wäre eine jede Benennung, ja ein jedes Zeichen, welches wir derselben beylegen, hinreichend. Damit wir aber die unendlichen Irrthümer, worein wir sodann gerathen würden, vermeiden, oder, wie der Ritter Linne sich irgendwo ausdruckt, nicht in die vorige Barbarey zurückfallen, und uns auch andern verständlich machen, nicht weniger nachschlagen und lesen können, was andere von jeder Pflanze gelehrt und geschrieben haben; so ist nothwendig, daß wir uns den rechten bestimmten Namen, womit ächte Kräuterkenner die Pflanze belegt haben, und unter welchem sie allen bekannt ist, ausforschen.

Es ist eben nicht nöthig, daß wir uns alle und jede Benennungen bekannt machen, womit eine Pflanze von andern entweder aus Unwissenheit, oder aus einem Neuerungsgeist belegt worden, sonst würden wir unser Gedächtnis ohne Noth und Nutzen ermüden. Es ist genug, wenn wir davon nur so weit eine Kenntniß haben, daß, wenn uns ein weniger bekannter Name vorkommt, wir wenigstens wissen, wo wir den wahren Namen, oder die Beschreibung der Pflanze, welche dadurch verstanden wird, aufsuchen sollen, und wenn ja von Unwissenden ein barbarischer oder ganz unschicklicher Name gebraucht würde, daß wir uns nicht gleich verführen lassen, zu glauben, daß wir mit einem neuen Namen auch eine eben so neue und unbekannte Pflanze erhalten werden; wir haben vielmehr in solchen Fällen allemal Ursache, mißtrauisch zu seyn, und uns entweder gar nicht verführen zu lassen, oder doch vorher eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, ehe wir Kosten anwenden.

Der fleißigste Naturforscher unserer Zeit, der Ritter Linne, hat mit solchem Fleiß alle Pflanzen ausgeforscht, untersucht und mit zutreffenden Namen belegt, daß seiner Scharfsichtigkeit sehr wenige entwischen konnten. Er hat in seinen generibus plantarum alle bisher bekannt gewordene Geschlechter auf das genaueste beschrieben und bestimmt, so daß man bey jeder neu vorkommenden Pflanze bald entdecken kann, zu welchem Geschlechte sie gehören möchte.

In den Speciebus plantarum, und im zweyten Theile des Systematis Naturæ hat er alle ihm bekann gewordene Sorten von jedem Geschlecht aufgeführt. Seine Namen enthalten einige der vornehm-

nehmsten Kennzeichen, wodurch man jede Pflanze von den ähnlichen unterscheidet, und ausserdem hat er für jede noch einen Trivialnamen, nechlich ein einzelnes Wort, welches zum Geschlechtsnamen gesetzt wird, angenommen, damit man nicht, den oft langen und weitläuftigen ganzen Namen behalten, und jedesmal hersagen darf, sondern jede Art von Pflanzen sich unter zwey einzelnen Worten bemerken kann. Z. Ex. Quercus robur, Quercus rubra, Quercus prinos, und so weiter. Diese trivialische Namen sind also dasjenige, was sich ein jeder, der sich Pflanzen bemerken will, bekannt machen soll. Die übrigen Hauptnamen dienen dazu, daß ein Gartenfreund, der eine neue, ihm noch nicht bekannte Pflanze unter einem Trivialnamen erhält oder besitzt, nach jenen prüfen kann, ob die Pflanze auch die darinn enthaltene Theile oder Eigenschaften habe, mithin eben die nemliche sey, welche der Name anzeigt.

Anfänger in der Botanick werden dabey zwo Hauptunbequemlichkeiten bemerken: **Eines Theils** wird den wenigsten die botanische Sprache bekannt seyn, und sie werden nicht anders, als mit vieler Mühe erlernen, was die vom Ritter angenommene Kunstwörter bedeuten. Wollen sie aber mit einiger Zuverläßigkeit handeln, und die Pflanzen gründlich kennen lernen; so müssen sie sich doch jene bekannt zu machen suchen. **Andern Theils** werden manchem die angenommenen Character nicht bestimmend und unterscheidend genug scheinen. Wer aber einen Versuch machen will, wird finden, wie schwer es sey, in wenig Worten genau die Kennzeichen zu bestimmen, wodurch eine Sache von allen ähnlichen unterschieden ist, ohne daß sie gewiesser Maassen auch auf eine oder andere der ähnlichen passen. Eine öftere Wiederholung macht uns darinn mehr geübt. Man geht bey denen ohnehin jetzt allgemein angenommenen Linnéschen Namen doch sicherer, als wenn man die ältern unbestimmten schwankenden Benennungen eines **Bauhins, Tourneforts, Boerhavens**, und so weiter, wieder hervorsuchen und beybehalten wollte.

Doch da hier die Rede blos von Bäumen ist; so möchte mancher denken, daß es schon genug sey, wenn er sich, wenigstens bey den einheimischen Pflanzen, blos um die deutschen Namen bekümmere, und daß er der lateinischen Namen entbehren könne; Erwegen wir aber, wie vielerley Namen oft der nemliche Baum, z. Ex. Euonymus europæus, Frangula alnus, Sorbus aucuparia, habe; lesen wir weiter nach, wie sehr die auch noch in neuern Zeiten vom Forstwesen handelnde, sonst geschickte Verfasser, sich in deutschen Benennungen irren und abwechseln, so daß sie dadurch undeutlich und unvernehmlich werden, und z. Ex. ganze Abhandlungen schreiben müssen, was vor ein Baum wohl unter **Schießbeeren** verstanden werde; So werden wir bald überein kommen, daß wir ohne die wahren lateinischen Benennungen mit anzuführen, sehr unsicher gehen, und unmöglich fertig werden können, um so weniger, da viele der deutschen Namen nur Provincialbe-

nen-

nennungen sind, welche ausser der Provinz nicht einmal in den übrigen Theilen von Deutschland verstanden werden.

2) Wenn wir nun die Pflanzen dem Namen nach kennen; so müssen wir uns noch ferner ihre Natur und Eigenschaften bekannt machen; denn daraus ergiebt sich, wie wir eine jede warten und handhaben müssen, und wie wir sie nutzen können. Wie wir uns dabey verhalten sollen, dazu giebt der Ritter Linne vortrefliche Muster in denen beyden im V. Tom. der Amœnitatum nachzulesenden Abhandlungen: Arboretum suecicum, und Frutetum suecicum, und in einer dritten im IV. Tom. Stationes plantarum.

Es beruhet darauf, daß wir bey jeder Pflanze zu erforschen haben: 1) Patriam, das **Vaterland**, nemlich in welchem Theile der Welt, oder in welcher Provinz sie angetroffen wird. 2) Aërem seu Clima, das **Clima**, worinn sie vorzüglich, oder vielleicht nur allein fortkommt. 3) Cibum, die **Nahrung**, welche sie erfordert. 4) Potum, den **Durst**, ob sie viel oder wenig Feuchtigkeit verlanget. 5) Motum, die **Art zu wachsen**. 6) Excreta, **ihre Fortpflanzung**. 7) Serendi modum, **ihre Vermehrung**. 8) Mores, die Natur und merkwürdigen Eigenschaften. 9) Usus, wie sie gebraucht wird, und was sie für Nutzen leistet. 10) Tonsitatem, ob, wie und wenn sie geschoren werden können.

Wenn wir nunmehro die Bäume dem Namen und ihrer Natur nach überhaupt kennen, und jetzt eine Pflanzung anlegen wollen; so kommt es auf eine geschickte Auswahl derer zusetzenden Sorten an. Hiebey hat man zu sehen 1) auf die Lage des zu bepflanzenden Ortes. 2) Auf dessen Grund und Boden. 3) Auf den Umfang desselben. 4) Auf die Umstände, worinn sich der Herr des Orts befindet. 5) Auf die etwa besonders eintretende Nebenbetrachtungen.

1) Zuförderst ist auf die **Lage des Orts** Rücksicht zu nehmen, daß man keine andere Pflanzen aussetze, als die sich dahin schicken. Z. Ex. Ich will einen hohen, kahlen, steinigten, dem Winde ausgesetztem Berg besetzen, wohin selten Spatziergänge geschehen; so werde ich nichts hinbringen, was weichlicht oder rar ist, noch was nur in Gründen oder gar am Wasser wächßt. Wird hingegen nahe bey der Wohnung eine Pflanze angelegt, an einem Ort, welcher alle natürliche Vortheile hat, und wohin jeder Spaziergang am ehesten gerichtet wird; so versammelt man allda lieber alle die raresten, schönsten, und am mehresten ins Auge fallenden, oder eine sorgfältige Wartung erfordernde Pflanzen.

2) Eine gleiche Bewandniß hat es in Ansehung des Grundes und Bodens, der beflanzt werden soll. Die besten Pflanzen woran uns am meisten gelegen ist, setzt man am liebsten dahin, wo der beste Boden für sie ist. Eine Wachholderstaude, Birke, Fuhre nehmen schon mit dem magersten Erdreiche vorlieb, und wachsen daselbst vielleicht besser.

Ein Tulpenbaum, Platanus und Catalpa erhalten eben ihre Schönheit, wenn sie frech wachsen, erfordern also einen guten Boden.

3) Es macht einen grossen Unterschied aus, wie groß der zu bepflanzende Platz im Umkreise ist. Man setze

Den 1. Fall, daß jemand nur einen kleinen Garten in oder vor der Stadt hat, wovon er einen Theil bepflanzen will. Er ist also auf alle Weise eingeschränkt, und kann keine Promenaden ins Grosse oder Weite anlegen; so würde er unrecht handeln, wenn er einen solchen geringen Platz mit hochwachsenden Eichen, Büchen, Birken, Fuhren, wilden Kastanien, und so weiter bepflanzte, oder wenn er alle mögliche Arten von Stauden, und mehr, als der Raum umfängt, anzubringen suchte, und sie also so dichte in einander pflanzte, daß keine vor der andern aufkommen kann. In solchem Fall wählt man also lieber lauter seltene, und gewiesse Vorzüge habende, auch nur von mittelmäßiger Höhe wachsende Stauden und Bäume; läßt die höchsten, und sich am meisten ausbreitende, ganz zurück, und setzt etwa nur hie oder da am Ende oder auf den Seiten einen Tulpenbaum, Platanus, oder Amerikanische Eiche.

Der 2 Fall ist, wenn jemand zwar schon einen grössern Platz von ziemlichem Umfange, welcher alle Arten von Stauden fassen könnte, vor sich hat, jedoch noch auf diesen Raum eingeschränkt ist. Alsdenn sucht man den Platz im Anfange mit den nächsten besten Stauden zu bepflanzen, um ihn bald grün und bewachsen zu sehen. So wie man denn in der Folge rarere und bessere Pflanzen erhält, so werden die schlechtern und unnützern wieder ausgehoben, umgetauscht und weggeworfen.

Der 3. Fall ist, wenn wir mit unsern Pflanzungen auch ausser den Garten ins Weite gehen, und ganz grosse Pflanzungen und Wildnisse anlegen können. Da soll man gleich hie und da anfangen, wo es am schicklichsten ist, wo es am mehrsten unterhält, und wo es am reizendsten ins Auge fällt, kleinere Pflanzungen zum Vergnügen und zur Veränderung anzulegen, überhaupt aber im Ganzen auf den Nutzen und auf auf das Wesentliche sehen; sonst würde, wenn man überall spielen wollte, der Schaden zu groß seyn. Indem wir aber auch in grossen Waldungen hin und wieder Plätze zum Vergnügen anlegen, die uns und andere zu Zeiten hinlocken; so wird der Endzweck dadurch erreicht, daß der Herr seine Waldungen öfter als sonsten besucht, und auf gute Ordnungen und Verbesserungen siehet, auch die dabey zu gebrauchenden Leute zu mehrerem Fleiße aufmuntert. Auf diese Weise können die daran zu wendende Unkosten reichlich bezahlt werden.

4) Die besondere Umstände, worinn sich diejenige befindet; der eine Pflanzung anlegt, setzen ihm die Schranken, wie weit er gehen soll. Ein grosser reicher Herr, der einen kostbaren Gar-

Garten blos zur Pracht anlegt, und einige tausend Thaler Kosten nicht scheuet, kann sich auf einmal eine Sammlung von allen Stauden und Bäumen kommen lassen. Er muß billig suchen, das rareste und kostbarste zu besitzen. Es würde klein scheinen, wenn in einem prächtigen Garten alle Pflanzungen von lauter einheimischen Dornen, Birken, Ellern, und so weiter, angelegt wären. In einem Garten eines geringen Landwirths, welcher alle unnütze Kosten billig scheuet, erhält eine Pflanzung, welche von lauter einheimischen Pflanzen ohne grosse Unkosten angelegt ist, eben dadurch die grössesten Vorzüge und Schönheit, wenn sie gleichwohl so eingerichtet ist, daß sie gefällt; denn im Grunde haben wir unter unsern einheimischen Pflanzen fast eben so artige und gefallende, auch mehrere nutzbare Bäume und Stauden. Ein Landwirth, der mit auf den Nutzen siehet, wird mehr Vergnügen an einer Pflanzung von Quitten, Mispeln, Nussen, Kastanien, Hanebutten, Kirschen, Pflaumen, Stickbeeren, Johannisbeeren, Berberitzen und dergleichen, ihm eßbare Früchte gebenden Stauden finden, als wenn ihn eine Stunde lang zwischen lauter fremden, weiter keinen Nutzen habenden Stauden herumführt.

Ein anders ist es auch, ob jemand blos einen zu beflanzenden offenen Platz hat, oder ob er zugleich Gewächshäuser, mithin Gelegenheit hat, die zärtlichen oder noch jungen Pflanzen im Anfange zu beschützen. In jenem Falle darf er sich nichts anschaffen, als was er sicher der freyen Erde sogleich anvertrauen kann; denn eine weichliche Pflanze, von der man voraus weiß, daß sie nicht aushält, in die Erde zu pflanzen, ist allemal eine Verwegenheit. Es ist Schade, daß man eine Pflanze, mit welcher einem andern gedienet seyn möchte, vorsetzlich umkommen macht, und daß man sich etwas mit Unkosten kommen läßt, wovon man zuverlässig voraus weiß, daß die Kosten verlohren sind. Hat man aber Gewächshäuser, so kann man auch schon weichlichere Gewächse sich anschaffen. Man verwahrt sie sodann des Winters im Schutz, bis sie rechte Wurzeln haben, und etwas herangewachsen und verhärtet sind. Man setzt eine oder andere Pflanze etwas mehr an die freye Luft, läßt sie einen mäßigen Frost ausstehen, und bemerkt, ob sie empfindlich darauf ist, oder ob man ein mehrers mit ihr wagen darf. Das gilt vornemlich, wenn man Pflanzen hat, von deren Namen und Natur man ungewieß ist; denn wenn man sie kennt; so kann man nach der Beschreibung schon ziemlich wahrscheinlich urtheilen, ob sie draussen ausdauren werden oder nicht. Oder man hat Pflanzen, welche als zart angegeben werden, und zweifelt also, ob sie in unserer rauhen Gegend den Frost aushalten werden? Alsdenn braucht ein vorsichtiger Gärtner Behutsamkeit. Wer also Pflanzungen von fremden Bäumen anlegen will, kann ohne Gewächshäuser nicht fertig werden. Man nehme sich aber doch in Acht, den Pflanzen keine bessere Wartung zu geben, als ihnen gehört. Man verzärtelt sie

sie sonst, und sie gehen desto leichter aus. Man setzt oft Saamen in ein Treibbeet oder Treibhaus, um sie erst keimen zu machen; so bald sie aber gekeimt haben, müssen die weniger zarten gleich heraus gebracht, und allgemählig an die freye Luft gewöhnt werden.

5) Bey einer jeden neuen Anlage ist noch weiter besonders in Erwegung zu ziehen, ob noch Nebenbetrachtungen eintretten. Ich habe z. Ex. eine kleine Anhöhe, von welcher das Auge eine anmuthige Gegend übersehen kann; so ist es billig, einen lustigen, bepflanzten Spatziergang dahin anzulegen, und den Hügel selber auszuzieren, ohne sich die Aussicht zu verderben. In einem warmen trocknen, doch nicht unfruchtbaren, sandigten Erdreiche kann man schon mehr wagen, als in einem kaltgründigen, nassen Leimboden. Ein Platz, der leicht und oft von Wasser überschwemmet wird, darf nur mit solchen Stauden besetzt werden, welche das Wasser nicht scheuen.

Wie nun endlich eine **Bepflanzung selbst** eingerichtet werden müsse, das wollen wir an einem Beyspiel zeigen.

a) Zuförderst sind die Gänge geschickt abzutheilen und zu führen. Denn da die Pflanzungen, wovon hier die Rede ist, zum Vergnügen gereichen sollen: so helfen sie nichts, wenn nicht Spatziergänge dahin und durch solche gehen, damit wir die darinn enthaltene Schönheiten und Seltenheiten auch beobachten können.

b) Die Gänge selber dürfen nicht zu schmal angelegt werden. Es ist unangenehm, wenn nicht zwo oder drey Personen ungehindert neben einander gehen, und eine angefangene Unterredung fortsetzen können; noch unangenehmer ist, wenn uns alle Augenblick neue Zweige und Reiser im Wege sind und hinderlich fallen, oder bey Regen und Thau wohl gar benetzen. Am unangenehmsten aber fällt, wenn die zu nahe gepflanzten Stauden oben über dem Wege zusammen stossen, und in einander wachsen, da denn das Laub unten ganz vergeht, und blos die äussern, einer freyen Luft geniessenden Spitzen der Zweige noch Blätter behalten, dem Auge aber nichts übrig bleibt, als eine Menge unordentlich durch einander geschlungener, trockener, nacketer, oder mit Moos bewachsener Stämme und Zweige.

c) Ich erfordere also für die Gänge, wenn es der Raum einiger Maaßen erlaubt, acht, wenigstens doch sechs Schuh.

d) An jeder Seite des Ganges, wenn er von beyden Seiten bepflanzt wird, bleibt eine Rabatte von anderthalb bis zween Schuh, welche mit Auriculn, Primeln, Violen, Saxifragis, Marienblumen, Hepatica nobilis, und dergleich niedrigen Pflanzen besetzt wird; damit, wenn die dahinter stehende Stauden auch umfallen oder überhangen sollten, dadurch doch keine Hinderung oder Mißstand in der Promenade erweckt werde. Ist neben dem Gange eine, gleich schrem angehende Anhöhe; so wird sich dergleichen Rabatte nicht allemal anbringen lassen.

e) Ich

e) Ich setze den Fall, daß alles so weit abgetheilet sey, und daß der Raum, von 80 Fuß lang, und 50 Fuß breit, etwa zwey neben dem Wege, der der Länge nach durchgehet, zu bemerkende Quadrate vorstelle, welche bepflanzet werden sollen, deren jedes 72 Schuh lang und etwa 50 Schuh breit ist; so bemerkt man gleich hinter der eben beschriebenen Rabatte die erste Linie, und setzt auf solcher in Distanzen von vier zu vier Fuß ohngefehr, und nachdem jede Staude mehr oder weniger Raum erfordert, lauter von den allerniedrigsten, und nicht über drey bis vier Schuh aufwachsenden Stauden. Etwa drey Schuh darhinter, aber nicht in gerader Linie, und so wie es der Raum erfordert, setzt man eine zwote Reihe von etwas höhern gut ins Auge fallenden Stauden, etwa vier, fünf bis sechs Schuh auseinander. Vier Schuh weiter zurück wird die dritte Linie gesetzt, von noch höhern, oder weniger hübschen Stauden, sechs Schuh weit aus einander. Für die höhesten Stauden und kleine Bäume folgt die vierte Reihe, sechs Schuh weiter zurück, und acht Schuh auseinander. Noch zehen Schuh weiter pflanzt man Bäume von der mittlern Gattung, 22 Schuh auseinander. Zwölf Schuh weiter und fünfzehn Schuh aus einander pflanzt man noch höhere, und endlich in der siebenden Reihe 13 bis 15 Schuh hinter der vorigen, und 15 bis 20 Schuh aus einander, noch einzelne ganz hohe Bäume, welche sich über alle übrigen erheben.

Ist alsdenn daselbst noch Raum übrig; so wird derselbe weiter mit hohen Bäumen besetzt, doch allemal dabey Rücksicht genommen, daß sie die vorhin beschriebenen nicht zu sehr beschatten, sondern für solche genugsame Luft durchstreichen lassen. Hat man nicht auf fünfzig Schuh Breite; so werden entweder die hintersten größten Bäume weggelassen, oder man muß die Stauden aus der dritten oder vierten Reihe, oder aus der vierten und fünften zusammen ziehen, auch die Stämme in jeder Reihe einen oder mehrern Fuß weiter aus einander rücken. Dichter als hier angegeben worden, rathen wir Niemand, gleich von Anfange an seine Pflanzen zu setzen, sie hindern sich nur eine die andere im Wachsthum, und an statt, daß die Absicht ist, eine grüne belaubte Pflanzung zu haben, siehet man nach wenig Jahren nichts, als eine Menge unordentlich durch einander gewachsener trockener Stämme. So lange einige Stauden im Anfange noch nicht den Umfang haben, den sie, wie wir wissen, in wenig Jahren erreichen werden. Z. Ex. die bald aus der Wurzel austreibende Berberitzen; so pflanzt man zwischen durch perennirende hoch wachsende Pflanzen. Z. Ex. Stockrosen, Aster, Rudbeckia, Dracocephalum, Meum, und dergleichen, oder auch schön blühende Sommergewächse, z. Ex. Sonnenblumen, Polygonum virginianum, Tagetes, Adonis, Chrysanthemum, u. s. w.; oder aber, man besäet den Platz mit Mohn, Rittersporn, und andern dergleichen den Sommer

über schön blühenden, nicht sehr weichlichen Sommergewächsen.

Ist sodenn die Verpflanzung geschehen; so versäume man nicht, weil es noch in frischem Andenken ist, sich gleich eine Tabelle zu machen, und alles, was ausgepflanzet worden, zu bemerken. Es ist nichts verdrießlicher, als wenn man selber seine Reichthümer nicht kennet; wen man etwas gepflanzt hat, und weiß es nicht wieder zu finden; oder wenn man einem andern Gartenfreund eine Pflanze, welche er begierig ist, zu sehen, zeigen will, und muß sich müde darnach suchen. Man hat alsdenn nur nöthig, in dem Hauptcatalogus bey einer Pflanze die Nummer des Quartiers, wo sie steht, und ob sie in der ersten, oder einer der folgenden Reihen gesetzt worden, zu bemerken; so findet man nach der Tabelle leicht die Nummer in der Reihe.

Um zu wissen, auf wie viel Raum man Anstalt machen müsse, um eine gewieße Anzahl von Pflanzen gemächlich neben einander zu ordnen; so merke man, daß zur Bepflanzung eines Morgens beynahe 600 Bäume und Stauden zureichen, oder wenn ich 600 Stämme räumlich verpflanzen will; so wird dazu schon ohngefehr ein Morgen Land erfordert. Ein jeder, der nun einen Ort will bepflanzen lassen, braucht ihn nur vermessen zu lassen; so weiß er voraus, wie viel Sorten der Platz nach dessen Umfange fassen könne, und daß er nicht nöthig hat, mehr als diese Anzahl roden zu lassen oder anzuschaffen. Nach der gewöhnlichen Art zu pflanzen, da man wenigstens alle zwey Schuh einen Stamm setzt, ohne Rücksicht auf die Grösse zu nehmen, gehen auf eine Quadratruthe 64 und auf einen Morgen 7680 Stämme. Man setzt also mehr als zwölfmal so viel Pflanzen, als aufwachsen können, macht sich eilf bis zwölffach vergebene Mühe und Kosten, und ladet sich auf die Folge durch das Ausschneiden und wieder Wegnehmen eine weitere unnöthige Arbeit auf. Nicht zu gedenken, daß sich so viele Pflanzen eine die andere im Wachsthum hindern, daß, wenn eine wieder ausgehoben wird, auch die Wurzeln der nebenstehenden leiden und beschädiget werden, und daß darüber aus einer Pflanzung gar nichts wird, oder daß man nur so viel länger warten muß, bis sie heran wächßt. Will man einen Ort blos mit niedrigen Stauden und geringern Bäumen besetzen; so findet darauf eine etwas grössere Anzahl Platz. Es müssen aber sodann alle grosse Bäume zurück bleiben, welche doch mit am nutzbarsten sind.

II. Bey dieser Abhandlung nehmen wir Gelegenheit, den oben entgangenen Articul von Alleen nachzuholen. Es sind dieselbe solche Lustgänge oder Spatzierwege, die mit grossen oder kleinen Blumen, wie auch mit Sträuchern oder Stauden und Blumengewächsen besetzet und eingefasset sind. Hier ist unser Augenmerk auf Baumalleen gerichtet. Diese kan man verschiedentlich abtheilen: entweder in Creutze, in Sanct Andreas Creutze, in Gänsfüse,

se, oder in **Sternalleen**. Wann diese Spatziergänge aus einem gemeinschaftlichen Punct ausgehen; so werden sie **Gänsefüse**; wann sie sich aber durchschneiden, werden sie **Creutze** oder **Sanct Andreas Creutze**, oder **Sterne** genennet. Es kommt darauf an, ob wir Landstrassen, grosse Plätze (*Quinconces*), oder Felder, mit Bäumen besetzen, oder Avenüen, oder auf die Gebäude zuführende Alleen anlegen sollen.

A) Die **Einrichtung der Alleen**, muß sehr oft nach denen bereits vorhandenen Wegen gemacht werden. Man befleissiget sich indessen, so viel möglich, dieselbe in gerader Linie anzulegen; dann Alleen mit verschiedenen Krümmen und Wendungen würden kein gutes Ansehen machen. Dergleichen Wendungen können nur in denen Reihen von Bäumen, welche die Feldfluhren umgeben, geduldet werden, wo man dieses Irreguläre muß gelten lassen, weil hier das Nützliche dem Angenehmen vorgesetzt, und auf keine Promenaden gesehen wird. Indessen machen diese Pflanzungen allemal ein gutes Ansehen in der Ferne. Da man sich nun hiebey nach dem Umfang der Grundstücke und der Feldfluhren richten muß; so ist dieses besser gethan, als wenn man ein kostbares Erdreich verlieren und gerade Alleen oder Reihen setzen wollte, die nur ein gutes Ansehen geben. Sollte aber der Boden nicht viel taugen, oder der Durchschnitt nicht viel betragen, so thut man allezeit besser, wenn man die Bäume in gerader Linie setzet.

$\alpha$) Ueberhaupt ist bey Anlegung der Alleen zu beobachten: 1) daß man eine jede Baumart in den ihr anständigen Boden setze. Diesen Grundsatz auszuüben, wird bey manchem Planteur eine Kunst seyn. 2) Daß man zu grossen Alleen Bäume von dem grösten Wuchse, und nur solche wähle, deren Holz mit der Zeit zum theuersten verkauft werden kann. Bey Anlegung eines Gartens, der so gar groß nicht ist, kann man blos auf die Zierde sehen; aber bey grossen Pflanzungen ist es nicht wohl gethan, wenn man das Nützliche aus den Augen setzet, das man seinen Nachkommen schaffen kann. 3) Wird man mit denen aus seinen eigenen Baumschulen genommenen Bäumen bessern Fortgang in denen Pflanzungen haben, als mit denen hier und da gekauften, oder aus denen Waldungen zusammen gesuchten Stücken. Wofern man aber dieselben nothwendig kaufen muß; so erwähle man tüchtige, und suche alle widrige Zufälle bey deren Transport bestmöglichst zu verhüten.

$\beta$) **Insbesondere** hat man bey Setzung der Alleen auf zwey Stücke zu merken: **einmal, wie breit die Alleen zu machen; und sodenn, wie weit ein Baum in der Reihe von dem andern abstehen müsse.**

a) **Die Breite der Alleen**, oder wie weit eine Baumreihe von der andern abstehen müsse, wird durch 4 Umstände bestimmet. Man richtet dieselbe ein: 1) nach der Beschaffenheit des Bodens, 2) nach dem Wuchs und Grösse, welche die Bäume, so man setzet, bekom-

bekommen können. 3) Nach der Grösse des Platzes, den man besetzen will, und nach der Länge der Alleen, die man anzulegen willens ist. 4) Nach der Breite oder Fasade der Gebäude, wann die Alleen oder Avenüen auf dieselben zugehen.

1) **Wir wissen**, daß in gutem Boden die Bäume viel länger dauren, und auch viel grösser werden, als in schlechten. Damit nun die Bäume der beyden Reihen mit ihren ausgebreiteten Aesten einander nicht zu nahe kommen; so muß die Breite der Alleen auf gutem Boden grösser, als auf schlechtem seyn. Doch soll man in gutem kostbaren Boden die Breite der Alleen einzuschränken suchen, und die Nebenalleen (*contre allées*) gar weglassen, um den guten Boden zu etwas bessers anzuwenden, als ihn, der blossen Annehmlichkeit wegen, zu verderben.

2) Man muß die **Hauptabsicht bey denen Alleen und Avenüen betrachten.** Sie sollen einen sehr hohen bedeckten Gang (*Berceau*) vorstellen. Allein die Aeste von der einen Baumreihe müssen nicht in die Aeste der andern Reihe hinein gehen, und dieselben nicht einmal berühren. Es muß, so lang die Allee ist, in der Mitten ein leerer Raum bleiben, ohne welchen die Luft innwendig in denen Alleen fehlen, und alles, was darunter ist, verderben würde. Hieraus erhellet deutlich, daß die Alleen, welche man mit sehr hochwachsenden Bäumen besetzet, viel breiter müssen angeleget werden, als die, welche man mit Bäumen von mittelmässigem Wuchs besetzet. Eine von Kirschenbäumen, Eschen und Linden, hinlänglich breite Allee, würde also zu schmal und bald verwachsen seyn, wann man dieselbe mit Ulmen, Eichen oder Castanienbäumen besetzte.

3) **Nichts ist so unangenehm, als sehr kurze Alleen von einer sehr grossen Breite, und man verlieret einen Theil von der Annehmlichkeit einer sehr langen Allee, wann man sie zu schmal anlegt.** Dieses aber betrift nur die Gartenalleen; denn man kann die Breite einer Avenüe nicht allezeit ihrer Länge gemäß einrichten, indem dieselben öfters eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, ja wohl eine Stunde lang sind. Die Länge und Breite haben alsdann keine Verhältniß gegen einander, wann das Auge nur einen kleinen Theil von der Länge übersehen kann. Aber in denen Gärten und in denen Parcs sind die Alleen gemeiniglich nicht länger, als daß man völlig durchsehen kann, und daher muß die Breite derselben, nach der Länge eingerichtet werden. Einige Gartenarchitecten, geben einer Allee von 100 Klaftern in die Länge, 5 bis 6 Klaftern in die Breite; der von 200 Klaftern, 7 bis 8. Einer von 300 Klaftern und darüber, 10 bis 12. Indessen darf man sich nicht zu viel an diese Regeln binden. Denn z. Ex. die grosse Allee in der *Thuilleries*. hat nur 8 und eine halbe Klafter in der Breite. Die schöne Allee des *Palais-Royal*, die nicht so lang ist, hat 9 Klaftern. Die Allee vom

vom *Cours*, welche bis an das Gitter von *Chaillot* gehet, und sehr lang ist, hat 16 Klafter, und Nebenalleen, von welchen jede 8 Klaftern breit ist. An denen grossen Königl. Strassen in Frankreich ist die Breite zwischen denen Bäumen, womit sie besetzet sind, 14 Klafter, und wenn man an gewissen Orten die Zierde vermehren will; so kommen Nebenalleen hinzu, deren jede die Helfte so breit seyn muß, als die Hauptallee.

Man siehet hieraus, daß die Gartenarchitecten, wegen der Breite von Alleen nicht einerley Meynung sind. Es kann auch das Vermögen des Eigenthümers, nebst der Grösse und Lage des Platzes, den man besetzen will, hierinnen einen Unterschied machen, worüber wir uns erklären müssen. Wenn man in schlechtem Boden, der nichts einträgt, Alleen anleget; so darf man die Avenüen nicht zu verengen suchen; aber in gutem kostbaren Boden mag man die Nebenalleen weglassen, und die Breite der Avenüen auf 6 bis 7 Klaftern einschränken, um nicht das Nützliche dem Angenehmen aufzuopfern. Dieses ist eine Wirthschaft, welche nicht nur die von mittelmässigem Vermögen zu beobachten haben, sondern auch die allerreichsten beherzigen sollen. Dann nichts ist dem gemeinen Wesen schädlicher, als gutes Land, welches den Ueberfluß bringen, und den Bürger ernähren soll, zu Eitelkeit und Prahlerey anzuwenden.

Es wäre ferner lächerlich, auf einem kleinen Platz, allzubreite Alleen anzulegen. Wenn man z. Ex. einen sehr langen und schmalen Platz hat; so würde es sich nicht schicken, denselben ganz mit einer einigen Allee einzunehmen. Oesters aber begehet man einen andern Fehler, der das Gegentheil von diesem ist. Denn man findet kleine Plätze, wo man mit Veränderung des Maasstabs alle Theile kleiner gemacht, und Risse ausgeführet hat, die vor grosse Plätze gemacht waren. Wenn diese Gärten erst neu angelegt sind; so zeigen sie bisweilen eine angenehme Austheilung. Wenn aber die Wände in die Dicke gewachsen und die Bäume groß worden sind; so kann man wegen der Enge von den Alleen, nicht darinnen spatzieren, und die Bäume ersticken einander.

4) Man richtet sich öfters mit der Breite der Alleen und Avenüen, wie oben gedacht, nach der Fasade der Schlösser, auf welche sie zu gehen. Wenn man die ganze Breite von der Fasade in denen Alleen haben will; so müssen dieselben oft sehr breit gemacht werden, wann sie gleich nicht sonderlich lang sind. Es würde nicht angenehm seyn, vor einem grossen Gebäude eine Allee zu sehen, die sehr schmal wäre; aber es ist auch lächerlich, wann man eine kurze Allee allzubreit macht, um die grosse Breite eines Gebäudes völlig zu sehen. Mann stelle sich eine Allee für, die so breit wäre, als die Fasade von der *Thuilleries*. Oder gesetzt, man hätte einen Platz, der 28 Klafter breit ist, und man wollte eine einige Allee von 28 Klaftern breit darauf anlegen;

legen; das würde eher ein mit Bäumen umsetztes Feld, als eine Allee vorstellen.

b) **Man hat hiernächst auch darauf zu sehen, wie weit Bäume von einer Reihe, von einander abstehen müssen.** Wenn sie gar zu weit von einander abstehen; so sind die Reihen nicht behörig besetzt, und machen ein schlechtes Ansehen, wenn etwa ein Baum fehlet. Sind sie aber zu nahe an einander gesetzt; so schaden sie sich nicht nur mit ihren Wurzeln, die einander die Nahrung rauben, sondern auch mit ihren Aesten, die in einander wachsen. Es liegt also eben so viel daran, die Bäume in gehörige Weite von einander zu setzen, als die gehörige Weite der Reihen von einander zu beobachten.

1) Das, was wir von der Breite der Alleen gesagt, kann in vielen Stücken bey der Weite der Bäume von einander angewendet werden; nemlich die Bäume von der nemlichen Art sind in gutem Boden weiter auseinander zu setzen, als im schlechtem; die Bäume von sehr grossem Wuchs müssen weiter auseinander stehen, als die, so einen kleinen Wuchs haben; die, so nur in einer oder zwey Reihen gesetzt werden, können enger bey einander stehen, als die, welche auf Plätzen (*quinconces*) bey einander stehen sollen. Zu denen Avenüen nimmt man gemeiniglich Bäume von dem grösten Wuchs, und da diese weit mehr Platz zu ihren Wurzeln haben müssen, und man ihnen viel mehrere Aeste läßt; so sind sie auch weiter auseinander zu setzen.

Wir finden um so viel nöthiger, dieses zu erinnern, weil man in vielen Gegenden die Bäume viel zu enge setzet. Man bildet sich ein, seine Pflanzungen desto eher in gutem Stand, und das Angenehme von denenselben geschwinder zu sehen, wenn man nur recht viele Bäume setzet. Wenn man diesen sich selbst betriegenden Leuten vorstellet, daß die Avenüen besser ausfallen, in welchen die Bäume weiter auseinander stehen; so antworten sie: wie sie allemal einen zwischen zweyen heraus nehmen wollen, wann ihre Bäume anfangen würden, einander zu schaden und zusammen zu wachsen. Aber dieses geschiehet niemals; man entschließt sich sehr hart, einen Baum abzuhauen, der gesund und mit vieler Mühe erzogen worden ist. Wir wissen auch, daß diese Verdünnung der Bäume um die Helfte nicht wohl angehe, weil diejenigen, so hinweg genommen werden sollten, öfters die schönsten sind. Es ist also wohl am besten, die Bäume in gehöriger Weite, wie es ihr Wuchs erfordert, zu setzen. Man wird deutlich sehen, daß die Ulmen in der Allee vom *Cours* bis *Chaillot*, welche nur 2 Klafter weit von einander stehen, einander hinderlich fallen, und obschon diese Bäume zu Ulmen keine sonderliche Grösse haben; so sind doch schon sehr viele davon verdorben, welche man durch andere junge Bäume hat wieder ersetzen müssen.

2) **Doch wir müssen die Sache näher bestimmen, nach denen verschiedenen Gattungen der Bäume.** Zwischen Kopfweiden,

weiden, die nur in einer Reihe stehen, und öfters abgestutzt werden, lassen wir nur eine Klafter Raum. Die in einzelnen **Reihen fortlaufende Weiden, lombardische** und **gemeine Pappelbäume, Birken, Espen, Erlen, Kirschbäume, Speyerling** und **Vogelbeerbäume, Tannen, Cypressen**, welche sämmtlich in die Höhe gehen, stehen bey uns anderthalb Klafter auseinander. Die **weissen Pappelbäume, Linden, Eschen, Forren**, stehen 2 Klaftern weit von einander. In denen Avenüen, welche allemal mit einem **Nußbaum**, und dann mit einer **Esche** wechselweiß besetzet sind, stehen diese Bäume drey Klaftern weit auseinander. Die **occidentalische Plantanus**, die **Maulbeerbäume** und **Rothbuchen**, bekommen einen Raum von 4 Klaftern. Eben diese weite gehöret für die **Roßcastanienbäume**, in welcher auch die schöne Allee des *Palais-royal* stehet. Die in der grossen Allee der *Thuilleries* stehen etwas enger. Die **Königl. Französische Forstordnung**, hat 5 Klaftern vor die Weite von den **Ulmen an den Landstrassen** anbefohlen. Man setzt sie aber nur 3 Klaftern weit auseinander, welches wirklich nicht hinlänglich ist, um künftig grosse und schöne Bäume zu bekommen. Die **Eichen**, die **Ulmen**, die **Castanienbäume**, können nicht näher, als auf 5 Klaftern beyeinander stehen.

Wenn in die Felder hinaus, blos der Aussicht halben, hinter dem *Saluts-de Loups*, oder Wolfssprüngen, und denen Gittern Alleen gesetzt werden; so kann man die Bäume 10 bis 12 Klaftern weit von einander setzen, weil man sich bemühen soll, dieses Vergnügen ohne Nachtheil der mit Getraide besäeten Felder zu geniessen. Es gehören auch diese Alleen nicht zum Promeniren, sondern sind blos der Aussicht halber, und man siehet sie nur von einem ihrer Enden. Wenn nun gleich diese Bäume weit von einander gesetzt sind; so scheinen sie doch aneinander zu stehen. Die **Birn-** und **Aepfelbäume**, welche man besonders in denen Ländern, wo Obstwein (*Cidre*) gemacht wird, in die Getraidefelder setzt, sollen auch weit auseinander gepflanzt werden. Eben so sollen auch die auf die Wiesen übers Creuz gesetzten Bäume sehr weit von einander stehen. Wir halten aber für das Beste, mitten in die Wiesen und in die Getraidefelder gar keine Bäume zu setzen, denn sie bringen allezeit denen andern Gewächsen Schaden, wenn sie auch noch so weit von einander stehen.

**B) Was sind aber für Wald- und Forstbäume zu denen Pflanzungen zu erwählen?**

α) Wir richten Anfangs unser Augenmerk auf **grosse Alleen**, die entweder auf Schlösser zugehen, oder an Strassen angeleget werden.

1) Bey Gärten siehet man insgemein 1) auf die Gestalt und das Ansehen der Bäume, 2) auf die Schönheit ihrer Blätter, und 3) ob sie sich beschneiden lassen, oder

oder auch 4) ob sie schöne und wohlriechende Blumen haben ꝛc. Aber bey grossen Unterneh-mungen, von welchen hier die Rede ist, siehet man auf die grösten Bäume, und die am höchsten zu verkaufen sind, und bemühet sich dabey, durch Ab-wechslung der Baumarten die Pflanzungen angenehm zu ma-chen, jede Baumart aber in ei-nen ihr anständigen Boden zu setzen. In denen meisten Pro-vinzen von Frankreich findet man an denen grossen Landstrassen, an denen Wegen, und um die Schlösser, nichts als Ulmen und Nußbäume. Soll man sich also auf diese 2 Sorten allein ein-schränken, ohne auf die verschie-dene Beschaffenheit des Erdreichs, ohne auf den Nutzen von ver-schiedenen Hölzern, und ohne darauf zu sehen, daß man die Spatziergänge angenehm machen würde, wenn man zur Abwechs-lung mehrere Arten von Bäu-men setzte? Wir ahmen gar zu gerne einem andern etwas nach, ohne weitere Ueberlegung. Man siehet seine Nachbarn nichts als Ulmen und Nußbäume pflanzen, und man folget ihrem Exempel. Weil die Strasse von Paris bis *Fontainableau*, mit Ulmen be-setzt ist; so müssen alle Landstras-sen im Königreich mit Ulmen besetzet seyn. Es mag der Bo-den trocken oder feucht, tief oder seicht, stark oder leicht seyn; so setzet man Ulmen und Nußbäu-me. Weil nun diese Bäume in einer Provinz zu gemein worden sind; so kann man sie nicht an-bringen, dahingegen anderes Holz selten und theuer ist. Dem ohn-geachtet werden überall Ulmen oder Nußbäume gesetzt, und es scheinet, es schicke sich sonst gar kein Baum zu Besetzung der We-ge und um die Schlösser. Die-ses ist ein Irrthum, daran auch dem Staat gelegen ist, daß man davon abkomme. Wir geben zu, daß diese Bäume schön sind, und das Holz nutzlich ist. Allein die Eiche, die Rothbuche, die Esche, der Castanienbaum, der Maul-beerbaum, die Forre, die Fichte, sind ebenfalls nützlich und theuer zu verkaufen. In dem Boden, wo diese Bäume, die in vielen Stücken allen andern vorzuzie-hen sind, nicht fortkommen, kann man, nachdem derselbe trocken oder feucht ist, wilde Kirschbäu-me, Birken, Platanus, ver-schiedene Sorten von Pappelbäu-men pflanzen, welche Pflanzun-gen eine Veränderung machen, die gewiß viele Annehmlichkeit hat.

Man wird einwenden, daß viele von den erstberührten Bäu-men in denen Baumschulen nicht vorzufinden. Wir gestehen es ein und bekennen dabey, daß man genöthiget seye, dieselben in eige-nen Baumschulen zu erziehen. Daß man aber an diesen Bäu-men Mangel hat, rühret daher, weil bey denen Gärtnern, nichts als Ulmen, Nußbäume und Lin-den gesucht werden. Würde nach andern Bäumen gefraget; so würden die Gärtner auch ihre Baumschulen mit denenselben ver-sehen. Wenigstens wäre zu wün-schen, daß die Intendanten der Provinzen ihren Untergebenen be-fehlen möchten, Nachricht ein-zuziehen, was für Baumarten in denen Landschaften, worüber sie gesetzet sind, fortkommen, damit die öffentlichen Baum-schulen mit solchen versehen, und vorzüglich nur nützliche Baum-

arten

arten in denenselben erzogen würden. Man findet wohl, daß in dergleichen Baumschulen holländische Linden erzogen werden, welche man doch noch vor nichts, als vor Bäume zur Zierde, halten kann.

Bey diesem Vorschlag, in denen Baumschulen nur solche Bäume zu erziehen, die in dem verschiedenen Boden von jeder Landschaft fortkommen, wird man nicht einwenden können, daß die vorgeschlagene Pflanzungen ohne Nutzen seyn werden. Um aber alle wiedrige Vorurtheile zu vernichten, wollen wir Exempel von Pflanzungen anführen, die an verschiedenen Orten in Frankreich gemacht worden, und die sehr glücklich angeschlagen sind. Bey *Rayeux* findet man sehr schöne und grosse Pflanzungen übers Creutz mit Rothbuchen. In Gegenden von der Obernormandie schöne Alleen, darinnen wechselweiß eine Eiche und eine Tanne stehet. In *Bretagne* um die Getraidefelder, um den stachlichten Ginster, (*des Landes*) und an den Wegen ziemlich weitläufige Pflanzungen mit Eichen, die aber besser fortgekommen seyn würden, wenn sie dicker und nicht zu hoch, und mit bessern Wurzeln wären erzogen worden, damit sie dem Wind besser wiederstehen könnten. In dem **Delphinat** und andern Provinzen, siehet man sehr grosse Pflanzungen von Castanienbäumen; in einigen von unsern mittägigen Provinzen, sind grosse Pflanzungen von Maulbeerbäumen; also ist gar kein Zweifel, daß man nicht die Strassen und Alleen mit andern Bäumen, als Ulmen und Nußbäumen, besetzen könnte, wenn man Verstand und Fleiß anwenden wollte.

2) Doch wir wollen noch von **den verschiedenen Bäumen besonders** reden, die man in grosse Alleen setzen kann.

**Die Ulme** wird sehr groß und wächset in sehr verschiedenem Erdreich. Sie bekommt, wenn man etwas Mühe anwendet, eine sehr schöne Gestalt. Sie hat schöne Blätter, und das Holz giebt sehr gute Wagnerarbeit; aber die Wurzeln laufen sehr weit, und saugen folglich das nahe gelegene Land stark aus. Mit diesem Baum werden die mehresten Alleen und die grossen Plätze übers Creutz besetzt.

Der **Nußbaum** strecket seine Wurzeln nicht so weit von sich, und wächset in ziemlich trockenem Erdreich, wo der Kieser oder *Tuf*, nahe an der Oberfläche lieget. Sein Holz suchen bekannter massen die Schreiner und Bildhauer. Man machet dessen grüne Frucht ein, speisset die völlig reife Kerne, und ziehet daraus ein brauchbares Oel. Die Blätter sind schön; aber die Zweige stehen nicht so schön, als an der Ulme. Der Nußbaum kann nicht dick (*en massif*) zusammengesetzt werden; er stehet besonders gern in Weinbergen und am Rande der Aecker, überhaupt wächset er im geackerten Lande schneller.

Der **orientalische Platanus**, in guter Erde, welche nicht zu feucht ist, und noch mehr der **occidentalische**, machen in einem recht feuchten Boden ein unge-

ungemeines Ansehen. Herr du Hamel hat zwar schon beträchtliche Pflanzungen mit demselben gemacht, allein er spricht: sie sind noch zu selten in Frankreich, als daß man sie zu grossen Pflanzungen vorschlagen sollte oder könnte. Die Blätter des **Platanus** sind seicht oder tief eingeschnitten, stehen wechselsweis an denen Zweigen, und gleichen denen Weinblättern, oder stellen eine Hand vor, daher der wahre orientalische Platanus, der Alten abgehauene Hand genennet wird. *Turnefort* in Coroll. Instit. gedenket des Platanus Aceris folio, welche Sorte aber von **Herrn Millern**, nur für eine Varietät der ersten gehalten wird, weil er jene aus dem Saamen von letzterer selbst erzogen habe. Der occidentalische oder virginische **Platanus**, hat sehr grosse starke ausgeschnittene Blätter. Alle diese drey Sorten von Bäumen haben steiffe Blätter, wie Pergament, die selten von Ungezieser beschädiget werden, und bis zu denen ersten Frösten grün bleiben.

Gedachte Bäume wachsen sehr groß, und die Stämme gerade in die Höhe, ohne viel Zweige anzusetzen; der Kopf macht einen dicken mit Zweigen und Blättern stark besetzten Wald, daß auch der gröste darauf sitzende Vogel von unten auf nicht entdecket werden kann. Das Holz von dem occidentalischen kann mit dem von der Rothbuche verglichen werden, grün ist solches sehr dichte und schwer. Damit die Saamen von diesen Bäumen besser aufgehen, muß man sie vor dem Säen in der Hand mit trockener Erde abreiben, damit die Haare, womit sie bedeckt sind, wegkommen, weil diese Haare die Feuchtigkeit an sich ziehen und verhindern, daß die Erde die Saamen unmittelbar berühre, daher sie an statt zu keimen, schimmlich werden. Noch etwas besonders haben wir bey diesen Bäumen anzumerken, daß sie ihre Rinde ablegen, welche sich von dem Stamm in grossen handbreiten Stücken ablößt, und von der Dicke des vierten Theils einer Linie sind.

Die **Esche** hat eine sehr schöne Gestalt, einen glatten und geraden Stamm, und macht von sich selbst einen schönen Kopf. Die Blätter haben ein helles und sehr angenehmes Grün. Wir haben damit grosse Alleen in trockenem und seichtem Boden besetzt, worinnen sie gut fortkommen, und mit der Zeit viel nützliches Holz geben werden. Es werden zwar viele davon alle Jahre von denen Canthariden abgefressen; aber diese Insecten fressen sie nicht alle ab, und die abgefressene treiben wieder Blätter, die im Herbst später als die andern abfallen. Uebrigens greiffen diese Insecten die Esche mit Blumen, (Fraxinus florifera bothryoides) sehr selten an.

**Maulbeerbäume** theils in solchen Boden, wie wir erst gemeldet, theils in thonigen Sand gesetzt, kommen alle gut fort.

Der Castanienbaum ist ein sehr schöner Baum mit nützlicher Frucht, und vortreflichem zu verschiedenem Gebrauch dienlichem Holze. Seine Blätter sind groß und schön grün; aber man kann kaum mit grosser Mühe verhindern,

dern, daß seine Aeste nicht tief herunter hängen, daher man denselben sorgfältiger ausschneiteln muß, als die andern Bäume.

Der **wilde Kirschbaum**, franz. *Merisier*, ist von gar zu kleinem Wuchs zu schönen Alleen; indessen ist es doch gut, daß man denselben in schlechtem Boden zur Aushülfe habe. Wir haben einen Weg an einer Hänge mit demselben besetzt, wo nur eine sehr seichte Lage von mittelmäßiger Erde, und unter derselben weisser kiesiger Kieser war. Diese Bäume werden in dergleichen Boden weniger von dem Gummi angegriffen, als in gutem Boden. Man wird aber endlich doch auch Exempel wissen, daß der wilde Kirschenbaum in einem ihm anständigen Boden sehr dick und zu einer ansehnlichen Höhe gewachsen.

**Tannen** und **Fichten** haben wir mit erwünschtem Fortgange in fetten ti efliegenden Sand gepflanzt. Wann man aber grosse Bäume haben will; so ist die Tanne der Fichte vorzuziehen. Es ist auch die Farbe von den Tannenblättern angenehmer. Wir haben auch schöne Alleen mit **Forren** gepflanzt; aber es würde nicht möglich seyn, die Wege mit denselben zu besetzen, weil diese Bäume gerne verderben, wenn man sie etwas groß versetzet.

β) Wer Lust hat, **kleine Alleen** anzulegen, der muß solche Bäume erwählen, welche schöne Blätter haben, nicht leicht von Insecten abgefressen werden, und sich im Fall der Noth durch das Beschneiden eine schöne Gestalt geben lassen, die nicht viel Bruten treiben. Diejenigen, so schöne Blumen haben, sind ohne Wiederspruch denen übrigen vorzuziehen. Viele Bäume haben einige dieser Vortheile, aber wir kennen keinen, der sie alle bey einander hätte.

Der **Roßcastanienbaum** hat ein sehr schönes Blatt und sehr angenehme Blumen. Er macht einen dicken Schatten, und die Sonne dringt am hellen Mittag nicht durch; er treibt keine Brut; er leidet das Beschneiden mit dem halben Mond und der Scheere sehr gut; er ist im Frühjahr der angenehmste Baum, den man nur wünschen kann; aber die Blätter werden sehr oft von Käfern oder Raupen abgefressen. Da sie nun groß und dünne sind; so thut ihnen Wind und Sonne sehr wehe, und der Baum, der im Frühling so angenehm war, siehet im Herbst garstig aus. Seine Blätter fallen ab, und machen die Alleen unangenehm, wie denn auch die abgefallene Früchte im Spatzierengehen sehr beschwerlich fallen.

Die kleinen Blätter der **Afteracacia**, haben ein angenehmes helles Grün, und werden nicht von Insecten abgefressen; die Blumen sind sehr schön und riechen angenehm; wenn man aber diesen Baum in die Höhe wachsen lässet; so reisset der Wind öfters die Aeste von einander, und der Baum spaltet sich bis unten an die Wurzeln. Stutzet man denselben, um das Spalten zu vermeiden; so siehet er nicht einmal so gut aus, als die Kopfweiden. Er läßt sich

auch nicht beschneiden, sondern treibet hin und wieder lange Ruthen aus, die ihn verunstalten. Ueber dieses treiben die Wurzeln viele Brut, welche desto beschwerlicher ist, als sie viele Dornen hat.

Zu gedachten kleinen Alleen schicken sich auch der **Zürgelbaum**, Lotus oder Celtis; der **Baumbohnenbaum**, Cytisus alpinus; der **Speyerlingbaum**, Sorbus sativa; oder noch besser, der **Vogelbeerbaum**, Sorbus aucuparia. Sie machen schöne Stämme, Köpfe und angenehme Blätter. Die **holländische Linde** ist heut zu Tage fast der einzige Baum, den man zu kleinen Alleen erwählet. Sein Stamm wächset gemeiniglich schön gerade; die Aeste bilden von sich selbst einen schönen Kopf, und lassen sich nach Belieben beschneiden. Die Blätter sind angenehm, und werden viel weniger als andere von den Winden und Insecten beschädiget; sie treibet keine Brut, und die Blüte riecht sehr angenehm. Dieses kann man zu ihrem Ruhme sagen. Aber in etwas trockenem Boden verlieret dieser Baum seine Blätter sehr bald.

C) **Das Setzen der Bäume** erfordert nicht minder allerley Vorsicht.

α) Den Anfang macht man mit **Aushebung der Gräben oder der Löcher**, welches zu allen Jahreszeiten geschehen kann, wenn nur die Erde nicht zu trocken oder zu hart zum Ausgraben ist. Es ist auch sehr gut, wenn diese Arbeit lange vor dem wirklichen Setzen geschiehet, weil Regen und Sonne die Erde besser, und zum Wachsthum der Bäume dienlicher machen.

Die **Grösse der Gräben und der Löcher**, müssen nach der Grösse und nach dem Wuchs der Baumart, die man setzen will, eingerichtet werden. Man arbeite also zugleich mit dem Kopf, und nicht nur mit der Hand. Man überlege, daß eine Ulme ein grösseres Loch als eine Birke erfordere, und eine Ulme die 10 bis 12 Zoll im Umfang hat, ein grösseres Loch brauche, als eine die 6 bis 7 Zoll hat. Desgleichen sind in schlechtem Boden grössere Löcher zu machen, als in gutem. In dergleichen schlechtem Erdreich haben wir öfters für besser gehalten, statt der Löcher, Gräben machen zu lassen. Man wird finden, daß ein in ein grosses Loch oder in einen Graben gesetzter Baum so lange stark treibet, bis er die ausgegrabene oder herbey geschafte Erde erschöpfet hat; seine Wurzeln laufen auf alle Seiten, und wann sie in dergleichen Boden einige Lagen von guter Erden antreffen; so begeben sie sich in dieselben. Ein Baum, der verdorben wäre, wann man denselben in ein kleines Loch gesetzt hätte, bekommt und wächßt bisweilen wohl ganz gut, wann er in einen Graben, oder in ein grosses Loch gesetzt wird. Durch die schlechte Erde verstehen wir keinen schlechten vesten Kieser oder blosse Kreide, oder einen ganzen Felsen; dann hier stehen die Bäume wie in einem Kasten, und müssen nothwendig verderben, wann sie die wenige Nahrung, die sich etwa um ihre Wurzel befindet, aufgezehret haben.

Es

Es ist unmöglich, alle besondere Fälle, die vorkommen könnten, vorher zu sehen, und wird genug seyn, wann wir überhaupt sagen, daß zu Bäumen von mittlerm Wuchs, die Löcher 3 Schuh weit, und 2 Schuh tief zu machen; die von grossem Wuchs erfordern Löcher von 4 bis 5 Schuh weit, und 2 oder dritthalb Schuh tief, ausgenommen in gar seichtem Boden; denn in dem Fall sind die Löcher sehr breit, und nicht tief zu machen.

β) Hiernächst theilet man seine Arbeiter so aus, daß die **Bäume mit Sorgfältiger Schonung der Wurzeln ausgegraben werden. Es kommt aber hier darauf an, woher** die Bäume zum Versetzen genommen werden; aus denen vorhin verlangten Baumschulen, oder aus **Waldungen.**

1) Nimmt man die Setzlinge aus denen Baumschulen; so hat man einen gedoppelten Umstand in Erwägung zu ziehen.

a) Wenn die Baumschulen von dem Ort, wo die Bäume zu setzen sind, nicht weit abliegen; so schonet man die kleinen Wurzeln, und sogar die Haarwurzeln. An statt die Bäume völlig zu stutzen, nimmt man ihnen nur einen Theil von ihren Zweigen. Da sehr viel daran gelegen, daß die Wurzeln so kurze Zeit, als immer möglich, aus der Erde und in der Luft sind; so hat man mit Einsetzung der Bäume im geringsten nicht zu säumen, und dahin zu sehen, daß die Wurzeln auf das genaueste mit der besten Erde eingefüttert werden.

b) Muß man aber die Bäume aus entfernten Baumschulen herbey bringen; so müssen die kleinen Wurzeln und die Haarwurzeln weggeschnitten werden, die Wurzeln eine oder zwey Stunden ins Wasser gestellt, und der Kopf der Bäume völlig gestutzet werden.

2) Indem man aber zur Zeit noch nicht aller Orten Baumschulen hat; so ist man genöthiget, die Setzlinge aus denen **Waldungen** zu ziehen.

a) In diesem Fall ist zuförderst **eine gute Auswahl** nöthig. Es ist bekannt, daß einige Bäume von Saamen aufgegangen, andere sind eine bewurzelte Brut. Die aus dem Saamen entsprungene Bäumlein, sind denen andern vorzuziehen, wann sie ihrer Grösse gemässe Wurzeln haben; aber die, so in leichter und tiefer Erde gewachsen, haben öfters nur eine einige Herzwurzel, und kommen nicht leicht fort. Die Brut ist sehr gut, wenn sie schöne und hinlängliche Wurzeln hat; aber man darf keine nehmen, die von alten Stöcken abgesprengt worden ist; auch die Brut taugt öfters nichts, die auf einem Stumpf von einer grossen Wurzeln stehet, wann nicht neue Wurzeln an dem Stumpf, oder noch besser an dem Bäumlein selbst über dem Stumpf sind. Gemeiniglich treiben diese Bäume eher Brut, als die vom Saamen erzogene. Die hochstämmigen Bäume zu denen Alleen und Avenüen, sollen einen geraden, 8, 9 bis 10 Schuh hohen,

und 7 bis 9 Zoll dicken Stamm haben, an dem die Rinde, nachdem die Baumarten sind, mehr oder weniger glatt, ohne Moos, Schwämme (Lychen), ohne Krätze oder Beschädigung seyn soll. Die Zweige sollen gesund und stark, und wann es möglich ist, nahe bey einander seyn. Denn die Bäume mit eng bey einander stehenden Aesten machen allezeit ein angenehmeres Ansehen, als die, an denen die Aeste weit auseinander gehen. Man untersucht auch, ob die Rinde an denen Aesten nicht runzlich ist, und reißt Knöpfe ab, um zu sehen, ob sie recht grün und frisch sind. Die Dicke und Länge der Aeste soll gegen die Grösse des Baums ein gutes Verhältniß haben. Die Aeste sollen glatt, nicht zerbrochen, nicht geschunden, oder von einander gerissen seyn.

b) Weil die Waldbäume nicht allemal so geschwind wieder eingesetzt werden können, als die, so man aus seinen eigenen Baumschulen nimmt; so giebt man auf die Haar- und kleinen dünnen Wurzeln weiter nicht Achtung. Diese Bäume müssen nothwendig auf Wägen geladen, und daher an denen Köpfen gleich abgestutzt werden, damit sie leichter fortzubringen sind, wann sie einen weiten Weg transportiret werden müssen; man darf es auch nicht wagen, weil sie schon ausser der Erde sind, dieselben mit den Aesten einzusetzen. Man muß aber dem Stamm seine völlige Länge lassen, damit bey dem Einsetzen könne nachgeschnitten werden, und die Stämme alle einerley Höhe bekommen.

γ) Bey dem Setzen selbst ist die Frage: wie tief und in welcher Lage die Setzlinge eingesetzet werden müssen?

1) Die Tiefe, welche bey dem Setzen zu beobachten, wird durch verschiedene Umstände bestimmet. Bäume, die sehr groß werden sollen, und dem Wind sehr ausgesetzt sind, müssen etwas tiefer gesetzt werden, als die, welche von geringerm Wuchs sind, und an Orten stehen, wo sie vom Wind nicht viel auszustehen haben. Mithin müssen die Bäume in denen Avenüen etwas tiefer gesetzet werden, als die in denen Gärten. Auch auf Bergen soll man in der Lage gegen Norden dieselbe nicht so tief setzen, als die in der Lage gegen Mittag. In leichtem Boden setzet man sie tiefer, als in starkem und vestem, weil die Sonne, die sehr tief in das leichte Erdreich dringt, die Wurzeln austrocknen würde, wenn sie zu nahe an der Oberfläche wären. In feuchtem Erdreich soll man nicht so tief setzen, als im trocknem. Ist der Boden morastig; so muß man die Bäume ganz oben auf, oder gar auf gemachte Hügel setzen. In trockenem Boden muß man die Fläche desselben an denen Bäumen etwas tiefer und gleichsam wie ein Becken machen, damit sich das Regen- und Schneewasser hinein setze, und die Wurzeln anfeuchte. In feuchtem hingegen, soll, wie gesagt, die Erde rings um den Baum erhöhet werden, damit das Wasser ablaufe, welches die kleinen Wurzeln, wann zu viel stehen bliebe, in Fäulniß setzen würde. In herbeygeschafter Erde, oder

wo

wo dieselbe sehr tief aufgegraben worden, müssen die Bäume ganz seichte gepflanzt werden, weil die Erde sich setzt und mit derselben die Bäume, daher sie in kurzer Zeit viel zu tief stehen würden. Ueberhaupt ist allezeit besser, die Bäume zu seicht, als zu tief in die Erde zu setzen.

2) Es ist aber noch die Frage: **Ob etwas daran gelegen seye, bey den Bäumen, die man versetzet, die nemliche Lage oder Stellung in Ansehung des Horizonts in Acht zu nehmen, welche sie in der Baumschule oder im Walde gehabt haben?**

a) Einige Schriftsteller geben vor, das Holz von dem nemlichen Baum, so gegen Norden zu stehet, habe eine andere Beschaffenheit, als das, so gegen Mittag stehet. Daher solle man die Seite des Baums im Versetzen wieder gegen Norden kehren, wie sie vorhin, da man ihn aushub, dahin gekehret war, damit die Natur des Baums nicht verändert, und also dessen Wachsthum gehindert werde. Das nehmen einige als eine allgemeine Regel an; andere hingegen wollen es nur bey schon etwas erwachsenen Bäumen beobachtet wissen, und halten es bey zarten Pflanzen für gleichgültig.

b) Ohne uns hier in Vernunftschlüsse einzulassen, beruffen wir uns auf folgenden Versuch, den ein Schriftsteller des **Forstmagazins**, aus dem wir diese Abhandlung genommen, mit aller Sorgfalt angestellet, um eine Entscheidung in dieser Sache zu finden. Es schreibet: Wir hatten eine Allee von ungefehr 80 Ulmen zu setzen, wozu wir solche aussuchten, die weit von einander in denen Weinbergen waren erzogen worden, weil wir uns vorstelleten, die Sonne und der Nordwind müßten viel mehr in das Holz dieser einzelnen stehenden Bäume gewürkt haben, als in die Cörper derer, so in den Baumschulen sehr nahe beyeinander stehen, und die Würkung der Sonne, noch weniger aber des Windes, in Ansehung der frey und einzeln stehenden, fast gar nicht empfinden. Wir bezeichneten die Mittagsseite an dem Cörper unserer Bäume, liessen sie, wie gewöhnlich, mit aller Sorgfalt ausgraben, und so setzen, daß wechselsweis allemal einer mit dem Zeichen gegen Mittag zu stehen kam, wie er vorher gestanden war, ein anderer aber mit dem Zeichen gegen Norden, daß also in der ganzen Länge dieser Allee die Helfte der Bäume so stund, wie sie erzogen waren, die andere Helfte aber verkehrt. Im Frühling und die folgende Jahre wurden sie öfters sehr genau betrachtet, ob man einigen Unterschied zwischen diesen Bäumen wahrnehmen könnte; da zwar einige stärker wuchsen, als die andern; aber es war ohne Unterschied der Stellung, die sie vorher gehabt oder geändert hatten. Hieraus glauben wir schliessen zu können, daß man nicht nöthig hat, bey dem Versetzen die Stellung, welche sie vorher gehabt, beyzubehalten.

D) Es ist aber nicht genug, in Ansehung der bisherigen Regeln sorgfältig zu seyn. Es wird hernach eben so viel Fleiß in Wartung

tung der angelegten Alleen erfordert, und zwar in verschiedenen Fällen und Umständen.

1) Einzeln stehende Bäume, die auf allen Seiten, wie in denen Alleen, freye Luft haben, mit ihren Aesten in die Breite gehen, und oben auf eine unangenehme Gestalt bekommen, erhalten dardurch einen schlechten Werth. Man muß also besondere Sorge für sie tragen, sie ausputzen, und die Aeste an denenselben nach Verlangen ziehen. Es ist zwar möglich, die Gestalt eines übel gezogenen oder vernachlässigten Baumes wieder herzustellen, und es ist bekannt, daß geschickte Baumputzer Avenüen wieder in guten Stand gestellet, die mit ihren unrechtstehenden Aesten fast völlig zusammen gewachsen waren; aber dieses geschiehet niemals, ohne den Werth des Baumes zu verringern. Es bleibet dem Baum allezeit ein innerlicher Fehler, obschon die Oerter, wo Aeste abgehauen worden, sich wieder mit Holz und Rinde überwachsen. Das neue Holz, so die Wunde bedeckt, vereinigt sich niemals mit dem alten, sondern legt sich nur über dasselbe, und es bleibt in dem Baum eine Wunde, die allemal schädlich ist, ob man sie gleich nicht siehet. Das Abhauen der grossen Aeste verringert also den Werth der Bäume, und soll daher auf alle mögliche Art vermieden werden. Da aber die dünnen Aeste des Baumes, ohne Beschädigung desselben abgeschnitten werden können; so soll man diejenige, welche am unrechten Ort stehen, bey Zeiten wegschneiden, ehe sie dick werden. Dieses ist das einzige Mittel, schöne Avenüen zu erhalten, gute Nutzbäume zu bekommen, und die innerliche Wunden zu verhüten, welche dem Baum so nachtheilig sind, wann er gefällt wird und verkauft werden soll. Wann wir sagen, daß das Abnehmen der jungen und dünnen Zweige denen Bäumen keinen Schaden bringe; so verstehen wir dieses von allen Sorten der Ulmen, Eichen, Forren, Eschen, Castanienbäumen ꝛc. und setzen voraus, daß diese Zweige mit Vorsicht ganz nahe an dem Stamm abgenommen werden, damit die Wunde desto schneller wieder verheile.

Viele stehen in der Meynung, man könne die grossen Ulmen ohne Schaden aushauen, hingegen müsse man sich hüten, Aeste an denen Eichen, Nußbäumen, Forren, wegzunehmen. Dieses aber ist nur von grossen Aesten zu verstehen, und leidet doch noch einige Einschränkung. Wir geben zu, daß bey Abhauung eines grossen Astes an einem Nußbaum, an einer Eiche, an einer Forre, zum öftern das von seiner Rinde entblößte Holz faulet, und die Wunde sehr schwer heilet, wenn diese Bäume nicht ausserordentlich frech sind; da hingegen bey Abhauung eines solchen Astes an einer Ulme die Wunden fast allezeit schön wieder überwachsen, dem ohngeachtet aber innwendig eine Kluft, eine Trennung des Ganzen, mit einem Wort, ein mehr oder weniger beträchtlicher Fehler bleiben wird, wodurch dem, der einen solchen Baum kauft, ein merklicher Schaden zuwächßt. Wir schliessen hieraus, wie vorher, daß man so viel, als nur immer möglich, an keinem Baum einen grossen Ast abhauen soll. Dieses

es Abhauen schadet der Eiche
nehr als der Ulme, wie wir ein-
gestehen; aber es schadet auch
den Ulmen, daher man dasselbe
so viel, als möglich ist, zu un-
terlassen hat. Das einige Mit-
tel, das Abzuhauen zu vermeiden,
ist dieses, daß die dünnen am
unrechten Ort stehenden Zweige
öfters weggeschnitten werden,
oder daß man öfters und wenig
ausputze, damit man nicht genö-
thiget werde, hernach viel auf
einmal hinweg zu nehmen.

2) So sorgfältig die Bäume
gesetzt worden, so **werden doch
öfters nicht alle fortkom-
men.** Man suchet ihnen man-
cher Orten **durch das Beha-
cken etwas zu gute zu thun.**
Einige verrichten diese Arbeit
des Jahres viermal. Man ba-
cket sie vor dem Winter et-
was tief, damit die Erde geöff-
net werde, und das Schnee-
und Regenwasser besser eindrin-
gen könne; das zweyte mal im
Merz, ebenfalls tief, damit das
Unkraut getilget, und die durch
die Winterregen zusammen ge-
schlagene Erde wieder gelockert
werde; die andern zweymal nur
leichte, um das Gras zu vertil-
gen. Diese Reglen sind gut,
besonders wenn man sich die er-
sten Jahre in Acht nimmt, daß
die Bäume durch das tiefe Be-
hacken nicht los gemacht werden.
Aber die Unkosten, so auf diese
Arbeit zu wenden, würden denen
meisten beschwerlich fallen.

3) **Daß Bäume von Men-
schen und Vieh beschädiget
werden können,** ist bekannt.
Man setze vor die ersten scharfe
Strafen, und bewahre sie vor
den letztern mit genugsamen star-
ken Pfählen oder Baumstützen
und Dornen. Um an gangba-
ren Strassen die Beschädigung
von denen Wagen zu verhüten,
ist das sicherste und gebräuchlichste
Mittel, drey bis vier Schuh
weit von denen Baumreihen ei-
nen Graben zu ziehen, welcher
tief genug seyn muß, um die
Fuhrleute abzuhalten. Die Erde
aus dem Graben kann auf die
Bäume zugeworfen werden, wor-
durch sie vester gegen den Wind
stehen, und man auch das Be-
hacken derselben ersparen kann.
Wir lassen unsere Gräben in ei-
nem fortgehen, so lang unsere
Baumreihen sind, und haben da-
bey folgende Vortheile: a) Sind
die Bäume durch die aus dem
Graben an dieselbe geworfene
Erde besser vor dem Umreissen
vom Winde gesichert. b) Dienet
diese aufgeworfene Erde statt
des Behackens. c) Sind sie vor
denen Fuhren gesichert. d) Wer-
den die besäeten Felder hiemit
umschlossen, daß man nicht hin-
einfahren und an dem Getreide
Schaden thun kann. e) Wird
durch diese Gräben das Wasser
von den Wegen abgeleitet, welche
dadurch besser bleiben, wie auch
von Feldern, welch dadurch
fruchbarer gemacht werden.

Es wäre zu wünschen, daß
die an die Strassen gesetzte Bäu-
me mit ihren Wurzeln nur auf
die Seite gegen den Weg zu lie-
fen, und also ihre Nahrung
aus einem Boden zögen, der
sonst keinen Nutzen giebt. Da
nun der vorgeschlagene Graben
die Wurzel in den Weg zu laufen
verhindert; so sollte man glau-
ben, es wäre besser, die Gräben
auf die Seite gegen die Felder

zu, und nicht gegen den Weg zu machen; aber alsdann hätten die Bäume sonst keinen Schutz, als die aus den Gräben an ihren Fuß geworfene Erde, welches unzulänglich wäre, und das Wasser würde im Weg stehen bleiben, dieser aber dardurch schlimmer werden. Es gehet also dieses nur in dem Fall an, wenn man aussen um die Getraidefelder herum, oder an Wege, die wenig gangbar sind, Bäume setzet.

**4) Wie soll sich aber der Planteur verhalten, wenn seine Bäume vom Winde abgebrochen oder umgeworfen werden?**

a) Auf diesen Fall hat man auf hochstämmige Bäume in denen Alleen und Avenüen viele Sorgfalt zu verwenden. Starke Pfähle thun etwas, inzwischen kann doch der Wind den Stamm abbrechen. Geschiehet dieses nicht; so reibet sich der vest gebundene Stamm dennoch an dem Pfahl. Man bindet daher zwischen den Pfahl und Stamm etwas Heu oder Moos. Dieß Mittel ist gut, so lange das Band nicht gefaulet ist. Es muß also erneuret werden. Die Pfähle faulen auch an der Erden ab, u. s. w. Weil wir dafür halten, daß allzuhäufige und mühsame Besorgungen bey grossen Pflanzungen so viel möglich zu vermeiden, weil sie selten recht in Acht genommen werden; so bedienen wir uns keiner Baumpfähle, sondern setzen lauter solche Bäume, die in unsern Baumschulen eine gehörige Dicke bekommen haben. Wir setzen lieber dicke und starke Bäume, wann sie gleich am Stamme etwas kurz sind, als allzu dünne, und sehr hohe.

b) Jedermann weißt, daß neugesetzte Bäume leichter von dem Wind umgerissen werden, als die grossen, schon vest eingewurzelten. Allein auch diese haben vieles von dem Winde auszustehen. Seltener geschiehet es, daß die vom Saamen an der Stelle, wo sie stehen, aufgewachsene Bäume, die ihre Hauptwurzeln noch haben, und in einem tiefen Boden stehen, von dem Winde umgerissen werden, welches eine von denen Hauptursachen, warum man das Oberholz, welches dem Wind stark unterworfen ist, vom Saamen erziehen und nicht pflanzen soll. An andern in denen Baumschulen erzogenen Bäumen kann man die Herzwurzel nicht lassen, mithin haben die in denen Avenüen gesetzte Bäume meistentheils diese Wurzel nicht.

Viele Baumarten, als die Ulmen, laufen mit ihren Wurzeln sehr weit, und diese wiederstehen dem Winde ziemlich, ob sie schon keine Herzwurzel haben; jedoch laufen sie Gefahr, von dem Winde umgeworfen zu werden, wenn die heftigen Winde von der Seite auf sie stossen, wo sie keine starke Wurzeln haben, z. Ex. ein Baum, der starke Wurzeln gegen Norden und Süden hat, wird denen von Norden und Süden kommenden Winden wiederstehen, kann aber vom Ost- und Westwind leicht umgeworfen werden; und da die heftigsten Winde aus Westen kommen; so wird ein solcher Baum, als wir zum Exempel angeführet haben,

haben, viel leichter vom Winde umgeworfen, als ein anderer, dessen starke Wurzeln gegen Osten und Westen gehen. Aus dieser Ursache widerstehen die am Vorsaum von grossen Hölzern befindliche Bäume dem Winde besser, als die im Holze selbst; denn diese haben nicht Platz genug, mit ihren Wurzeln auszulaufen, wozu die andern in dem anstossenden Boden überflüssige Gelegenheit haben. Die Vorsaumbäume beschützen die innern; daher wird auch, bey Niederschlagung eines Waldes der Vorsaum, der auf der Seite stehet, wo der stärkste Wind herkommt, ganz zuletzt niedergeschlagen.

Ein anderer Umstand ist, daß durch heftige Windstösse die Bäume umgerissen werden, wenn die Erde bey häufigem Regen und Thauwetter voll Wasser, und fast in Koth verwandelt wird. Es werden daher Bäume, die in leichtem und morastigem Boden stehen, öfter vom Winde umgeworfen, als die in einem trockenen Boden sind. Zu dieser Ursache, die von dem Boden herkommt, setzen wir noch eine andere, daß nemlich die meisten dieser Bäume, die in dergleichen Boden gesetzt werden, sehr viele kleine Wurzeln haben, die nicht weit laufen, daher sie auch leichter umgeworfen werden, als die, welche weniger, aber stärkere und längere Wurzeln haben. Man wundert sich allezeit, wenn man an einer vom Winde umgerissenen Tanne, oder an einem weissen Pappelbaum siehet, daß so grosse Bäume mit so schlechten Wurzeln versehen sind. Die Thalbäume sind diesem Zufall noch mehr unterworfen, wenn sie an einem Bach oder an einem mit Wasser angefüllten Graben stehen, besonders wenn dieser auf der Seite ist, wo die starken Winde herkommen. Noch mehr: ohnerachtet die Eichen dem Winde sehr gut widerstehen; so werden doch öfters diejenigen, so von sich selbst aus dem Saamen aufgewachsen, und die man vorzüglich zu Laßreisern stehen lässet, vom Winde umgeworfen, wenn man die um sie herumstehende Bäume weggenommen hat, weil diese Eichen ihre Wurzeln nicht im vesten Boden, sondern in eine Modererde schlagen, die oben auf dem Boden von verfaulten Blättern entstehet. Diese Modererde ist sehr leicht; die Wurzeln stehen nicht vest in derselben; und über dieses sind die Wurzeln in dergleichen nahrhaften und leichten Erde allezeit klein, übel beschaffen, und leicht zu zerbrechen.

c) Was ist zu nun thun? Wir antworten: ob es zwar nicht möglich, alle diese erzehlten Zufälle zu verhüten; so kann man doch wenigstens die verdrießlichsten Folgen davon vermindern, wenn man, wie oben gedacht, Bäume mit langen Wurzeln setzet, dieselben mit starken Pfählen versiehet, und die Stämme vest daran bindet; wenn man Gräben macht, um die Erde an denen Bäumen zu erhöhen; wann man endlich keine Bäume setzet, die sehr groß werden, und besonders keine solche, die nicht hinlänglich starke Wurzeln treiben. Dieses aber ist hauptsächlich in leichten und wässerigen Boden, und in denen von Westen gegen Osten gelegenen Thälern zu beobachten,

wo der Wind durch die Berge eingesperret, und dardurch stärker wird, und wo es etwa am besten ist, Schlaghölzer zu ziehen. Wenn auch das Erdreich vest wäre; so darf man an solche Plätze, die dem starken Winde ausgesetzt sind, keine Asteraacia und keine Gleditsia setzen, deren Aeste mit sammt dem Stamm fast bis auf die Wurzeln von einander reissen; wie auch keine Bäume, die leicht abbrechen, als die Ulme mit dem Namen Ulmus folio latissimo scabro, oder die mit sehr grossem rauhen Blatt. Man merke diese Regel wohl!

5) Ferner ist eines Alleeinspectors Schuldigkeit, bey grossen Pflanzungen, gleich nach Ausgang des Winters, und wenn sich die Knöpfe öfnen wollen, alle Bäume durchzusehen, um diejenigen, so krumm stehen, wieder gerade zu richten; an diejenigen, welche los gemacht, Erde zu schütten; mit einem Wort, die Bäume so zu richten, daß sie recht gerade stehen. Wenn man dieses die ersten 3. oder 4. Jahre unterließ; so würde man mit Verdruß sehen, daß ein Theil der gesetzten Bäume aus der geraden Linie wachsen.

6) So sorgfältig man aber bey dem Setzen nur lauter gute Bäume ausgewählet, so viele Mühe und Vorsicht man dabey selbst angewendet, und so viele Unkosten die Wartung derselben verursachet hat; so ist es doch unmöglich, daß nicht durch allerhand Zufälle einige verderben sollten.

a) Es verderben sonderlich viele, wenn in der Erde viele weisse Würmer, woraus Käfer werden, (Engerlinge) vorhanden sind, welche die Wurzeln anfressen, und die Pflanzungen in kurzer Zeit sehr dünne machen, oder fast gänzlich ruiniren. Es ist also sehr viel daran gelegen, so geschwind als möglich, die verdorbenen Bäume wieder zu ersetzen. Zu diesem Ende behalten wir bey Anlegung neuer Pflanzungen von Ulmen, Nußbäumen, Eschen u. s. w. einige der stärksten zurück, und warten sie mit aller Sorgfalt, um sie zur Ersetzung der Bäume zu gebrauchen, die in den ersten Jahren der Pflanzung verderben. Wenn man sie mit allem möglichen Fleiß setzet und wartet; so werden diese Bäume gemeiniglich so schön als die, welche gleich zu Anfang der Pflanzung bekommen sind.

b) Indessen kann es doch bisweilen geschehen, daß auf dem nemlichen Platz 2 oder 3 Bäume nacheinander verderben, ohne daß uns möglich ist, die Ursache davon zu ergründen. In diesem Fall haben wir vor gut befunden, an diese Stellen von einer andern Art Bäume zu setzen; man wähle aber solche, die dem Ansehen derer, die ersetzt werden sollen, etwas gleich kommen. Dieses Nachsetzen machet bey den jungen Pflanzungen nichts sonderliches zu schaffen; aber bey einer schon vor langen Zeiten gesetzten Allee hält es mit dem Fortkommen solcher jungen Bäume schwer, die an die Stellen der verdorbenen oder vom Winde umgeworfenen gesetzt worden. Der Boden, wo man diese neuen Bäume hinsetzet, ist von den Alten, die darinnen verdorben sind, erschöpft;

die Wurzeln der benachbarten Bäume nehmen den neugesetzten den Saft, wobey ihnen die zu dem Setzen der neuen Bäume umgegrabene Erde Gelegenheit giebt, mit ihren Wurzeln in dieselbe zu laufen; diese neue Wurzeln würden noch stärker wachsen, wenn zu besserm Bekommen der neuen Bäume neue Erde wäre herbeygeschaft worden. Der Schatten der grossen benachbarten Bäume hindert vornemlich das Wachsthum der zwischen dieselben gesetzten jungen Bäume sehr stark. Aller dieser Beschwerlichkeiten ohngeachtet, müssen die leere Plätze wieder besetzt werden, weil es sehr garstig aussiehet, wenn in einer schönen Allee zwey oder drey Bäume fehlen.

**Wildpret**, lat. Ferina, französ. *Venaison*, nennet man 1) alles Vieh, das sich in Feldern und Wäldern ohne menschliche Hülfe selbst fortpflanzet, und erhält, s. **Wild.** Wo das Wild geheget wird, da leidet der Landmann nicht wenig Schaden bey seinem Ackerbau, weil er die Feldfrüchte einzäunen, und doch gewärtig seyn muß, daß die wilden Sauen, und ander Wild durchbrechen, solche verderben, und auffressen. Es muß des Nachts gehütet werden, welches Mühe, schlaflose Nächte, und Unkosten verursachet. Wie weit sie von dem Wildbannsherrn Schadloshaltung fordern können, davon s. **Wild.**

2) Wird durch das Wildpret insbesondere das **Fleisch** von wilden Thieren, so zu essen sind, angezeiget. Das Wildpret ist zwar nicht so nahrhaft, als das Fleisch des zahmen Viehes, jedoch aber verdaulicher und gesunder. Das **Wildpret**, und zwar erstlich das **Hirschwildpret lange zu erhalten**, reibe es wohl mit Salz und halbgestossenen Wachholderbeeren, schichte es in ein wohl verpichtet eichenes Fäßlein, schlage es zu, daß keine Luft dazu kommt, wälze das Fäßlein oftmals hin und wieder; so bleibet es lange gut. Wenn du davon gebrauchen willst, must du es vorher eine Weile wässern lassen, und es hernach in halb Weinessig und halb Wasser, wie es dir gefällig, sieden, und eine beliebige Brühe darüber machen. Du kannst auch in das Fäßlein, zwischen jede Lage Wildpret, Salz, gestossene Wachholderbeere und Coriander streuen.

Das **Schweinwildpret** aber, wenn es drey oder vier Stunden im Wasser gelegen, wasche sauber aus, lege es in einen Topf, oder, wenn es viel, in einen Kessel, nebst ein oder zwey in Stücken zerschnittenen Zwiebeln, gröblich gestossenem Pfeffer, Cardamomen, Zimmet, Muscatenblumen, Salz, ein wenig Wachholderbeeren, etlichen Roßmarinstengeln und Lorbeerblättern, wechselsweise geschichtet, geuß Weinessig und Wasser, jedes den dritten Theil, daran, laß es zusammen sieden, hernach lege das Wildpret auf ein sauber Tuch, damit es abtrockne und verkühle, folgends schlichte es in einen Topf, und wenn die Brühe auch ein wenig erkühlet, schütte sie sammt dem Gewürze und anderm darüber; verbinde den Topf wohl mit einem Tuche, bedecke denselben mit einer Stürze, und bewahre ihn in

in einem kühlen Keller zum Gebrauch. Sollte die Brühe, darinnen das Wildpret gesotten, nicht so viel Fett haben, daß der Topf oben ganz damit bedeckt ist, kannst du frisch Schmalz lassen heiß, und wiederum kühl werden, und solches darauf giessen, damit das Wildpret und die Brühe völlig bedeckt bleibe, daß keine Luft darzu kommen kann. Solchergestalt hält es sich ein halb Jahr, und noch länger gut. Sollte es sich aber, absonderlich in grosser Hitze, fügen, daß das Wildpret riechend würde; so siede Kälberfüsse auf eben diese Weise, wie das Wildpret, geuß die Brühe davon über das riechende Wildpret, welches aber zuvor etliche mal aus frischem Wasser sauber ausgewachsen seyn muß, und bedecke es wieder mit frischem Schmalz. **Grenz- oder Naschwildpret** wird dasjenige Wild genennet, welches sich an denen Grenzen befindet, und daher, weil es leichte übertritt, eher pflegt gepürschet zu werden, als das, so mitten in der Wildbahn oder dem Gehege ist.

**Wildpretstaxe.** Diejenige, so im Jahr 1694. in Sachsen herausgekommen, und nach welcher Sr. Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen, Herzog Friederich August, in dero Proviant- und Rauchhause, Wildpretszehrgarten, und sonst das Wildpret verkaufen lassen wollen, lautet also:

Ein Hirsch, so über 5 Centner, 12. fl.
1 fl. 10. Gr. 6 Pf. Jägerrecht darunter begriffen.
Ein Hirsch 4 Centner - 11 fl.
1 fl. 10. Gr. 6 Pf. Jägerrecht darunter begriffen.
Ein gemeiner Hirsch - 9. fl.
1. fl. 10. Gr. 6. Pf. Jägerrecht darunter begriffen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Ein Spießhirsch - - | 7. fl. | 12. Gr. | incl. | 1. fl. Jägerrecht. |
| Ein Stück Wild - - | 7. fl. | 12. Gr. | | - |
| Ein Wildkalb - - | 3. fl. | 9. Gr. | - | 9. Gr. |
| Ein Reh - - | 2. fl. | 12. | - | - 6. Gr. |
| Ein Rehkalb. - - | 1. fl. | 6. | - | 3. Gr. |
| Ein gewogener Tannhirsch - | 4. | - | - | 12. Gr. |
| Ein ungewogener Tannhirsch - | 3. | 9. | - | 9. Gr. |
| Ein Tannspießhirsch - | 2. | 15. | - | |
| Oder ein Stück Wild - | 2. | 9. | - | |
| Ein Tannwildkalb - | 1. | 9. | - | 3. Gr. |
| Ein hauend Schwein - | 8. | - | - | |
| Ein angehend Schwein - | 7. | - | - | 1. fl. |
| Ein Keyler oder Bache - | 6. | - | - | 18. Gr. |
| Ein jähriger Frischling. - | 2. | 18. | - | 6. Gr. |
| Ein heuriger Frischling. - | 1. | 6. | - | 3. Gr. |
| Ein Haase - - | | 14. | - | 2. Gr. |

**Wildrufdreher**, ist ein gesperrtes Handwerk in Nürmberg, welches anderer Orten nicht zu finden. Nicolaus Grün hat solche Wissenschaft daselbst erfunden. Es bestehet aber ihre Arbeit

in

n gewiessen Hörnern und Pfeif-en, wodurch sie theils einen ehr langen und durchdringenden Hall zuwege bringen, theils den Ruf des Wildes, theils auch das Pfeifen und Geschnader des Geflügels sehr artig nachzuahmen wissen. Sie machen aus einem krummen und weiten Ochsen- und Büffelshorn, ein zierlich und enges sehr weit schallendes Wald- und Jägerhorn, wie auch unterschiedliche Arten der Wildrufe, davon man jede nicht nur besonders haben kann, sondern auch alle in dem sogenannten **Guckuck**, so unter denenselben der größte ist, beysammen sind, und weil die Meister dieses Handwerks kein Meisterstück machen, möchte dieser gar wohl dafür dienen können. Denn es sind alle Arten der Wildrufe in demselbigen allein beysammen, erstlich des Guckuckes, nach einer geringen Verwendung der Hirsche, des wilden Schweines, des Rehes, des Fuchsens, und der Hasen Ruf; sodenn das Geschnader der wilden Gänse und Enten, sammt dem Ruf der wilden Tauben, denn kommt es wieder zu dem Guckuck.

**Wildrufhörner**, sind gewiesse Hörner und Pfeiffen, wodurch man theils den Ruf des Wildes, theils das Pfeiffen des Geflügels sehr artig nachahmen kann, siehe **Wildrufdreher**.

**Wildschütze, Wilddieb, Wilderer**, heißt derjenige, der wider das Landesfürstliche Verboth mit Schiessen oder andern Vortheilen das Wild abfängt, und dem Gehäge Schaden thut. Was ihre **Bestrafung** anbetrift; so können sie, nebst denen, so sie beherbergen, hausen, hegen, und das Wildpret oder die Häute wissentlich von ihnen kaufen, nach Befinden der Umstände entweder mit einer Geld- oder Gefängnißstrafe, oder aber mit Landesverweisung, oder bey verspürter Beharrlichkeit, Trotz und Widerspenstigkeit, gar mit einer Leibesstrafe, beleget werden; wenn nur allenthalben die Proportion zwischen dem zugefügten Schaden und der Strafe fleißig in Acht genommen, und dießfalls nichts wider die Billigkeit verhänget wird.

**Seckendorf im deutschen Fürstenstaat** part. 3. cap. 3. Sect. 5. §. 6. pag. 446.

Ob aber die Wilderer auch sogar am **Leben bestraft** werden können, darinn sind die Rechtslehrer nicht einig. Einige längnen dieses schlechterdings, und halten davor, daß es unbillig und grausam, und der gesunden Vernunft entgegen seye, einem Menschen um eines unvernünftigen Thiers oder Bestie willen, so noch in seiner natürlichen Freyheit herum gehet, und in keines, mithin auch des Wildbannsherrn Dominio und Possession noch nicht ist, folglich auch an solchem Wild kein Diebstahl begangen werden kann, sogleich das Leben zu nehmen, da doch zwischen der Strafe und dem dem Verbrechen eine Proportion seyn solle, dergleichen aber zwischen einem wilden Thier und dem Leben eines Menschen keineswegs ist.

*Myler* ab *Ehrenbach*, de principib. & statib. Im-

Imper. part. 2. cap. 73. §. 12. *Hopp.* und *Schneidewin* ad §. 12. Institut. de rer. divis. *Bocer.* de regalib. cap. 1. num. 72.

Diese Meynung ist auch in dem **Sächsischen Landrecht** Lib. 2. Art. 61. gegründet, wo es heisset: **Da Gott den Menschen schuf, da gab er ihm Gewalt über Fische und Vögel, und über alle wilde Thier; darum haben wir des ein Urkund von Gott, daß niemand sein Leben an diesen Thieren verwirken kann.** Womit auch der **Schwabenspiegel** Lib. 1. tit. 36. §. 2. übereinkommt, wenn es daselbst heißt: **Kein Richter soll einem seinen Leib gar nehmen, weder um Gewild, noch um Vögel, noch um Fisch.**

Add. *Samuel Puffendorf.* de Jur. nat. & Gent. lib. 4. cap. 6. §. 7.

Andere machen diesen Unterscheid: ob in denen Jagdordnungen und Patenten keine gewiesse Strafe darauf gesetzet, oder ob eine gewiesse Strafe darinnen bestimmet seye? Im ersten Fall tragen sie auf eine willkührliche Strafe an, so entweder in einer Geldbuße, oder in der Landesverweisung, oder auch, nach Befinden der Umstände, in dem Staupenschlag bestehet. Im andern Fall aber geben sie, wenn das Wildpretschiessen zum drittenmal wiederholet, und die Wilderer dadurch dergestalt incorrigible geworden, daß von ihm, wegen der mit unterlaufenden äusserlichen Verachtung seiner Herrschaft und Obrigkeit, keine Besserung zu hoffen stehet, auch auf die Todesstrafe.

*Harpprecht.* ad §. 12. Institut. de rer. divis. num. 304. seqq. *Mohr.* de jur. venand. part. 1. cap. 4. *Cubach.* Cent. 2. quæst. illustr. 2.

Wobey sie aber zum Theil noch dieses voraussetzen, daß der Wilderer wegen des ersten und andern Schusses schon gestraft worden (*Harpprecht.* cit. loc. num. 319.); welchem aber andere hierinnen nicht beypflichten. Dem sey aber, wie ihm wolle; so ist es so viel gewieß, daß, nach heutiger Gewohnheit in Deutschland, das Wildpretschiessen und verkaufen für ein malificisches Verbrechen geachtet werde, folglich, nach Befinden der Umstände, zuweilen auch mit dem Leben abgestraft werden könne. Und dieß nicht ohne Ursache, indem diese Bestrafung nicht sowohl wegen geschossenen Wildes, als vielmehr wegen verächtlicher Hintansetzung des herrschaftlichen und obrigkeitlichen Geboths geschiehet; wie dann auch in dem göttlichen Gesetz die Verachtung und der Ungehorsam gegen die Obern am Leben bestraft worden, Deut. XVII., 12. Mithin ist bey Dictirung der Strafe nicht sowohl auf den Werth des Wildes, als auf die Beschaffenheit des Verbrechens, nemlich auf die muthwillige Uebertrettung des oberherrlichen Geboths zu sehen; und auf diese Weise wäre eine Proportion zwischen dem Leben des Menschen und diesem Verbrechen ratione qualitatis. Hiernächst wenn gleich kein Diebstahl

stahl an der Sache selbst, oder derselben Innhaber und Besitzer geschiehet; so ist doch schon genug, daß die einem Fürsten oder Herrn zustehende Jagdgerechtigkeit dadurch gehemmet, mithin der Gebrauch derselben in so weit abgestricket wird, immassen auch in Ansehung des Gebrauchs, so einer in dieser oder jener Sache hat, ein Diebstahl geschehen kann; wie denn auch die peinliche Halsgerichtsordnung Kayser Carl des V. Art. 169. hievon nicht undeutlich Maaß und Ziel giebet; denn nachdem dieselbe verordnet, daß die, so aus Weyhern oder Behältnissen Fische stehlen, denen Dieben gleich zu strafen seyen; so wird dieses mit angehänget, daß, wenn einer aus einem fliessenden uneingefangenen Wasser, daß einem zustünde, Fische fienge, derselbe an seinem Leib und Gut, nach Gelegenheit und Gestalt des Fischens, der Person und Sachen, zu bestrafen seye. Weil nun ein solches Fischen mit dem Wildpretschiessen in gleichem Verhältniß stünde; so wäre hieraus offenbahr, wie ein Wilderer, auch nach Maßgebung der peinlichen Halsgerichtsordnung, bestrafet werden könne. Und dieser Meynung sind unter vielen andern zugethan:

> *Stryck* in us. modern. ad ff. tit. de acquir. rer. Domin. §. 3. *Noë* Meurer tract. vom Forst- und Jagdrecht. Lib. 2. rubr. Welchergestalt die Forstliche Ober- und Herrlichkeit durch gebührende Strafe zu handhaben. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat. part. 3. cap. 3. pag. 446. *Westenholz.* Dissert. cit. cap. 5. §. 72. seqq. *Maier*, Tr. de jur. venand. cap. 14. thes. 4. pag. 328. seqq. *Carpzov.* Prax. crim. quæst. 84. num. 38. seqq. wo er zugleich viele Einwürfe der Gegner beantwortet.

Jedoch soll eine Herrschaft nicht leicht in solchem Fall mit der Todesstrafe verfahren; sondern so viel nur immer möglich die Gelindigkeit vorwalten lassen; es wären denn solche beschwerliche Umstände vorhanden, um welcher willen, andern zum merklichen Exempel und Abscheu, die Todesstrafe erkannt werden müßte; als wenn Wilderer Mord- und Rauberey dabey getrieben, oder denen Jagdbedienten selbst den Tod gedrohet, und heimlich nachgestellet, oder das Wildschiessen oft und vielfältig wiederholt daß keine Besserung zu vermuthen stehet.

> *Webner.* Observ. pract. voc. Forst. *Everbard.* vol. 1. consil. 10. num. 42.. *Ziegler.* de jur. venand. §. 36. *Ertel.* Tr. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 7. observ. 8. & part. 2. observ. Equest. 14. pag. 200.

Wenn man indessen die die Wahrheit bekennen soll; so bleibet es immer hart, das Wildschiessen zu einem Grund der Todesstrafe zu machen, wenn es auch schon oft wäre wiederholet worden. Die aufgegebene oder verlohren scheinende Hofnung der Besse-

Besserung findet etwa nur in dem Fall statt, wenn man den Wildschützen wieder auf freyen Fuß stellet. Sollte man ihn nicht in Umstände setzen können, da er diese Ausschweifung nimmer begehen kann? Ist er ein wahrer Mörder und Räuber; so ist ihm sein Urtheil in denen Gesetzen schon gesprochen. Ist er mit dem, der ihn einfangen wollen, handgemein geworden, und hat denselben etwa entleibet; so kommt noch viel auf die Umstände an, wie er verleitet worden, sich sowohl zu widersetzen, als auch sich an seinem Gegenpart zu vergreifsen. Den Tod drohen kann noch weniger sogleich die Todesstrafe rechtfertigen. Es giebt immer noch 100 Strafen und Ahndungen, wodurch man den Wildbannsherrn in seinen Rechten schützen kann. Auf gleichen Schlag mag man von der Tortur der Wildschützen urtheilen. Jene Grausamkeiten aber, da man Wilddiebe auf lebendige Hirsche geschmiedet, oder in Häute wilder Thiere gestecket, und dieselbe hetzen und zerreissen lassen, und andere dergleichen ungeheure Erfindungen der Marter, sind einem Fürsten höchst unanständig, und verwandeln den, der sie beschliesset und vollstrecken lässet, in einen Wüterich und Tyrannen.

*Knipschild.* de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 331. *Martin.* de jur. venand. §. 5. *Besold.* Thesaur. pract. voc. Jagen.

Uebrigens siehet man leicht, daß ein Richter bey Untersuchung und Bestrafung des verbothenen Wildpretschiessens auf vielerley Umstände zu sehen habe. Folgende werden insonderheit von den Rechtslehrern zum Augenmerk genommen: 1) Was den Wildschützen zum Wildschiessen angetrieben? Ob er es aus Zorn, weil er etwa Schaden davon gelitten, oder aus Nutzen, oder aus Muthwillen gethan, und ob es nicht ein schädliches Wild gewesen? 2) Ob jemand zwar im Sinn gehabt, in des andern Wald zu gehen, und das Wildpret diebischer Weise zu fangen und zu pürschen, es ihn aber wiederum gereuet habe? 3) Ob er in grosser Theurung und Hungersnoth, sein Leben zu erhalten, Wildpret gefangen oder geschossen? 4) Ob er nach einem Hirsch oder anderm Wildpret zwar geschossen, es aber nicht getroffen oder bekommen? 5) Ob es nicht gefunden Wildpret gewesen, so von einem andern erschossen, oder im Winter erfrohren? 6) Ist die Person auch anzusehen, ob sie von Stande oder geringer Condition, jung oder alt seye? 7) Ist der Ort in Betrachtung zu ziehen, ob es in der besten Wildfuhr, in der Sulz, oder aber nur im äussern Holz geschehen? Denn im erstern Fall ist der Schaden grösser, und das Verbrechen schwerer 8) Ob der Wildschütz das Verbrechen öfters wiederholet, und ob er schon einmal wegen dergleichen Verbrechen bestrafet und abgemahnet worden? 9) Ob er mit gewehrter Hand, und Vorsatz, sich zu wehren, oder nur dem Jagdherrn zum Tort und Schimpf gepürschet habe? 10) Ist auch auf die Zeit zu sehen, ob es bey nächtlicher Weile oder bey Tag, oder zur andern verbothenen Zeit ge-

geschehen, wenn das Thier gesetzt oder ein säugendes Kalb hat. 11) Muß die Anzahl der geschossenen Wildstücke überleget, anbey auch weiter untersucht werden, 12) ob vieles davon in seinen Nutzen gekommen? 13) Was er davon lucrirt und participiret? 14) Ob er sich gegen denjenigen, der ihn ertappt und pfänden, oder zur Hast bringen wollen, mit Waffen gewehret, denselben verwundet, oder gar getödtet? 15) Ob er nebst dem Wildschiessen auch geraubet, gemordet, und andere Uebelthaten mehr im Wald oder sonsten begangen? Nach Befinden dieser und anderer Umstände, muß die Strafe angesetzet werden.

*Carpzov.* prax. crim. quæst. 84. *Rudinger.* Cent. 5. Observ. 64. *Ertel.* Prax aur. de jurisd. infer. Lib. 2. cap. 7. Observ. 8. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 15. *Doepler.* theatr. pœnal. & execut. crim. cap. 44. num. 93.

Wildstand, wie er regelmäßig, ohne Schaden des Holzes einzurichten, s. Holzschaden.

Wildtrage, ist eine Maschine, womit bey denen Jagden das Wildpret zusammen, und vor den Jagdschirm getragen wird. Es bestehet aus einem gestrickten Netz, ist 3 Ellen lang, und 4 Ellen breit. An beyden Seiten sind Arms dicke Stangen.

Wildwage, welche man zu Abwägung des auf den Jagden gefälleten Wildprets gebrauchet, wird nicht mit Schalen, sondern, wie eine Schnellwage, von starkem Eisen mit Ketten und Hacken gemacht, auf deren Balken die Pfunde, Steine und Centner bemerket sind; da denn, nach der Schwere des Wildes, das Gewicht vor- oder hinterwärts gehangen wird.

Wildwächter, heissen die entweder zu Abscheuchung des Wildes, oder zu desto besserer Aufsicht über die Förste und Wälder bestellten Wächter.

**Wind, ein Hund, s. Windhund.**

**Windbracken, s. Windfall.**

**Windbruch, s. Bruch, Windfall.**

**Windfall, Windbruch, Windbracken, Windriß, Windwurf, Wulzen,** heisset bey dem Forstwesen das von starkem Winde abgebrochene und gefällte Holz. Ist der Baum nur zersplittert, zerspaltet, oder zum Theil abgebrochen, welches bey hartem Winter oder dürrem Wetter, da die Erde vest ist, und stark anhält, geschiehet; so heisset es ein **Windbruch.** Wenn aber bey vielem Regen der Boden feucht und locker wird; so hebt ein entstehender Sturm die Wurzel, und der ganze Baum fällt um, und das heißt ein **Windfall, Windschlag,** oder **Windriß.** An etlichen Orten kommen sie denen Förstern und Jägern zu gut. Eben diese erhalten dergleichen nur im Fall, wann solche sich auf denen Scheidwegen und Gränzen vorfinden; an andern Orten giebt man denen Forstknechten ein gewiesses an Geld, Getreide oder Holz darfür. Nach der Braun-

schweig - Lüneburgischen Forstordnung de anno 1671. „Hingegen sollen die Beamte und Förster hinführo, zu ungleichen Verdachts und Mißbrauchs, sich so wenig des Windbrackenfall - oder Pollholzes anmassen, sondern zur herrschaftlichen Nothdurft gebrauchen, verkaufen, und berechnen, und nicht zum Verderben muthwillig liegen lassen, bey Verlust des contravenienten Dienst, und Vermeidung ernstlicher Strafe. Conf. Ordin. Marburg. de anno 1602. Art. 34. Ordin. Hassiac. de anno 1617. **Desgleichen sagt Herr von Seckendorf im teutschen Fürstenstaat: daß Windfälle nicht für Accidentien der Diener gehalten werden.**

Diejenigen, so von denen Jagd- und Forstrechten Wissenschaft haben, können folgende Fragen beantworten: 1) Ob derjenige, so das Lager- Ab- und Reißholz, abgängig und Afterholz aus einem Wald zu geniessen hat, mit Recht die Windbrüche und Risse oder Windfälle darunter verstehen könne? 2) Wem die Windwürfe zugehören, wenn sie auf eines andern Grund und Boden gefallen? 3) Ob derjenige, so die Beholzungsgerechtigkeit hat, ohne Vorwissen und Einwilligung des Jagdherrns, solcherley Holz wegnehmen könne? Ingleichem ob ein Vasall, usufructuarius, emphyteuta verbunden, an die Stelle der durch Windsturm umgerissenen Bäume, wieder andere anzupflanzen?

*Krebs* Tr. de lapide & lign. voc. Windfäll & Ruta cæsa. It. *Noë Meurer* Jag- und Forstrecht, pag. 209. de arbor. vi ventor. dejectis.

Endlich bleibt die Hauptfrage zu erörtern übrig: **Ob dann der Schaden, der durch Windbrüche in denen Waldungen verursachet wird, nicht in etwas verhütet werden könnte?** Dießfalls finden wir in der **Fürstlich-Braunschweig - Lüneburgischen Forstordnung** de anno 1590. c. 2. §. 2. diese Regel: **Man soll durch Lochweißhauen nicht schädliche Windbrüche caussiren. Herr Christian Böse** in seinen **Haushaltungsprincipiis**, in specie **vom Harz**, sagt p. 129: Besser sind solche Windbrüche nicht zu verhüten, als wann man keine Oerter, so man es ändern kann, von der Abend- oder mitternächtigen, als der Wasserseiten her, anhauet, auch überall keine mehr, als so viel zum Haushalt nothwendig erfordert werden, noch weniger die noch vollen Oerter, oder auch die, so schon angehauen sind, innwendig zu weit vor dem Heye aushauet und durchlöchert; weil erstlich von der Wasserseite die schweresten Winde herkommen; zweytens, die Fronten der Oerter, oder die Bäume, so vornen an und auf ihrem Saum herumstehen, allemal mehr Wurzel haben und sich besser wider die Winde defendiren, als die innwendig im Ort stehen, wenn der Ort erst geöffnet ist; und drittens, diese innwendigen sich auch noch weit besser für Schnee und Windbruch halten, wenn sie noch geschlossen stehen, und oben an einander

Halt haben, als wann sie erst durchlöchert sind, und dem Winde Oefnung darinnen gegeben wird."

Herr Döbel 3 Th. c. 101. S. 90. in der Jägerpract. lehret: "Die Sturmwinde thun im Wald grossen Schaden, und vornemlich, wo der Wind einen grossen Anfall haben kann, oder **wo die Hölzer hin und wieder ausgeliechtet**, einzelne Bäume oder kleine Flecken ausgehauen, oder die Gehau oder Schläge also angeordnet werden, daß der Wind über das Freye sich recht herein legen kann. Dergleichen besonders in harzigen Tangel- oder schwarzen Hölzern geschiehet, auch wo viel Rothbuchen stehen, insonderheit wann die letztern voller Laub sind. Kommt nun der Sturmwind, und hat erst ein Loch; so legt er deren viel hinter- und übereinander nieder; derowegen ist nützlich, daß ordentliche Gehaue und Schläge gemacht worden." Zugleichem behauptet dieser Forstmann über des **Hr. v. S. Oekon. Bedenken.** (S. ökonom. Nachr. 9. B. S. 553.). "Je mehrere Bäume auf einem Platze hin und wieder ausgeleuchtet, das heißt, hin und her ausgehauen sind, desto mehr stemmt sich der Wind in solche ausgeliechtete Orte, und thut hernach grossen Schaden. Wo nur erst ein Loch oder Scharte hinein wird, da wirft alsdenn der Wind ganze Striche bey einander um. Derowegen halte ich es mit vielen andern wohleinsehenden Forstverständigen und Holzgerechten, welche uns sämmtlich anrathen, daß man Gehaue machen soll.

Herr Beckmann in seinen **Versuchen und Erfahrungen von der Holzsaat** p. 63. ed. de anno 1756. schließt dahero aus überzeugenden Gründen: daß an denen vielen Windbrüchen niemand als derjenige Schuld sey, der hin und wieder in seinem Holze herumschlägt. Dann, so lange eine Armee geschlossen bleibet, kann der Feind gewieß so leicht nicht einbrechen; so bald aber Lücken werden, so bekommt der Feind mehr Vortheile, in dieselbe einzudringen, und sie wohl gänzlich über den Hausen zu werfen. Eben dieser Schriftsteller behauptet diesen Satz gegen einen seiner Gegner, den obangezogenen **Herrn v. S.** auf solgende Art: "Ich kann ihnen versichern, daß es mir sehr zu Herzen gehe, wann ich die betrübten Früchten sehe, die das von ihnen angerühmte hin und wieder Ausliechten in denen Waldungen hervorbringet. Ich glaube auch ganz gewieß, daß das, was ich von der Ursache der Windbrüche melde, die Wahrheit sey. Nur scheinet es mir, als hätten sie das von mir gebrauchte Gleichniß ganz unrecht verstanden. Dann es ist doch wohl ausgemacht, daß der Wind von einem solchen Ort, wo er auf allen Seiten gleichen Widerstand findet, nicht so viel Macht haben, und so viel Gewalt brauchen könne, als da, wo er Lücken und Gassen vor sich hat, und mehr Freyheit, aber geringen Widerstand antrift. Warum thut der Wind mehreren Schaden, wenn er, wie man im gemeinen Leben zu reden pflegt, einen Zug bekommt? Stellen sie sich nun vor, der Wind treffe auf eine Seite einer Waldung,

die allenthalben, ohne einige Lücken zu haben, mit Bäumen besetzet ist, wird er da etwas ausrichten können? Ich zweifle sehr! Wie aber, wenn er leere Zwischenplätze findet, da seiner Gewalt nichts widerstehet, wird es da auch wohl ohne Zerbrechen und Umstürzen der Bäume abgehen? Die Erfahnung bestärket das, was ich gesagt habe. Dann in denen mir anvertrauten Holzungen ist bey meiner Art, das Holz auf ganzen Gehauen abzutreiben, nach denen heftigsten Sturmwinden, gar wenig, und öfters gar nichts vom Winde gebrochenes anzutreffen gewesen; da ich hingegen bey andern und verschiedenen meiner Nachbarn, die auch in ihren Wäldern nur hin und wieder die starken Bäume heraus nehmen lassen, desfalls jedesmal grosse Klagen gehöret habe. Glauben sie nun bald, daß derjenige, der den Holzschlag in einem Walde anordnet, den an Windbrüchen in demselben Schuld sey? „ Fänden sich aber dennoch einige, die hiebey noch einigen Zweifel hätten; so sage man mir doch, wie es kommt, daß öfters ein Baum, dessen Stärke und Jahreszirkel uns von seinem 100, ja wohl 150 jährigen und noch höhern Alter überzeugen, von dem Wind umgebrochen wird? Diese 100 und mehr Jahre über, die er gestanden, sind doch ohne Zweifel auch Sturmwinde vorgefallen. (Dergleichen den 27. Nov. 1627. im Oberharz und andern Orten gewesen, dergleichen Anno 1660. 1703. 1739. 1756). Gleichwohl hat ihm die Gewalt derselben, diese ganze Zeit hindurch, da er doch erstlich viel schwächer, und also weit eher zu bewegen war, nichts anhaben können. Jetzo aber, da er mit vielen und starken Wurzeln versorgt, stark, noch frisch und gesund, und weit schwerer zu bewegen ist, wird er dem Wind zum Raube, und von ihm umgebrochen. Rühret dieses nicht daher, weil wir seine Nachbarn um ihn herum wegschlagen lassen, die ihm vorher zum Schutz dienten, und keiner Gewalt eines auch noch so grossen Sturms verstatteten, ihn da oder dorthin zu bringen; sondern vielmehr der Macht des Windes mit zugleich gemeinschaftlichen Widerstand thaten? Nun aber stehet er in Freyheit, der Sturmwind kann ihn nach seinem Gefallen ergreifen, erschüttern und beugen; er hingegen muß nachgeben, der Gewalt weichen, und endlich umbrechen. Uns dünket, hieraus ließ es sich mit mehr als zureichender Gewießheit einsehen, und begreiffen, wer an denen Windbrüchen in einer Waldung am meisten Schuld seye. s. a. **Moosrechen.**

**Windhaare**, s. Donen.

**Windhetzen**, s. Hetzen.

**Windhund**, **Wind**, **Windspiel**, lat. Vertagus, französ. *Chien courant*, *Chien greffier*, *Chien forcenant*, ist eine besondere Art Hunde, welche höher und geschmeidiger sind, als andere. Sie lauffen schnell, und haben daher auch ihren Namen, haben ein spitziges mit guten Fängen versehenes Maul, hohe Schenkel, und einem langen Schwanz. Die an ihnen erforderte Tugenden sind, daß sie geschwind, und gefängig sind, also

so den Hasen nicht nur erlaufen, sondern auch fangen können. Man ziehet und füttert sie nicht mit vielen Suppen, wie andere Jagdhunde, sondern mit gutem Brod und Brühen, die ihnen Kräfte geben. Sollen sie nicht auf dem Hof herum laufen, und gesund bleiben; so müssen Zwinger, und Hundeställe vorhanden seyn, die Ställe aber täglich rein gesäubert, und die Hunde fleissig, besonders aber zur Sommerszeit, gebadet werden. Zwey oder drey dergleichen Hunde fassen die Jäger an einem Hetzriemen zusammen, die ein Strick Hunde heissen. Die jungen Hunde hetzet man nicht eher ein, sie sind denn wenigstens ein Jahr alt, und im ersten Jahr muß der Lehrmeister ihnen nicht zu viel zumuthen. Auch ist hauptsächlich in Acht zu nehmen, daß einer nicht hetze, wenn der Hase weit ausstehet, denn sonst kommen die Hunde fast aus dem Athem, ehe sie ihn einholen, und wenn weite Hatzen geschehen, kann man auch in einem Tag nicht viel hetzen. Die Hunde werden vor den Jahren dardurch labeth, welches auch geschiehet, so man in einem Tage zu viel hetzet; drey, vier, bis fünfmal auf einen Tag gehet an, was drüber ist, dürfte denen Windhunden nicht nutzen. Ist aber ein Ueberhetzen geschehen, so muß man ihnen die Füsse einsetzen. Darzu nimm Essig, Salz und Kiehnruß, thue es in ein Fäßlein, und setze der Hunde Füsse eine Weile drein, das ziehet ihnen die Müdigkeit und Hitze aus. Der Windhetzer muß auch ein Horn mit Schießpulver bey sich führen, indem es öfters geschiehet, daß sich die Hunde verfangen, oder aus dem Athem laufen, da er denn nur einen Schuß Pulver einschütten darf, darauf sich jeder Hund recolligiret.

Einige, und insbesondere die zu Fusse ausziehen, und hetzen, haben Gefallen daran, die Hunde zu gewöhnen, daß sie den Hasen hergetragen bringen. Dieser wird der Ritter genannt. Es gehört aber nur bey jedem Strick einer, der es thut; mehrere sind schädlich, weil sie vielleicht alle tragen wollten, und den Hasen also zerreissen würden. Nützlich ist der Windhund bey der Jägerey besonders deswegen, weil man jederzeit nach des Obern Befehl Hasen schaffen kann, es wären denn die Hunde nichts nütze, oder aber das Unglück regierte, daß keine Hasen zu sehen. So die Jagdhunde in einem Feldholz, oder Bruch gelöset werden, ausser diesem aber mit denen Windhunden vorgehalten wird, erfolget Nutzen und Plaisir, weil solchemnach Hasen, Rehe, und Füchse, zugleich gehetzet werden können; jedoch fangen, und werfen nicht alle Windhunde den Fuchs, sondern laufen nur in Gesellschaft anderer mit.

Zum Retter oder Schirmer erwählet man insgemein den herzhaftesten unter den drey Jungen, welcher nach dem vorgeworfenen Brod am schärfsten greifet, und die andern abweisen will, welchem man beystehet, und allezeit die Oberhand lässet, damit er gewieß versichert bleibe, er sey Hahn im Korb, und habe vor denen andern etwas zum voraus. Wenn der Retter

den Hasen selbsten fressen wollte, muß ihm der Appetit mit der Hetzpeitsche vertrieben werden. Anfänglich lässet man ihn zu Hause, und hetzet die zwey andern Jungen vorhero erst mit einem alten und erfahrnen recht vollkommen ein, hernach ist der Retter zum absonderlichen Fang anzugewöhnen.

Es giebt auch eine Zwitterart von Windhunden, die nicht allein hurtig, sondern auch stark, beissig, und gut auf die Füchse, ja sogar zur Wolfsjagd zu gebrauchen sind. Daß der Fuchs seinen Schwanz, wie ein gewiesser Autor schreibet, zwischen die Läufte nehme, und, wenn die Hunde hinter ihm her sind, sein stinkendes Wasser darauf lasse, und den Schwanz ausstrecke, und daß solches denen Hunden zuwider seye, und sie abweichend machen solle, ist Einfalt, s. a. Hase, Hund.

**Windicht, Schnellgehend**, heißt bey dem Forstwesen das Holz, das wie ein gedrehter Strick aussiehet. Das besondere hiebey ist, daß es alles recht herum gedrehet ist, gleichwie der Hopfen oder die Bohnen an den Stangen hinauflaufen. Solches entstehet vom vielen Winde. Wenn das Holz noch jung, aber wipfelreich ist, und dickes Laub hat; so kann sich der Wind stark hinein setzen, und es herum drehen. Weil es nicht gleichspaltig ist; so kann es zu Schindeln, Schleussen, Brettern u. d. g. nicht gebraucht werden, und schickt sich zu nichts, als ins Feuer.

**Windleinen**, s. Donen.

**Windriß**, s. Windfall.

**Windspiel**, s. Windhund.

**Windwurf**, s. Windfall.

**Winterdrossel**, s. Drossel.

**Wintereiche**, s. Eiche.

**Wintergrün**, s. Epheu.

**Winterleite**, s. Leite.

**Wintermonat**, s. November.

**Winterstand der Hirsche**, siehe Hirsch.

**Wipfeldürre**, heißt bey dem Forstwesen dasjenige Holz, welches an dem Wipfel abzudorren anfängt, welches zum öftern daher kömmt, wenn denen jungen wachsenden Bäumen oben die Gipfel zu Wein- und Bierzeigern, oder sonst fürwitziger Weise abgeschnitten worden. Es ist eine gefährliche Sache, wenn man denen Förstern und Forstknechten dergleichen Holz als ein Accidenz überlässet; denn unter diesem Schein gehet, ohne Vorwissen der Herrschaft, nebenbey auch viel gutes Holz hinweg, welches heimlich verkauft wird, unter dem falschen Vorwande, daß es Wipfeldürre gewesen; und dieses kann man an dem Stocke, darauf das Holz gestanden, nicht eigentlich mehr erkennen. Daher es besser ist, ihnen ihre Besoldung um etwas zu vermehren, als ihnen selbst Gelegenheit an die Hand zu geben, weiter zu greifen, als ihnen gebühret, weil sie es unvermerkt thun können, und sehr wenige sind, die ihr Gewissen mehr, als ihren Nutzen bedenken mögen.

**Wipfelreich**, heißt der Baum, der

der oben nach der Spitze stark mit Aesten besetzt ist.

**Witterung**, heissen die Jäger die Ausdünstungen, so die wilden Thiere von sich lassen, und von den Leit- und Spürhunden wahrgenommen werden. Von der Witterung bey dem Fuchseisen. s. Fuchseisen.

**Wittewald**, s. **Kirschvogel.**

**Witwohl**, s. **Kirschvogel.**

**Wölfen**, heißt bey der Wölfin, wenn sie Junge bekommt. Bey der Füchsin bedienet man sich dieses Wortes ebenfalls, wenn sie wirft.

**Wolbermey, Walpurgismey**, ein Staudengewächse, welches an vielen Orten diesen Nahmen führet, weil es im Maymonat ausschlägt. Es bringt weisse Blüten, und darauf im Herbst rothe Beeren hervor, die den Saamen in sich halten, und wächset in Landforsten, Vorbergen, Hecken und an Zäunen. Das Holz ist von keinem andern Gebrauch, als wozu alle andere geringe Hecke dienet.

**Wolf**, lat. Lupus, franz. *Loup*, ist ein reissendes, arglistiges, schädliches Thier, und der gefährlichste Feind der wilden und zahmen Thiere, sonderlich der Schaafe. Seiner Grösse nach kommt er einem starken Hund gleich. Sein Kopf ist lang, der Rachen ganz spitzig, die Oberlippe gehet um ein merkliches weiter als die Unterlippe hervor; im Rachen hat er schöne starke, weisse, und sägenartig stehende Zähne, mit welchen er zerreißt, was ihm vorkömmt; die Ohren sind spitzig, der Hals ist kurz, und stark, die Augen klein, aber doch scharf sehend; seine Witterung ist gleichfalls scharf, und gut, daher er den Raub von weitem riechet. Die übrige Proportion des Leibes ist fast wie eines Hundes seine, der Schweif aber rauch und haarig. Der Farbe nach siehet der Wolf graulicht, sein Balg wird rauch gar gemacht, zu Pferdedecken gebraucht, und in Fußsäcke, und Winterkleider gefüttert. Die Klauen kommen der Hunde ihren gleich, doch sind sie kleiner, und spüren sich schmäler, auch länger. Solches desto gewiesser zu erkennen, ist zu beobachten: 1) der Wolf hat einen grossen und starken Ballen, siehet aus wie ein Herz, und machet wegen seines Geäfters 3 Gruben in die Erde, welches kein Hund thun kann. 2) Die Klauen, oder 2 Vorderkrallen hält er allezeit zusammengespannet, welches ebenfalls kein Hund thut. 3) Zeiget sich des Wolfs Spur, wenn die Afterklauen von dem übrigen Fuß weit abgesondert sind. 4) Ist des Wolfs Spur oder Schritt weit länger und gerader, als die Schritte der Hunde, welche ohnedem auch beytretten; denn da er beständig trabet, tritt er mit den hintern Klauen just in die vordersten ein, welches das Spuren genennet wird. Etliche Wölfe, die beysammen sind, traben hintereinander her, so, daß die hintern alle in der vördern Einfahrt tretten, und man also nicht erkennen kann, ob es einer oder mehr seyen, bis sie auseinander traben; wenn sie aber flüchtig gehen, greifen sie auseinander, wie andere Thiere.

Der Wolf wird in der Fehrte von der Wölfin dadurch wahrgenommen: 1) daß diese längere Füsse hat, als der Wolf. 2) Daß die Füsse auch stärker sind. 3) Daß die Krallen nicht so stark, als des Wolfs. Am Gelos werden sie auch erkannt; dann der Wolf, sonderlich wenn er alt ist, hat ein hart Gelos, der Wölfin aber ihres ist breiter, und weicher; dieses lässet sich am besten sehen, wo der Wolf oder die Wölfin den gefangenen Raub verzehret. Auch loset der Wolf neben die Wege, die Wölfin aber mitten in die Wege. Ferner feuchtet der Wolf gern an alte Stöcke, wie die Hunde, die Wölfin aber in die Fehrte, wie die Hündin. Dieses Zeichen aber siehet der Jäger nur Winterszeit im Schnee.

Die Wölfin läuft des Jahrs einmal, und zwar in dem härtesten Winter, fängt nach zweyjährigem Alter an, hält, wie die Hunde, ohngefehr 14 Tage zu, gehet nicht länger, als 9 Wochen trächtig, und bringet alsdenn im Martio ihrem Alter nach, 5, 6, 7, 8, 9 Junge, wenn ihr Alter aber das 10te Jahr erreicht, läuft sie nicht mehr. Wölfe werden, gleich den Hunden, blind gebohren, von der Wölfin aber, bis sie wieder läuft, mit grosser Sorgfalt gesäuget, und erzogen.

In grosser Winterkälte trabet der Wolf sehr weit um sich, und suchet oftmals so gar die Meyerhöfe, Schaafställe, und Hühnerhäuser der nahe bey Waldungen angelegenen Einwohner heim. Wenn die Kälte gar zu heftig ist, fangen die Wölfe an, erschröcklich zu heulen. Sie gehen, wie abgerichtet, alle Morgen auf die Jagd, oftmals mit einander in einem Haufen, beugen dem Wild für, bis sie was fangen. Das Schlauseyn und die List des Wolfes erhellet aus nachfolgendem: Die Wölfe thun öfters in starker Gesellschaft einen Ausfall auf die Schaafheerden. Ist nun ein Schaaf von einem Wolf erhaschet worden, bey dem nur einer seiner Cameraden Stand hält; so wird zweyen Wölfen ein Schaafhund, er sey auch der freudigste, nicht leicht das Schaaf deswegen abjagen können, nachdem diese arglistige Thiere die Gewohnheit haben, den Raub, so oft sie von einem Schaafhund nach dessen Erlangung angefallen werden, fahren zu lassen, der andere Wolf aber fängt ihn behende auf, oder nimmt ihn wohl von dem andern aus dem Rachen an, und wandert damit fort; unterdessen wehret sich der angefallene Wolf des Schaafhundes, so viel er kann; eilet nun der Schaafhund dem andern nach, und verläßt diesen; so wehret sich der andere seiner wiederum, und der nachgekommene trollet mit dem übernommenen Raub aufs neue fort. Auf diese Weise continuiren sie gemeiniglich das Spiel, und werden des Raubes völlig meister. Deswegen nun ist mehr, als ein Hund, bey einer wohlbestellten Schäferey nöthig, damit im Nothfall einer den andern secundiren kann.

Die Wölfe stecken entweder in grossen Bergen, und Dickigten oder in Brüchen und morastigen Oertern. So zur Winterszeit Schneewetter einfällt, freyset

set man die Oerter, wo Wölfe zu vermuthen; aber ohne Schnee verlappet man die grossen Dickigte, Brüche oder Berge des Nachts, wenn die Wölfe auf dem Raub sind, giebt ihme aber darneben ein ander Stück Wald in die Lappen, läßt den Ort, wo sie gemeiniglich heraus- oder hineintraben, offen; bey Tage geschiehet das Zulappen; bey dem Schnee aber verrathen sie sich selbst. Die Lappstatt darf nicht gar zu enge, und muß solche auch mit Dickigt versehen seyn, da die Wölfe die Lappen gut halten, und dahinein läßt man einige Leute gehen, welche auf ein Beil, oder Axt mit einem Stein klappen; denn machen sich die Wölfe, welche kein solch Lermen vertragen können, auf die Klauen, und stellen sich also dem Jäger zum Schuß dar. Wenn man in Dickigten, Brüchen, oder dergleichen, Wölfe vermuthet, oder im Winter auf dem Schnee kreysen, und ausmachen kann; so ist gar thunlich, daß man Wolfs- oder Rehgarne nehme, so viel als man hat, oder darzu nöthig sind, und den Ort umstelle. Will der Herr der Jagd sich hier mit dem Schiessen belustigen; so stellet man die Garne vest, daß sie nicht leicht von den Furkeln fallen können, lässet alsdenn etliche Kuppeln Jagdhunde hinein, damit solche die Wölfe zum Ausbrechen forciren. Die Garne werden in der Mitten, und die beyden Tücher auf den zwey Flügeln daran gerichtet; zuweilen aber sind die Tücher auf einem Flügel nützlicher. Wenn die Garne recht gerade, wie höchst nöthig, gerichtet, und nachgestellet worden; so tritt der Bauer zum Exempel, so das Garn getragen, 20 oder 30 Schritte weit, vor das Garn hinein, mit einer starken zweyzinckigten eisernen Gabel, und hält sich, so viel möglich, verborgen, doch so, daß er sehen kann, wenn der Wolf kömmt. Die andern Jagdleute haben Trommeln, Schalmeyen, und zum Theil geladene Flinten. Diese stehen zwischen denen Trommelschlägern, und pfeifen; also nun wird der Feind aufgebracht, und endlich gefället.

Kann man junge Wölfe noch blind erlangen; so werden solche durch eine Bauerbätze gesäuget; sehen sie aber schon; so geschiehet ihr Erziehen mit Milch, Brod, und auch gekochten Speisen, und mit der Zeit lässet man ihnen Hunde zukommen. Die davon herstammende Bastarte sind gut zu Schweißhunden an der Leine rc. zu gebrauchen; wenn sie aber gelöset sind; so jagen sie nur stumm hinter den Thieren her, daß der Jäger oft nicht regardiret, wo Hund und Thier hinkömmt. Erlanget nun der erstere das letztere; so packt er an, ziehet nieder, und frißt, ehe der Schütze dazu kömmt, sich derb und dichte satt.

Die Wölfe gehören zwar unter die Mitteljagd; es sollen aber doch auch diejenigen, welche nur mit der Niederjagd beliehen sind, selbige fällen und schiessen, die Bälge in die Wildmeisterey, worunter ihr Bezirk gehöret, einliefern, und dafür zur Ergötzlichkeit das darauf gesetzte Schußgeld, zum Exempel zwey und einen halben Thaler, wie

wie theils Orten gebräuchlich, empfangen. Hierbey ist noch zu gedenken, daß die Wölfe durch den sogenannten **Selbstschuß** erleget werden, wovon unter diesem Wort nachzulesen. Hernach giebt es auch **Wolfsgärten**, **Wolfsgruben**, **Wolfsjagden**, **Wolfsnetze** zum Ruin der Wölfe, wie bey diesen Worten zu ersehen.

**Weydmännisch** wird vom Wolf also gesprochen: die Untertheile an den Läuften werden **Klauen** genennet; die Zähne **Fänge**; der Wolf **trabet**; der Wolf ist auf den **Raub** gewesen; der Wolf **reißt** und **wirft** das Thier; der Wolf **frißt** den **Raub**; der Wolf **ranzet** oder **rollet**, zur Zeit der Vermischung; die Wölfin **wölft**, so sie Junge bekömmt; der Wolf wird **todt geschlagen**; der Wolf wird **gestreifet**; der Wolf hat einen **Balg**, und keine Haut; die **Ruthe**, oder **Standarte** ist eigentlich sein Schwanz; die **Blume**, die Spitze an der **Standarte**; der Wolf hat einen **Bau**, oder **Lager**; wenn etliche Wölfe beyeinander sind, wird diese Compagnie eine **Rotte Wölfe** genennet.

Das **Haupt** eines Wolfes ins Bette gelegt, soll den Schlaf befördern; die **Lebern** sowohl als die **Lungen** von Wölfen, werden vor die Schwindsucht gebraucht. Das **Herz** dienet denen, die mit der fallenden Sucht oder schweren Noth beladen. Wer den **Schlund**, oder das **Luftrohr** speiset, befördert seinen Appetit zum Essen. Das **Fett** erwärmet und heilet die innern Glieder des Leibes. **Wolfsfleisch** gedörret, und gepülvert, ist eine Medicin vor das böse Wesen. Der **Wolfskoth** hilft wider die Colick, so er eingenommen wird. Die **Wolfszähne** werden in Silber eingefaßt, denen kleinen Kindern zum Spielen gegeben, damit sie öfters in den Mund fahren, und das Durchbrechen der Zähne befördern.

**Wolfsart**, heißt eine Gattung Schweißhunde, welche gerne ganz stumm hinter dem verwundeten Thier zu jagen pflegen, und solches, so bald es stehet, nach Wolfsart packen, auch wohl zu fressen anfangen, ehe sie der Jäger findet, und dazu kommt. Sonst aber haben sie feine Nasen, und halten auch gut an.

**Wolfseisen**, sind nichts anders, als Schwanenhälse, oder die berlinischen Eisen, nur daß sie für die Wölfe noch einmal so groß gemacht werden, als die Fuchseisen. Die Feder muß schwer seyn, daß der Wolf nicht weit mit fort kann. Am besten sind diese Eisen bey dem Schnee. Man kirret die Wölfe mit gebratener Rehleber, oder einem Gescheide vom Wildpret an, und muß man vorher das Lager zum Eisen einhauen, und Spreu und Ameisenhaufen darauf streuen, wie ein mehrers bey dem Artickel: **Fuchs** und **Fuchseisen** zu ersehen. Die Brocken auf den Plätzen nehme man von Rehwildpret, oder Eulen, und brate sie in Gänsel- oder Entenfett, thue auch ein wenig Campher darzu. Wenn sie denn die Brocken an denen Plätzen einigemal

mal vorgenommen haben; so leget man das Eisen, und verwittert es. Die **Witterung** aber wird also gemacht: Man nimmt rein Gänsefett, lässet es zergehen, thut darein Fenchelkraut, die Knospen von Fichten und Tannen, lässet es ein wenig braten, doch muß der Rauch nicht hinein schlagen, auch nicht anbrennen. Alsdenn thut man ein wenig Campher darzu, drückt es durch ein rein Tüchlein, und schabet ein wenig Wachs hinein, daß es steif werde, und hebet es in einem Geschirr zum Gebrauch auf. Mit dieser Witterung bestreichet man das Eisen. Die Brocken an dem Anzuge müssen nicht zu lange gemacht werden. Die Legung des Eisens ist bey den Füchsen mit mehrerm beschrieben.

Mit denen **Tellereisen** ist der Fang auch recht gut zu jungen Wölfen, wo man deren kundig wird. Zu diesem brauchet man keine Witterung. Die Eisen müssen aber das ganze Jahr draussen im Holz bleiben; so behalten sie die Witterung von draussen. So lege auch ein paar Eisen, und hänge eine Ente, Gans, oder was von einem Schaaf an eine Gabel. Wenn sie selbiges vermerken; so wollen sie nach dem Raub springen, fangen sich aber darüber. Noch besser ist es, wenn man was lebendiges auf einen Pfahl, oder Scheibe bindet; so gehen auch die Alten daran. Die Eisen müssen an Ketten gelegt werden.

**Wolfsgarn, Wolfsnetze**, gehören mit zum Jagdzeuge, und müssen 40 gedoppelte Schritte stellen. Die Leingen, davon das Garn gestrickt wird, werden von klarem Hechelhanf, von sechs Faden, wie ein starker Federkiel dicke zusammen gedrehet, und die Maschen ins vierkantigte fünf Zoll breit, und fünf Zoll lang, gemacht. Das Netze wird zwanzig solcher Maschen hoch, daß es also über drey Ellen hoch stellen kann, und doch Busen genug hat. Die Leinen sind fast Daumensdicke stark, von achtzehen Garnfaden, so ebenfalls von gutem Hechelhanf seyn müssen. Die Ober- und Unterleine an jedwedem Ende, welche dem Netze wohl zwey Klaftern vorgehen, werden an den Hacken und dessen Heftel veste angeschlinget. Diese Hacken und Heftel macht man gerne von weißbüchenen oder vestem Weißdornholze, und lässet sie oben mit eisernen Ringen beschlagen. Die Netze lässet man bis an den Ort der Stallung fahren, da sie abgenommen, auf Hacken von den Stellleuten getragen, und nach der gehauenen Stallung abgelaufen werden.

**Wolfsgarten**, ist ein umschlossener und stark verzäunter Platz, dergleichen man in grossen Wäldern, wo es viele Wölfe giebt, anzulegen pfleget, solche Raubthiere darinnen zu fangen. Er wird mit hohen Planken, Staketen oder Pallisaden rings herum eingefangen, und auf allen vier Seiten eine Oefnung gelassen, in welche eine Fallpforte gebauet wird, davon ein Strick in das mitten in den Wolfsgarten gebauete Jägerhaus gehet, aus welchem man die vier Stricke oder Leinen gar leichtlich los, und die Fallpforte niederlassen,

mit-

mithin also den Garten, auf einmal beschiessen kann. Wenn nun im Herbste oder Winter die Zeit zu den Wolfsjagden vorhanden, lässet man erstlich ausserhalb des Gartens in dem Walde hin und wieder, hernach um den Garten ringsherum, ferner zu denen vier Oefnungen hinein, und wieder heraus, auch im Garten Creutzweise herum, ein Stücke umgefallenes Vieh schleppen, und endlich solches im Garten liegen. Man muß aber vorhero im Sommer die Wölfe, wenn die Jungen erst halb gewachsen, dahin gewöhnen, denn also werden sie den Ort, dessen sie von Jugend auf kundig sind, und ihren Fraß daselbst gefunden haben, nicht leichtlich verlassen, auch sich um so weniger eine Hinterlist besorgen, als sie den ganzen Sommer über die Thore Tag und Nacht offen gefunden, niemals einigen Wind weder von Menschen noch Hunden gespüret, folglich ohne alle Gefahr und Argwohn aus- und eingegangen. Wenn nun gegen und in dem Winter die Bälge gut worden, werden die vier Fallthüren behörig gestellet, welche denn die in dem Gartenhause aufpassenden Jäger, wenn sie einen oder etliche Wölfe in der Stallung haben, zugleich fallen lassen, und hierauf die Wölfe nach Belieben schiessen, oder lebendig einfangen können; denn die Wölfe in diesem Garten mit den Hunden zu hetzen, ist darum nicht rathsam, weil die ausserhalb des Gartens befindlichen Wölfe durch das Anschlagen und den stark erschallenden Laut der Hunde dergestalt erschrecket werden, daß sie nicht leicht in den Garten kommen, sondern sich gar in andere Gehölze verschlagen. So werden auch die Hunde lange Zeit von denen Wölfen gespüret, daß diese, ob sie gleich verbleiben, sich dennoch nicht in den Garten zu kommen getrauen. Am besten ist, man stelle Netze auf, jage sie mit genugsamer Mannschaft darein, und schlage sie mit wichtigen Prügeln zu tode. Dieses ist dabey jederzeit fleissig zu beobachten, wenn man das Aas um und in den Garten schleppet, daß solches nicht mit hänfenen Stricken, sondern mit Wieden oder von Bast gedreheten Stricken geschehe, weil sonst kein Wolf der Spur nachkommen wird; es wäre denn, daß der hänfene Strick wohl und oft mit Wolfskoth bestrichen würde.

Eine andere Art, einen Wolfsgarten anzulegen, ist diese: Man erwählet sich in einem Walde, wo es viel Wölfe giebt, einen runden Platz, der ohngefehr im Diameter, oder Durchschnitt, zehen bis zwölf Klaftern hält, macht ringsherum einen Zaun von starken eichenen Pfählen oder Stacketen, so enge, kein Fuchs oder Wolf durch kann, lässet in demselben eine Oefnung, Schaafe dadurch und in den Garten zu treiben, welche Oefnung mit einer von starken Brettern oder Pfosten verfertigten Thüre versehen ist, und wenn die Schaafe in den Garten getrieben sind, wohl versperret bleiben muß. In der Mitte macht man einen mit Stroh gedeckten Stall, etwa auf vier Schaafe, in der Höhe, daß ein Schaaf ohne Anstossen hinein gehen kann. Der Stall muß, damit die Schaafe von

von den Wölfen frey gesehen werden mögen, unten her nicht verschlagen, hiernächst auch die Schaafe vor der Kälte zu verwahren, mit vielem Wirrstroh, und nicht weniger mit genugsamer Fütterung versehen seyn. Rings um diese Verzäunung macht man einen andern Zaun, daß ein Zaunpfahl davon auf den andern der ersten Verzäunung sehe, und also einer gegen dem andern über stehe Der Raum zwischen beyden Zäunen muß nicht über zwey Fuß oder eine Elle seyn, und im äussern Zaun, gegen der innern versperrten Thüre über, ebenfalls eine Thüre in der Weite einer Elle gemacht, und eingehänget werden. Ferner wird auch eine leichte Thüre mit dünnen Brettern eingehänget, und solche nebst den vorigen mit Gewichten und in Wirbeln gehenden Leingen dergestalt zugerichtet, daß, wenn an die Thüre ein Wolf kommt, und nur ein wenig daran stösset, solche sogleich aufgehe, und sich öfne, die äussere Thüre aber sich schliesse; so bald aber der Wolf fortgegangen, diese letztere sich von selbst wieder öfne, und hingegen die andere Thüre sich schliesse. Ob nun gleich der Wolf an diese Thüre zuruck kommt, und solche öfnet; so schlägt ihm hingegen die äussere Thüre vor der Nase zu, daß er nicht hinaus kommen kann, sondern bey der Thüre wieder zurück gehen muß. Und auf solche Weise kann nicht nur einer, sondern mehr Wölfe oder Füchse gefangen werden.

**Wolfsgrube**, ist ein tief in die Erde gegrabenes Loch, welches also zugerichtet ist, daß sich die Wölfe selbsten darinnen fangen müssen. Es wird in der Wildniß, wo Wölfe zu vermuthen oder gespüret werden, eine Grube, wenigstens neun Ellen tief, und sechs bis sieben Ellen weit, ausgegraben, an den Seiten und am Boden mit fünf bis sechs Zoll starken eichenen Pfosten ausgeschalet, solche Pfosten auch, daß die Wölfe mit den Klauen nicht haften können, glatt gehobelt. Auf diese Gruben werden entweder geflochtene Decken von Stroh oder weidene Ruthen gemacht, durch deren Mitte eine Stange gehet, daß sie mit einem gleichen Gegengewicht aufliegen, sonsten aber allenthalben frey sind, dergestalt, daß ein Wolf oder Fuchs, wenn er nur mit einem Vorderlauf darauf kommt, den Deckel überschnappen macht, welcher das Thier mit einer sonderbaren Behendigkeit in die Grube wirft, sich aber sogleich wieder in sein voriges Lager und Gleichgewichte begiebt. Oder, man kann die Gruben nur mit Stellreisern, Tangelästen, oder häselnen subtilen Stänglein überlegen, und mit Stroh, Laub oder Streuling dem Erdboden ähnlich verwittern. Mitten auf den Deckel wird eine Ente mit einer mit Heu oder Stroh gefüllten Backschüssel, damit sie warm sitze, vest aufgebunden; oder, man stellet, wenn die Grube nur mit Reiß bedeckt wird, in der Mitte eine glatte geschälte Stange der Gruben hoch auf, stecket ein kleines Schubkarrenrädlein darauf, und bindet ein lebendiges Schaaf oder Lamm veste darauf an. Wenn nun der Wolf das Schreyen der Ente, oder des Lammes höret, und so nahe kommt, daß er eines

nes von diesen beyden auf wenig Schritte vor sich merkt; so schleicht er auf dem Bauche so lange, bis er es in einem Sprunge zu erwischen verhoft, und wenn er denn springt; so fällt er mit grosser Gewalt in die Grube, und die Ente oder das Lamm bleibt unversehrt. Damit aber der Wolf nicht Beyweg spatziere; so wird auf beyden Seiten ein Zaun von Windbrüchen verhauen, und mit Reißstangen verleget, daß daselbst nicht wohl durch zu kommen; so bleibet der Wolf auf dem ordentlichen Gange. Es muß aber solcher Zaun von Natur recht wild, wüste und verfallen aussehen, sonst dürfte der Wolf die Nachstellung leichtlich merken.

Das Luder, so auf allen Wechseln an eine Wiede gebunden oder angehacket wird, muß man nicht mit den Händen angreifen oder an Stricke binden, weil solches die Wölfe riechen würden; ja man muß auch die Schuhsohlen mit Pferdemist umbinden, und bisweilen vom Luder etwas liegen lassen; so wird dieser Gast nicht leicht vorbey kommen, sondern sich wohl fangen. Soll nun der Wolf lebendig aus der Grube heraus gebracht werden; so steiget man auf einer Leiter hinunter, hält ihm einen starken Knebel, wie eine Krücke, vor, daß er darein beisset, von oben her aber drücket man ihm den Kopf mit einer starken eisernen Gabel, lässet den Wolfskasten hinunter in die Grube, öfnet dessen Thüre, thut ihn mit dem Hinterleibe rückwärts hinein, und lässet die Gabel gehen, drücket, statt dessen, mit der Fallthüre so lange auf den Hals, bis der mit der Krücke ihn vollends hineinstösset, und die Fallthüre zumachet; sodann wird der Kasten aus der Grube gezogen, aufgeladen, und weggeführet. Einige geben ihm auch in der Grube eine Holzkette ins Maul, und schliessen sie im Genicke zu, welchenfalls sie ihn gar leicht führen können.

Die Wolfsgruben sind heutiges Tages denen Vasallen scharf verbothen, sonderlich denen, welche nahe an des Landesherrn Gehege und Wildbahne gelegen sind und angrenzen, dieweil in solchen Gruben oft und vielmal trächtiges Wildpret, Hirsche, Sauen, Rehe und andere Thiere, auch das kleinste, hinein zu fallen pfleget, ja wohl gar öfters Menschen bey grossem Schnee und Windwehen darein verfallen und umkommen. Doch werden sie noch auf den Grenzen grosser Herren Länder, nachdem ihre Vergleiche wegen der Grenzzäune geschlossen sind, auch, wo nicht sonderlich viel hohes Wildpret zu finden ist, denen Vasallen connivendo verstattet. s.a. Raubthiere.

**Wolfsjagd**, wird also angestellet, daß der Anfang gemacht wird, wie bey dem Hauptjagen der Hirsche und Sauen, doch muß solches Jagen gleich Anfangs mit Leuten, Jagdzeug, und Feuer beleget werden. So bald nun zur Wolfsjagd der Anfang gemacht wird, muß man auf die Absonderung des Rothwildprets von Wölfen denken. Wird aber durchgestellet; so erwählet man ein Gehäu, oder einen hellen

Ort

Ort, oder auch recht breiten Stellflügel. Hinter dem Hellen müssen die Tücher gerichtet werden, da vorhero wohl zu beobachten, ob Wildpret, oder Wölfe kommen. Die Jäger, so hierbey sind, geben mit den Hifthörnern denen, so treiben, zu verstehen, wenn sich ein Wolf vor den Falltüchern sehen lässet; darauf halten diese mit Treiben an, lassen die Leute auf Hausen treten, nehmen etwas von den Flügeln an Mannschaft, und treiben sachte von den Falltüchern her, um die Wölfe zurück zu bringen. Es ist besser, daß hier mehr, als ein Stück Wild, zurücke bleibet, als den Wolf verlieren, deswegen dießfalls alle Vorsorge zu gebrauchen ist, daher, und weil der Wolf gar leicht durch bricht, sich der Herr, oder Jäger, so das Jagen nur etwas ins Enge gebracht, ins Jagen stellen, die Wölfe rege machen lassen, und zum Schuß parat seyn muß. Stehen die Wölfe etliche Tage im Zeug; so werden sie so dreuste, daß sie die Windleinen im Jagen abfressen, und sich auch auf gleiche Art an Tüchern vergreifen. Deswegen muß die ganze Nacht am Zeuge, und von einem Feuer zum andern Wache seyn. Am besten dienet hierzu das Patroullirengehen mit Fackeln, wodurch sie von dem Zeuge abgehalten werden, keine Oefnung erlangen können, und also bis zu ihrer Habhaftwerdung bleiben müssen. Wer bey der Wolfsjagd zu frohnen verbunden seye, ingleichem wer einen frohnenden, so dabey verwundet worden, müsse heilen lassen, oder, so er ums Leben gekommen, die Begräbniskosten tragen müsse, davon s. Jagdfrohnen.

**Wolfskasten**, ist ein eichener mit Eisen wohlbeschlagener Kasten, darinnen ein gefangener Wolf, welchen man lebendig zur Hatze aufbehalten will, eingesperret, und an behörigen Ort geführet wird. Man macht ihn ganz und gar, wie einen Saukasten, nur daß man von aussen, an statt der wilden Schweine, Wölfe daran mahlet.

**Wolfsnetze**, s. **Wolfsgarn.**

**Wospen**, s. **Elephant.**

**Würgen**, sagt man, wenn sich die Wölfe, Füchse oder Hunde miteinander beissen.

**Wulzen**, s. **Windfall.**

**Wundbaum**, s. **Esche.**

**Wundholz**, s. **Esche.**

**Wurm**, der fliegende, s. **Fliegender Wurm.**

**Wurm**, der schwarze, s. **Holzschlag**, lit. *B*) *β*) 1).

**Wurm der Hunde.** Dieser findet sich bey ihnen auf der Zunge, und wird der **Tollwurm** genennet. Man muß ihn einem Hunde, ehe er ein Jahr alt ist, nicht nehmen, weil er, wenn nur das geringste einer Spitze zurück bleibet, wieder wächset. Es ist sicher und gewiß, daß ein Hund, wenn ihm der Tollwurm völlig genommen worden, zwar durch langwierigen Durst und Sonnenhitze, oder durch grosse Kälte, wenn er sich gleich darauf unter den heissen Ofen legt, wohl gar den Kopf an die unterste heisse Platte hält, oder durch den Biß eines andern

andern tollen Hundes toll werden kann; er wütet aber nicht, sondern verkriechet sich und crepiret in der Stille, ohne jemand Schaden zu thun; widrigenfalls ist offenbar, daß ihm der Wurm nicht recht genommen ist, der seinem Geifer, der ganz alleine schädlich ist, den Gift ertheilet. Im Fall, daß das Wurmnehmen vor erreichtem völligen Wachsthume des Hundes geschehen, oder von den beyden Enden, die so zart als Haarröhrlein sind, etwas zurückgeblieben wäre; so ist ein solcher Hund, wenn er auch noch so theuer, gefährlich, und nichts werth, und man müßte noch einmal die Operation vornehmen lassen.

**Wurzel**, lat. Radix, franz. *Racine*, ist das erste und wesentlichste Theil der Gewächse, so mit Erde bedeckt ist, und aus derselben den Nahrungssaft an sich ziehet, welcher von ihr hernach dem ganzen Gewächse mitgetheilet wird. Was insonderheit die **Wurzel eines Baums** anbetrift: so ist dieselbe mit dessen Stamm von einerley Bauart. Wir finden zweyerley Rinde und Holz daran, die erste und äusserliche ist sehr löchericht, die innere aber sehr schwammicht und weißlicht. Die alte Holzwurzeln werden sehr masericht, die jüngern Nebenwurzeln treiben Augen, wie die Aeste; sie können also mit einander verwechselt werden. Die Hauptwurzeln theilen sich in grössere, und diese wieder in kleinere, bis sie endlich durch österes wiederholtes Theilen, zu sehr dünnen Fäden werden, die man **Haarwurzeln** nennet. Alle diese Aeste zusammen, machen eine erstaunende Ausbreitung von Wurzeln, welche in der Erde zuweilen auf eine sehr beträchtliche Weite von dem Baum, zu dem sie gehören, auslaufen. Der weise Schöpfer hat nichts umsonst gemacht. Dieses weitläufige Auslaufen der Wurzeln ist nöthig, um sich hin und wieder in der Erde zu verstecken, und mittelst denselben die unermeßliche Menge von Nahrung aufzufangen, die zur Unterhaltung und dem Wachsthum eines Baums nöthig ist.

In Ansehung der **Lage** und **Richtung**, in welcher sie wachsen, theilet man die Wurzeln in **Pfahlwurzeln**, und in **Tage- oder Seitenwurzeln**. Die **ersten** schiessen der Länge nach in die Erde, die **andere** horizontal zu denen Seiten aus. Nicht alle Bäume treiben **lange Pfahlwurzeln**, ja einige gar nicht, sonderlich die, so von Schnittlingen gezogen worden. Und daher ist die Verletzung der Nebenwurzeln auch an diesen, sonderlich aber, wie an den Pfahlwurzeln, in Entstehung dieser, und wenn jene noch jung sind, denen Pflanzen höchst verderblich, ja gar oft tödtlich. Dieß mögen sich diejenigen merken, welche Bäume versetzen wollen.

Einige Bäume haben viel oder wenige, schief in die Tiefe; andere aber flach, ja gar an Tage ausgehende Wurzeln; die wieder ihre Zasern haben; und es werden oft neue Ausläufer oder Läufer, an denen Wurzeln der Erde daraus. Ueberhaupt wächßt ein Auge, wenn eine solche Wur-

zel

zel oder Zaser an der Sonne und dem Thau lieget, zu einem Reise mit Blättern, Blüten und Früchten an. Einige nennen diesen Auswuchs einen **Wolf**, weil er dem Hauptstamme viel Nahrung raubet. Indessen können sie doch auch zur Vermehrung auf mancherley Weise gebrauchet werden. Vornemlich aber scheinet in dem schwammigten Zeuge das nächste Geschicke bey denen Wurzeln und Zweigen zu denen Augen zu liegen, aus welchen die Reise erwachsen.

*Mr. Tull. Traité* in *de la Culture des Terres*, setzt voraus, daß sich alle Arbeit an dem Acker, vornemlich und hauptsächlich auf die Wurzeln der Pflanzen beziehe, damit sie in Stand gesetzt würden, zu entstehen, zu wachsen, Nahrung zu haben, und das Zeug dazu ihrer Pflanze zu geben. Er setzet daher die Erkänntniß der Wurzeln und ihres Unterschiedes, wie es sonst die Naturkunde des Pflanzenreichs insonderheit von Acker- und Gartenpflanzen lehret, voraus, hält sich aber sonderlich in Ansehung des Ackerbaues, an den bekannten Unterschied, der sie in Ansehung ihrer Lage und ihres Laufes in der Erde unterscheidet. Indem sie aus diesem Grunde auf 2 Classen zu bringen, nemlich 1) vor diejenigen, welche entweder ganz oder doch fast perpendicular in die Erde gehen, welche *Mr. du Hamel* in seinen Anmerkungen über den *Mr. Tull*, pivotantes nennet. 2) Oder derer, so mehr horizontal in dem Boden herumstreichen, und rampantes genennet werden.

Zu denen ersten gehören die Keimen des Saamens, welche, und zwar oft in verschiedenen Armen, nach der Tiefe zu streichen, wenn sie nicht harten Grund und Boden antreffen, oder abgekuppet oder beschnitten werden; dann dieses pfleget ihre Richtung zu verändern. Die mittelste, gleichste und längste Perpendicularwurzel, woraus, so zu reden, der Wurzelstamm und daran, bey dem Korn, der Halm oder der Stamm der Pflanze fortgesetzt wird, nennet man die **Pfahlwurzel**. Die **Horizontalwurzeln** aber, so aus denen Wurzeln der ersten Classe, zur Seiten hinaus, bald flächer, bald tiefer, gleich und schief zur Seite in die Erde laufen, und sich sonderlich vervielfältigen, ja am Ende öfters sehr hart und immer spitziger werden, bis sie sich verlieren, heissen insgemein die **Thauwurzeln**; davon die stärksten mehrentheils flach, und in der lockersten vom Thau und Regen befeuchteten Erde des Bodens liegen, und in ihrem Streichen sich nach und nach vertiefen, oder auch zu Tage herausgehen.

In besagtem Auctore ist alles c. 1. P. 1. mit verschiedenen Experimenten erwiesen, woraus noch andere Wahrheiten gefolgert worden, z. Ex. daß die Wurzeln sich immer nach guter klarer und lockerer Erde hinwenden; daß, wenn eine Pflanze zu tief gepflanzet worden, dieselbe gleichsam stocke, bis die Wurzeln letzterer Art wieder in die Höhe zur Oberfläche, wo die Erde locker, lustig, bethauet und warm ist, streichen, und daß sie sich immer

weiter fort ausbreiten, wann sie solche Erde antreffen können. Die Wurzeln laufen schnell und dringen öfters stark hindurch, daß sie sogar zarte Klösse durchbohren, wann sie sonderlich am dicken Ende von guter Erde durch ihre Zwiseln genähret und davon gedrücket, von Zeit zu Zeit aber durch ihre kleine Würzelein gleichsam gemästet werden. Würden sie abgekuppt oder zertheilet; so verlängerten sie sich zwar nicht mehr, allein sie vervielfältigen und theilen sich, und jede Wurzel triebe ihrer mehrere.

Ferner spricht derselbe: die **Horizontal** = und **Perpendicularwurzeln** hätten zwar, wie sehr leicht zu bemerken, allerseits den Zweck, die Pflanzen, nach Proportion der Grösse ihres Cörpers, in der Erde zu bevestigen, um hernach die mit allerhand salzigten, öhlichten und denen feinsten eigentlichen Erdtheilgen, welches man auch sonst **Jungfernerde** nennet, geschwängerten Feuchtigkeiten des Wassers, woraus der Nahrungssaft in der Erde insgemein bestünde, in sich zu saugen; allein die Horizontalwurzeln scheinen doch mehr zum letztern Zweck, und die Perpendicularwurzeln mehr zum ersten bey denen meisten Pflanzen zu dienen.

Je grösser, dichter, höher und schwerer auch der Stamm, der Halm, der Strauch oder das Krautbüschel der Pflanze wäre, desto tiefer, länger, stärker und vervielfältigter pflegten die Perpendicularwurzeln zu seyn, wann die Pflanzen sonderlich einen grossen Raum mit ihren Horizontalwurzeln einnehmen, nicht zu enge zusammen stünden, und also einander nicht gegen die Stürme der Winde helfen könnten.

Es fallen uns hiebey folgende Gedanken bey: Ob es nicht rathsam sey, solche Pflanzen, welche lange Perpendicularwurzeln treiben, dieser Anmerkung nach, bey dem Verpflanzen an diesen nicht zu beschneiden, weil sie alsdann ihre Richtung, und eine grosse Hülfe, nicht nur ihrer Nahrung, sondern auch ihrer Dauer verlieren? Dahingegen scheinet gut zu seyn, die Horizontalwurzeln zwar, jedoch nach Proportion der Grösse des Stammes, den sie zugleich in seinem Stande mit erhalten helfen, und weil sie weit um sich herum ihre gute Nahrung aus der Oberfläche guter Erde suchen müssen, nicht zu kurz zu beschneiden, da sonst das Beschneiden anderer gar nützlich geschiehet, wenn sie sich davon vermehren. Es scheinet auch eben dieses letzte die Ursache zu seyn, warum bisweilen an kranken Bäumen die Seitenwurzeln eröfnet und beschnitten werden.

Ueberdem aber könnte man folgende Regel daraus schliessen: daß Pflanzen, die in einem dürren und der Austrocknung leicht unterworfenen Lande wachsen sollen, und von Natur lange Perpendicularwurzeln haben, an diesen nicht viel, wenigstens aber nicht an der Pfahlwurzel beschnitten werden sollen, damit sie in die Tiefe desto besser fortgehen, und aus selbiger, wenn sonst der Grund gut und locker ist, desto mehr

mehr Nahrungssaft saugen könnten, sonderlich wenn es hochwachsende Pflanzen sind.

Wir geben dieses darum hier beyläufig zu überlegen, weil die einfältigen **Planteurs** dieses Beschneiden bey vielen Bäumen, ohne Regel und Einsicht, blos weil sie es einmal gesehen haben, daß man die Wurzeln bey dem Verpflanzen beschneide, z. Ex. wenn ein weisser Maulbeerbaum, eine Birke oder Eiche in Sandland verpflanzet wird, verrichten.

Daß die Wurzeln der Bäume auf mancherley Weise leiden, das belehren uns ihre Gebrechen. Einige werden zu Zeiten durch Mäuse oder andere Ungezieser angefressen, die frischen und guten können nachgehends dem Stamme nicht so viel Saft und Nahrung zuführen, als zu dessen Unterhaltung vonnöthen. Manche werden durch eine ausserordentliche Gährung des Saftes allzusehr ausgedehnet, so, daß sie entweder gar zerreissen, oder doch an einigen Orten Beulen, Blatten und Knoten ansetzen. Andere verwelken und ziehen gar keinen Nahrungssaft an sich; es sey nun, daß die Theilgen des Erdbodens allzutrocken, oder allzu zähe und leimicht sind, oder daß sie auch in dem untersten Erdreich lauter Steine, und felsigten Boden berühren. Es werden auch wohl die Wurzeln der jungen Bäume von Kröten, die ihre Nester mit ihren Gericken dahin legen, verderbet, daß sie nicht recht fortwachsen wollen. Desgleichen findet man dabey grosse weisse Würmer, welche die zarte Milchwurzeln zernagen und dadurch denen Bäumen ihre Nahrung entziehen.

Man hat durch die Erfahrung bemerket, daß die von Saamen erzogene Bäume eine starke gerade unter sich in die Erde gehende Wurzel treiben, daß diese Herzwurzel den Bäumen nützlich sey, daß man dieselbe hauptsächlich deswegen nicht abschneiden soll, weil sie dem Baum, denen Windstössen zu wiederstehen, diene, und die Bäume, so die Herzwurzeln noch haben, nicht so leicht umgerissen werden. Indessen kann man auch behaupten, daß diese Herzwurzel denen Bäumen, so man versetzen will, sehr schädlich sey. Wenn man z. Ex. eine 5 oder 6 jährige Eiche, die in einem lockern und tiefen Boden auferwachsen, ausgräbet; so findet man oft eine rübenförmige Wurzel, die einige Schuh tief in die Erde gegangen, ohne die geringste Seitenwurzeln getrieben zu haben. Ich habe, sagt **Herr du Hamel**, Eichen ausgegraben, deren Stämmlein nur 6 bis 7 Zoll, die Herzwurzeln aber 4 Schuh lang waren. Dergleichen Bäume können nicht bekommen, und müssen beym Versetzen fast alle verderben. Es ist also viel daran gelegen, diesen wiedrigen Zufall zu verhindern, welches auf folgende Weise geschiehet:

Die Erfahrung lehret, daß eine abgeschnittene Wurzel nicht mehr in die Länge wachse, sondern Seitenwurzeln treibe, die horizontal in der Erde fortlaufen. Hieraus erhellet deutlich, daß man die Saamen keimen las-

sen, und ehe man sie in die Erde legt, das Würzelein abschneiden müsse, wenn man Bäume mit guten Wurzeln zum Versetzen haben will. Es gilt gleich viel, ob man das Würzelein völlig wegnimmt, oder nur etwas davon abschneidet; denn wir können aus öfterer Erfahrung ganz gewiß versichern, daß ein Saame, der keine grosse Wurzeln ausgetrieben, und sich dadurch erschöpft hat, ohnfehlbar statt der abgeschnittenen, eine, zwey oder drey andere treibet. Man findet also bey denen Bäumen, wo die Herzwurzel abgeschnitten worden, wenn man sie aus der Baumschule nimmt, ein schönes Gewärz, welches zum Bekommen derselben gute Hofnung macht.

**Wut, Wuth**, ist eine von den schlimmsten Krankheiten der Hunde, wovon sie entweder im Sommer bey allzu grosser Hitze, oder des Winters bey grimmiger Kälte überfallen werden. Die gemeine Kennzeichen sind: Daß sie ihren gewöhnlichen Fraß nicht achten, sondern lieber hungern; ihren Herrn nicht mehr kennen, mit denen Augen starr, auch scheu und flüchtig sich umsehen; das Maul vor Hitze stets offen halten; schäumen, und aus denen Nasenlöchern schnauben, den Schwanz zwischen die Beine krümmen, selten und heischer bellen, und alles anlaufen. Was sie beissen, wird auch toll. Sie laufen nicht über neun Tage, und sterben zuletzt gar schwerlich. Es soll aber die Wuth oder das Rasen der Hunde siebenerley seyn: Als die hitzige Wuth, die laufende Wuth, die fahrende Wuth, die fallende Wuth, die schlaffende Wuth, die grimmende Wuth, und die fliessende Wuth.

Die erste, nemlich die hitzige Wuth, ist unter allen die gefährlichste und unheilbarste, der man mit keiner Arzney vorzukommen vermag. Die Zeichen derselben sind: Erstlich träget ein solcher Hund seinen Schwanz gerade über sich und in die Höhe, welches bey denen übrigen Arten der Wuth nicht geschiehet; hernach hat er ein sehr schwarzes ohne Gesicht ganz trockenes Maul. Er läuft alles an, was er vor sich findet, ohne Achtung zu geben, ob er in Wasser oder Morast gerathe; alles lebendige, es sey Menschen oder Vieh, so er verletzet und blutend beisset, wird auch wütend. Ein solcher Hund treibet es, wegen allzu grosser Schmerzen, nicht lange, und, wenn es bald aus mit ihm ist, setzet er sich, und schreyet unnatürlich.

Die andere, nemlich die laufende Wuth, ist zwar auch eine schlimme Krankheit, und gleichfalls unheilbar, jedoch ist der Biß nicht so vergiftet, noch so gefährlich, als der erstere; denn wenn ein Hund diese Wuth hat, und einen andern Hund beisset, so bekommt der erste der gebissen wird, alles Gift, und wird wütend; aber die andern alle, so er selbigen Tages hernach beissen wird, werden nicht wütend. Solche Hunde greiffen nichts anders an, als allein Hunde, und geben acht, wo sie Hunde bey einander sehen und hören, daselbst laufen sie hin, und beissen sich mit ihnen herum ohne Ursach;

sie

sie laufen auch immer in Strassen fort, nehmen den Schwanz zwischen die Beine, und traben wie ein Fuchs. Wenn ein Hund diese laufende Wuth bekommen soll, hat man folgende Zeichen: Erstlich fressen sie sehr wenig, beriechen die andere Hunde, und nachdem sie solche berochen, beissen sie dieselbe mit gar freundlichen Geberden, und Schwanzwedeln, sie holen denn gar tiefen Athem, und blasen mit den Naslöchern, sehen nach der Quere, als ob sie schieleten, sind sehr kleinlaut und traurig, laufen auch nach den Fliegen und Hühnern, und geben andere närrische Zeichen und Gebärden mehr von sich. Wenn man dergleichen an denen Hunden siehet, muß man sie bey Zeiten von andern Hunden hinweg schaffen, denn ihr Athem machet die andern auch wütend.

Ein Hund, dem in seiner Jugend, und zwar im abnehmenden Monden, der Wurm genommen worden, soll von sich selbst nicht wütend werden, und wenn er gleich von einem wütenden Hunde angestecket worden, soll doch dessen Biß andern nicht schädlich fallen. Einige lassen auch ihren Hunden den Schwanz verhauen, und die Nervader, welche durch die Gleiche des Rückgrades der Länge nach bis an den Schwanz gehet, ausrauffen. Wenn ein Mensch von einem auf obige Arten wütend gewordenen Hunde gebissen wird, soll man einem solchen Hund Haare ausrauffen, und über den Biß legen; oder man soll, wenn die Sonne im Löwen ist, im vollen Monden, legendige Krebse in einem wohl vermachten Geschirre verbrennen, und zu Pulver stossen, und der gebissenen Person einen Löffel voll dieses Pulvers in Scorzoneren- oder einem andern guten Wasser eingeben; oder man soll zwischen den zweyen Frauentägen, oder dem fünfzehenden Augusti und achten September, Wegwarten, und das blaue Eisenkraut, mit Kraut und Wurzeln eintragen, und dem Gebissenen zwey Stengel und Wurzeln gepülvert, in einem warmen Wasser zu trinken geben. Wenn ein Pferd von einem wütenden Hunde gebissen worden, so nimm calcinirt Krebspulver, Enzian, jedes ein Loth, Rosmarin 2 Quint, Helfenbein 1 Loth, Distelwasser, oder die davon gesottene Brühe ein halb Maaß, mische es untereinander, und geuß es dem Roß auf einmal ein; oder, nimm Distelblumen ein Loth, wilde Maßlieben drey Loth, calcinirt Krebspulver ein Loth, weissen Wein ein Nössel, untereinander gemischt, und dem Pferd auf einmal eingegossen. Die Wunden wasche wohl aus mit laulichtem Wasser und Wein, darinnen ein wenig Salz ist, schabe auch die Wunden mit einem eisernen Instrument, alsdenn nimm wilde Maßlieben, Kraut und Blumen eine Hand voll, Salbey, Rauten, Hundszunge, Scorzonere, jedes eine halbe Hand voll, sechs Knoblauchszähen, und ein halb Loth Salz, stosse es alles untereinander, und lege es neun Tage lang, alle Tage über die Wunden. Man muß auch von erstberührten Speciebus allezeit über den andern Tag ein Decoctum mit einem Maaß weissen Wein machen, und täglich ein halb Maaß dem Pferd die neun Tage über ein-

eingiessen. Wenn ein toller wütender Hund einen Ochsen oder Kuh gebissen, so nimm Schwalbenwurzel, Odermennig oder Fenchelkraut, zerstosse alles untereinander, drücke den Saft heraus, und vermenge ihn mit Theriack, wasche darauf die Wunden damit fein rein und säuberlich, und gieb von dem andern Theil dem Vieh warm zu sauffen; man kann auch den Schaden mit Scorpionöl oder guter Seiffe, so in Essig zertrieben worden, wohl reiben, und ihn hernach mit der Brühe von abgesottenem Klettenkraut, oder auch mit altem Salzwasser sauber auswaschen. Einige stossen ihr ihr Vieh oder Hunde, so bald sie von einem wütenden Hund gebissen worden, ins fliessende Wasser, und halten davor, daß sich der Gift aus der gebissenen Wunde ausziehen, oder durch die Abfrischung gedämpfet, und unkräftig gemacht werden soll. Andere, wenn ihr Hund von einem wütenden Hund gebissen worden, füllen alsobald einen Zuber mit Wasser, werfen vier Hände voll Salz darein, rühren das Salz mit einem Stecken wohl darunter, damit es bald zergehe, schütten dem Hund Mangoldsaft mit Hollundermark in den Hals, und tauchen alsdenn den Hund neunmal ganz und gar hinein, waschen ihn auch wohl damit, und verhüten dadurch, daß er nicht wütend werde.

Die folgenden fünf Arten der Wuth sind bey weitem nicht so gefährlich, wie die ersten beyden; indem die damit behafteten Hunde weder etwas beissen noch anlaufen, auch leichter curiret werden könen.

Die fahrende **Wuth**, welche im Geblüte stecket, mag man daraus erkennen, wenn die Hunde nichts fressen wollen, das Maul für und für offen haben, und mit denen Füssen darein treten, als ob ihnen ein Bein darinnen steckte, auch sich gemeiniglich in kühle feuchte Oerter verbergen. Davor nimm den Saft von Wandläusekraut, und der schwarzen Niesewurzel, ingleichem Rautensaft, eines so viel als des andern, siede es zusammen in einem neuen glasirten Topf, mit so viel weissem Wein, seihe es nachgehends durch ein Tuch in ein Glas, mische zwey Quintlein unbereitete Scammoneum darunter, geuß es dem Hunde ein, und laß ihm im Rachen etwas Blut. Oder gieb dem Hunde des Saftes von Hundszahnkraut zwey Loth schwer, mit ein wenig Salz vermenget, ein.

Die fallende **Wuth** stecket denen Hunden im Kopfe, massen sie immerzu schweimelicht taumeln, und, wenn sie gleich stehen bleiben wollen, dennoch niederfallen, als wenn sie die fallende Sucht hätten. Hierwider nimmt man den Saft von Peonienblätter oder Peonienkräutern, und Stickwurz- oder Zaunrübensaft, jedes gleich viel, thut etwas weniges von Läusekrautsaamen darunter, und giebt es also untereinander vermischt dem Hunde ein, reisset ihm ferner die Ohren mit einer Fliete, daß sie bluten, und lässet ihm die zwo Adern auf der Brust, welche von der Achsel herab in die Füsse gehen, und bey den Rossen die Bugadern genennet werden. So es auf

auf einmal nicht wirket, muß man solche Cur wiederhohlen.

Die schlafende **Wuth** entspringet von etlichen Würmlein, so im Schlunde des Magens von verderbter Feuchtigkeit wachsen. Hiervon steigen denen Hunden die Dämpfe und Dünste über sich in das Gehirn, und machen sie schlafend, sterben auch, wo ihnen nicht in Zeiten geholfen wird, also schlafend. Dafür nimmt man Wermuthsaft vier Loth, klein gestossene Aloe zwey Loth, gebrannt Hirschhorn zwey Loth, Lerchenschwamm zwey Quintlein, mischet alles wohl untereinander, thut etwas weissen Wein dazu, und giesset es also dem Hunde ein.

Die **grimmende Wuth**, welche in denen Gedärmen stecket, kommt von kalten Flüssen und übler Dauung her, und wird durch warme Kräuterbäder von Beyfuß, Roßmarin, Creutzsalbey, Eibisch oder Althe, Attichkraut, Fenchel, weissen Andorn, Rauten, Alant, Menwel- oder Mengelwurz, Ochsenzungen und Steinklee, auch einem Ameisennest bereitet, vertrieben.

Die letzte Art wird die fliessende **Wuth** genennet. Dergleichen Hunden wird der Kopf groß und geschwollen, und die Augen ganz hochgelb; sie mögen nicht fressen, und bleiben also acht oder neun Tage, beleidigen niemand, und sterben nachmals vor Hunger. Man nimmt, sie zu curiren, Fenchelwurzwasser oder Saft, und Epheuwasser oder Saft, jedes vier Loth, pulverisirte Engelwurz oder Angelicke auch vier Loth, siedet alles zusammen in einem neuen Topf, und giesset solches, wenn es ein wenig erkaltet, dem kranken Hunde ein.

So ein Mensch von einem wütenden Hunde gebissen worden, ist der Biß also zu heilen: Man nimmt grau zerrieben Leberkraut 1 Quintlein, Alantwurzel ein Quintlein, schwarze Nießwurzel 20 Gran, oder ein Drittel Quintlein, alles wohl pulverisiret; Cinnober natürlichen oder gemachten fein gerieben 10 Gran. Alles wird in einer Dosi wohl gemischet, nüchtern des Morgens früh nach dem Bisse mit weissem Wein, oder Wasser und Wein genommen, doch muß man einige wenige Stunden nachher noch fasten. Diese Arzney ist von kräftiger Würkung, und wird bey genauer Beobachtung der Diät, wenn es innerhalb 48 Stunden nach dem Bisse genommen wird, nicht allein dem Gift wiederstehen und es dämpfen, sondern auch geschwinde austreiben. Unzählige Versuche sind mit dem besten Erfolge nicht allein an Menschen, sondern auch an Hunden und andern Thieren hiemit vorgenommen worden; im Gegentheil sind diejenigen, die es nicht genommen, in kurzem rasend gestorben. Wird es nur noch innerhalb besagter Zeit gegeben; so ist es eben sowohl ein untrügliches Mittel, als das eingeschmierte Quecksilber nebst dem Campher und der dadurch erregte gelinde Speichelfluß. Die Wunde kann nach gemeiner Art mit bequem zertheilenden Mitteln behandelt werden. Oder: Man reibe 10 Tage lang folgende

 Salbe

Salbe ein ein: Nimm Schöpsen- oder Hammelsett 6 Loth, Quecksilber 2 Loth, Terpenthin 2 Quintlein, daneben muß man Pillen gebrauchen, welche folgendermassen verfertiget werden: Nimm Quecksilber 3 Quintlein, Terpenthin ein Quintlein, gute Rhabarbara, Coloquintenpulver, Gummi Gutt. von jedem 2 Quintlein, bringe alles mit geläutertem Honig in eine Pillenform. Die Dosis ist 1 Quintlein. Dabey ist alles scharfe, saure und schwer zu verdauende zu meiden. Dieses Mittel hat Herr D. Darlue an verschiedenen von einer wütenden Wölfin gebissenen sowohl, als an seiner eigenen Person bewährt gefunden.

## Y.

*Ysard*, s. Gems.

## Z.

Zachweiden, s. Weide.

Zämel, s. Zimmer.

Zämer, s. Zimmer

Zahme Fasanerey, s. Fasanerey.

Zander, s. Sander.

Zange, lat. Forceps, franz. *Tenaille*, ist ein eisernes Werkzeug, zu mancherley Gebrauch, wo etwas mit Stärke oder Behendigkeit anzugreifen, oder zu fassen, da man die blosse Hand nicht gebrauchen kann. Bey der Jägerey hat man grosse Zangen, die Dachse und Füchse damit aus ihren Bauen, oder Wölfe und



Luchse aus denen Kästen hervor zu ziehen. Einige haben dieselben von Holz, weil aber die Erfahrung bezeuget, was vor eine Gewalt ein solches starkes grimmiges Thier, als ein Wolf, oder Luchs habe, und wie behutsam mit den Füchsen und Dachsen zu verfahren, wie leicht diese Thiere um sich zu kneipen, und einem Menschen Schaden zufügen können; so sind selbige besser, wenn sie von gutem vesten Eisen, nach der Grösse des Thieres Hals gemacht werden, weil ein solches hölzernes Werkzeug leicht zerbrechen könnte. Und kann man mit solchem das Thier sowohl um den Hals fassen, als auch damit vorhalten, daß es einbeissen muß, da man es mit demselben in die Kinnbacken fassen, und aus dem Winkel oder Kasten hervor ziehen kann; massen dergleichen Thiere, wenn sie Hunde merken, nicht gerne an das Tageslicht wollen, so daß man sie hierzu nöthigen muß.

Zapfen, heissen die schuppichten Früchte des Tangelholzes, nemlich der Kiefern, Fichten, Tannen, wovon diese Worte nachzuschlagen.

Zapfengehäuse, s. Teichfischerey, Nro. I. Lit. B) γ) 3).

Zapfen am Teichgerinne, s. Teichfischerey. Nro. I. Lit. B) γ) 3.).

Zapfholz, s. Faulbaum.

Zaun, lat. Sepes, franz. *Haye*, ist eine von Holz verfertigte Einfassung eines Stück Feldes oder Wiese, oder Gartens und Weinberges. Ein jeder Landwirth wünschet freylich, alle seine Felder

der in solcher Verwahrung zu haben, daß er wenigstens vor zulaufendem Vieh- und Wildschaden gesichert wäre. Gleichwie aber verschiedene Dinge sich im kleinen sehr wohl thun lassen, dahingegen aber im grossen desto impracticabler sind; also gehet es auch hier mit der Feldumzäunung. Ein armer Halbhüfner auf dem Dorf kann ja noch endlich wohl sein Bißgen, etwa in einem Gärtlein bestehenden Feldbau, nothdürftig umzäunen, oder mit einer lebendigen Hecke verwahren, und ein begüterter Mann umgiebet die Gränzen seines Lustgartens, mit der dauerhaftesten, und zugleich angenehmsten Vermachung, ob ihn wohl deren Erhaltung gemeiniglich mehr kostet, als der Garten einbringet, ja vielleicht werth ist. Aber im Grossen setzet es mehrere Schwürigkeiten.

Was inzwischen die **Verfertigung** der Zäune anbetrift; so werden dieselben auf unterschiedliche Art gemacht. Die **Schleussen- oder Splittzäune** sehen zwar gut aus, und sind auch 20 und mehr Jahre zu erhalten, wenn fleißig darnach gesehen wird; wo sie aber im harten Anfall des Windes stehen; so werden sie bald wandelbar, weil sich dieser, gleichwie in die Windmühlenflügel einleget, und das meiste ruiniret, wo aber dergleichen Zäune etwas in Geduld stehen, sind sie reinlich, und fein anzusehen. Die **Vitzzäune**, welche von Kiefern, Fichten, oder Tannenästen gemacht, sind gut, sie kosten nicht viel, und das vierfüssige sowohl, als das Federvieh setzet nicht leicht darüber; nur aber muß dießfalls ein Hauswirth darauf sehen, daß er die Aeste in Gehauen von den gefälleten Bäumen haben kann, denn das Aesteabhauen zu dergleichen Zäunen von stehenden guten Bäumen entkräftet die Tangelhölzer, und folglich wird ihr Wachsthum gehindert. Noch verwachsener aber sind die **von Gerten oder Reisern geflochtene Zäune**, wo solche in trockenen Boden zu stehen kommen. Es werden darzu eichene Pfähle, oder Stöcke genommen, recht dichte mit Werftweidenreisern geflochten, und oben darauf eine Schicht Dornbunde die Länge, und eine die Quere geleget; welchemnach dergleichen Zaun 20 und mehr Jahre dauret. Kommt ein solcher Zaun in feuchten und nassen Boden; so sind die Erlen- Weyden- und Rüsternpfähle gut darzu; werden diese nicht geschälet, so schlagen sie Wurzeln, grünen aus, treiben Zweige, und formiren mit der Zeit einen lebendigen Zaun.

Wo viele Holzzäune, vielleicht der Wildhegung halber angeleget werden müssen, da erfolgt Verringerung, und Verschmälerung des Holzes; dahero zu Ersparung vielen Holzes in allen Wirthschaften mit denen Zaun-Vorbinde- oder Vermachstangen, es mögen gerissene oder ungerissene seyn, ordentlich umgegangen werden sollte. Denn wenn das Holz zum Zäunen zur Frühlingszeit an machen Orten in grosser Zahl aus denen Büschen geholet, und vor Getraide, Gärten, Wiesen, u. s. w. vorgemachet wird; so bleibet solches gemeiniglich da. Von solchem ver-

verbrennen hernach zur Herbstzeit, wenn die Felder offen werden, Hirten, und anderes Volk die besten mehr, als welche verfaulet sind, und solchemnach müssen sie wieder neu hergestellet werden.

In der **Hochfürstlich-Sächsisch-Gothaischen Forst- und Waldordnung**, wie solche unter denen **Beyfugen** zur dasigen Landesordnung, **im dritten Theil** Num. 9. zu befinden, und zwar **im zwölften Hauptpunkt, von der Holzgerechtigkeit** §. 2. ist die ausdrückliche Verfügung enthalten, in Betracht derjenigen, so berechtiget sind, Zaunpfähle, und Zaunstecken zu erlangen, weil ihnen vielleicht unmöglich lebendige Zäune, wie geschehen soll, anzulegen: **Die Forstmeister und Oberknechte sind dahin zu sehen verbunden, daß sie das zum Zäunen nöthige Holz an denen Orten reichen, wo es den Wäldern am wenigsten Schaden bringet, oder wo Bauholz, Blöcher, oder Flößholz geschlagen wird, damit die Aeste von solchen Bäumen zum Zäunen angewendet werden können, und solchemnach das stehende Holz möglichst verschonet bleibe.** Kraft der Rechte darf niemand einen Acker, oder eine Wiese, zu Schmälerung gemeiner Weide und Trift, mit einem Zaune verwahren, auch sonst einen offenen Ort nicht beschliessen, und zu Gartenrecht machen, wenn es auf demselben nicht hergebracht ist. Daher derjenige, welcher sich durch ein solch freywilliges unvergönntes Unternehmen beschwert befindet, den wider sein Wissen und Willen aufgeführten Zaun zerbrechen, und niederreissen mag. Wie lebendige Hecken und Zäune anzulegen, zu erhalten, und zu nutzen, davon s. lebendige **Hecken**, siehe auch **Schirrholz**.

**Zaunkönig, Königlein, Schneekönig, Zaunschlupferlein,** lat. Regulus, franz. *Roitelet*, wird insgemein vor den kleinsten unter allen bey uns bekannten Vögeln gehalten; es giebt aber der Augenschein, daß das Goldhähnlein noch merklich kleiner seye. Er ist am Leibe braun, mit weiß und schwarz subtil eingesprengt, auf dem Rücken aber schwarzbraun, dergleichen Farbe auch der Schwanz hat. Das Weiblein siehet dem Männlein vollkommen gleich, daß kein Unterschied zwischen ihnen zu finden ist. Sie halten sich sowohl in- als ausserhalb denen Gehölzen auf, und nähren sich von Spinnen und und anderm kleinen Gewürme. Sie machen ihr Nest gerne in die mit Gebüsche oder umgefallenen Bäumen bedeckte Erdrisse, auch wohl, wo Windbrüche sind, in die Wurzeln der umgestürzten Bäume, und bauen es sehr dicht und dauerhaft, in Gestalt eines Topfes, rund verwölbet, daß nur ein kleines Loch zum Eingange darinnen bleibt; innwendig bereiten sie selbiges mit Wolle und zartem Moos dermassen künstlich, daß sich darob zu verwundern, und die sehr kleinen Eyerlein überaus warm liegen. Sie bringen acht bis neun Junge aus. Sie ziehen nicht, sondern bleiben beständig an ihrem Orte.

Je-

Jedoch verstreichen die Jungen, sonst müßte man ihrer im Winter mehr sehen, als im Sommer; wo sie aber hinkommen, ist zur Zeit noch unbekannt. Dieser kleine Vogel hat eine solche starke Stimme, daß, wenn er anfängt zu singen, welches mehrentheils bey Aenderung des Wetters zu geschehen pfleget, man ihn vor einen weit grössern Vogel halten sollte, als er in der That ist. Er ist seines angenehmen Gesanges wegen wohl werth, gefangen und ernähret zu werden.

Wer nun dergleichen zu fangen verlanget, der kann im Merz, da sie streichen, gar leicht darzu kommen, wenn er nur einen sehr engen Meisenschlag nimmt, und, wie bey einer Nachtigall, deren Geschlechte das Schnee- oder Zaunköniglein ist, einen Mehlwurm hinein stecket, sodenn selbiges darauf zutreibet; denn man trift sie diesen Monat in allen Stauden an. Im May bekommt man es bey seinen Jungen, die aber, obgleich die Alten auch sehr böse thun, nicht so leicht, als die Nachtigallen, zu finden, jedoch eben so leicht, und auf eben diese Weise aufzuziehen sind. Im Junio gehet es noch an, wie im May; wer aber nach der Zeit eines haben will, der muß manchmal sehr lange vergebliche Mühe anwenden, ehe er eines bekömmt: denn sie hören auf zu singen, und bleiben nicht mehr an einem Orte, sondern sind bald dort, bald da, und noch dazu meistens an solchen Orten, wo man nicht beykommen kann. Am besten dürfte gethan seyn, an solche Orte, wo man ungefehr eines gesehen, eine Hütte zu machen, und auf die Art, als bey dem Häher, gemeldet worden, wie eine Eule zu rufen; doch müßte man die Leimspindeln, und zwar sehr kleine Rüthlein, nicht hoch, sondern rings um die Hütte herstecken; so ist nicht zu zweifeln, daß man nicht eins bekommen sollte, sonderlich, wenn man den Fang nicht Nachmittage, sondern früh vor der Sonnen Ausgang anstellete.

Im October, wenn es reifet, fangen sie erst an, wieder näher zu den Häusern zu kommen. Wer alsdenn eines haben will, der darf nur, wo etwan Bauholz lieget, oder sonsten an Orten, wo es wüste aussiehet, einen Meisenschlag hinstellen, um selbigen rings herum Mehlwürmer an Stecknadeln anstecken, den Meisenschlag aber stellen, daß er nicht zufallen könne; so wird das Zaunkönig lein, wenn sich daselbst eines aufhält, und die Würmer nicht etwan von einem Rothkählgen oder von Meisen aufgefressen werden, sich bald einstellen, und sie nach einander holen. Wenn man dieses siehet; so richte man den andern Morgen den Meisenschlag nur, daß er zufallen kann, und stecke einen Mehlwurm hinein; so wird man das Zaunkönig lein bald gefangen sehen. Man muß einen besondern engen Vogelbauer darzu haben. Wenn man es in der Stube fliegen lässet, wo man es jedoch gar leicht verlieret, ist es auch ganz angenehm. Allein, man habe es wo man wolle; so will es nicht weniger wohl tractiret seyn, als eine Nachtigall; hingegen frißt es nicht so viel, als dieselbe, und kostet also weniger zu unterhalten.

Zeh-

**Zehner**, werden die Hirsche genennet, die an ihrem Gehörne oder Geweyhe 10. Enden haben.

**Zehrling**, s. Buchfinke.

**Zeichnen**, heißt bey dem Leithund, so er die Fährte mit der Nase genau zeiget, wo sie ist; daher spricht man: **der Hund zeichnet**, oder **muß zeichnen.**

**Zeidelbären**, s. Bären.

**Zeimer**, s. Zimmer.

**Zeisig**, **Zeislein**, **Erlenfinke**, lat. Acanthis, Spinus, franzöß. *Serin, Chardonneret*, ist ein kleines Vögelein, grünlicht auf dem Rücken und gelb am Leibe, mit einem schwarzen Flecken auf dem Kopfe, und ist das Weiblein an beyden Farben bleicher, als das Männlein. Es bleibt bey uns beständig; wiewohl noch keiner jemals sein Nest gesehen, oder gefunden, vermuthlich, weil es auf die Spitzen der höchsten Tannen bauet. Seine gemeinste Nahrung ist der Fichten- und Erlensaamen. Sie fliegen haufenweise, und werden auf dem Heerde oder mit Leimruthen gefangen. Es wird leicht zahm, lernet sein Wasser in einem Eymerlein aufziehen, nnd sein Futter aus einem Kästlein holen, frißt aus der Hand u. d. gl. Sein Fleisch ist gut zu essen, und wird vor eine Leckerey gehalten. Der **Weidenzeisig** hat mit dem vorigen nichts, als den Namen gemein, nebst der Gestalt und Grösse, hat aber seine Brut im Gesträuche, bringet bis fünf Junge aus, sucht zu seiner Nahrung allerley Gewürm, auf denen Weiden, und andern Bäumen, ist in steter Bewegung, wie die Schwarzmeise, und ziehet im späten Herbste weg.

**Zeitschlehen**, s. Schlehendorn.

**Zelchholz**, **Selchholz**, heissen die durch Sturmwinde oder andere Zufälle abgeworfene Aeste der Bäume, so nicht in die Klafter können geschlagen werden. Solche werden zusammen gelesen und nach Schocken verkauft. In wohl eingerichteten Forsten wird das Leseholz alle Jahr ein oder zweymal gesammelt, und zu Nutzen gemacht.

**Zerlegen**, s. Zerwirken.

**Zerrer**, s. Ziemer.

**Zerwirken**, **Zerlegen**, heisset nach der Jägersprache, einem aufgebrochenem Hirschen, Stücke Wild, (Thiere) oder Rehe, die Haut abziehen, und das Wildpret in Stücke zertheilen. Wie das Aufbrechen geschehen müsse, davon ist an seinem Orte Meldung geschehen. Bey dem Zerwirken eines Hirsches nun wird zuförderst das Gehörn ausgeschlagen, hernach bey dem rechten Vorderlauf angefangen, die Haut bis auf den Brustkern aufzuschärfen, sodann solche allgemach abzustossen, und fähret man mit den übrigen Läuften also fort, nur daß die Blume am Zimmel, und die Haut am Kopfe, bis an die Augen, Maul und Ohren gelassen wird. Hiernächst zerschläget der Jäger solches Wildpret folgendermassen: Er schneidet erstlich, wenn die beyden Büge abgelöset sind, von denen Keulen an, das dünne Wildpret bis an die Rippen entzwey, greifet hernachmals innwendig mit der

Hand hinein, und zehlet die, dem Jäger zu seinem Jägerrecht, nach dem Halse zugeordnete drey Rippen ab, sticht sodenn mit dem Messer von aussen durch, schneidet solche hinunter bis zum Rückgrad, und herauf zum Bruſtkern, zu beyden Seiten ab; schläget hernach mit dem Weydemesser erstlich den Brustkern, und denn den Rückgrad durch, und leget also den Hals, sammt denen dreyen Rippen, als Jägerrecht, auf die Seite besonders. Nach diesem schneidet er auf denen Rippen weg, im Mittel, zu beyden Seiten vorwärts das Wildpret entzwey, schläget ferner mit dem Weydemesser die Rippen zu beyden Seiten vorwärts mit Gewalt entzwey, und nimmt den Brustknochen herab. Weiter schneidet er an dem Eisknochen etwa einen Finger breit hinunter, und zwar auf der Seiten gleich, sticht mit dem Messer die Kugel hinaus, und schneidet die Keulen vom Zimmel ab, schlägt sodann den Zimmel und Rückhraten vollends entzwey, nach eines jeden verlangter Eintheilung; so ist der Hirsch zerwirket, s. a. **Abstreifen.**

**Zerwirckknecht**, ist ein Jagdbedienter, welcher an grossen Höfen das Wildpret zerlegen muß, und dafür die Häute und das Jägerrecht bekommt. Er hat die nächste Anwartschaft auf den Oberjäger, Oberförster, oder andere Dienste.

**Zeugdupliren**, ist bey der Saujagd gebräuchlich. In dem Laufe werden die Prellnetze innwendig an den Tüchern herum gestecket, und scharf angezogen. Solche halten die Sauen von denen Tüchern ab, daß sie sich nicht durchschlagen können.

**Zeughaus**, ist bey der Jägerey ein Gebäude, den hohen, mittlern, und kleinern Jagdzeug darinnen zu verwahren. Dasselbe soll von Rechtswegen ziemlich geräumlich, groß und weit gebauet seyn, daß darinnen vieles Jagdzeug an Tüchern und Netzen aufgehangen, und dennoch auch in der Mitten die Zeugwagen stehen können. Wie nun eines jeden Herrns Vermögen, auch die Liebhaber der Jagd unterschiedlich zu finden sind, da mancher viel, mancher wenig Jagdzeug hat; also muß man sich in Anlegung dergleichen Gebäudes, nach solchen und andern dabey vorfallenden Umständen richten. Es werde nun das Zeughaus hundert, oder 200. Ellen lang; so muß es seine proportionirte Breite haben, und der Boden, denen Schwellen gleich, allenthalben mit breiten Steinen gepflastert werden, weil man mit Wagen und Pferden nach Bedürfen, hinein- und heraus fahren, und den Zeug auf- und abladen muß.

Das **Säulwerk** soll wenigstens acht Ellen hoch seyn, und die Balken oben zwey Ellen von einander liegen. Diese müssen oben an beyden Ecken fein rund und glatt gehobelt seyn, damit der Zeug im Abziehen nicht etwa an Splittern und Schiefern hängen bleiben, und Löcher reissen möge. Ueber solche Balken nun werden die Tücher, oder auch die grossen Netze, dergestalt gehänget, daß solche eine Elle von der Erge hangen, in der Mitten aber, wo gefahren wird, müssen sie

hoch

hoch gehänget werden, daß ein Wagen zu fahren, freyen Raum haben kann. An beyden Giebelenden kommen die Thore, um da hindurch ein- und auszufahren, wie auch zwey Thore nach dem Hofe zu. Oben in dem Dachstuhl kommen allerhand leichte Netze und Lappen, auf die kleinen Balken zu hängen. Insonderheit muß das Ziegeldach mit guten Kapfenstern allenthalben wohl versehen, auch über und über dergestalt verwahret seyn, daß der Regen nicht durchnässen, noch der Schnee durchstieben möge. Unten in allen vier Winkeln werden von Latten kleine Verschläge gemacht; in deren erstern das Wagnerzeug, in dem andern das Stellzeug und in dem dritten und vierten die Gabeln und Zangen, u. s. w. und anderes dergleichen Geräthe, jegliches absonderlich, aufgehoben wird. Die Kasten zu denen Thieren werden auch absonderlich und ordentlich zusammen gesetzet. Die Furkeln und Heftel werden an der Wand auf Trägers hingeleget, oder in die Winkel an die Wand ordentlich hingesetzet. Aussen um das Zeughaus herum kann man an jeder SäuleHacken einschlagen, die Netzeund Lappen zu trocknen.

Man hat aber noch eine schönere Erfindung, den nassen Zeug bey anhaltendem Regenwetter im Zeughause selbst zu trocknen, nemlich man lässet eiserne Hacken, jeden eine halbe Elle von dem andern unter jedem Balken, schlagen, daran man das Tuch mit der Ober- und Unterleine aufhänget, daß die Nässe sich herunter ziehen, und die Luft solche austrocknen könne. Es müssen aber solche Hacken mitten unter die Balken veste angeschlagen werden; denn sonsten, wenn die Hacken zur Seite kämen, könnte daran ein Tuch im Herabziehen leichtlich einhacken, hängen bleiben, und Schaden nehmen. Es haben auch etliche Rollen entweder zwischen oder auf den Balken, den Zeug damit ohne Schaden herunter zu ziehen; jedoch alles nach Gelegenheit des Hauses und des Zeuges. Oben auf die Giebel gehören Hirschgehörne. Auswendig herum muß das Haus fein reinlich mit Kalk getünchet, auf den Boden aber ja nicht etwan Korn oder ander Getreide geschüttet werden, wodurch die Ratten und Mäuse zu Schaden gelocket werden.

In die **Thore kommen** zwey grosse runde Löcher, als Schüsseln groß, damit die Luft zu aller Zeit, Tages und Nachts, ungehindert frey durchstreichen, und von sich selbst den Zeug trocknen könne. So kann man auch bey gutem Wetter und trockener Luft die Fenster öfnen, damit die Luft desto besser eindringen, und inwendig alle Feuchtigzeit benehmen möge. Das Inventarium oder richtige Verzeichnis über alles und jedes, was im Zeughause an Jagdzeug, Wagen, *Geschirre*, und andern vom Grossen bis zum Kleinsten verwahrlich aufbehalten wird, hat der Wagenmeister, oder der älteste Zeugknecht, so darüber gesetzet, und eine sorgfältige und fleissige Aufsicht haben muß, damit alles und jedes fein sauber und reinlich gehalten, das Schadhafte und Zerbrochene repariret und ausgebesseret, das

Nasse

Nässe und Feuchte getrocknet, auch jedes absonderlich zu rechter Zeit gereiniget, sodenn in guter Ordnung an gehörigen Ort wiederum geschaffet, und darinnen erhalten werde.

**Zeugknechte**, sind Jagdbedients, welche dem Wagenmeister zur Hülfe zugeordnet, auf dessen Befehl den Zeug zu stellen, anzuschlagen, anzubinden, abführen zu lassen, aufzuschlagen, die Furkeln zu setzen, zu heben, zu richten und anzupflöcken, auch, so das Jagen ins Ganze gebracht, und umher bestellet ist, auf zwey Posten oder Flügeln dasselbe Tag und Nacht mit ihren Stelleuten und Hebegabeln zu begehen, und so etwan von grosser Hitze oder starkem Winde der Zeug einfällt, oder zu niedrig, oder zu schlapp wird, solchen wieder anzuziehen, oder bey einfallendem Regen die straffen Leinen in etwas nachzulassen, damit der Zeug in Ordnung gestellet bleibe, nicht zerreisse, oder das Wild durchbreche und Schaden geschehe. Wie denn auch bey Bestellung der gangbaren Strassen benöthigten Orts ein Zeugknecht mit Stelleuten zu ordnen ist, die, was in währendem Jagen an Furkeln, Hestel und Hacken zerbricht, gleich wieder machen, ingleichem trocknen, aufhängen, und alles, was nur an Jagdgezeuge zu bessern, eiligst zurechte machen mögen. Bey Stellung der Tücher zu einem Hauptjagen bindet der älteste oder erste Zeugknecht die Hauptleine zum ersten an; der zweyte lässet vorne anziehen und anbinden; der dritte stellet nach; der vierte lässet die Windleinen anbinden; und der fünfte oder jüngste commandiret die Anpflöcker.

**Zeugwagen**, darauf das Jagdzeug geführet wird, ist acht bis neun Ellen lang; der Kasten, welcher mit dünnen Brettern wohl zusammen gespündet und gefüget seyn muß, ist anderhalb Ellen hoch, und anderthalb Ellen breit, auch mit Unterzügen versehen, daß er sich nicht biege. Hinten und vornen sind zween eiserne Biegel, mit wildem Sauleder überzogen, darüber wird oben eine leichte Stange angestecket, damit die Plahne oder Decke von Trillich, vor Regen, Schnee oder Wind über den Zeug gezogen und gedecket werden könne. Hinten und vornen werden ganze Sauhäute, wie Vorleder oder Vorhänge gemacht, die man aufstellen und niederfallen lassen, auch unten zuschnallen kann, damit nichts nasses einschlage. Zu beyden Seiten des Wagens werden zwey Kasten veste angemachet, darinnen man die grossen und kleinen Hestel, nebst Proviant und anderer Geräthschaft, als Wagenwinde, Radehauen, Aexte oder Beile, Schnittmesser, Bohrer, Meissel, Hammer, und Zangen, Stricke und Nägel haben kann. Auf einen Zeugwagen werden drey hohe Tücher geladen, und bey jedem Tuche dessen Furkeln und grosse Hestel geleget; vor den Wagen aber vier oder sechs Pferde gespannet, nachdem nemlich das Vieh oder der der Weg beschaffen ist. Der hohen oder schmalen Mitteltücher, weil sie leichter sind, werden vier auf einen Zeugwagen geladen.

**Ziege**, zahme, wegen der Weide derselben in Wäldern, s. **Weidgang.**

**Ziege**, s. **Rehe.**

**Ziehen**, **Gezogen**, wird von dem Hirsch gesagt. Wenn man ihn siehet, oder spüret; so sagt man: er ist **übergezogen.**

**Ziehen**, der Vögel, s. **Streichen, Wiederzug.**

**Ziehgarn**, s. **Hänggarn.**

**Ziehhirsch**, s. **Rennthier.**

**Ziemer**, **Zerrer**, ist die kleinste Gattung unter den Krammetsvögeln, welche sich am spätesten fänget. Sie fressen gerne Wachholderbeere, davon ihr Fleisch einen guten Geschmack bekömmt. Sie sind ein beliebtes Essen, und werden meist gebraten aufgetragen. Daß aus dem Unrath des Ziemers, der Mistel auf Eichen, Linden, Tannen, und andern Bäumen wachsen sollte, wie viele von den Alten geglaubet haben, solches ist falsch, weil theils der Mistel da wächset, wo niemals Ziemer hinkommen, theils, weil die Ziemer auf allerley Bäumen sitzen, jedannoch aber nur auf einigen gewiessen Bäumen der Mistel ausschläget, wie er denn auf denen Nußbäumen, Lerchenbäumen, u. s. w. niemals gefunden wird.

**Zieserleinsbaum**, s. **Corneelbaum.**

**Zimmel**, heißt das männliche Glied eines Hirsches. Solches wird wieder die Epilepsie, oder oder das böse Wesen eingegeben.

**Zimmer**, **Zimmel**, **Zeimer**, **Zämmer**, **Zämel**, **Zämer**, ist das Hintertheil auf dem Rücken des Hirsches, von welchem die Keulen abgelöset, und welches das beste am Hirsch ist. Es gehet aber derselbe so weit, als die Eisbeiner reichen, und wo sich der Rückgradsknochen anfängt. Das nemliche Stück von der wilden Sau wird auch so genennet. Von der Zurichtung s. *Onomatol. Oeconom. Pract.* oder **öconomisches Wörterbuch**, 3ter Theil pag. 839-841.

**Zimmerflösse**, s. **Flösse.**

**Zimmerholz**, s. **Bauholz.**

**Zinken**, von klarem Laut, s. **Hifthorn.**

**Zinken**, heissen auch bey den Jägern die Enden am Hirschgewehhe, s. **Ende**, **Geweyhe**, **Hirsch.**

**Zippe**, s. **Drossel.**

**Zippdrossel**, s. **Drossel.**

**Zirbelbaum**, s. **Fichte.**

**Zirbelnüßlein**, s. **Fichte.**

**Zirkelstücke**, s. **Rundung.**

**Zirgelbaum**, s. **Bohnenbaum.**

**Zirneiche**, s. **Eiche.**

**Zitterpappel**, s. **Pappel.**

**Zuchtmeister der Lerchen**, s. **Schmerl.**

**Zu Felde gehen**, wird von einem Hirsch oder anderm Wildpret gesagt, wenn es aus dem Holz in das Feld ziehet.

**Zu Holze gehen**, heisset, wenn ein Hirsch oder ander Wildpret vom Felde sich in das Holz begiebet.

**Zu Holze richten**, heisset einen Hirsch oder Thier mit dem Leithund im Holze aufsuchen.

**Holze schiessen**, heisset, wenn einer ein Wildpret schiesset, und nicht recht trift, daß es sich verkriechet, stirbet, und von Maden gefressen wird.

**Zug der Vögel**, s. **Streichen, Wiederzug.**

**Zeugleine**, franz. *Filiere*, heißt bey der Falknerey eine kleine Leine, oder ein Stück Bindfaden, ohngefehr 10. Ellen lang, oder auch darüber, welche man an des Vogels Fuß angebunden hat, um ihn damit an sich zu halten, oder zu ziehen, wenn man ihn zurücke ruft, bis man seiner völlig versichert ist.

**Zugvögel**, werden diejenigen genennet, so über Winter nicht bey uns bleiben, sondern zur Herbstzeit aus unsern Gegenden wegziehen, und im Frühling wieder zurücke kommen, s. **Streichen, Wiederzug.**

**Zündloch**, s. **Meuler.**

**Züngel**, ist ein Flußfisch, welcher im Königreiche Ungarn in der Theiße, im Churfürstenthum Bayern in der Iser, meistens aber in der Donau, um Preßburg, Wien und Regenspurg gefangen, und unter die Herrenfische gerechnet wird. Seine Farbe ist etwas braunroth, zum Theil mit grossen schwarzen Flecken unterschieden. Er hat keine Zähne, aber einen harten Kinnbacken, rauhe, scharfe und harte, wiewohl kleine Schuppen, und wird gemeiniglich halbpfündig. Sein Fleisch ist weiß, härtlich, wohlgeschmack und gesund, daß ihn viele vor den gesundesten von allen Donaufischen halten. Er stehet weder in Teichen noch Seen.

**Zurückbleiben des Hirsches**, s. **Erfüllung.**

**Zustellen**, heißt so viel, als einen übertriebenen Ort mit dem Zeug dergestalt verstellen, daß das Wildpret an solchen Ort nicht wieder zurücke komme.

**Zwang**, ist ein Zeichen, wodurch der Hirsch in der Fährte von einem Thier unterschieden werden kann; der Hirsch thut solches, wenn er fortschreitet, da er die Schalen vorne zusammen zwinget, und die Erde damit heraus hebt, s. **Bürgel, Hirsch.**

**Zwangfluß**, s. **Fluß.**

**Zwangtreiben**, heisset bey der Jägerey, wenn bey einem angestellten Hauptjagen das vorhandene Wildpret nach dem ersten Treiben enger, und also in den Abjagungsflügel eingestellet wird. s. **Treiben.**

**Zwangwasser**, siehe Bannwasser.

**Zweckholz**, s. Anisholz.

**Zweigrecht**, nennen die Jäger das Recht oder Befugniß, in die Zweige der Bäume einzuschneiden, um ihre Netze aufzustellen, und, wie sie es nennen, eine Stallung zu machen, s. a. Hägen und Hagen.

**Zweysömmeriger Satz**, siehe Teichfischerey, Nro. I. Lit. B) γ) 12.).

**Zwieseldorn**, siehe Stechpalmen.

**Zwinger**, s. Fasanerey.

Ende des dritten und letzten Theils.

---

**Ulm,**

Gedruckt bey Christian Ulrich Wagner,

Canzleybuchdruckern, der Kayserl. Franziscischen Akademie der freyen Künste zu Augsburg, und der Herzogl. deutschen Gesellschaft zu Helmstädt Mitglied.

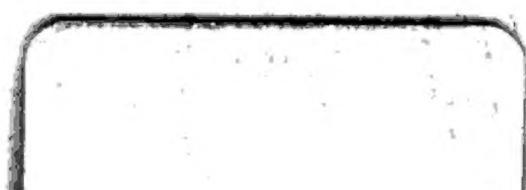
# Nachtrag
## einiger Citationen.

Alleen, s. Wildniß, Nro. II.
Cinis clavellatus, s. Potasche.
Communwaldungen, s. Wald, nro. 9).
Lagerwände, s. Wald, nr. 2).
Lustgebüsche, s. Wildniß.
Lustwald, s. Wildniß.
Plantagen, s. Wildniß.
Privatwaldungen, s. Wald, nr. 9).
Rollsteinigt, s. Wald, nr. 2).

## Druckfehler.

| Anstatt | Theil | Seite | Lin. | ist zu lesen. |
|---|---|---|---|---|
| Canda. | 1. | 182. | 11. | Cauda. |
| Coele | 1. | 781. | 33. | Cocle. |
| Lodern. | 2. | 765. | 16. | Ludern. |
| Quader. | 3. | 128. | 16. | Queder. |
| Querner. | 3. | 128. | 19. | Querder. |
| Holzschlagen. | 3. | 803. | 42. | Holzschaden. |
| die Supplicaten. | 3. | 837. | 34. | über die Supplicaten. |
| welche Supplicata. | 3. | 837. | 35. | welche alle Supplicata. |
| gelanget; das die ꝛc. | 3. | 863. | 32. | gelanget, daß die ꝛc. |
| Weymanns Heil. | 3. | 885. | 41. | Weydmanns Heil. |

3 2044 102 816 808



Digitized by Google